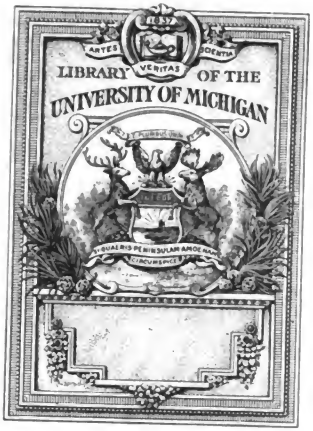
Deutsche Rundschau



Digitized by Google

830.1
D185

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

4/18.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXII.

(Juli — August — September 1892.)

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorenz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Lugern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Bieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Majeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. R. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barthaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

zum

Zweiundſiebzigſten Bande (Juli — September 1892).

		Seite
I.	Frauenrecht. Novelle von **Karl Frenzel.** I./III.	1
II.	Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim	37
III.	Die neueren Phaſen der türkiſchen Politik. Von einem Freunde des Orients. I.	50
IV.	Römiſche Briefe von Karl Stauffer-Bern. Herausgegeben von **Otto Brahm.** I./XV.	87
V.	Goethe's Vorahnungen kommender naturwiſſenſchaftlicher Ideen. Rede, gehalten in der Generalverſammlung der Goethe-Geſellſchaft zu Weimar den 11. Juni 1892 von **H. von Helmholtz**	115
VI.	Entwicklung und Bedeutung der Volksbibliotheken. Von Prof. **E. Reyer**	133
VII.	Max von Forckenbeck, Oberbürgermeiſter von Berlin	138
VIII.	Wirthſchafts- und finanzpolitiſche Rundſchau	141
IX.	Politiſche Rundſchau	150
X.	Taine's Entwicklungsgeſchichte des modernen Frankreichs. Von **Lady Blennerhaſſett**	156
XI.	Literariſche Notizen	159
XII.	Literariſche Neuigkeiten	160
XIII.	Frauenrecht. Novelle von **Karl Frenzel.** IV./VI.	161
XIV.	Die drei Epochen der modernen Aeſthetik und ihre heutige Aufgabe. Von **Wilhelm Dilthey**	200
XV.	Römiſche Briefe von Karl Stauffer-Bern. Herausgegeben von **Otto Brahm.** XVI./XXI.	237
XVI.	Bettina. Von **Reinhold Steig**	262
XVII.	Aus Vergangenheit und Gegenwart der Zoologiſchen Station in Neapel. Von **Anton Dohrn**	275
XVIII.	Die Talleyrand-Anecdoten. Von **Lady Blennerhaſſett.**	299
XIX.	Politiſche Rundſchau	309

(Fortſetzung umſtehend.)

Digitized by Google

Seite

XX. Blätter aus einem Nachlaß 315
XXI. Chopin. Von **F. Gustav Jansen** 317
XXII. Literarische Notizen 319
XXIII. Literarische Neuigkeiten 320
XXIV. Frauenrecht. Novelle von **Karl Frenzel.** VII./IX. (Schluß.) 321
XXV. Von unserm Historischen Institut in Rom. Von **Max Lenz** 361
XXVI. Die neueren Phasen der türkischen Politik. Von einem Freunde des Orients. II. 380
XXVII. Ueber Wechselwirkungen im lebendigen Organismus. Von **Eduard Strasburger** 415
XXVIII. Die Begriffe ein Spiegel der Zeit. Von **Rudolf Eucken** 435
XXIX. Die Jubiläumsfeier der Universität Dublin. Von **Albert M. Selß** 451
XXX. Die Musik- und Theaterausstellung in Wien. Von **Sigmund Schlesinger** 456
XXXI. Politische Rundschau 467
XXXII. Brehm's Thierleben 473
XXXIII. Literarische Notizen 475
XXXIV. Literarische Neuigkeiten. 477

Digitized by Google

Frauenrecht.

Novelle
von
Karl Frenzel.

I.

Auf der Terrasse der Feuillants wogte um diese Mittagsstunde ein buntschimmerndes Menschengewimmel lachend, plaudernd, in dem warmen Märzsonnenschein behaglich sich ergehend, auf und nieder. Dicht bis zu den Spitzen waren die Kastanien mit graugrünen Blattknospen besetzt; die Bäume, welche die Sonnenstrahlen besonders liebkosten, prangten schon im ersten Schmuck des jungen Laubes. Unten im Tuileriengarten hoben die Frühlingsblumen in den Beeten um die Statuen, die dem alten Schlosse gegenüber standen, ihre farbigen Köpfchen; lärmend spielten geputzte Kinder in den Baumgängen und um den Weiher mit Reifen und Bällen. Für die, welche einen ruhigen Sitz dem Umherwandeln vorzogen, war es schwer, einen leeren Stuhl zu finden.

„Nun räum' ich Ihnen den Platz, Herr Lanthenat," meinte darum lustig ein junges Mädchen mit kecken Augen und stand von ihrem Rohrstuhle auf. „Es war überhaupt unrecht von mir, dem Alter nicht die Ehre zu gönnen. Aber im Spiel mit Eudora war ich müde geworden, so müde, die Sonne ist so heiß! Und dann sah ich Sie in so eifrigem Gespräch mit Frau Roland. Wie hätte ich es wagen dürfen, Sie in Ihrem Himmelsflug zu unterbrechen!"

„Sie sind eine Spötterin, Fräulein Franchine, und machen sich ein besonderes Vergnügen daraus, mich zu verhöhnen. Sie wissen recht gut, daß der Onkel Lanthenat nicht dem Fluge einer Frau Roland folgen kann. Was hab' ich mit der Politik und der Zukunft Frankreichs zu schaffen? Ich lebe still für mich hin, der richtige Spießbürger. Wenn ich Frau Roland in den Tuileriengarten begleite und mit ihr die Terrasse auf- und abschreite, überläuft mich immer eine Gänsehaut. Es ist mir, als hörte ich beständig die Spaziergänger hinter mir hersagen, wie kommt der Molch Lanthenat in die Gesellschaft der Minerva? Und tritt nun gar einer der Bürger und Volksvertreter aus dem Sitzungssaal auf die Terrasse hinaus, um Luft zu schöpfen, und nähert sich uns ..."

Digitized by Google

„So ergreifen Sie die Flucht," meinte das Mädchen mit einem spitzbübischen Blick nach der Terrasse hin. „Sehen Sie nur, wie Frau Roland umdrängt ist. Ich glaube nicht, daß man der Königin mehr Ehren erweist. Aber verdient sie diese Huldigungen nicht auch? Ich bin ein einfältiges Ding; wie Sie wissen, Herr Lanthenat, eine Waise, die Frau Roland in ihrer Güte auf einer Straße in Lyon aufgelesen und in ihr Haus aufgenommen hat. Mir liegen ihre erhabenen Gedanken noch viel ferner als Ihnen, himmelsfern! Zuweilen frage ich mich, wie kommt eine Frau zu solchen Vorstellungen und Meinungen, vor deren Größe und Kühnheit die Männer selbst erstaunen? Aber ihre Reden machen mir das Herz warm, und ich möchte gleich darauf losstürmen, eine That zu vollführen."

„Verbrennen Sie sich die Schmetterlingsflügel nicht, Franchine! Ich fürchte, wir sind zwei Motten, die ins Licht geflogen sind."

„Unbesorgt, Herr Lanthenat! Ich merkte bald genug, daß ich nicht in den Feuerkreis gehöre. Frau Roland braucht mich nur mit ihren dunklen strengen Augen anzusehen, und ich fühle gleich meine Nichtigkeit. Dein Sinn, scheint dieser Blick zu mir zu sagen, steht einzig auf Putz und Vergnügen, Du wirst Dein Leben lang eine Kammerzofe sein und bleiben." Sie versuchte dabei eine de- und wehmüthige Miene anzunehmen, aber wider ihren Willen kicherte der Schalk um ihre Lippen, und die anmuthigen Grübchen ihrer Wangen vertieften sich.

„Nun, nun!" entgegnete Herr Lanthenat und schien das feine, schlanke Persönchen daraufhin zu mustern, ob ihre Behauptung sich erfüllen müsse. „Noch ist nicht aller Tage Abend. Und gar in Revolutionszeiten! Die Adligen sind weggeblasen, und andere Leute setzen sich auf ihre Stühle. Arme, brave Leute aus dem Volke, versichert uns Bürger Robespierre. Waisenkinder, Franchine! Ich sehe Sie noch einmal in einer schönen Kutsche fahren, mit blauem Atlas ausgeschlagen und mit Spiegelscheiben . . ."

„Glauben Sie?" Und unwillkürlich warf sie das Stumpfnäschen in die Höhe, als habe sie von fernher eine Witterung des Glückes.

„Wenn Sie so alt wären wie ich, würden Sie Alles für möglich halten."

„Wie alt sind Sie eigentlich, Herr Lanthenat? Sie liebäugeln mit Ihren Jahren, als ob Sie ein Fünfziger wären, und ich wette doch, daß Sie in Wahrheit viel jünger als Herr Roland sind. Man wird aus Ihnen nicht klug. Manchmal, wenn die Herren Zeitungsschreiber und die Volksvertreter in dem Salon unserer gnädigen Frau sich drängen, und Jeder sich bemüht, um ihr zu gefallen, ein kluges Wort über Freiheit und Vaterland zu sagen, spielen Sie den Griesgram und — ich bitte im Voraus um Verzeihung! — den Einfältigen. Als ob Sie nichts von den Dingen verstünden und nicht bis fünf zählen könnten! Wenn Sie aber mit Frau Roland allein sind, wie rasch finden Sie die Sprache wieder! Und haben Sie nicht schon mir, einer so kleinen, unbedeutenden Grille, Reden gehalten, die mir schöner und weiser vorgekommen sind als Alles, was ich von dem Geschwätz der Herren Brissot und Guadet erhorcht habe?"

„Nicht so laut, Franchine. Greifen Sie unsere Volkstribunen nicht an. Jedes Wort aus ihrem Munde ist Gold; was wir reden, ist im besten Fall Papiermünze. Also ich gebe Ihnen ein Räthsel auf?"

Digitized by Google

„Ja, Sie sind anders, als Sie scheinen. Auch Ihre Kälte und Gleichgültigkeit ist vielleicht nur erkünstelt, Sie haben Flammen in Ihren Augen ..."

„In meinen wasserblauen Augen? Wetter, Sie sind eine Hexe, Franchine, und man muß sich vor Ihnen in Acht nehmen. Wir Alle im Hause haben Sie bisher für einen neckischen, hübschen Kobold gehalten. Daß Sie sich auf die Beobachtung legen —"

„Sie werden mich nicht verrathen," unterbrach sie ihn hastig, mit einem Ernst in ihrem Gesicht und in ihrer Stimme, die im schärfsten Gegensatz zu ihrer bisherigen Lustigkeit standen und Lanthenat's Staunen noch mehr als ihre Bemerkungen erregten.

Als ob ihn die Sonne blende, schloß er auf einige Sekunden die Augen und runzelte die Stirne. „Was und wem sollte ich Sie verrathen?" sagte er dann. „Es ist nur natürlich, daß ein kluges Mädchen sich seine Umgebung ansieht, Dinge wie Menschen."

„Setzen Sie hinzu, ein armes Mädchen, Herr Lanthenat. Frau Roland's Haus ist für mich die Schule des Lebens und der Welt. Immer werde ich nicht darin bleiben, wenn Eudora erwachsen ist, werde ich mir einen anderen Dienst suchen müssen. Ich nutze die Zeit, um die Menschen kennen zu lernen."

Und die Gelegenheit zu einem Glückswechsel zu erspähen, dachte Lanthenat.

„In Lyon und auf dem Weinberge des Herrn Roland bei dem Dorfe Thézée," fuhr Franchine redselig fort, um das Mißtrauen ihres Begleiters, das sie, wie sie zu spät merkte, unvorsichtig geweckt hatte, wieder einzuschläfern, „hatten wir ein stilles, einsames Leben geführt. Wenige Freunde kamen zu der Herrschaft. Draußen auf dem Gute brachten wir die Tage mit ländlichen Arbeiten, auf Spaziergängen in den Wäldern und über die Berge zu. Außer dem wechselnden Schauspiel, das mir die Natur bot, hatte ich kein anderes zu betrachten. Ich schwatzte mit den Mägden und den Knechten und sang und spielte mit Eudora. Zuweilen gab mir Frau Roland ein Buch zu lesen, aber es machte mir kein Vergnügen. Da lag ich viel lieber auf dem Rasen im Sonnenschein und träumte mit offenen Augen. Und nun denken Sie sich diesen Wildling nach Paris verschlagen, von der Weinlese und aus dem Obstgarten in dies Häusermeer, wo man statt der Bergspitzen im bläulichen Duft nichts als steile graue Dächer sieht. Als wir im December des vergangenen Jahres hier ankamen, war ich scheu und bissig wie eine Wildkatze. Wie oft haben Sie selbst über meine Verlegenheit gelacht und meinen Trotz gescholten! Ja, wenn ich mich nach Herzenslust in den Straßen und Gärten hätte ergehen und all' die neuen Wunder betrachten dürfen! Aber das duldete Frau Roland nicht; ohne Begleitung gestattet Sie mir noch heute nicht, das Haus zu verlassen ..."

„Und im Hause langweilten Sie sich," ergänzte er den Satz, in dessen Mitte sie gestockt hatte. „Ich nehme es Ihnen nicht übel. Für ein junges Mädchen ist das Haus der Roland's ein wenig gar zu feierlich und zu ernst. Wie die Vorhalle zu dem Tempel der Freiheit und der Weisheit. Kein Fest und kein Vergnügen, nur wenn der Onkel Lanthenat bei guter Laune ist und seine Geige mitgebracht hat, ein bischen Musik; Eudora klimpert auf dem Klavier, und Sie singen ein provenzalisches Liedchen. Das ist trübselig. Da weiß denn ein solches

Digitized by Google

Seelchen nichts mit seiner Zeit anzufangen und verfällt aus Langerweile und aus Neugierde darauf, die Menschen zu studiren."

„Nicht alle, Herr Lanthenat! Ich gebe mir keine Mühe, Herrn Robespierre oder Herrn Pétion zu studiren. Mögen sie reden, was sie wollen. Ich bin immer froh, wenn Frau Roland meiner Dienste nicht mehr bedarf und mir einen Wink ertheilt hat, mich aus der heiligen Versammlung zu entfernen. Mit Ihnen ist es etwas Anderes, Sie sind eine Ausnahme."

„Schmeichlerin!"

„Ich würde mich hüten, Ihnen eine Schmeichelei zu sagen. Das schickt sich in meiner Stellung nicht. Aber von allen Männern, die ich hier in Paris gesehen habe, sind Sie der einzige, dessen Namen ich schon vorher gehört hatte. Als Herr und Frau Roland im September aus Paris nach ihrem Landgute zurückkehrten, erzählten sie ihrem Töchterchen und mir so viel von dem guten und lieben Herrn Lanthenat, daß Sie bald in unsern kindischen Unterhaltungen eine große Rolle spielten. Besonders, nachdem es festgestellt war, daß Sie uns beide mit sich nach Paris nehmen würden. Wie viele Bilder haben wir uns von Ihnen entworfen! Wir hatten beide die Ahnung, daß wir ohne Sie die verlassensten und traurigsten Geschöpfe in Paris sein würden. Und wie richtig unser Gefühl gewesen ist, wissen Sie so gut wie ich. Ohne Sie hätten wir die Wachsfiguren und das chinesische Schattenspiel im Palais Royal nicht gesehen, keinen Polichinell und kein Ballet. Ist es da ein Wunder, daß Sie für mich zu einer Hauptperson geworden sind, an der mir Alles merkwürdig und wichtig erscheint?"

Lanthenat war überzeugt, daß die Listige ihn in die Irre führen wollte und daß andere Dinge als die, von denen sie sprach, sie veranlaßt hätten, ihn zu beobachten. Er hatte bisher dem siebzehnjährigen Mädchen, der Spielgefährtin und Aufseherin Eudorens, weder großen Scharfsinn noch kluge Ueberlegung zugetraut; ihre Frische, ihre Anmuth und ihr Muthwille hatten ihn erfreut, und nie war es ihm in den Sinn gekommen, daß die Beschäftigungen und Vergnügungen ihres Alters ihren Kopf und ihr Herz nicht völlig ausfüllen könnten. Nun hatte sie sich ihm durch eine unvorsichtige Selbstoffenbarung verrathen: sie beobachtete die Menschen und ihre Handlungen; sie zog ihre Schlüsse, sie stellte ihre Vermuthungen an. Würde es nicht jede Andere in ihrer Lage auch gethan haben? Was fand er Auffälliges dabei, warum ärgerte es ihn? Er wußte keinen ausreichenden Grund dafür anzugeben; aber er hätte gewünscht, daß sie leichtsinniger, harmloser und einfältiger gewesen wäre. Er hätte dann nicht nöthig gehabt, fortan strenger als bisher auf sich zu achten. Sich von einem Kinde durchschauen, von einem Kinde sein Geheimniß entdecken zu lassen — er wäre sich selber wie ein Narr und ein Geck erschienen. Und wenn es sich nur um ihn gehandelt hätte! Kümmerte sich Paris um Etienne Lanthenat? Der mochte leben und sterben, wie er wollte! Aber es war klar, daß Franchine ihre Herrin mit denselben forschenden und spähenden Blicken betrachtete wie ihn. Nicht aus böser Absicht, noch weniger zu einem bestimmten Zweck, allein in Tagen wie diesen, wo Argwohn und Mißtrauen sich in alle Herzen eingeschlichen haben, der Verrath in jedem Winkel lauert, das Volk bei der drohenden Kriegsgefahr

Digitized by Google

sich und die Revolution von auswärtigen und inneren Feinden umgeben sieht, welch' Verderben kann ein unbedachtes Wort heraufbeschwören, welche Handlung ist vor einer falschen Auslegung sicher! Jeder Kopf, der über die Menge hinausragt, wird von der Maschine des Doctors Guillotin abgeschnitten werden: das war einer von den Gedanken, die Lanthenat bei Tag und Nacht verfolgten.

Aus dem Wirbel dieser Ueberlegungen kam er zu dem Entschluß, die halben Wahrheiten Franchinens mit halbem Vertrauen zu erwidern und sie dadurch vielleicht von ferneren Nachforschungen abzuhalten. „Wenn ich für Sie eine so merkwürdige Person bin, daß Sie mir sogar ein Doppelwesen zutrauen," sagte er, „sind Sie es heute für mich nicht minder geworden, Fräulein Franchine. Wie hab' ich Sie nur so lange wie ein halbes Kind behandeln können!"

„Sie haben mich immer in Gegenwart Eudora's gesehen," lachte sie, „der Irrthum ist verzeihlich."

„Künftig werde ich Sie wie einen guten Kameraden betrachten."

„Bitte, da wollen wir es lieber bei der alten Behandlung bleiben lassen, Herr Lanthenat. Ich mag von der Gleichberechtigung der Geschlechter nichts hören und ziehe die Schwäche des Weibes vor; ich stehe mich besser dabei."

Als Lanthenat sie mit einem verstohlenen Blick streifte, fand er, wie sehr sie mit ihrer Meinung im Recht sei. Mit ihrer schlanken Figur, ihrem von Jugendfrische und Sonnenschein strahlenden Gesicht, den dunklen, unruhigen Augen, die sich an der Welt umher nicht satt sehen zu können schienen, ihren kleinen Füßen, die unter dem glatt herabfallenden, mit einem breiten Spitzensaum besetzten Kleide von buntgestreiftem indischen Tafft sichtbar wurden, war sie des Sieges ihrer Weiblichkeit gewiß. Keck, beinahe herausfordernd, saß der hohe mit Bändern und Federn geschmückte Hut auf ihren schwarzen, ungepuderten, lockigen Haaren; in steter Geschäftigkeit ließ sie ihren Muff aus der einen in die andere Hand wandern. Neben ihr machte Lanthenat in seinem schwarzen, langschößigen, frackartig zugeschnittenen Tuchrock, den schwarzen Kniehosen und schwarzen Seidenstrümpfen und dem Kastorhut mit der dreifarbigen Cocarde einen altmodischen Eindruck. Er trug sich noch nach der Mode aus dem Märzmonat des Jahres 1789; aus den Taschen seiner schwarzen Tuchweste hingen zwei Uhrbänder von schwarzer Seide, unten mit einer Goldschnur eingefaßt. Nur den Galanteriedegen von damals hatte er vorsichtiger Weise abgelegt; er würde ihn jetzt als Aristokraten gekennzeichnet und dem Gespött, vielleicht sogar den Mißhandlungen der Menge ausgesetzt haben. An seiner Statt schwang er einen Rohrstock mit einem Knopf von Elfenbein, der die Form einer Jacobinermütze hatte.

In einer Mischung von nachsinnender Bedächtigkeit und schalkhafter Ironie hielt er ihn jetzt auf Franchinens letzte Worte an seine Lippen gepreßt, ehe er sagte: „Sie haben das klügste Loos gewählt. Für ein junges Mädchen wird es auch in der Revolution das Beste sein, sich auf ihre Weiblichkeit zu verlassen. Wenn Ihnen nur mit den Jahren nicht auch die großen Gedanken und die politischen Leidenschaften kommen! Niemand ist vor dieser Ansteckung sicher. Ich will offen mit Ihnen reden, Franchine. Mir macht der Eifer, mit dem sich Frau Roland der Politik hingibt, Sorge. Ich hatte gehofft, der Aufenthalt auf

Digitized by Google

ihrem Landgute, die friedlichen und gleichmäßigen Beschäftigungen, die ihrer dort warteten, würden das Feuer, das sie im vergangenen Jahre hier ergriffen, im Verkehr mit den Volksvertretern, bei dem Lesen der Zeitungen und dem Besuch der Versammlung, die uns die Verfassung gegeben hat, allmälig besänftigen. Wie erschrak ich, als sie mir schrieb, daß sie nach Paris zurückkehren würde!"

„Sie erschraken?" fragte Franchine und hob ihren Muff in die Höhe, um das ungläubige Lächeln dahinter zu verstecken, das sie nicht ganz zu unterdrücken vermochte. „Ja, sind Sie denn nicht unzertrennlich von Herrn und Frau Roland? Sie konnten wünschen, diesem Umgang zu entsagen?"

„Dem Glück seiner Freunde muß man das eigene zum Opfer bringen," antwortete Lanthenat pathetisch.

„Ich weiß nicht, ob ich das Herz dazu hätte," meinte Franchine. „Aber für Sie und Ihre Handlungen braucht man einen besonderen Maßstab."

„Wenn Sie die Geschichte meiner Beziehungen zu Frau Roland kennen, werden Sie in meinem Verhalten nichts Wunderbares finden. Wir sind als Nachbarkinder aufgewachsen; so lange ich denken kann, habe ich mich als ihren älteren Bruder betrachtet. Das Haus ihrer Eltern stieß an das Häuschen, in dem die meinigen bescheiden zur Miethe wohnten, in der Laternenstraße, grad gegenüber der Notredame-Brücke. Ihr Vater war ein geschickter und wohlhabender Kupferstecher, Gatien Phlipon, immer lustig, heftig und gesund, ein hübscher, stattlicher Mann; von ihm hat sie die vornehme Haltung und die Gabe der Beredtsamkeit geerbt, der meine sah dagegen trübselig und verdrießlich aus. Er mußte sich mühsam durch das Leben schlagen und betrachtete es als eine Ehre, daß sein Sohn mit der reichen Nachbarstochter spielen durfte. Der Garten hinter ihrem Hause wurde der Tummelplatz unserer Fröhlichkeit. Wie gern hätte ich die Kunst bei ihrem Vater erlernt, nur um ihr immer nahe zu sein! Aber ich sollte nach dem Willen meines Vaters ein reicher Kaufmann werden. Er trieb einen kleinen Handel mit Kaffee und Zucker, mit Gewürznelken und Südfrüchten, und der Geschäftsführer eines großen Hauses, das mit der Insel Bourbon und mit Westindien in Verbindung stand, hatte ihm versprochen, mich darin unterzubringen. Mit sechzehn Jahren mußte ich von ihm, von der alten Kirche und der Seine Abschied nehmen und wurde weit weg nach Bourbon, in den indischen Ocean geschickt."

„Das ist eine herzbrechende Geschichte!" warf Franchine ein. „Denn gewiß waren Sie in Ihre Nachbarin sterblich verliebt!"

„Es war eine einseitige Liebe," entgegnete er lachend. „Seit einem Jahre hatte das neunjährige Fräulein Marie Jeanne eine andere Leidenschaft gefaßt und bekümmerte sich kaum noch um ihren Spielgefährten, sie liebte Plutarch."

„Wer ist das? Ein Künstler wie ihr Vater, oder einer von den früheren Adligen?"

„Plutarch ist ein Mann, der vor vielen, vielen Jahren Bücher geschrieben hat, in griechischer Sprache, von alten Heiden, Griechen und Römern, Feldhauptleuten und Volkstribunen . . ."

„Heilige Genoveva, und in diese alten Bücher hatte sich die Kleine verliebt?"

Digitized by Google

„Bei Tag und Nacht las sie darin. Denken Sie nur, wenn Sie in der Fastenzeit mit ihrer Mutter in die Kirche ging, steckte sie statt eines Gebetbuches einen Band des Plutarch zu sich und las darin, während der Prediger die Zuhörer zur Buße ermahnte."

„Nun begreife ich die schreckliche Gelehrsamkeit der Frau Roland, und daß sie es nicht gern sieht, wenn Eudora zu lange mit ihren Puppen spielt. Mit neun Jahren sich schon in den Büchern vergraben! Und es standen gar keine heiteren Geschichten darin, von verwunschenen Prinzen und armen Mädchen, die Königssöhne heiratheten?"

„Nein, in Plutarch's Geschichten fließt so viel Blut wie jetzt bei uns. Alle reden von Freiheit und Vaterland, von Tyrannen, die ermordet, von einer Knechtschaft, die gebrochen werden muß. Die Einen stürzen sich nach einer verlorenen Schlacht in ihr Schwert, die Anderen werden umgebracht."

„Ich hasse diesen Plutarch," und sie drohte mit ihrem Muff in die Luft, „welch' ein abscheulicher Mensch!"

„Ich haßte ihn damals auch, vor dreißig Jahren," versicherte ernsthaft Lanthenat. „Noch unversöhnlicher als Sie. Wenn ich es gekonnt hätte, würde ich seine Bücher in die Seine geworfen oder im Feuer verbrannt haben. Denn seit Marie Jeanne ihre Entdeckung gemacht hatte, war ich ihr gleichgültig geworden, und unsere Spiele und Spaziergänge hatten aufgehört. In ihrem kleinen Herzen mochte sie mich verachten oder bemitleiden, weil ich großer Junge so gut wie nichts von ihren Griechen und Römern wußte. So vergoß sie auch nur ein paar Thränchen, als ich ihr Lebewohl sagte, während ich vor Schluchzen und Weinen kaum ein Wort hervorbringen konnte."

„Und blieben Sie lange fort?"

„Zwanzig Jahre. Als ich zurückkehrte, war Marie Phlipon seit zwei Jahren mit Herrn Roland de la Platière verheirathet und lebte in Amiens. Wir hatten uns in der langen Zeit und bei der weiten Entfernung zwischen uns selten geschrieben; ich bin kein Gelehrter und war seit dem Tode meiner Eltern ohne jede Kunde von dem Schicksal, dem Denken und Trachten Mariens und ihres Vaters; sie hatte es bald aufgegeben, eine Beziehung mit einem armen Handlungsbeflissenen aufrecht zu erhalten, der ihrem Geiste so gar nichts bieten konnte. Ein Anderer würde sich in seinem verletzten Stolz von ihr zurückgezogen haben, aber der Wunsch, sie noch einmal wieder zu sehen, hatte mich auf allen meinen Reisen begleitet; einmal in Frankreich, besaß ich nicht mehr die Kraft, ihm zu widerstehen. Ich besuchte sie in Amiens und wurde freundlich aufgenommen, freundlicher von ihrem Manne als von ihr, die sich wohl noch des Spielgenossen aus der Kindheit erinnerte, doch mich nicht wieder erkannte. Herr Roland, der in seiner Jugend nach Indien und den Inseln hatte gehen wollen, war erfreut, in mir einen Mann zu finden, der von dorther kam und ihm mancherlei Aufschlüsse über den Handel und den Plantagenbau für seine Studien mittheilte. So knüpfte sich langsam das Band der alten Freundschaft wieder zusammen. Frau Roland gewöhnte sich an mich, weil ich mir die Achtung und das Vertrauen ihres Mannes erworben hatte, und duldet mich in

Digitized by Google

ihrer Nähe wie ein altes Hausgeräth, von dem wir uns nicht trennen mögen, wie unbequem es uns auch geworden ist."

„Sie übertreiben! Wenn Frau Roland Ihren Namen nennt, setzt sie hinzu, unser treuester Freund."

„Ihr das zu beweisen, ist die Aufgabe meines Lebens," betonte Lanthenat mit einer gewissen Feierlichkeit und hielt in seinem Gange einen Augenblick inne. „Ich habe für Niemanden zu sorgen, weder für Kinder noch für Verwandte, für keinen Hund und keine Katze. Ich bin zu dumm, um mir den Kopf über das Wohl des Vaterlandes zu zerbrechen, aber ich möchte dazu beitragen, das Glück dieser Frau zu sichern, ihr die Ruhe des Lebens und die Heiterkeit der Seele zu erhalten."

„Und an sich wollen Sie gar nicht denken?" entgegnete Franchine. Sie war wieder stehen geblieben und hatte ihren Kopf ein wenig in den Nacken geworfen, in die Höhe blickend, als suchten ihre Augen an dem Himmel ein glänzendes Wölkchen. „Die Leute sagen, Sie seien ein steinreicher Mann, Herr Lanthenat; wie leicht und heiter könnten Sie Ihre Tage genießen, ohne Sorgen! Warum sich unnöthige machen?"

„Ich bin nicht reich," wehrte er ab, „ich hab' grad genug, um nicht zu verhungern. Die Zeiten sind theuer und werden immer kostspieliger werden, Franchine. Ein Louisd'or wird bald so selten sein wie eine Kirsche im Winter. Sie ahnen nicht, wohin die Dinge treiben, ich aber habe ein Vorgefühl des kommenden Schreckens. Und zuweilen sehe ich meine Freunde in einem Meer von Blut ertrinken —"

„Das sind gräßliche Gedanken und Träume, Herr Lanthenat! Sie leiden an Albdrücken und fangen zu viele Grillen. Schauen Sie doch um sich! Wie lustig scheint die Sonne, wie fröhlich lachen die Menschen! Ueberall Vergnügen, Glanz und Herrlichkeit! O wenn ich Geld hätte und frei wäre, um auch einmal aus diesem Freudenbecher zu trinken!" Ihre Augen blitzten, und ihre Lippen öffneten sich, wie um in einem tiefen Athemzuge das Wohlbehagen einzusaugen, das ihr mit der Frühlingsluft entgegenströmte.

Lanthenat sonnte sich gleichsam in dem unwillkürlichen Ausbruch ihres leidenschaftlichen Verlangens. Ihre Jugend und ihre Anmuth, ihr Durst nach dem Genuß des Lebens flossen mit der Bläue des Himmels, dem Schimmer des Frühlings, dem Drang der Knospen und Blüthen nach dem Licht für ihn zusammen; dieselbe Empfindung und Stimmung war in beiden.

„Ja, wenn man so jung ist wie Sie," sagte er, „wie wohlig schwimmt es sich im Strom des Daseins! Ich will Ihnen die Freude an den bunten Farben und dem Duft der Welt nicht verderben. Vergessen Sie, was ich gesprochen. Wenn es mir gelingt, Frau Roland wieder aus Paris zu entfernen . . ."

Eine Entfernung aus Paris stimmte indessen gar nicht mit Franchinens Wünschen überein. „Warum wollen Sie uns aus der schönen Stadt verjagen?" unterbrach sie ihn. „Bis jetzt ist uns nichts Böses begegnet. In Thézé hatte Frau Roland manche langweilige und traurige Stunde, ihr fehlte die Geselligkeit. Sie hatte Niemanden außer ihrem Gatten, mit dem sie sich aussprechen konnte. Hier ist sie aufgeblüht, und ein sanftes Feuer glüht wieder in ihren

Digitized by Google

Augen. Man huldigt ihr, man bewundert ihre Klugheit, ihre Beredtsamkeit, sie hat keine Feinde. Warum sollte sie Paris verlassen? ‚Es ist der einzige Ort, wo ich hingehöre, wo ich athmen kann!' hab' ich sie einmal ausrufen hören. Und was die Zukunft betrifft, Herr Lanthenat, die haben wir verbrieft und versiegelt."

„Da wäre ich neugierig —"

„Es ist ein Geheimniß, und ich habe versprochen, es nicht zu verrathen. Aber Ihnen will ich es anvertrauen, damit Sie sich um Frau Roland nicht länger sorgen und ängstigen und es aufgeben, ihr den Aufenthalt in Paris zu verleiden. Hier erwartet sie ein großes, ein unbeschreibliches Glück. Sie wird so mächtig wie die Frau Königin werden."

„Und das haben Sie verbrieft?"

Sein spöttischer Ton ärgerte sie. „Es ist wenigstens ebenso sicher wie Ihre Ahnungen," sagte sie, die Lippen kräuselnd. „Unsere Köchin Katharine Fleury ist eine kluge Frau; sie kann die Rose besprechen und sieht in die Zukunft. Sie fürchtete sich vor der Reise nach Paris; dreimal hat sie, ehe wir unser Landgut verließen, ihre Karten um Rath gefragt, und dreimal haben sie Frau Roland Glück verheißen." Und da er geringschätzig die Schultern zuckte, setzte sie eifrig hinzu: „Das ist nicht Alles. Katharine glaubte ihrer Sache nicht sicher zu sein; es ist ihr geglückt, hier in Paris eine Kartenschlägerin aufzufinden, vor deren erstaunlicher Kunst nichts verborgen bleibt . . ."

„Und von der ist das Orakel der Fleury bestätigt worden?"

„Bis ins Kleinste. Ueber Kurzem werden wir in einem prächtigen Hause wohnen, Wagen und Pferde werden zu unserer Verfügung stehen. Das Schloß des Königs" — und sie zeigte mit ihrem Muff nach dem langhingestreckten grauen Gebäude der Tuilerien, das sich hinter dem Gitter des Gartens mit seinen mächtigen Portalen, seinen beiden Eckpavillons und den hell im Sonnenschein blinkenden Fensterreihen erhob — „soll erst erstürmt werden, dann wird unsere Stunde schlagen."

Etwas in diesen Behauptungen, die Franchine in der Heftigkeit gläubiger Ueberzeugung hervorsprudelte, stimmte Lanthenat trotz der Einwendung des Verstandes nachdenklich. „Das ist der Fleury aus den Karten prophezeit worden? Ich hätte Lust, einmal mit ihr darüber zu reden."

„Das werden Sie nicht thun, ich bitte Sie darum. Katharine würde es mir nie verzeihen, daß ich ihr Vertrauen gemißbraucht. Selbst Frau Roland weiß keine Silbe davon. Wenn Sie mir keinen Glauben schenken, wollen Sie der Fleury mehr glauben?"

„Es ist freilich besser, ich gehe gleich an die Quelle. Wie heißt denn die Prophetin?"

„Ich kenne weder ihren Namen noch ihre Wohnung. Hätt' ich Ihnen doch lieber nichts von unseren Heimlichkeiten gesagt, Herr Lanthenat! Sie machen ein so finsteres Gesicht, als ob Sie mich die Weissagung der Karten entgelten lassen wollten."

„Thorheit, Franchine! Ich danke Ihnen im Gegentheil für Ihre Mittheilungen; es ist immer gut, daß wir uns auf unsere Größe vorbereiten können . ."

Digitized by Google

Und halblaut wiederholte er: „Wenn das Schloß des Königs erstürmt worden . ." Als brauche er eines Mittels, sich aus seinen Gedanken zu dem Bewußtsein der Gegenwart zurückzuführen, hatte er mechanisch eine seiner Uhren aus der Westentasche gezogen — eine große silberne Uhr, auf deren hinterer Schale ein Freiheitsbaum, von der phrygischen Mütze gekrönt, eingravirt war. „Es ist bald ein Uhr," sagte er, „gehen wir zu Frau Roland zurück. Wo ist Eudora geblieben?"

„Ich stehe hinter Dir, Onkel Etienne, und zupfe Dich vergebens an Deinen Rockschößen," kicherte das feine Stimmchen eines blonden, zehnjährigen Mädchens. „Sieh nur, Mama hat uns erkannt, sie hebt ihren Muff in die Höhe. Wer ist nur der Offizier, der mit ihr redet?"

Franchine öffnete ihre Augen, so weit sie konnte. Wahrhaftig, Frau Roland stand im eifrigsten Gespräch mit einem Offizier, dessen goldene Epauletten und breites rothes Ordensband auf einen hohen Rang deuteten, am Rande der Terrasse, das Gesicht dem Garten zugewandt. Hastig ergriff sie Eudorens Hand und suchte sich durch die Menge einen Weg zu bahnen. Lanthenat folgte ihnen, den Blick am Boden, in sich gekehrt, einem Nachtwandler ähnlich. Vergebens kämpfte er gegen die Macht an, die das Kartenorakel über ihn gewann. Denn gingen die geheimsten Gedanken seiner Freundin nicht auch auf den Umsturz jenes Schlosses hinaus? Erwartete sie nicht von der Entthronung des Königs ein Zeitalter der Freiheit und Gleichheit für das Vaterland? Gaukelten ihr niemals Hoffnung und Ehrgeiz eine große Rolle in jener Zukunft auch für sie vor? Die Uebereinstimmung der Prophezeiung mit den dunklen Trieben und Wünschen ihres Herzens, von denen weder die Magd noch die Kartenschlägerin eine Ahnung haben konnten, verwirrte ihn.

In dem Garten gab es eine allgemeine Bewegung. Die Spaziergänger, Männer und Frauen, die Kinder und die Zofen, strebten den Ausgängen zu. Hier durch die Gitterthür nach der Königsbrücke, dort nach dem Platz, auf dem das Standbild Ludwig's XV., der König zu Pferd, die vier Tugenden um den Sockel, von breiten prächtigen Steinbalustraden eingefaßt, im schimmernden Erz aufragte. Andere wandten sich der Terrasse der Feuillants zu. Meist aus Neugierde, die Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung zu sehen, die, aus dem Sitzungssaal tretend, sich hier lustwandelnd ergingen. Eine niedrige Mauer trennte die Baumgänge der Terrasse von dem Hofe der Reitbahn des Schlosses, die seit dem October des Jahres 1789 zu dem großen Saal der Volksvertreter eingerichtet war. Ein großer Thorweg führte aus dem Hofe in den Garten, das Gedränge auf der Terrasse war groß. Einer wollte dem Andern die berühmten Redner der Gironde, den stattlich auftretenden Vergniaud, den polternden Isnard und den Kriegshetzer Brissot zeigen, der Tag für Tag in seinen Zeitungsartikeln und Reden den Franzosen die Befreiung der Völker und die Eroberung Belgiens und der Rheinlande predigte. Unter diesen eifrigen Politikern konnten harmlose Gespräche, Kinderlachen und verliebtes Geflüster nicht aufkommen. Hier waren die Frauen zum Schweigen verurtheilt, höchstens daß sie ihrer Verwunderung und ihrem Schrecken in Ausrufen Luft machten. Die abenteuerlichsten Gespräche schwirrten hin und her . . „Gebt Acht, wenn wir ihnen nicht zuvorkommen,

Digitized by Google

fallen die Oesterreicher über uns her." — „Natürlich, sie haben ja ihre Verbündeten unter uns," und der Redner reckte die Hand nach den Tuilerien aus. — „In jeder dritten Nacht sendet die Oesterreicherin einen Boten in aller Heimlichkeit an ihren Bruder ab." — „Neulich sollen sich die nichtswürdigen Emigranten in Koblenz durch einen feierlichen Eid verpflichtet haben, jeden zehnten Mann in Paris hinrichten zu lassen." — „Da müßten sie doch erst hier sein, Gevatter." — „Wie viele Köpfe könnten wir bis dahin abschneiden!" — „Pfui, Du riechst nach Marat!" — „Es ist eine Schande, daß die Regierung diesen Narren nicht ins Irrenhaus steckt; er verpestet die Stadt mit seinem Geifer." — „Er ist ein bissiger, aber wachsamer Hund." — „Vergeßt nicht, wie oft er schon die Verschwörungen der Priester und der Aristokraten entdeckt hat." — „Da steckt der Knoten! Die Unruhe, die Arbeitslosigkeit, die Theuerung — sie allein sind Schuld daran." — „Sie kaufen das Getreide auf, sie drücken den Werth des Papiergeldes herab, sie schüren überall die Zwietracht." — „Warum leisten die Priester nicht den Bürgereid?" — „Es ist gegen ihr Gewissen; der Papst hat es ihnen verboten." — „Ist das eine Entschuldigung? Sie haben dem Gesetz und nicht dem Papst zu gehorchen." — „Treibt sie aus dem Lande, sperrt ihnen die Kirchen!" — „Damit sie auf freiem Felde predigen?" — „Du gehörst wohl auch zu den Dolchrittern, die Nachts ihre Versammlungen in den Tuilerien halten, um in günstiger Stunde die Patrioten zu ermorden?" — „Ruhe, Frieden!" riefen Andere dazwischen. Aber obgleich die große Mehrzahl der Spaziergänger den wohlhabenden Ständen angehörte und in Kniehosen und Schnallenschuhen ging, wurden doch schon drohend die Stöcke geschwungen, als einer unabsichtlich die Aufmerksamkeit der Menge nach einem anderen Ziele lenkte: „Wer ist die Dame, mit der General Dumouriez so angelegentlich redet?" — „Welche? die im blauen Kleide, mit dem großen schwarzen Spitzenhalstuch und dem breitkrempigen Hut?" — „Ja, über dem Kopf steigt er wie eine Röhre in die Höhe." — „Das ist die neueste englische Mode." — „Ich kenne sie nicht, vermuthlich ist sie eine Engländerin." — „Nein, sie trägt lange dreifarbige Bänder an ihrem Gürtel." — „Jetzt dreht sie sich um, eine stattliche Frau!" — „Aber nicht mehr die Jüngste." — „Um so merkwürdiger, daß ihr unser General den Hof macht." — „Sie werden politische Dinge verhandeln." — „Dazu ist sie doch noch zu hübsch." — „Weiß denn Niemand, wer sie ist?" — „Ich habe sie einige Male gesehen," sagte ein kleiner Mann, der sich, dem Zuge der allgemeinen Neugierde folgend, auf den Zehen in die Höhe reckte. „Sie kommt zuweilen in meinen Laden; ich bin Buchhändler, Charpentier, gegenüber dem Luxembourg-Garten, bei dem Panthéon." — „Ach, eine Gelehrte! Sie schreibt wohl gar selber Bücher?" — „Wie heißt sie denn?" — „Es ist eine Frau Roland; sie ist mit ihrem Manne aus Lyon hierher verzogen." — „Patriotin?" — „Vom Scheitel zur Sohle! Traut dem alten Charpentier, Bürger, sie wird noch von sich reden machen. Charpentier bei dem Panthéon, Nummer drei; alle neuesten Zeitungsblätter, Caricaturen und Flugschriften sind bei mir zu haben."

Darüber hatten Franchine und Eudora die Steinstufen erreicht, die von der Niederung des Gartens zu der Terrasse emporführten. „Mama! Mama!" rief die Kleine und eilte mit ausgebreiteten Aermchen die Treppe hinauf. Aber die

Digitized by Google

Mutter wehrte sie mit einer strengen Handbewegung zurück, sie wollte in ihrer Unterredung mit dem General nicht unterbrochen werden. Verschüchtert blieb Eudora auf der obersten Stufe der Treppe stehen und wandte wie hülfesuchend ihr betrübtes Gesichtchen Lanthenat zu.

„Also auf heute Abend, schöne Frau," sagte Abschied nehmend Dumouriez. „Indessen, es kann eine späte Stunde werden, ehe mich meine Geschäfte frei lassen."

„Mein Mann und ich, wir werden jeder Zeit bereit sein, Sie zu empfangen, Herr General."

„Bis dahin überlegen Sie sich meinen Vorschlag, befürworten Sie ihn bei Ihrem Gemahl."

„In so ernsten Entschließungen folgt mein Mann nur seinem eigenen Willen und Gewissen."

Dumouriez lächelte sarkastisch, wie einer, der seinen Zweifel an der Wahrheit einer Behauptung nicht äußern mag. „Wir Männer sind allzumal lenkbare Geschöpfe. Das Wort einer klugen Frau findet immer den Weg zu unserm Ohr. Ich rechne darum auf Sie und Ihre Beredtsamkeit."

Er grüßte und entfernte sich mit Brissot und Verginaud nach der Seite des Reitbahnhofes zu, während Lanthenat und Eudora sich ihr näherten.

„Da sind wir," sagte er. „Wir haben uns ein wenig verspätet, Sie haben es jedoch zum Glück nicht gemerkt. Sie haben Dumouriez' Bekanntschaft gemacht?" Er hatte, aus seinem Halbtraum erwacht, die Herrschaft über sich selbst wieder gewonnen. Seine graublauen Augen schossen unter buschigen Brauen scharfe, spähende Blicke in das nachdenkliche Antlitz der Frau.

„Ja, Brissot hat ihn mir vorgestellt," erwiderte sie langsam, als brauche sie eine Weile, sich von den Vorstellungen loszureißen, denen sie nachgesonnen.

„Hat er Ihnen gefallen?"

„Er ist eine Mischung von Soldat und Hofmann, zugreifend und vorsichtig, geistreich und listig, aber er flößt mir kein Vertrauen ein."

„Vertrauen?" lachte Lanthenat auf. „Das klingt ja, als handelte es sich um einen Bund für das Leben mit ihm."

„Es ist spät geworden, Roland wird uns erwarten," antwortete sie ausweichend, „lassen Sie uns eilen."

Schweigend schritten sie über die Terrasse und den Hof der Reitbahn der Dauphin-Straße zu, wo eine Reihe Miethswagen hielten. Lanthenat winkte den einen heran. Das Rollen der Räder auf dem harten Pflaster wirkte peinlich auf die erregten, noch von dem Nachklang des wichtigen Gespräches mit dem General erzitternden Nerven der Frau, allein es führte sie auch zu ihrer Umgebung zurück. Sie reichte Lanthenat ihre Hand: „Ich war wortkarg und zerstreut, seien Sie mir nicht böse. Plötzlich, ohne jede Vorbereitung hat man mich vor eine große Entscheidung gestellt . . . Ich stehe an einem Scheidewege . . ."

„Dann wählen Sie den, der in die Verborgenheit leitet. In Revolutionen ist er der sicherste."

„Sind Sie so furchtsam?" und sie hob mit einer unbeschreiblichen Bewegung des Stolzes ihren Kopf hoch. „Ich denke, die Freiheit und das Vaterland haben gerechte Ansprüche an uns."

Digitized by Google

„Wenn Sie es so feierlich nehmen, Frau Roland, bescheide ich mich."

Der Kutscher hatte die Wagenthür geöffnet. „Sieht man Sie heut Abend, Lanthenat? Dann sprechen wir weiter darüber," sagte sie einsteigend.

„Du hast versprochen, mir heut auf Deiner Geige etwas vorzuspielen, Onkel Etienne, wenn ich mein Klavierstück ohne Anstoß vortragen kann," erinnerte Eudora.

„Da muß ich wohl kommen," meinte Lanthenat und setzte die Kleine auf die Wagenkissen neben die Mutter, „trotz Freiheit und Vaterland."

Frau Roland wollte die Stirn runzeln, aber ein Blick auf seine demüthigen und zerknirschten Mienen entwaffnete ihren Unwillen; sie drohte ihm nur lächelnd mit dem Finger.

Nun hatte auch Franchine leichtfüßig hineinhüpfend auf dem Rücksitz des Wagens Platz genommen . . . Lanthenat zog seinen Kastorhut mit der Cocarde und nannte dem Kutscher das Ziel der Fahrt: Straße de la Harpe, Nummer einundfünfzig . . . Die Fahrt war eine weite; mit einem kräftigen Peitschenhieb ermunterte der Wagenlenker seine Pferde dazu.

II.

Wie an jedem Abend hatte Franchine die Wachskerzen in den fünfarmigen Leuchtern von Sèvres-Porzellan, die neben der leise tickenden Stutzuhr auf dem Kamine standen, angezündet und war dann geräuschlos, wie es ihre Weise war, aus dem großen Vorderzimmer gehuscht. Die beiden Lampen brannten schon wie immer auf dem Tische, und Herr Roland saß, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, in die Lectüre eines Buches vertieft daran. Nur Frau Roland, die ihm sonst mit einer Stickerei beschäftigt gegenüber zu sitzen pflegte, hatte ihren Halbsessel verlassen und war an das Fenster getreten. Den leisen Seufzer ihrer Herrin und den ungeduldigen Blick auf die Uhr, deren Zeiger den Ausgang der siebenten Stunde ankündigten, hatte Franchine nicht bemerkt; sie würde sonst vermuthet haben, daß etwas Ungewöhnliches im Anzuge sei. So aber war sie gelassen die Treppe nach dem dritten Stockwerk hinaufgestiegen, in das kleine Zimmer Eudorens, die in der Erwartung des Onkels die Tasten ihres Spinetts eifrig bearbeitete.

Aber es mußte eine bange Schwüle, wenn nicht in der Luft des Gemachs, doch auf den Gedanken und Empfindungen des Ehepaars liegen, denn eine kurze Weile nachdem sich hinter Franchinen die Thür geschlossen hatte, schob Roland das Buch zurück, stand auf, ging einige Male durch die ganze Länge des Raums und trat zu seiner Gattin, die das Gesicht an die Scheiben gedrückt in die dunkle Straße starrte. Als ob sie das Heranrollen eines Wagens erhorchen oder bei dem schwachen Schein der Laterne, die unweit ihres Hauses von der über die Gasse gespannten Schnur herabhing, einen Wanderer erkennen könnte . . .

„Du bist erregter, als ich Dich lange gesehen, Marie," sagte er und legte ihr die Hand sanft auf die Schulter. „Lohnt es sich, eine ungewisse Zukunft so theuer einzukaufen?"

„Wenn Du Deinen Entscheid getroffen hast, werde ich ruhiger werden. Nicht die Zukunft, sondern Deine Unentschlossenheit quält mich."

Digitized by Google

„Unsere Freunde bieten mir einen Ministerposten an; Dumouriez, wie Du mir erzählt hast, hofft den König günstig dafür zu stimmen, allein täuscht sich die gute Meinung der Freunde nicht ebenso sehr in der Schätzung meiner Fähigkeiten, wie in der Bereitwilligkeit des Königs?"

„Du besitzest die Uneigennützigkeit und die Gerechtigkeit, den festen Willen dem Ansturm der Menge wie den Ansprüchen des Hofes gegenüber, die in einer solchen Stellung nothwendig sind . . ."

„Aber auch die Geschicklichkeit des Steuermannes, das Schiff durch Sturm und Wogen in den Hafen zu führen? Das macht mich unsicher. Fabriken und Manufacturen zu besichtigen, hier Mängel zu beseitigen, bessere Einrichtungen und Ordnungen einzuführen, die Bewegung des Handels zu beobachten, neue Absatzgebiete für unsere Producte zu entdecken — Du bist so lange meine treue Mitarbeiterin gewesen, daß Du die Verschiedenheit dieser Beschäftigung von derjenigen, die jetzt von mir verlangt wird, nicht verkennen kannst."

Sie hatten sich beide von dem Fenster abgewandt und dem Kamin genähert, in dem ein leichtes Kohlenfeuer glühte. Marie hatte sich gebückt, um mit der Zange die Kohlen zusammen auf einen Haufen zu schichten, der Widerschein röthete ihre Wangen. Ihr schön geschnittenes ovales Gesicht mit rundlichem Kinn und breiter Stirn wurde von schwarzen, ungepuderten Haaren umrahmt, die leicht gelockt auf ihre Schultern fielen. Die Willenskraft, die ihre vollen, fest auf einander gepreßten Lippen, und der hohe Verstand, den die kühne Wölbung ihrer Stirn verriethen, empfingen von dem feucht schimmernden Glanz ihrer braunen Augen einen eigenen Reiz und eine Art Milderung, als hätte es der Natur gefallen, in diesem Antlitz die Energie einer männlichen Seele mit dem Zauber der Weiblichkeit zu vermählen. Jetzt verlieh der röthliche Glanz des Feuers ihr noch ein wärmeres Leben; es war, als ginge ihr Athem heißer. Von unten her richtete sie einen Blick auf ihren Gatten, einen langen, fragenden, halb unwilligen, halb enttäuschten Blick.

„Traust Du Dir selbst so wenig? Fehlt es Dir so ganz an Ehrgeiz?" und sie bemühte sich, dem Ton ihrer Stimme das Verletzende zu nehmen. „Wie oft haben wir früher den Träumen einer schöneren Zukunft nachgesonnen! Wie hoch flogen damals unsere Hoffnungen! Große und kühne Pläne erfüllten Dich, und ich sonnte mich in Deinem Muthe. Jetzt, wo die Stunde des Schicksals schlägt, zögerst Du? Willst Du mir und Deinen Freunden die schwere Enttäuschung bereiten, Dich vor der Prüfung, die in einer Revolution Keinem erspart bleibt, zurückweichen zu sehen?"

In dem blassen, gefurchten Gelehrtengesicht Roland's zuckte es leise, aber er überwand den Unmuth, der in ihm aufsteigen wollte. Mit der Hand strich er sich über seine kahle Stirn und die spärlichen, glatt gekämmten grauen Haare an seinen Schläfen. „Nicht mir will ich die Prüfung, sondern dem Vaterlande Schaden und den Freunden eine Täuschung ersparen," sagte er. „Ich halte die Revolution nicht für abgeschlossen; sie ist ein rollender Stein, und ich bin nicht der Mann, sie in ihrem Laufe aufzuhalten."

„Ich aber fühle etwas in mir," und sie richtete sich aus ihrer gebückten Stellung auf, „Lust und Kraft, dem Steine die Richtung anzuweisen. Seit wir

Digitized by Google

hier in Paris Menschen und Dinge in der Nähe beobachten können, ist mein Selbstbewußtsein gewachsen; glaube mir, wir sind nicht nur besser, sondern auch geschickter als die Meisten, die sich die Leitung anmaßen. Und zugleich hat der vulkanische Boden, auf dem wir stehen, der Sturm der Leidenschaften, der um uns tobt, ein Feuer in mir entzündet, das sich offenbaren muß und Gedanken erzeugt, die zu Thaten werden möchten. Ins Allgemeine drängt es mich hinaus zu schaffen und zu wirken. Du hast mir von indischen Palmen erzählt, die in Treibhäusern verkamen, weil sie sich in dem niedrigen Raume nicht auswachsen und ausbreiten konnten — sie fallen mir ach! wie oft ein, wenn die Enge meines Lebens mir den Trieb der Seele hemmt."

„Wären wir in unserem stillen Thézée geblieben," entschlüpfte es ihm unwillkürlich. „Wir hätten nichts Großes erlebt, aber wir hätten uns auch nicht auf das Meer hinausgesehnt."

In einer zwölfjährigen Ehe, die beide bisher friedlich und in gegenseitiger Befriedigung verbunden hatte, war der erste schmerzlichere Mißklang ausgebrochen. Nicht eine leidenschaftliche Neigung des Herzens — die Hochachtung, die sie für einander empfanden, Neigungen und Ansichten, die sie theilten, eine Freundschaft und ein Vertrauen, die in den fünf Jahren ihrer Bekanntschaft beständig gewachsen waren, hatten sie zusammengeführt. Schon bei ihrer ersten Begegnung hatte Roland von der jungen Marie Jeanne Phlipon einen tiefen Eindruck empfangen. Durch den Brief einer gemeinsamen Freundin hatte er sich bei ihr eingeführt. Wohl war er durch Alles, was er von ihrem Geist und ihrem ernsten, der Flüchtigkeit und der Leichtlebigkeit abgewandten Sinn gehört hatte, günstig für sie eingenommen, aber die Wirklichkeit übertraf seine Erwartungen. Als er sie sah, trauerte Marie noch über den Tod ihrer Mutter. Eine schmerzlich süße Schwermuth umfloß ihre Erscheinung und sänftigte die jungfräuliche Herbheit ihres Wesens. Der Verlust, den sie erlitten, machte sie für die Freundschaft, die ihr der um zwanzig Jahre ältere Mann entgegenbrachte, um so empfänglicher und weckte unwillkürlich mit der Frage nach ihrer Zukunft die Sehnsucht in ihr, eine Brust zu finden, an der sie ruhen könnte. Denn dem lebenslustigen, sorglosen, zum Genuß und zur Verschwendung geneigten Vater mußte die Tochter allmälig als Last und Hinderniß erscheinen, um so eher, je mehr sich, seitdem die versöhnende ausgleichende Mutter fehlte, der Gegensatz zwischen seinem leichten Blute und ihrer Ernsthaftigkeit verschärfte. Was ihr der Vater nicht gewähren konnte, Theilnahme für ihre Studien, Förderung ihrer geistigen Entwicklung, einen regen Austausch der Gedanken und Gefühle — der Umgang mit Jean Roland gab ihr bald dies Alles. Obgleich er aus einer alten, ursprünglich wohlhabenden Familie stammte, stand Roland doch in eigenen Schuhen. Das Uebermaß der Ausgaben, die Unordnung der Verwaltung hatten das Vermögen seiner Eltern schwer geschädigt. Der jüngste von fünf Brüdern, hatte er allein und hülflos das väterliche Haus verlassen und gedachte in Indien sein Glück zu machen. Eine gefährliche Krankheit kam dazwischen, die Aerzte zweifelten, ob er je die lange Seereise und das tropische Klima ertragen würde; gezwungen blieb er in Frankreich zurück. Einer seiner Verwandten verschaffte ihm eine Stelle im Staatsdienst, in der Aufsicht und Leitung des Fabrikwesens.

Digitized by Google

Hier zeichnete er sich bald durch Tüchtigkeit, Thätigkeit und Scharfsinn aus und erwarb sich Ansehen und Beförderung. Hochgewachsen, mager, das Gesicht wie nach dem Muster einer Philosophenbüste aus dem Alterthum geschnitten, mit einem feinen und wohlwollenden Lächeln konnte er, bei seinen Jahren und seiner schon kahlen Stirn, zunächst nicht daran denken, um die Liebe eines jungen Mädchens zu werben, welchen Zauber Marie auch auf ihn ausübte.

Auch ihr Gefühl ihm gegenüber war gebunden. Durch den Unterschied des Alters, der sie trennte, durch die Verehrung, die er ihr einflößte, wie durch den Hinblick auf ihre Armuth. Der Wohlstand, in dem sie lebte, war nur scheinbar. Der größere Theil des Vermögens ihrer Mutter war, um ihn aufrecht zu erhalten und den kostspieligen Launen des Vaters, seiner Vorliebe für den Prunk und einen gewissen Ueberfluß des Daseins zu genügen, daraufgegangen; fünfhundert Livres Rente bildeten Mariens Mitgift. Roland lebte nicht in Paris, sondern brachte nur im Winter einige Wochen dort zu. Seine Besuche in Mariens Vaterhause waren nicht allzu häufig; die leichtsinnige, vorlaute und heftige Künstlernatur ihres Vaters vertrug sich nicht mit der Bedächtigkeit und Zurückhaltung des gelehrten Beamten. Eine Reise Roland's nach Italien, die ihn achtzehn Monate von ihr entfernt hielt und sie einander ganz zu entfremden drohte, knüpfte endlich ihr Verhältniß inniger zusammen. Vor seiner Abreise hatte er ihr auf ihre Bitte als ein Zeichen seines Vertrauens und seiner Werthschätzung eine Anzahl Manuscripte hinterlassen: Reisebeschreibungen, Gedankenspähne, Pläne zu Büchern, Geschichten aus seiner Vergangenheit und Träume der Zukunft. Aus diesen Schriften, in die sie sich eifrig vertiefte, hob sich das Bild des fernen Freundes immer reiner, bedeutender und anziehender hervor. Kenntniß und Geschmack, eine große Seele, eine strenge Rechtlichkeit sprachen daraus vernehmlich und wie wahlverwandt zu ihrem eigenen Geist und Gemüth. Der Zug ihres Herzens nach dem Erhabenen, nach der Freiheit und Schönheit des Alterthums, wie es sich in ihrer Phantasie nach den Schilderungen Plutarch's majestätisch abmalte, fühlte sich von den Geständnissen des Freundes sympathisch berührt. Wenn es eine Seele gab, die schwesterlich zu der ihrigen stimmte, so war es die Roland's. Dieser Ueberzeugung voll, begegnete sie ihm bei seiner Rückkehr aus Italien. Für ihn war die Abwesenheit von Marien zu einem ähnlichen Prüfstein seiner Neigung geworden. Die Erinnerung an sie hatte ihn durch Italien begleitet; jetzt schien ihm ein Leben ohne sie undenkbar. Ihr Briefwechsel wurde eifriger, ihre Zusammenkünfte wiederholten sich und dehnten sich aus. Immer deutlicher zeichnete sich das Bild eines gemeinsamen Daseins für beide als Bestimmung und Erfüllung der geheimsten und tiefsten Regungen ihres Wesens ab. Fünf Jahre waren seit dem Anfange ihrer Bekanntschaft vergangen, ehe Roland das entscheidende Wort wagte.

Aber unerwartete Hindernisse thürmten sich auf. Wenn er auch ihre Einwände, daß sie bei ihrer Dürftigkeit keine passende Lebensgefährtin für ihn sei und er leicht eine bessere und reichere Wahl treffen könne, ohne Mühe widerlegte und ihre Sorge, daß seine Familie ihr keine freundliche und ehrenvolle Aufnahme bereiten würde, bald beruhigte, so war der Starrsinn und der Widerspruch ihres Vaters schwerer zu besiegen. Er wollte einen Mann von der Sitten-

Digitized by Google

strenge und Aufrichtigkeit Roland's nicht zum Schwiegersohne haben und seine Lebensführung nicht einer beständigen Censur und Mißbilligung aussetzen. Als Roland ihn in einem Briefe um die Hand seiner Tochter bat, lehnte er den Antrag in schroffer und verletzender Weise ab. Marie, der er seine Antwort, erst nachdem er sie abgesandt hatte, mittheilte, war über den Ton dieser Ablehnung, die sie bei ihrer Kenntniß von dem Charakter ihres Vaters befürchtet hatte, ebenso erschrocken wie erzürnt. Sie bat Roland, den Heirathsplan aufzugeben, und verließ das Haus ihres Vaters. In einem der vielen Nonnenklöster, die damals Pensionärinnen aufnahmen, fand sie ein schickliches Unterkommen. Bei der Bescheidenheit ihrer Mittel begnügte sie sich mit einer kleinen Dachkammer und lebte von Reis, Kartoffeln und Bohnen mit Salz und Butter, eine echte Spartanerin. Zweimal in der Woche ging sie aus, zu ihren Großeltern und zu ihrem Vater, um nach seiner Wirthschaft und seiner Wäsche zu sehen. Sonst war sie ausschließlich ihren Büchern, ihren Hoffnungen und Gedanken hingegeben. Zuweilen empfing sie den Besuch einer Freundin, dann erleichterten Thränen ihr stolzes Herz. Eines Anschlusses an die andern Damen, die unter ähnlichen Bedingungen wie sie im Hause wohnten, bedurfte sie bei der Verschlossenheit ihres Wesens und dem Gefühl ihrer geistigen Ueberlegenheit nicht. Einsam machte sie ihre Spaziergänge im Garten, wenn er verlassen war. Vergangenheit und Zukunft — welch eine Welt boten sie ihrer Phantasie dar! Das hohe Selbstbewußtsein, das sie erfüllte, die Empfindung, eines Glückes werth zu sein, das die Ungerechtigkeit des Schicksals ihr versagte, und die Entschlossenheit, die ihr daraus erwuchs, den Widerwärtigkeiten eine freie und heitere Stirn zu bieten, ließen sie Entbehrungen und Enttäuschungen ertragen. Allmälig fand sie in ihrer Bedürfnißlosigkeit und Königseinsamkeit einen Anlaß des Stolzes.

Mit Roland, der in Amiens von seinem Amte festgehalten wurde, wechselte sie häufig, trotz der halben Auffage ihres Verlöbnisses, Briefe. Vielleicht war es ihr Wunsch und ihre stille Erwartung gewesen, daß er sie nicht den äußersten Schritt aus dem Hause ihres Vaters thun lassen würde, ohne seine Werbung zu erneuern. Aber Roland war kein Jüngling und nicht von der Unüberwindlichkeit einer plötzlichen Leidenschaft fortgerissen. Nur kluges Ueberlegen und Wägen reifte die Entschlüsse des fünfundvierzigjährigen Mannes. Durch einen seiner Brüder, einen Benedictiner, den Prior des Collegiums Clugny zu Paris, bot er ihr nach längerem Zögern aufs Neue seine Hand an, und diesmal willigte sie ein, auch ohne die Zustimmung ihres Vaters seine Gattin zu werden. Nach der Meinung des einsamen nachdenklichen Mädchens war die Ehe ein strenges, kein von Seide und Gold gewobenes Band. In dieser Verbindung belud sich im gewohnten Gang der Dinge die Frau mit dem Glück zweier Menschen und hatte für das des Gatten wie für das eigene zu sorgen. Es lockte sie, in der Erfüllung dieser Pflicht, ihre Kräfte und ihren Muth zu erproben. Wohl hatte sie ein dunkles, unbestimmtes Gefühl, ein Opfer zu bringen, aber sie hätte nicht zu sagen vermocht, worin dies Opfer bestand, und in ihrer Stimmung der Entsagung und Verzichtleistung auf Alles, was die Menge Glück und Genuß nennt, wäre es ihr eine Wollust gewesen, ein größeres und schmerzlicheres Leid auf sich

Digitized by Google

zu nehmen, als den einzigen Verlust, den sie in diesem Augenblick empfand — — den ihrer Freiheit.

Eine Vernunftheirath, eine Ehe unter dem kategorischen Imperativ, wie es keine ernstere je gegeben. Mit der Schmiegsamkeit des Weibes fand sie sich bald in die Arbeiten, die Gewohnheiten, selbst die Grillen ihres Mannes. Im Großen wie im Kleinen wurde sie seine Genossin, Helferin und Beratherin. Unmerklich gewann ihr überlegener Geist, seine Frische und Fülle Herrschaft über den seinen. Gleichsam zum Ersatz dafür, daß sie sich in seine Lebensweise fügte, bestimmte sie seine Entschlüsse, setzte ihr Wille seinen lässigen und schwankenden in Bewegung. Bei dem kleinen Umkreis seiner Geschäfte und seines Wirkens konnte Mariens Einfluß nicht nach außen sichtbar werden; Niemand ahnte, daß sie der Kopf und Roland die Hand war. Ohne daß sie selber es sich recht bewußt wurden, wandelten sich die Rollen beider. Die Tochter, die sie ihm geschenkt hatte, blieb für ihn ein unerschöpflicher Gegenstand der Sorge und Beschäftigung, der Zärtlichkeit und der Rührung, während die wärmere Theilnahme der Mutter für die Kleine bald erkaltete. Kein Sturm erschütterte die Ehe, kein übermächtiger Eindruck drang auf das kühle Herz der jungen Frau ein. Nur Begriffe und Vorstellungen schienen im Stande zu sein, ihr Blut in Wallung zu bringen. Ihr Kopf erglühte für die Sache der Menschheit, aber ihren Busen bewegte keine Leidenschaft. Schön und gütig, still und tadellos ging sie in gefaßter Sicherheit ihres Weges; nicht um einen Schritt wich sie von der graden Linie ab, ob es Versuchungen gäbe, die ihrer Ruhe und Tugend gefährlich werden könnten — sie wußte es nicht. Ihre Sehnsucht selbst verlor sich in die Bläue des Himmels, an den im Abendlicht sanft erglühenden Bergspitzen des Beaujolais, wenn sie in ihrem Garten träumerisch den Wolken nachsah und halb wider ihren Willen und ihre Einsicht eitlen Hoffnungen und Wünschen, wie ein anderes Weib, nachsann; an einem Bestimmten hafteten sie nicht. Mit einem gewissen Mitleid schaute sie von der kalten und klaren Höhe ihrer Gedanken auf die Beschäftigungen und Lebensnichtigkeiten, die Freuden und Leiden, die Kämpfe und Irrungen ihres Geschlechts herab, und der Hochmuth regte sich in ihr, daß sie in der Kraft ihres Willens und in dem Glanz ihrer Seele ein einziges Geschöpf sei, das, wie die Göttinnen von einer schimmernden Wolke umhüllt und von jeder Berührung des Schlechten und Unreinen bewahrt, unverstanden, aber dafür auch ohne Schuld und Fehle in erhabener Melancholie durch das Leben wandle...

Die Revolution gab den leeren, ins Unbestimmte schweifenden Träumen Mariens, ihrem heftigen, sich selbst verzehrenden Drange nach einer Thätigkeit, die sie befriedigte, die Richtung auf die Politik. Roland war in Lyon zum stellvertretenden Abgeordneten für die Nationalversammlung im Jahre 1789 gewählt worden. In Begleitung seiner Gattin kam er nach Paris und brachte sieben Monate des Jahres 1791 in der Hauptstadt zu. Verbindungen mit den patriotischen Wortführern, den Deputirten, die auf der linken Seite der Versammlung saßen, mit Schriftstellern und Klubisten knüpften sich an. Roland ging der Ruf eines ausgezeichneten, unbestechlichen Beamten und eines Freundes der Freiheit voran; seine Gattin erregte durch die Hoheit ihrer Erscheinung und den Schwung ihres Geistes die aufrichtige Bewunderung Aller, die ihr näher traten. Sie

Digitized by Google

mischte sich nicht vorlaut in die Unterhaltung der Männer; mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, pflegte sie still an einem Tisch zu sitzen, während die Männer ihre politischen Gespräche führten. Nur wenn der Eine oder der Andere in dem Feuer der Debatte, von der Lebhaftigkeit, mit der sie dieselbe verfolgte, betroffen, seine Rede an sie zu richten schien, ließ sie sich zu einer Antwort bewegen. In diesen Erwiderungen überraschten noch mehr als die Richtigkeit ihres Urtheils der praktische Sinn und die Erkenntniß der unmittelbaren Lage der Dinge, die sich darin aussprachen. Und nicht nur die Bekannten und Freunde, die Sitzungen der Nationalversammlung, die sie besuchte, die Zeitungen, die sie las, sondern die Atmosphäre, die über Paris schwebte, brütend und gewitterschwer von politischen Leidenschaften, von dem Haß der Parteien und dem Blutdurst des Volkes, und die erschütternden Ereignisse, zu deren Zeugin sie wurde, hielten sie in diesem Dunstkreis fest. Der Tod Mirabeau's, sein Leichenbegängniß, der Fluchtversuch der königlichen Familie, ihre Zurückführung von Varennes nach der Hauptstadt, die Versammlung auf dem Marsfelde, an dem Altar des Vaterlandes, um eine Bittschrift an die Nationalversammlung zu richten, daß sie den verrätherischen König absetzen möge, und ihre gewaltsame Auflösung durch die Bürgergarde gruben sich wie mit unverlöschlichen Zügen in ihr Gedächtniß und steigerten ihre Schwärmerei und die Spannung ihrer Phantasie. Vergebens hoffte Roland, daß die Rückkehr nach ihrem Landgut, der Anblick der Natur und der Genuß ihrer sanften Freuden die Aufregung Mariens beruhigen würde. Eine Weile rührte sie wohl das Wiedersehen ihres Kindes und der Friede der herbstlichen Landschaft, die fröhlichen Arbeiten der Weinlese und der Obsternte lenkten ihre Gedanken aus der politischen Sphäre in die Idylle. Aber nur zu bald erfaßte sie der Wirbelwind des dunkel in ihr schlummernden Ehrgeizes. Durch die Aufhebung der Fabrikinspektionen hatte Roland seine Stellung verloren, und es mochte ihr selber wie eine Sorge für sein Glück und sein Behagen erscheinen, wenn sie in ihn drang, eine andere Beschäftigung zu suchen und seine Arbeitskraft und sein Wissen dem Vaterlande dienstbar zu machen. So waren sie im December 1791 nach Paris zurückgekehrt, mit der Absicht, sich dauernd dort niederzulassen, und schon nach so kurzem Aufenthalt bot sich ihnen heute die unerwartete, große Aussicht. . . .

Eine Pause war nach Roland's leiser Klage in ihrem Gespräch eingetreten. Sie hatte sich wieder in ihren Sessel gesetzt und ihre Stickerei ergriffen; er setzte langsam seinen Gang durch das Zimmer fort. In der tiefen Stille klang ab und zu deutlicher vernehmbar von oben die Musik zu ihnen, die Töne von Lanthenat's Geige, die Tasten des Spinetts. Lauschend stand Roland still; die Stirn, auf der sich die Runzeln im Widerstreit der Gedanken vertieft hatten, glättete sich, und sein Auge schimmerte in heiterer Rührung.

„Wie vergnüglich sich das anhört," sagte er, „wie beschwichtigend! Und welche Freude macht ihnen offenbar ihr Spiel! Wie Eudora die kleinen Hände anstrengt, um nicht hinter der Geige des Onkels zurückzubleiben! Der gute Lanthenat! Sich so mit dem Kinde zu bemühen! Dabei ist er ein Künstler auf seinem Instrument; er würde es weit gebracht haben, wenn er sich ausschließlich der Kunst hätte widmen können. Wie groß ist die Macht der Töne, wie trost-

Digitized by Google

reich! Ein guter Musiker, meine ich, hätte für alle Stunden des Unmuths und der Ungeduld ein Heilmittel zur Hand. Vielleicht wird Eudora eine Meisterin auf dem Klavier. Horch, jetzt gehen sie in eine lustige Weise über! Komm' ein wenig hinauf zu ihnen; wie sie sich freuen würden, uns zu sehen!"

„Nein, wir würden nur ihre Unbefangenheit stören," entgegnete sie und führte ihre Nadel ungeduldiger. „Uebrigens wird Lanthenat sich nicht entfernen, ohne Dich begrüßt zu haben. Ein guter Mensch, ein verständiger Kopf, aber ein Herz ohne Schwung."

„Ich mag ihn in seiner Bescheidenheit und Anhänglichkeit wohl leiden; man ruht aus bei seinen Gesprächen und freut sich seiner klugen Beobachtungen. Du schätzest ihn nicht, weil keine Saite in ihm politisch klingt; er ist aber ein Künstler und ein Müßiggänger."

„Das ist sein Unrecht. Ist es in einer Revolution wie der unsrigen erlaubt, Maulaffen feil zu halten und den Fiedelbogen zu führen? Für einen Mann in seinem Alter! Mit seinem Reichthum! Wenn unsere Freunde fürchten, daß die Herrschaft im Staate nach dem Zusammensturz des Königthums in die Hände des Pöbels fallen möchte, wessen Schuld wäre es? Die der Wohlhabenden, die aus Feigheit und Lässigkeit sich nicht an den öffentlichen Geschäften betheiligen, einzig ihrem Erwerb nachgehen oder ihre Steckenpferde reiten. Das ist ein Grund mehr, warum ich Deinen Eintritt in das Ministerium wünsche. Du würdest der Bürgerschaft ein Beispiel geben, ihren Muth und ihr Pflichtgefühl erwecken und sie wieder, wie in den schönen Tagen des Jahres 1789, an den rauhen, aber ehrenvollen Dienst für das Vaterland gewöhnen."

Ihre tiefe Altstimme hatte, als sie so sprach, einen zauberischen Klang, wenigstens für Roland, der sich umsonst gegen ihren zugleich schmeichlerischen und überwältigenden Eindruck sträubte. Auch in ihrer Stimme tönte, wie sie nun fortfuhr, ihm die Vortheile und den Nutzen zu schildern, die er als Minister des Innern dem Gemeinwohle leisten würde, eine eigene Musik. Nicht die weiche, träumerische, kindlich harmlose, die oben verklang, sondern eine stürmisch aufregende und fortreißende. Die Hände auf dem Rücken ging Roland schnelleren Schrittes durch das Gemach. Zuweilen knarrten die Dielen unter seinen Schuhen, so hart trat er auf. Er fühlte, wie sein Widerstand im Weichen begriffen war, wie sein Wille einem stärkeren erlag. Aber dies Erliegen kam ihm nicht wie eine Schwäche, sondern wie eine Erhebung vor. Als ob seine Fähigkeiten eine Steigerung erfahren hätten und seine Glieder geschmeidiger würden. . .

Durch die halb geöffnete Flügelthür streckte Lanthenat vorsichtig seinen Kopf. Er trug sein schwarzes Haar leicht gepudert, in Rollen gewickelt; sein spitzes Gesicht, die unter buschigen Augenbrauen und dichten Wimpern hervorlugenden Augen, die aufgeworfene Nase, die einer Witterung nachzuspüren schien, erweckten Marien, als sie jetzt bei dem Geräusch aufschaute, die Vorstellung eines Wolfshundes. „Allein?" fragte er. „Darf man eintreten?"

Roland hatte ihn schon bei der Hand ergriffen und zog ihn hinein.

„Sie haben mein Klopfen überhört, vielleicht war es aus Bescheidenheit auch gar zu leise gerathen. Zum ersten Male in meinem Leben stand ich vor der Thür eines Staatsministers."

Digitized by Google

„Sie sind ein Narr, Lanthenat", lachte Roland. „Werde ich jemals etwas anders als Jean Roland für Sie sein? Das sollte mir leid thun."

„Woher wissen Sie, was noch für ganz Paris ein Geheimniß ist?" fragte Frau Roland erstaunt und argwöhnisch; sie hatte ihre Stickerei auf den Tisch geworfen.

„Ich habe im Gasthof der Amerikaner zu Mittag gespeist. Das Haus ist übel berufen, weil es angeblich nur von Aristokraten und Gemäßigten besucht wird. Ich gehe hin, weil es die beste Küche hat. Immer auf der Höhe der Jahreszeiten. Und weil man Fremde dort trifft, mit denen man von andern Dingen als von Politik reden kann. Von Musik, von Reisen, von einem guten Fischgericht. Mein Nachbar war heute der Geschäftsträger der Amerikaner, der Gouverneur Morris, die feinste Spürnase in Paris. Er würdigt mich seiner Unterhaltung, weil ich Englisch mit ihm radebrechen kann. Von ihm erfuhr ich, daß ich Sie morgen schon Excellenz anreden muß."

„Da wissen Sie mehr, als wir selbst", antwortete Roland. „Noch hab' ich keine Botschaft von dem Könige, noch bin ich nicht mit mir einig."

„Noch nicht? Da ersparen Sie mir einen Glückwunsch, der nur aus halbem Herzen gekommen wäre."

„Gönnen Sie Roland nicht den Platz, dessen Keiner vielleicht würdiger ist, als er?" fragte Marie sich in ihrem Sessel zurücklehnend.

Lanthenat stand ihr gegenüber an der andern Seite des Tisches, die beiden Hände auf seine Platte gestützt. Eine Sekunde schaute er sie mit einem langen, beinahe schmerzlichen Blick an, ehe er sagte: „Das sprach weder Ihr Herz noch Ihr Verstand; Sie thun mir wehe, ohne daß ich Strafe verdient hätte. Was soll ein Mann wie Roland in einem Ministerpalast, in den Tuilerien, in der gesetzgebenden Versammlung?"

„Das Gute fördern, die Ordnung und den Frieden im Lande wieder herstellen, die Freiheit nach unten wie nach oben vertheidigen — wäre das keine schöne und große Aufgabe, auch von Ihrem Standpunkt, Lanthenat?" mischte sich Roland in das Gespräch.

„Gewiß, mein theuerster Freund. Aber das sind unerreichbare Chimären. Der König, die Königin, ihre geheimen Rathgeber werden beständig Ihre Maßregeln durchkreuzen; sie werden sich nie mit den neuen Zuständen versöhnen. Sehen Sie mich an, ich kann den Puder nicht loswerden. Jeden Morgen ermahne ich mich: werde ein Patriot, Lanthenat! Aber ach: ich bleibe einer von ehemals. Wie soll es da dem armen König gelingen, die Verfassung zu achten und zu lieben? Seine ganze Hoffnung ist nicht auf die Herstellung der Ruhe, sondern auf die zunehmende Unordnung gerichtet."

„Wenn nicht mit dem Könige, wollen wir Frankreich ohne ihn frei und glücklich machen," rief Marie aus. „Es gibt keinen edleren Staat als einen Freistaat. Und überschwemmen die Feinde und die Emigranten den Norden des Vaterlandes, gründen wir im Süden die Republik!"

„Eine Republik! In Frankreich!" Lanthenat schüttelte den Kopf. „Woher sollen die Republikaner kommen? Und wären Sie eine Göttin, meine Freundin, und vollbrächten das Wunder einer solchen Gründung, glauben Sie mir, andere Leute als Sie würden sich zu Herren des Hauses machen."

Digitized by Google

„Sie fürchten die Arbeitermassen in Paris, die Landstreicher, Bettler und Spitzbuben, die hierher geströmt und zu jedem Auflauf und jeder Gewaltthat bereit sind, aber ein Minister des Innern hat ja die Macht und die Aufgabe, sie zu zügeln. Aus den Departements muß eine ausgewählte Truppe in der Nähe der Stadt zusammengezogen werden gegen den äußeren Feind wie gegen die Unruhestifter," sagte Roland, der sich im Verlauf der Unterhaltung erwärmte. „Drei, vier Monate Frist, und ich gedächte manchen Plan zum Wohl des Vaterlandes auszuführen."

„Und inzwischen würden Sie die Blicke Aller auf sich gelenkt und den Neid, den Haß und die Rachsucht der Demagogen entzündet haben, deren Absichten sie gehindert, deren Verbrechen Sie bestraft hätten! Ein Mann wie Sie, eine Frau wie die Ihrige, wären stets der Aufmerksamkeit und dem Argwohne ausgesetzt, Sie würden nie so leicht wie ich unterducken und verschwinden können. Aber es ist doch noch etwas Anderes, sich auf einem hervorragenden Platze freiwillig zur Schau stellen. Sagte man nicht im alten Rom, daß es nur ein Schritt von dem Capitol zu dem tarpejischen Felsen wäre?"

„Sie sind ein treuer, ein besorgter Freund" — und Marie, die sein Eifer rührte, reichte ihm über den Tisch hin ihre schöngeformte, feste Hand. „Sie malen sich unseretwegen die Zukunft mit Schreckensbildern aus. Ich sehe in eine helle, glänzende. Die Feinde sind besiegt; auf sicherem freien Grunde wohnen glückliche, friedliche Bürger. Wohl werden wir noch Kämpfe zu bestehen, schwierige Tage zu durchschreiten haben — welch' ein Triumph wird es nachher für uns sein, von der lichten Höhe auf den dunklen Weg hinabzublicken!"

Auch Roland hatten Lanthenat's Worte ergriffen. „Die Zeiten sind ernst, ich verkenne es nicht. Zuweilen empfinde ich denselben Schauer, der Sie schüttelt. Als rängen sich noch gestaltlos unheimliche Fratzen und Dämonen aus der Tiefe nach oben zu . . ."

„Oh, lassen Sie sich das Vorgefühl zur Warnung dienen; fliehen Sie die Stadt, die, wer weiß, wie bald! zu einer Schaubühne aller Greuel werden wird."

Diese Uebertreibung des Freundes gab Roland seine Gelassenheit wieder. „Wie mögen Sie nur Ihre gute Vaterstadt so verleumden! Bei der Rückkehr der königlichen Familie hat Paris eine bewunderungswürdige Mäßigung bewiesen; keine Schmähung ist ausgestoßen, keine Ungezogenheit verübt worden. Und welchen gerechten Grund hatte doch das Volk, einem Könige zu zürnen, der zu seinen Feinden fliehen, der den Bürgerkrieg entzünden wollte. Nichts deutet einen Umschlag in der Stimmung der Bevölkerung an, wenn die Handlungen des Königs, die Ränke seiner Umgebung nicht leichtsinnig den Verdacht und den Zorn der Patrioten herausfordern. Es gilt ihm die Wahrheit zu sagen. Kann ich diese Stimme der Wahrheit sein, kann ich sie mächtig genug erschallen lassen, um von einem Könige vernommen zu werden, dessen Ohr die Schmeicheleien taub gemacht, dessen Sinn der dumpfe, fromme Wahn verstockt hat? Kann ich es? Das läßt mich zaudern."

„Wird nicht das ganze Volk Deine Rede unterstützen?" unterbrach ihn Marie eifrig. „Deine Stimme zehntausendfach verdoppeln? Du rettest die

Digitized by Google

Monarchie oder wandelst Frankreich in eine Republik um. Eine That der Unsterblichkeit! Selbst mit dem Leben wäre sie nicht zu theuer bezahlt."

Roland hatte die erregte Frau, wie sie von dem Sessel aufgesprungen war, in seine Arme geschlossen. „Ist nicht die Seele einer Römerin in ihr?" fragte er stolz. Halb bewundernd, halb mitleidig schaute Lanthenat beide an. „Ich wollte, wir wären alle drei fern von dem alten Rom und dem heutigen Paris, Weinbauern im Beaujolais, würden achtig Jahre alt und stürben in unserm Bett," erwiderte er. „Der Werth des Lebens setzt sich aus kleinen Ziffern, nicht aus großen Thaten, aus kleinen Freuden, nicht aus Nachrufen und Unsterblichkeit zusammen. Von dem Opferrauch mögen die Götter fett werden, wir Menschen werden es nicht. Das Behagen, die Unabhängigkeit des Daseins, die Häuslichkeit, der Genuß der Natur — lohnt es sich sie aufzugeben, um auf dem politischen Theater eine kurze Rolle zu spielen? Mit Kameraden, die uns ein Bein stellen, an deren Händen Blut oder Gold klebt? Und wenn uns noch der Tod plötzlich aus der Rolle abriefe, ehe uns das Rad der Revolution in die Tiefe gerissen hätte! Aber nicht Jeder hat das Glück Mirabeau's, zur rechten Zeit von dem Schauplatz zu scheiden! Ach, warum bin ich nicht der Abbé Delille, um Ihnen die Güter und die Reize der Stille eindringlich schildern zu können!"

„Sie müssen heirathen, lieber Lanthenat," sagte Marie, „Sie sind der berufene Ehemann. Ein Gütchen, eine hübsche Frau, die Sie verhätscheln, Kinder, die Sie auf den Knieen schaukeln, kleine Sorgen, kleine Freuden — das ist Ihre Welt. Sie sollen erfahren, daß ich nicht ganz in der kalten Luft der Politik erstarrt bin, sondern, wie jede Frau, meine Lust am Heirathstiften habe — ich suche Ihnen eine solche Gefährtin."

Gerade öffnete da Franchine die Thür. Auf einem silbernen Theebrett trug sie Tassen und Kannen von Porzellan und einen Korb mit kleinen Kuchen herein. Seit ihrer Reise nach England hatte Frau Roland die Gewohnheit, am Abend ihren Besuchern und Freunden eine Tasse Thee anzubieten, in ihrem Hause eingeführt. Während das junge Mädchen den Tisch ordnete, die Maschine und die Theedose auf ein Seitentischchen stellte, war Marie wieder an das Fenster getreten, und Lanthenat war ihr gefolgt.

„Sie verspotten mich," sagte er leise, „Sie wissen recht gut, daß ich niemals heirathen werde. Und auch warum ich es nicht thun kann. Sie sind meine einzige Liebe und meine einzige Sorge auf Erden."

„Den Ton höre ich nicht gern," entgegnete sie streng abweisend. „Wir haben die Kinderschuhe längst vertreten; wozu wühlen Sie beständig in den kindischen Gefühlen?"

„Kindisch nennen Sie die treue, uneigennützige, wunschlose Liebe eines Freundes, des ältesten, den Sie haben? Wie kalt und wie grausam ist Ihr Herz!"

„Weil es nicht der Liebe zugänglich ist?" Sie lachte kurz und trocken auf. „Reinere und edlere Empfindungen wohnen darin und haben dieser Bethörerin den Raum vorweggenommen, Empfindungen ätherischer Art, die keine Entartung durch die Sinnlichkeit zu fürchten oder zu leiden haben."

„Seien Sie nicht so hochmüthig!" warnte er. „In uns allen ist ein Bodensatz von Leidenschaft und Schmutz."

Digitized by Google

„Mag sein, dann bin ich wie der Schwan. Wie er im Wasser, bade ich mich in der Fluth erhabener Gedanken rein.“ Und ungeduldig wandte sie sich in das Zimmer zurück.

Franchine hatte inzwischen ihr Geschäft verrichtet und erzählte Herrn Roland mit halblauter Stimme, wie Eudora von dem Onkel wegen ihres Spiels auf dem Klavier gelobt worden und glückselig zu Bett gegangen sei. Der Gegenstand, von dem sie sprach, wie die zierliche Weise, in der sie es that, rührten und entzückten Roland. Ein Lächeln lief über seine Züge, und er rieb sich vergnügt die Hände.

„Lanthenat,“ rief er, „sie kann wirklich musiciren?“

„Ja, ja, mein Theuerster, an dem Kinde werden Sie noch Ihre Freude erleben. Des Klavierspiels wegen, meine ich. Denn im Uebrigen wage ich keine Prophezeiung. Aber sie hat ein so feines Gehör für ihr Alter und einen so sicheren Anschlag ... wenn sie nur der Kunst nicht vor der Zeit untreu wird ...“

„So lange Sie in unser Haus kommen, ist diese Gefahr doch wohl ausgeschlossen,“ sagte Marie verbindlich; sie fühlte ein Bedürfniß, die Kränkung, die sie ihm zugefügt, wieder gut zu machen, „Sie bringen die Musik mit sich.“

„Das ist wahr,“ entfuhr es Franchinen, „wenn Herr Lanthenat einen Bogenstrich auf seiner Geige thut, möchte man gleich zu singen und zu tanzen anfangen.“

„Es würde sich aber nicht immer schicken,“ verwies sie Frau Roland, „darum unterlasse es lieber.“

Schweigend senkte Franchine den Kopf und entfernte sich. Blitzschnell schlug sie noch einmal auf der Schwelle der Thür die Augen nach ihm auf, als müsse sie sich überzeugen, daß er ihr wegen ihrer Keckheit nicht zürne. Allein er hatte ihr nicht nachgesehen, sondern war mit seiner Tasse Thee beschäftigt, die ihm Marie eben gereicht hatte.

„So lange ich in Ihr Haus komme,“ nahm er das Gespräch wieder auf, „ja, wird ein Ministerpalast ein Heim für mich sein? Wird es da einen Kamin geben, an dem sich Etienne Lanthenat niedersetzen darf?“

„Glauben Sie, ich würde mit einem Ministerrock auch andere Gesinnungen und Freundschaften anziehen?“ brauste Roland auf.

„Nicht doch, ich besorge nur, daß die Luft in solchen Palästen für mich zu dünn sein wird. Die Atmosphäre auf hohen Bergen paßt nicht für Sumpfpflanzen, wie ich eine bin.“

„Versuchen Sie es wenigstens,“ scherzte Marie. „Vielleicht verwandelt die Bergluft das Sumpfgewächs in eine Alpenblume.“

„Das wäre! Etienne Lanthenat Schreiber in einem Staatsbureau oder Bürgermeister des Bezirks der Sternwarte — nein, das wird nie geschehen, es wäre wider die Natur.“

Indem hielt ein Wagen, dessen Heranrollen Marie mit klopfendem Herzen seit einigen Secunden belauscht hatte, vor dem Hause mit scharfem Rucke an. Die Hausthür wurde geöffnet. Alle drei hatten sich erhoben . . .

„Verschwören Sie nichts,“ sagte Marie, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend.

„Und doch verschworen Sie sich vorhin gegen Liebe und Leidenschaft, gegen unüberwindliche Mächte!“

Digitized by Google

„Seine Excellenz, der Herr Minister der auswärtigen Angelegenheiten, General Dumouriez und Herr Brissot," meldete der Diener, die Flügelthür aufreißend.

„Wenn ich ihnen erliege," erwiderte Frau Roland mit wogender Brust, zwischen Ernst und Spott, „dann haben Sie ein Recht, sich wegen Ihrer verschmähten Liebe an mir zu rächen." Und stolz und schlank, erhobenen Hauptes, schritt sie an ihm vorüber den Eintretenden entgegen.

„Mich rächen?" murmelte Lanthenat verwirrt, als hätte ihn ein Schlag vor den Kopf getroffen. „Gute Nacht," konnte er noch mit einem flüchtigen Händedruck zu Roland sagen; „ich rette mich mit meiner Geige über die Hintertreppe; wir beide haben kein Verlangen, die Bekanntschaft mit dem Degen des Generals Dumouriez zu machen," und durch eine Seitenthür unbemerkt entschlüpfte er, ehe Brissot und Dumouriez über die Schwelle schritten.

III.

Auf einer Bank unter den Bäumen des Luxembourg-Gartens saß Lanthenat und malte gelangweilt mit seinem Stock Kreise in den Sand. Eben hatte die Uhr des Schlosses über dem Mittelportal nach der Gartenseite die vierte Stunde des Nachmittags geschlagen. Die Junisonne meinte es gut, leuchtend und wärmend überflutheten ihre Strahlen die Blumenbeete und die rautenförmig gepflanzten Baumgänge. Lanthenat aber saß im dichten Schatten, in der Tiefe des Gartens, an dem stillen Wasser des nach der Erbauerin des Palastes, der Königin Maria Medici, genannten Springbrunnens. Wenn er von seinen Zeichnungen in dem Sande aufsah und den Wasserlauf entlang nach der Wand und der Nische blickte, die den Abschluß der Fontäne bildete, wo Wassergötter aus ihren Urnen das Rinnsal gossen, wurden seine Augen immer von Neuem von der Mittelgruppe angezogen. Der wilde Polyphem beugte sich über einen Felsen, an dessen Fuß Acis und Galathea in zärtlicher Umarmung ruhten. Schon erhob der einäugige Riese den Stein, die Liebenden zu zerschmettern. Lanthenat hatte sonst an dem Platz, an dem Brunnen, an den tropfsteinartig behandelten Säulen und Flächen, an den Gestalten der alten Fabelwelt seine Freude gehabt, heute kam ihm alles düster und trübselig, von Staub und Ruß geschwärzt vor . . . Hatte er oder der arme betrogene Riese geseufzt? Er malte seine Dreiecke und seine Kreise weiter — erst vier Uhr! Was sollte er mit seiner Zeit beginnen? Den langen Frühlingsabend hindurch, allein mit seinen Gedanken! In allen Zerstreuungen verfolgten sie ihn, selbst sein Geigenspiel unterbrachen sie. Er verglich sich mit einer Maschine, deren Treibrad man herausgenommen. Der Zweck seines Lebens war ihm verloren gegangen . . .

Zuletzt stand er verdrießlich auf, die Beine waren ihm von dem langen Sitzen schwer geworden, und stieg die Stufen hinauf, die zu dem oberen Theil des Gartens führten. Eine breite Allee dehnte sich aus, nach der Sternwarte zu, deren Kuppel über Dächer und Bäumen aufragte. Nur wenige Spaziergänger belebten sie, alte Damen mit ihren Hunden, alte Officiere in abgetragenen Uniformen, einige Schüler aus den in der Nähe liegenden Collegien und Lyceen, die in ihren Büchern lasen und ihre Aufgaben lernten. Da mußten ihm wohl

Digitized by Google

die flatternden Rosabänder, der gelbe Strohhut, das weite Busentuch, dessen Enden der Wind in die Höhe hob, auffallen, die aus einer Seitenallee, vom Panthéon her auftauchten. Es war Franchine, mit eiligen Schritten hatte er sie bald erreicht. „Guten Tag!“ — „Guten Tag!“ — „Wo kommen Sie her?“ — „Gelt, das rathen Sie nicht!“ so begrüßten sie sich.

„Da ist es besser, daß Sie es mir gleich sagen.“

„Aus Ihrer Wohnung, Herr Lanthenat. Und da ich Sie nicht traf, wollte ich mein Glück im Garten versuchen. Ich kenne ja Ihren Lieblingsplatz, als ich noch mit Eudora hierher kam.“

„Wie lang ist's her! Eine halbe Ewigkeit!“ seufzte er.

Sie lachte: „Nein, nur so lange, als wir Minister sind. Noch nicht volle drei Monate. Und wer weiß, ob wir das Vierteljahr unserer Herrlichkeit vollenden.“

„Sie sprechen in Räthseln.“

„Verdienen Sie es besser? Zehn Tage haben Sie sich bei uns nicht sehen lassen. Jeden Abend fragt Eudora: was fehlt dem Onkel Etienne? Und ich muß allerlei Lügen erfinden, um das Kind zu beruhigen.“

„Ich wollte den Roland's nicht länger zur Last fallen. In ihren Gesellschaften, an ihrer Gala-Tafel bin ich eine Verlegenheit für sie. Lauter berühmte Männer, Minister, hohe Beamte, Generäle, Volksvertreter — sie sehen mich an und rümpfen die Nase. Frauen, die sich meiner erbarmten und mit meinem Geschwätz vorlieb nähmen, lädt ihre Excellenz nicht ein. Was blieb mir übrig, als sie zu bitten, es mit mir ebenso zu machen. Versuche ich, sie allein zu treffen, komm' ich erst recht in die Traufe. Er sitzt in seinem Arbeitszimmer, hält Sitzungen mit seinen Räthen und Collegen oder ertheilt Audienzen; sie liest oder schreibt Briefe, entwirft Berichte und spielt die Vorsehung Frankreichs. In einem Leben, das von so großen Arbeiten erfüllt ist, darf ich keinen Platz beanspruchen. Ja, wenn man als unsichtbarer Hausgeist umgehen könnte!“

„Dazu müßten Sie dünner sein, Herr Lanthenat. Aber Sie wußten doch, daß wir auch im Hause wohnten, Eudora und ich, und daß man zu uns kommen kann, ohne über die Staatstreppe zu gehen.“

„Ich hab' oft genug an das Kind gedacht . . .“

„Oh, Sie haben nur Sinn und Augen für Frau Roland. Uns nehmen Sie um Gotteswillen mit in den Kauf, weil wir zu ihr gehören. Sie sind wie die eifersüchtigen Liebhaber, von denen die Romane erzählen; es geschieht Ihnen recht, daß Sie auf einen unbesiegbaren Gegner gestoßen sind, der nicht von Fleisch und Blut ist, den Ehrgeiz.“

„Diese verwünschte Politik, Freiheit und Gleichheit — wie ich sie hasse!“ Und er schwang fuchtelnd mit seinem Stock umher. „Wenn Du doch die Keule des Herkules wärest!“

„Nun, vielleicht hat der Himmel ein Einsehen mit Ihren Schmerzen, Herr Lanthenat,“ sagte Franchine und schmiegte sich dichter an ihn.

Er bot ihr den Arm. „Was ist geschehen?“ fragte er halblaut.

„Nichts, was man fassen und greifen kann, ich habe nur eine Vermuthung,“ antwortete sie mit ihrer spitzbübischen Miene. „Frau Roland trug mir heute

Digitized by Google

morgen auf, unsere alte Wohnung in der Straße de la Harpe gemach wieder in Stand setzen zu lassen. Wir haben tüchtig gearbeitet, gestäubt, gewaschen, geklopft und gescheuert, und wenn wir noch drei Tage Frist behalten, ist Alles blank und sauber für den Einzug der Herrschaft."

„Aber ich habe weder in den Zeitungen von Veränderungen oder von einem Zwiespalt im Ministerium gelesen noch im Publicum davon sprechen hören. Nach wie vor erheben die Patrioten Roland zu den Sternen."

„Sie müssen mich nicht zu viel fragen; ich bin eine Dienerin und nicht im Vertrauen der gnädigen Frau. Genügt Ihnen meine Mittheilung nicht?"

„Sie sehen ja, in welches Staunen, in welche Unruhe sie mich versetzt! Wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie mich aufgesucht haben."

„Ganz aus freien Stücken hab' ich es nicht gethan. Erkundige Dich nach Herrn Lanthenat, sagte mir Frau Roland, als ich ging, vielleicht hat der Pförtner unseres Hauses Nachrichten von ihm. Sie sind nicht böse, daß ich es vorgezogen habe, mich selbst zu unterrichten."

„Kleine, gute, listige Franchine!" und unwillkürlich drückte er ihren Arm zärtlicher an seine Brust. „Diese Nachrichten — ich bin so glücklich" . .

„Frau Roland des Abends bei der Lampe wieder sticken und Herrn Roland aus einem englischen Buche vorlesen zu hören . . welch' ein bescheidener Mann sind Sie, Herr Lanthenat? Da bin ich unbescheidener, ich habe eine große Bitte an Sie, geben Sie mir etwas zu essen. Ich bin müde und hungrig; den ganzen Tag hab' ich mit einem Glase Milch vorlieb nehmen müssen." Dabei zog sie ein Mäulchen und zeigte ihre weißen, spitzen Zähne, daß sich Lanthenat vor Lachen ausschütten wollte.

„Das trifft sich gut, Fräulein Franchine, ich habe denselben Hunger wie Sie. Essen und trinken wir; Ferrier ist keine tausend Schritt von hier in der Straße Tournon."

„In ein Speisehaus soll ich mit Ihnen gehen? Wenn das Frau Roland erführe" . .

„Sie kann nicht verlangen, daß wir unter den Bäumen des Luxembourg-Gartens Hunger sterben. Die Zeiten sind vorüber, wo die Frauen wie unter Clausur gehalten wurden" . . .

Sie ließ sich nicht lange bitten. Ihr Herz drängte im Gegentheil nach der unbekannten Freude. Wie ein Vorgeschmack süßen Weines war ihr auf der Zunge.

Ferrier's Gastzimmer lagen zu ebener Erde. Der Vorderraum, ein langgestreckter, mit einer größeren Tafel und einer Anzahl kleinerer Tische besetzter Saal, war schon von Gästen überfüllt. Der Lärm der lauten Reden, das Klappern der Messer und Gabeln, das Klirren der Gläser, der Wein- und Speisedunst, der Sonnenschein, der schräg durch die Fenster fiel, wirkten anfänglich betäubend auf Franchine. Nie hatte sie etwas Aehnliches gesehen, nie ein solches Durcheinander von Gerüchen geathmet. Sie wagte gar nicht sich umzuschauen, bis Lanthenat einen passenden Platz gefunden. Ein paar Stufen führten aus dem Saal in eine Art Nische; hier war es kühl, und das Halbdunkel des Raumes gewährte einen gewissen Schutz gegen die neugierigen und unverschämten Blicke, die sich auf das eintretende Paar gerichtet hatten. Eifrig schob ihnen der Wirth selbst, der den

Digitized by Google

reichen Lanthenat kannte und schätzte, Tisch und Stühle zurecht. Allmälig ermunterten sich die Sinne Franchinens; ihre natürliche Keckheit und Zuversicht kehrten ihr wieder. Der Tisch, der sich vor ihr mit einem feinen weißen Tafeltuch, mit Porzellan und Krystall, mit silbernen Messern, Gabeln und Löffeln so schnell bedeckte, wie das „Tischchen deck' dich" im Märchen, beruhigte sie vollends. Von dem Glase weißen Weines, das ihr Lanthenat einschenkte, nippte sie nur, aber der Schluck genügte, um ihre Augen munterer aufleuchten zu lassen. Erst schüchtern, dann immer muthiger schweiften ihre Blicke umher. Grade ihr gegenüber saß an der Tafel in dem unteren Saale ein breitschultriger Mann mit häßlichem, pockennarbigem Gesicht, der das Wort führte, der Gastgeber der Gesellschaft zu sein schien und mit lauter Stimme Alle überschrie. Sie hatte wohl gemerkt, daß er sie mit seinen kleinen, aus wulstigen Lidern hervorblitzenden Augen frech und lüstern angestarrt und eine cynische Lache über ihre Verlegenheit aufgeschlagen hatte. Jetzt schien er sich indessen nicht weiter um sie zu bekümmern, und auch seine Genossen und die drei Frauen, die unter ihnen saßen, achteten des Paares in der Nische nicht. Offenbar hatte ihnen der Wirth Lanthenat's Namen genannt und sie ersucht, höflich gegen einen seiner Stammgäste zu sein. Was von der Unterhaltung zu ihnen herüberschallte, war ab und zu ein grober Spaß, eine Zweideutigkeit, die Franchine nicht verstand, hauptsächlich Politik und Patriotismus. Die wildesten Schwüre und Drohungen stieß der Pockennarbige gegen die Priester und die Aristokraten aus. „Das Vaterland ist in Gefahr," schrie er und schlug mit der Faust auf die Tischplatte, daß Alles darauf erzitterte, „wir müssen es retten. Wir Pariser sind die Vorposten der Freiheit. Hängt schwarze Fahnen aus den Fenstern. Frankreich bedarf eines Stoßes, um aus seiner Schlafsucht und Faulheit zu erwachen. Wie damals, als wir die Bastille stürmten. Ich verspreche Euch wieder einen solchen Tag." Die Anderen brüllten „Hoch!" und gelobten ihm blindlings zu folgen.

Lanthenat hatte zu oft auf den Straßen, in den Klubs und in den Kaffeehäusern solche Reden gehört, um ihnen sonderliche Aufmerksamkeit zu schenken. „Der Wein spricht aus ihnen," flüsterte er seiner Nachbarin zu, die sich vor diesen Schreckensworten entsetzen wollte. Die guten Speisen und der feurige Wein kamen ihm zu Hülfe. Franchine vergaß bald die Piken, die Kanonen und die Guillotine, mit denen die unten, immer mit brüllendem Gelächter, drohten. Es war eine so glückliche Stunde heiteren Lebensgenusses; Lanthenat erzählte eine drollige Geschichte nach der andern und hatte dann wieder so viele Fragen an sie zu richten, daß irgend eine Sorge der Zukunft nicht in ihr aufsteigen konnte. Die stille Erwartung, die er gehegt, bei Tische Näheres von ihr über die Wandlung in der Stellung Roland's zu erfahren, ging zwar nicht in Erfüllung, weil sie kein äußeres Zeichen derselben bemerkt hatte, aber es war ihm eine Herzenserleichterung, Jemanden an seiner Seite zu haben, mit dem er sich über den einzigen Gegenstand aussprechen konnte, der ihn im Innersten bewegte. So lange war er zum Schweigen verurtheilt gewesen, so lange ohne Nachricht von der geliebten Frau geblieben! Jedes Kleinste, das ihm Franchine mittheilte, ein neues Kleid, das Frau Roland getragen, die Klavierlehrerin, die sie für Eudora geworben, die Männer, die sie besucht hatten; wie sie in diesen letzten Tagen bis tief in die Nacht

Digitized by Google

hinein mit ihrem Gatten gearbeitet; wie Franchine sie einmal getroffen, ein Papier in der Hand, laut sprechend im Zimmer auf- und niedergehend, als ob sie eine Rede auswendig lerne oder einen Brief einem Andern vorläse — Alles erweckte seine Theilnahme, das Unbedeutendste in ihrem Leben erschien ihm bedeutend und gehaltvoll. Und wie hübsch verstand die Kleine zu erzählen, welch' witzige Bemerkungen machte sie! Sie hätte eine treffliche Schauspielerin abgegeben, so gut ahmte sie den nachlässigen Ton Brissot's und die Furchtsamkeit des Justizministers nach, der bei jedem ungewohnten Lärm von seinem Stuhl aufhüpfte und stöhnte: „Sie ermorden uns, die Dolchritter der Oesterreicherin kommen!" Dabei aß und trank sie so zierlich, wie ein Vögelchen; es war eine Freude, ihr zuzusehen . . .

Aus dieser Harmlosigkeit wurde Lanthenat unerwartet gestört. Im Saal gab es ein lärmvolles Rücken der Stühle, das Geräusch eines Aufbruchs. Die Gesellschaft hatte sich von der Tafel erhoben, und während die Einen noch zusammenstanden, die Andern zur Thür gingen, kam der Pockennarbige auf die Nische zu. „Bürger Lanthenat", sagte er, seine breite fleischige Rechte ausstreckend, „patriotischen Gruß und Brüderlichkeit! Gestatten Sie mir ohne Umstände Bekanntschaft zu machen . . ."

„Bürger Danton, welch' eine Ehre für mich!" Lanthenat hatte sich entfärbt und stammelte ein wenig; er war aufgestanden und ging die Stufen hinab dem Volkstribunen entgegen.

„Woher kennen Sie mich?"

„Ein Pariser Pflastertreter wie ich sollte den Vorsitzenden der Cordeliers, den Redner für Freiheit und Vaterland nicht kennen?"

„Ach, lassen wir die Redensarten," zwinkerte Danton mit seinen kleinen Augen, „wir sind beide geistreiche Männer und brauchen uns nichts vorzuflunkern. Sie leben von Ihren Renten, ich lebe von der Revolution. Ich verarge es Ihnen nicht, daß Sie sich mit dem Patriotismus und der Politik nicht einlassen mögen. Aber ein kluger Mann thut wenigstens so, als schwimme er in dem großen Strome mit. Er besucht die Sitzungen seines Bezirksvereins, er schwitzt in dem Club der Jakobiner und riecht den Schweiß und den Dunst des braven Volkes. Am nächsten Morgen nimmt er ein Bad und fährt mit seiner Geliebten nach Montmorency oder sonst wohin in das Freie. Für den Verständigen hab' ich genug gesagt."

„Ich danke Ihnen, Bürger Danton, ich hielt mich für einen so geringen Wurm, daß . . ."

„Sie glaubten, der Patriotismus sähe Sie nicht?" Danton schlug seine lauteste Lache auf. „Der Neid hat tausend Augen; der wahre Jakobiner ist scheelsüchtig, argwöhnisch, habsüchtig. Und Sie sind reich und der Freund eines Ministers."

Lanthenat brannte der Boden unter den Füßen, aber er mußte folgen, als ihn Danton bei Seite führte. Es war etwas Unwiderstehliches in diesem Manne. Er kam Lanthenat wie der Polyphem von dem Springbrunnen im Luxembourg-Garten vor, cyklopisch wild und gutmüthig zugleich.

„Der Wirth hat mir gesagt, daß Sie mit den Roland's befreundet sind. Ich könnte auf hundert Wegen mich ihnen nähern, aber ein Freund ist mir in diesem Falle der sicherste. Denn der Mann in jenem Hause ist eine Frau."

Digitized by Google

„Sie haben eine zu geringe Meinung von Roland's Verstand, Urtheil und Arbeitskraft —"

Danton blies in die Luft: „Das ist leerer Wind. Der Wille erzeugt die That, und den Willen hat sie allein. Ich kann die politischen Weiber nicht leiden, diese eine nehme ich aus. Nun wollt' ich Sie bitten, ihr einen Gruß von mir zu bringen. Das Volk rechnete auf ihre Festigkeit. Sie — oder vielmehr ihr Mann sollten Alles thun, seine Entlassung aus dem Ministerium zu beschleunigen . . ."

„Seine Entlassung?"

„Ja, die patriotischen Ministersessel wackeln. Aber nur wenn sie umstürzen, kann man ihnen vielleicht den Thron nachstürzen. Roland muß aus dem Ministerium scheiden, um die Lauheit und Verrätherei des Königs gegen die Verfassung ins rechte Licht zu setzen. Auch die Wohlhabenden und Gemäßigten werden dann erkennen, daß auf diesen König kein Verlaß für den Frieden unter den Bürgern und für die Vertheidigung des Vaterlandes ist. Die Frau soll ihn zu einem entscheidenden, herausfordernden Schritt ermuthigen. Vorwärts, läßt ihr Danton sagen, alle Patrioten stehen hinter ihr; vorwärts, sie wird die Mutter der Republik werden!"

In Lanthenat's Kopf summte und brauste es, wie von dem Geläut der Sturmglocken. Wie ging ihm Alles, was Danton sprach, gegen Gewohnheit und Gewissen; wie widerstrebte es ihm, sich in solche Händel und Ränke zu mischen! Unter welchem Vorwande hätte er sich indessen dem Auftrage des Volksführers, dem so viele sichtbare und unsichtbare Hände zur Verfügung standen, entziehen können? Selbst wenn er auf seine Sicherheit und Ruhe keine Rücksicht nehmen wollte, er durfte die der Roland's nicht gefährden. Es war klar, daß Danton eine Anknüpfung mit ihnen suchte und ihn als geeignetsten Mittelsmann dazu betrachtete; sollte er, ohne die Absichten seiner Freunde zu kennen, sich ablehnend verhalten? Als hätte er unter dem Druck dieses mächtigen Armes, dieses heißen Athems, dieser zugleich gewaltthätigen und jovialischen Persönlichkeit überhaupt noch einen Willen gehabt! „Noch diesen Abend werde ich der Bürgerin Roland Ihren Gruß und Rath überbringen," sagte er mit heiserer Stimme, als ob ihm die Kehle zugeschnürt wäre.

„Brav! Sie machen sich um das Vaterland verdient. Also keine halben Maßregeln, keinen faulen Frieden mit diesem falschen Könige!" Mit einer leichten Wendung des Kopfes schielte er nach der Nische zurück, seine Augen hatten wieder ihr eigenthümliches Zwickern, bald grausam raubsüchtig, bald sinnlich lüstern . . . „Hübsches Ding, Bürger Lanthenat; ich liebe die Leute, die einen guten Geschmack haben."

Lanthenat wollte weder auf sich noch auf dem Mädchen einen solchen Verdacht sitzen lassen: „Es ist die Pflegetochter der Frau Roland, Bürger Danton."

„Da bitt' ich um Verzeihung, Bürger Lanthenat . . ." er ließ seinen Arm los und musterte ihn mit scharfem Blick. „Sie sind klüger, als Sie scheinen wollen. Sie haben doppelte Schlüssel zum Hause." Und ehe es Lanthenat hindern konnte, war er zu Franchinen getreten. Vor dem großen Bulldoggenkopfe zog sie sich wie ängstlich in sich selbst zusammen, er aber zwang seine rauhe schreiende Stimme zu einem sanfteren Ton: „Vergeben Sie, Bürgerin, daß ich Ihren väterlichen

Digitized by Google

Freund so lange mit Beschlag belegt habe. Aber das Vaterland geht Allem vor." Er goß sich ein Glas voll Wein. „Auf gute Freundschaft!" sagte er halb zu ihr, halb zu Lanthenat, leerte es auf einen Zug und ging.

Eine Weile befand sich Franchine wortlos, offenen Mundes, in einer Art Lähmung unter dem Eindruck des Erlebten; sie starrte noch immer nach der auf die Straße führenden Thür des Saales, durch die der häßliche Mann verschwunden war, als würde sie von einer geheimnißvollen Kraft ihm nachgezogen. Erst als Lanthenat's Hand sie berührte und leise schüttelte, faßte sie sich wieder. „Das war wie ein Albdruck," meinte sie . . . Dann aber, als der Wirth ihnen Erdbeeren und Kirschen vorsetzte und lächelnd sagte: „Nicht wahr, ein lustiger Mann, der Bürger Danton, und gar kein Menschenfresser, wie ihn die Aristokraten abmalen!" kehrten ihr Leben und Lustigkeit zurück. „Wer ist dieser Danton?" fragte sie Lanthenat. „Ich habe nie ein Gesicht mit so vielen Pockennarben gesehen; wie ihm die Adern auf der Stirn schwollen, gar nicht wie Adern, sondern wie Stränge! Und was wollte er von Ihnen?"

„Nichts Besonderes," antwortete er ausweichend, „eine patriotische Unterstützung zur Ausrüstung der jungen Leute, die aus seinem Bezirk ins Feld rücken. Er ist ein berühmter Redner, ein Freiheitsheld, seinem Berufe nach ein Advokat und verheirathet; mehr weiß ich auch nicht von ihm."

„Verheirathet? War eine von den Damen seine Frau?"

„Nein," er mußte ein Lächeln über ihre Einfalt unterdrücken.

Aber die Eva in ihr hatte eine feinere Witterung, als er ihr zugetraut. „Also war die eine seine Geliebte," sagte sie, „die mit den röthlichen Haaren. Mir hat sie nicht gefallen; sie kreischte und schielte."

„Wie genau haben Sie sich umgesehen!"

„Was kann ich für meine Augen!" scherzte sie und naschte von den Kirschen aus dem Korbe. „Und wie er sie behandelte; er stieß sie in die Seiten und schlug sie auf Hand und Schulter. Ist das seine Zärtlichkeit?"

„Es war kein Schauspiel für Sie, Franchine," sagte Lanthenat, der sich im Stillen Vorwürfe machte, sie hierher geführt zu haben; „suchen Sie es zu vergessen. Wenn man so jung ist, wie Sie, muß man nicht an den Schmutz und die Roheit denken, von denen die Welt voll ist."

Ja, gieb mir dann nur ein Mittel an, mir Ohren, Nase und Augen dagegen zu verstopfen, hätte ihm Franchine erwidern mögen; nimm mir das Gelüst nach dem Unsauberen, das sein Anblick trotz seiner Widerwärtigkeit in mir erregt; aber sie hatte ein Gefühl, daß ihre Zunge zu vorschnell gewesen sei, und daß sie mit weiteren Offenherzigkeiten sich in die Gefahr brächte, seine gute Meinung zu verscherzen. Und ihr lag so viel daran! Nicht daß sie etwas Bestimmtes von ihm erwartet oder gewünscht hätte; er war ihr nur, seit sie ihn kennen gelernt, als eine sichere Stütze bei jedem Mißgeschick erschienen, das sie treffen könnte. Sie pflegte sich nicht um die Zukunft zu sorgen; zuweilen, wenn Frau Roland ihrem Leichtsinn oder Muthwillen einen scharfen Verweis ertheilt hatte, kam ihr wohl der Gedanke, davonzugehen, doch hielt er nicht lange vor. Ist nicht der Onkel Etienne da? Jede Angst, die sie beschleichen wollte, beschwichtigte sie damit. Aber sie mußte dafür auch das schmeichlerische, schutzsuchende und schutzbedürftige

Digitized by Google

Mädchen bleiben und den Uebermuth ihres Herzchens zügeln. Auf dem ganzen Wege bis zu den Quais am Flusse gestattete sie darum weder ihrer Zunge ein unbesonnenes Wort noch ihren Augen ein leichtfertiges Umherschweifen; zärtlich wie eine Tochter hing sie an seinem Arm und horchte auf die alten Geschichten, wie die Straßen, durch die sie schritten, vor dreißig Jahren ausgesehen hätten, wie höflich damals die Männer, wie bescheiden und sittig die Frauen gewesen wären, die er ihr erzählte, um den Eindruck der Scenen in Ferrier's Wirthshaus zu verlöschen. Auch seine Gedanken waren nicht bei diesen Erinnerungen, sondern bei der Zusammenkunft mit Marien, der er entgegenging. Was würde er erfahren, wie würde sie seine Mittheilung aufnehmen! Ein Wagen, der sie schneller nach dem Ministerium des Innern geführt hätte, war hier nicht zu finden, erst am Pont Neuf war auf einen zu rechnen. So trieb ihn die Ungeduld bald schneller auszuschreiten, bald verlangsamte eine geheime Verlegenheit seinen Gang.

Je näher sie der Brücke kamen, desto dichter wurde das Volksgewühl, desto lauter der Lärm. Die Hüte waren plötzlich in der Minderzahl, die phrygischen Mützen und bei den Frauen die Hauben mit der dreifarbigen Cocarde in der Ueberzahl. Eifrig besprachen die Gruppen die Tagesereignisse. Um einzelne Redner, die auf einen Stuhl oder ein Kellergesims geklettert waren, scharte sich ein Kreis von Zuhörern. Den stärksten Zulauf hatte ein Volkssänger, der von einem Tische herab einen Gassenhauer gegen das Recht des Königs, Gesetzvorschläge der Volksvertreter abzulehnen, vortrug. Brüllend stimmte der Chorus in den Refrain gegen Herrn und Frau Veto ein. Dazwischen boten die Verkäufer von Lebensmitteln, von Wasser und Wein, von Kuchen, gerösteten Kastanien, Zeitungen und Caricaturen mit lautem Geschrei ihre Waaren an, und ein Dudelsack spielte die beliebtesten Volksweisen. Hier und dort tauchten unter den Kleinbürgern in ihren buntfarbigen Kamisols, den Arbeitern in ihren blauen Kitteln Nationalgardisten in ihrer Uniform, Gemeindebeamte mit Degen und Schärpe, aber auch verwegene, freche Gesellen in zerlumpten Kleidern auf, die rücksichtslos mit ihren Ellenbogen Jeden bei Seite stießen, als ob ihnen allein der Bürgersteig und der Fahrdamm gehöre. Eine tiefe Erregung ging wie steigende Fluth über den Platz. Wohl gossen die Reden, die Lieder, die ausgestoßenen Flüche und Verwünschungen Oel in die Flammen, aber der eigentliche Grund der Bewegung lag in der Unruhe und der Arbeitslosigkeit der Massen. Die Flucht der Aristokraten, das Nachlassen des Fremdenverkehrs hatten nicht nur die Luxusgeschäfte der Stadt zum Stillstand gezwungen: Maurer, Zimmerleute, Tischler feierten. Von Club zu Club, Straße auf, Straße ab führten sie ein müßiges vagabondirendes Leben. Die Armuth verwilderte sie, die wüsten Reden verdrehten ihnen die Köpfe. Wie Lanthenat, Franchine fest an sich drückend, nach dem Stand der Wagen sich mühsam durchkämpfte, wurden die Tage und Nächte des 12., 13. und 14. Juli 1789 wieder in ihm lebendig; er glaubte dieselben von Wuth und Grimm entstellten Gesichter, dieselben Armen und Elenden, Spitzbuben und Verbrecher, den Schlamm und Bodensatz von Paris zu sehen, die damals die Waffenläden, die Weinschenken und die Bäckereien geplündert, die Steuergebäude an den Barrièren der Stadt angezündet, die Beamten verjagt oder getödtet hatten; er fühlte gleichsam den heißen Athem der Freiheit und der Revolution im Nacken; die Luft roch ihm nach Brand und Blut . . .

Digitized by Google

In einer zitternden Erregung, die ihrer gewohnten Sicherheit und Würde fremd und seltsam stand, eilte Frau Roland Lanthenat mit ausgestreckten Händen entgegen.- „Endlich!“ rief sie. „Ich wollte schon Franchinen einen zweiten Boten nachsenden, Sie herzuführen. Ich brauche Sie, wir müssen morgen ausziehen. Beglückwünschen Sie uns, am heutigen Vormittag hat mein Mann von dem Könige seine Entlassung erhalten.“

„Von dem Könige?“

„Ja, Ludwig XVI. hat wider Erwarten den Muth gehabt, dem ehrlichsten Manne Frankreichs den Abschied zu geben. Wenn man sich an seinen Priestern vergreift, bäumt sich der Schwächling auf.“

„Schlecht berathener König, es könnte Dir den Thron kosten!“

„Ich hoffe es auch, es lebe die Republik! Bald wird die wahre Sonne der Freiheit über uns leuchten; die Guten, die Rechtschaffenen und die Weisen werden das Steuer führen . . .“

„Aber erzählen Sie mir, wie Alles gekommen ist. So schnell hatte ich diese Wendung nicht erwartet.“

„Roland hatte dem Könige die zwei Gesetzesvorschläge, welche die gesetzgebende Versammlung beschlossen, über die Entfernung der den Bürgereid verweigernden Priester aus Frankreich und die Bildung eines festen Lagers der Milizen bei Paris, vorgelegt und wartete Tage und Wochen auf ihre Erledigung. Unter allerlei Ausflüchten schob der König die Entscheidung hinaus. Seine Falschheit und sein Zögern reizten die Gradheit Roland's; er wollte nicht länger sein Narr sein und richtete vor zwei Tagen einen Brief an den König: seine Entlassung ist die Antwort Ludwig's darauf.“

„Sie haben den Brief geschrieben?“

„Die Zukunft wird ihn das erste Document der französischen Republik nennen,“ sagte Marie, „es ist das Schreiben eines Mannes, der sein Vaterland liebt und in der Erfüllung seiner Pflicht Stellung, Vermögen und Leben für nichts achtet. Sie sollen ihn hören, könnte ihn doch ganz Frankreich vernehmen!“ Und anfangs mit zitternder Stimme, die mit jedem Satze fester und, wie es Lanthenat däuchte, eherner und drohender wurde, las sie ihm den Brief vor, den Roland am 10. Juni, im vierten Jahre der Freiheit, dem Könige überreicht hatte. In kühner, kaum von einem Hauch der Ehrerbietung überflogenen Sprache schilderte der Minister die Gefahren der Lage. Für das Land wie für den König. Die Emigranten, die dicht an der Grenze des Reichs in Trier und Koblenz sich zu einem bewaffneten Einfall rüsteten, die Priester, die überall den religiösen Unfrieden schürten, die Feinde der Verfassung, deren heimliche Ränke und Verschwörungen den Gesetzen entgegenarbeiteten, machte er für das Unglück des Vaterlandes allein verantwortlich. Der König müsse als ihr Mitschuldiger trotz seiner wohlwollenden Absichten erscheinen, wenn er noch länger den Dekreten der Versammlung seine Unterschrift weigere. „Kann Eure Majestät,“ fragte er, „sich heute noch offen mit denen verbinden, welche die Verfassung ändern wollen, oder muß sie sich rückhaltslos und großherzig der Aufrechterhaltung der Verfassung widmen, um ihr zum Siege zu verhelfen?“ Für ihn gab es nur den letzten Weg, die Sicherheit des Königs und das Glück Frankreichs zu verbürgen. „Das Vaterland ist für

Digitized by Google

uns nicht nur ein bloßes Wort, das die Phantasie nach Gefallen ausschmückt, es ist eine Wirklichkeit, ein Wesen, dem wir Opfer gebracht haben, das wir um so theurer lieben, je größere Sorgen es uns macht; jede Schädigung, jede Verletzung, die man ihm zufügt, entflammt unsere Begeisterung für es um so höher." Der Schluß des Briefes war seines Anfangs würdig, nie war zu einem Könige von Frankreich in diesem Ton gesprochen worden. „Gerechtigkeit des Himmels," rief Roland aus, „solltest du die Gewalten der Erde mit Blindheit geschlagen haben? Werden sie niemals andere Rathschläge hören, als die, welche zu ihrem Sturze führen? Selten findet die strenge Sprache der Wahrheit Aufnahme am Throne. Weil sie sich fast niemals dort vernehmen läßt, werden die Revolutionen nothwendig. Ich aber muß diese Sprache vor Ew. Majestät führen, nicht nur als Bürger, der dem Gesetz unterworfen ist, sondern auch als Minister, den Ihr Vertrauen in Wahrheit ehrt oder doch seines Amtes wegen ehren sollte. Für mich ist es eine Gewissenspflicht, die zu erfüllen mich nichts hindern kann. Für einen Mann, der seine Pflichten über Alles stellt, bedeutet das Leben nichts; nach dem Glück, sie erfüllt zu haben, gibt es für ihn nur noch ein einziges Gut, für das er empfänglich ist, der Welt zu beweisen, daß er treu und rechtschaffen gehandelt hat."

Bewundernd hatte Lanthenat ihr zugehört; vielleicht wirkte ihr Vortrag, der Klang ihrer Stimme, die Begeisterung für die Sache, die sich ihr unbewußt mit der stolzen Freude über ihr Werk verschmolz, noch mächtiger auf ihn, als der Inhalt des Briefes und die Wucht seiner Gedanken und Rathschläge. Von seinem Gesicht las sie den tiefen Eindruck ab, den sie auf ihn gemacht hatte. Denn zunächst fehlten ihm, als sie ihre Vorlesung geendet, die Worte . . . „Welch' erhabene Sprache," konnte er endlich sagen, „der Genius der Revolution hat sie Ihnen eingeflößt. Aber der Brief ist eine Kriegserklärung gegen das Königthum . . ."

„Ist er das?" fragte Frau Roland triumphirend. „Ja, Freiheit und Wahrheit mußten sich von der Lüge und der Verrätherei lossagen, ehe es zu spät geworden. Der Name Roland durfte nicht länger den Ränken und Schlichen des Hofes zum Schilde dienen. Mein Mann war zu ehrlich, zu aufrichtig und langmüthig; er ahnte nicht, daß man mit ihm und den Patrioten ein hinterlistiges Spiel trieb. Ich habe den Schleier, der ihm die Dinge verhüllte, zerrissen; ich habe ihm die Hand bei dem Schreiben dieses Briefes geführt. Haben wir Frauen, die wir schärfer sehen, lebhafter fühlen und zur That entschlossener sind als die Männer, kein Recht in den großen Entscheidungen für unser Volk und Vaterland mitzusprechen? Die Revolution drohte stillzustehen, ich habe sie wieder in Bewegung gesetzt." Wie ein bacchantischer Rausch war es über die sonst so gehaltene und gemessene Frau gekommen.

„Ahnungslos haben Sie gethan, was Danton von Ihnen wünschte."

„Danton? Der Redner des Klubs der Cordeliers? Sie haben mit ihm gesprochen? Sie sind mit ihm bekannt, und ich weiß nichts davon?"

„Bis vor zwei Stunden kannte ich ihn einzig vom Ansehen. Er redete mich in einem Speisehause an, von dem Wirthe hatte er vermuthlich meinen Namen und meine Beziehungen zu Ihrem Gatten erfahren. Er trug mir einen Gruß an ihn auf und sprach den Wunsch aus, daß er seinen Ministerposten aufgeben möge . . ."

Digitized by Google

„Seltsam, was kann der Mann von uns wollen?“

„Er hatte denselben Gedanken, den Sie soeben aussprachen: der ruhende Stein müsse durch einen Stoß wieder ins Rollen gebracht werden. Habe ich seine Absicht recht durchschaut, so sucht er eine Verbindung mit Ihnen.“

„Oh!“ erwiderte sie und zog in einer unwillkürlichen Bewegung ihre Hand fest an ihre Brust zurück, als scheue sie vor einer Berührung mit etwas Gefährlichem oder Schmutzigem. „Ich kenne ihn nicht, aber ich weiß, daß er Geld von dem Könige angenommen hat.“

„Er ist der Mirabeau der Gasse und braucht wie sein Vorbild Geld und noch einmal und zum dritten Male Geld. Und wohl uns, wenn er nur darnach und nicht nach unserm Blute lechzt!“

„Ich könnte den Saum meines Kleides noch eher durch Blut als durch einen Rinnstein ziehen,“ sagte sie hochmüthig. „Sie haben ihm kein Versprechen gegeben?“

„Er hat nichts von mir verlangt, als daß ich Ihnen seinen Gruß überbrächte und seine Ansicht über die politische Lage mittheilte. Aber ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß er mir besser erschienen ist, als sein Ruf. Nicht geziert und hinterhaltig wie Robespierre, nicht geifernd und wahnwitzig wie Marat, eher eine ehrliche, wilde, aber großmüthige Natur. Ich glaube, er würde unter allen Umständen ein Freund seiner Freunde sein. Wie viel ist das in unserer Zeit werth! Wo Jeder den Andern beneidet, beargwöhnt, haßt und vernichten möchte!“

„Sie können Roland nicht zumuthen, seine reine Hand in die unreine dieses Mannes zu legen.“

„Gewiß nicht, aber ein Politiker darf keinen Mächtigen, der sich ihm nähert, zurückstoßen, und eine Frau, die ihr Genius in den Kampf der Männer treibt, muß sich an das Häßliche und Furchtbare gewöhnen. Nur um den Preis des Sanften und des Schönen wird Ihnen das Recht gewährt, das sie in Anspruch nehmen. O, meine Freundin, verzichten Sie nach der ersten Erfahrung auf dies traurige Recht, eine politische Rolle spielen zu wollen. Noch können Sie im vollen Glanze, unter dem einstimmigen Beifall Aller von der Schaubühne in die friedliche Dämmerung des Hauses zurücktreten — wer verbürgt es Ihnen, daß ein solcher Abgang Ihnen morgen noch gestattet ist?“

„Aber ich denke gar nicht daran, Lanthenat, eine Penelope am Spinnrocken zu werden. Heute weniger als je. Die stillen Freuden des Hauses genügen mir nicht mehr. Sie sind wie ein stehendes Wasser. Man sagt, die Liebe lehre Alles ertragen — vielleicht! Nur daß ich dazu lieben müßte! Der erste Versuch, im Großen zu wirken, das Allgemeine zu erfassen, so kurz er auch gewesen ist, hat mich nicht von der politischen Thätigkeit abgeschreckt, wie Sie meinen, sondern mich nur darin bestärkt. Ergeben Sie sich darein, lieber Freund, ich bin kein Weib, wie die andern; mein Herz findet keine Ruhe als im Sturm oder im Tode, an der Spitze der Republik oder unter dem Beil der Guillotine . . . Aber es wird nicht so schlimm werden. Auch ohne Ihren Danton wird Frankreich zu seinem Glück und seinem Frieden kommen. Roland hat einige seiner Freunde aus den Provinzen nach Paris eingeladen, um mit ihnen die nächsten Maßregeln zu besprechen und das Bürgerthum des ganzen Landes zu einer Partei zu sammeln, die stark genug ist, die Verräthereien des Hofes zu ersticken und die Aufläufe der

Digitized by Google

Pöbelrotten niederzuschlagen. Ich erwarte in dieser Stunde den Besuch des einen, der uns besonders lieb und werth ist, Leonard Buzot's aus Evreux; er gehörte zu den Mitgliedern der Versammlung, die uns die Verfassung gegeben hat, wir lernten ihn im vergangenen Jahre kennen . . ."

Sonst würde sich Lanthenat bei der Ankündigung eines politischen Besuches eiligst aus dem Staube gemacht haben — er hätte nicht sagen können, was ihn zurückhielt, und doch blieb er, wie sehr ihm auch der Kopf von all' der Politik und dem Patriotismus benommen war, die er diesen Vormittag wie einen Wassersturz über sich hatte ergehen lassen müssen. War es Neugierde, Unruhe, Vorahnung, die ihn auf seinem Stuhl festbannten? War es Mariens Aufforderung, ihr Genaueres über Danton zu erzählen? Er war in seiner Schilderung noch nicht weit gekommen, als der Erwartete gemeldet wurde. Durch das hohe offene Fenster fiel der letzte Sonnenschein, und in diesem röthlich goldenen Licht erschien auf der Schwelle der Thür, in ihrem Rahmen, Buzot einen Augenblick wie ein Bild. Eine jugendliche, schlanke, vornehme Gestalt, ein schönes Gesicht mit melancholischem Ausdruck, als hätte der Zweiunddreißigjährige schon manches Herzleid und manche Enttäuschung zu überwinden gehabt. Er war mit besonderer Sorgfalt und gutem Geschmack gekleidet und hatte ein höfliches weltkundiges Betragen. Alles an ihm hätte Lanthenat gefallen sollen, Erscheinung, Stimme, Begrüßung, so sehr entsprach es seinen eigenen Gewohnheiten und Neigungen. Statt dessen fühlte er sich von Buzot's Anwesenheit gedrückt und verletzt. Es war natürlich, daß Frau Roland einen Mann, der auf einen Brief ihres Gatten in die Hauptstadt gekommen war, einen Freund, den sie seit Monaten nicht gesehen hatte, mit lebhaftester Freude, mit herzlichem Empfang aufnahm — wie konnte es ihm auffallen, wie ihn drücken? Als Buzot, den Hut in der Hand, den Kopf zurückgeworfen, auf der Schwelle stand, glaubte Lanthenat einen leisen Aufschrei Mariens, einen schnell unterdrückten, vernommen, ein Erröthen und Erbleichen ihrer Wangen, einen langen, wie verzaubert auf dem Eintretenden haftenden Blick belauscht zu haben. Vielleicht war es ein Zufall, eine Täuschung seiner Sinne, ein Trugbild seiner gereizten Empfindlichkeiten gewesen — denn wie Buzot nun ihr gegenüber saß, die gelassenen Worte, die ruhigen Blicke, die sie mit einander wechselten, wie Roland herbeigerufen wurde . . . Du bist ein eifersüchtiger, hirnkrakner Geck, schalt sich Lanthenat; sie verkehrt mit ihm, wie mit all' den Schwätzern; wenn du ihr eine Liebe und ein Abenteuer andichtest, verleumdest du nicht nur ihre Unschuld, sondern noch mehr ihren Charakter. Dennoch empfand er einen bohrenden Stachel in der Brust. Mit jeder Minute wurde ihm Buzot verhaßter, seine Gegenwart unleidlicher. Was er gestern noch für unmöglich erklärt hätte, erfüllte ihn plötzlich, während Buzot, wie er meinte, geringschätzig über ihn hinwegredete, mit einer gewissen Genugthuung: Danton hatte einen Händedruck mit ihm ausgetauscht; die Freundschaft des Gassenkönigs von Paris dünkte ihn ein ausreichender Ersatz für die Anerkennung, die dieser seine Herr, dieser Marquis mit bürgerlichem Namen, ihm zu weigern schien.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim.

Etwa vier Jahre sind vergangen, seit die „Deutsche Rundschau“ von der Hand eines Altmeisters deutscher Literatur die Anzeige eines neu erschienenen Memoirenwerkes als eines „interessanten und liebenswürdigen Buches“ brachte[1]), nämlich der „Erinnerungen aus alter und neuer Zeit von Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim“. Heute weilt der Verfasser dieses Buches nicht mehr unter den Lebenden; aber das Interesse an seiner eigenartigen Persönlichkeit, das durch sein mannhaftes Auftreten im Augenblick der Wiedererwerbung des Elsaß geweckt war und durch seine vielgelesenen „Erinnerungen“ in weitere Kreise sich verbreitet hatte, ist nicht mit ihm gestorben. Im Gegentheil darf angenommen werden, daß die große Zahl Derer, welche die Lectüre der „Erinnerungen“ gefesselt hat, gern über den Verfasser noch mehr hören werden, als er selber gegeben hat. Liegt es doch in der Natur der Sache, daß Niemand von sich selber ein ganz getreues und vollständiges Bild zu zeichnen vermag, und gerade Derjenige nicht, dem ein vornehm bescheidener Sinn es unmöglich macht, die eigenen Vorzüge und Verdienste herauszustreichen. So mag es denn einem langjährigen Freunde und Verehrer des trefflichen Mannes gestattet sein, auf Grund persönlicher Erinnerungen, zahlreicher Briefe des Verstorbenen und eines umfangreichen, von der Familie gütigst zur Verfügung gestellten urkundlichen Materials dem Andenken des Grafen Ferdinand Dürckheim einige Blätter in der „Deutschen Rundschau“ zu widmen. Es wird versucht werden, dieselben so zu gestalten, daß sie einerseits den Lesern der „Erinnerungen“ eine nicht werthlose Ergänzung zu dem ihnen lieb gewordenen Lebensbilde bieten, andererseits auch Denen, welchen Dürckheim noch ein Fremder ist, ein möglichst klares Bild seiner Persönlichkeit und seines Lebens vor Augen stellen. Möge es gelingen, beiden Kategorien von Lesern in gleichem Maße gerecht zu werden! Freilich wird — namentlich im Eingange — die Einfügung einer Reihe von thatsächlichen Angaben, die den Lesern der „Erinnerungen“ schon bekannt sind, nicht zu vermeiden sein.

---

[1]) Graf Dürckheim's Erinnerungen von C. F. M., „Deutsche Rundschau“, 1887, Bd. L, S. 468.

Digitized by Google

Ferdinand Graf Eckbrecht von Dürckheim-Monmartin wurde am 1. Juli 1812 zu Thurnhofen in Franken geboren als Sprosse eines uralten, im Elsaß angesessenen reichsritterlichen Geschlechts, das freilich damals wie so viele andere durch die Revolution Heimath und Grundbesitz verloren hatte. Die Familie kehrte jedoch nach der Restauration in das Elsaß zurück; der junge Graf erhielt seine Ausbildung in Straßburg und trat im Jahre 1830, achtzehnjährig, in den französischen Verwaltungsdienst ein. Die Jahre von 1836—1848 brachte er als Unterpräfect wechselnd in den verschiedensten Theilen Frankreichs zu. Die Schilderung seiner Erlebnisse und Thätigkeit während dieser Zeit in den „Erinnerungen" gibt ein höchst anschauliches Bild der französischen Provinzialverwaltung in den Tagen Louis Philippe's und verleiht dem Buche auch ein objectiv historisches Interesse. Für Dürckheim's Zukunft ward es von Bedeutung, daß er im Jahre 1846 Unterpräfect in Ham war, während Prinz Louis Napoleon Bonaparte dort als Staatsgefangener das Mißlingen seiner tollkühnen Attentate von Straßburg und Boulogne büßte. Das freundliche Wohlwollen, mit dem Dürckheim bestrebt war, dem Prinzen das harte Loos der Gefangenschaft zu erleichtern, hat ihm der Letztere nie vergessen, vielmehr, sobald er zur Herrschaft gelangt war, mit treuer Dankbarkeit gelohnt. Die radical-republikanische Regierung von 1848 hatte Dürckheim seiner Stellung enthoben. Louis Napoleon übertrug ihm, kaum zum Präsidenten der Republik erwählt, im Jahre 1849 zunächst die Unterpräfectur von Schlettstadt und kurze Zeit darauf die wichtige Stellung als Präfect des durch die damaligen Arbeiterunruhen besonders bedrohten Departement du Haut-Rhin (Ober-Elsaß). Es gelang dem Grafen, durch Umsicht und Festigkeit die Ordnung in den schwierigen Industriebezirken zu erhalten; aber es zeigte sich doch bald, daß ein so unabhängig denkender und menschenfreundlicher Mann wie er auf die Dauer kein geeigneter Präfect des zweiten Kaiserreichs war. Als ihm zur Zeit des Staatsstreiches vom 2. December zugemuthet wurde, bei der Unschädlichmachung und Deportation der hervorragenderen Republikaner seines Bezirkes mitzuwirken, verweigerte er dies mit Entschiedenheit und opponirte den befohlenen drakonischen Maßregeln. Die Minister verlangten natürlich seine Entlassung, der jedoch der Kaiser — der Tage in Ham gedenkend — nur mit der Bedingung zustimmte, daß Dürckheim eine vortheilhafte Stellung als General-Inspector der Telegraphen zugewiesen wurde, die seine Thätigkeit nur während einiger Monate des Jahres für Inspectionsreisen in Anspruch nahm. Es gelang Dürckheim um diese Zeit, den Stammsitz seiner Vorfahren, das Schloß und Gut Fröschweiler im Unter-Elsaß, auf den Vorbergen der Vogesen anmuthig gelegen, das seit der Revolution der Familie entfremdet worden war, wieder zu erwerben. Hier brachte er fortan den größten Theil des Jahres zu, seiner Familie, der Bewirthschaftung seines Gutes und seinen literarischen Interessen lebend. Er war in erster und zweiter Ehe nacheinander mit zwei Schwestern, geborenen Fräulein von Türckheim, gleichfalls Sprossen eines angesehenen elsässischen Geschlechtes, vermählt; seine zweite Gemahlin und zwei seiner vier Söhne haben ihn überlebt. — Der Krieg von 1870 führte anfänglich Dürckheim in seiner amtlichen Eigenschaft in das französische Hauptquartier nach Metz. Während er dort weilte, wurde sein Fröschweiler am 6. August der Mittelpunkt der

Digitized by Google

französischen Vertheidigung in der blutigen Schlacht bei Wörth; seine heldenmüthige Gemahlin hat dort mit den noch unerwachsenen jüngeren Söhnen alle Schrecken des Krieges durchlebt. Ein weit verbreitetes Buch des damaligen Pfarrers in Fröschweiler, Karl Klein[1]), schildert in höchst anschaulicher Weise ihre und der übrigen Bewohner des Dorfes Erlebnisse und Fährlichkeiten in jenen furchtbaren Tagen. Der Frankfurter Friede brachte wenige Monate später die endgültige Wiedervereinigung des Elsaß mit dem deutschen Mutterlande. Die elsässische Bevölkerung aber, die zwar zum größten Theile während der langen Zeit der französischen Herrschaft deutsche Sprache und Sitte bewahrt, in ihrem politischen Bewußtsein jedoch sich den alten Volksgenossen völlig entfremdet hatte, stand in ihrer überwiegenden Mehrzahl der neuen Gestaltung der Dinge feindlich gegenüber, und unter der kleinen Zahl Derer, die deutsches Bewußtsein sich erhalten hatten und die deshalb die Rückkehr zu Deutschland freudig begrüßten, waren wiederum nur Wenige, die den Muth besaßen, ihre Ueberzeugung der leidenschaftlich erregten öffentlichen Meinung zum Trotz offen auszusprechen. Unter diesen nun stand durch seine Stellung und Persönlichkeit wie durch die Entschiedenheit seines Auftretens Graf Ferdinand Dürckheim an vorderster Stelle. Mit ergreifenden Worten hat er es in seinen „Erinnerungen" geschildert, wie schwere innere Kämpfe er damals durchgefochten; wie „Erziehung, Familienbande, Studien und Ueberzeugungen politischer und moralischer Natur" ihn zu Deutschland hinzogen, während andererseits die Annexion ihn von so vielen Freunden und werthen Erinnerungen losriß; wie er aber zuletzt zu der Ueberzeugung sich durchgerungen habe, daß die Wiedervereinigung mit Deutschland der elsässischen Heimath zum Heil gereichen müsse, weil „ihr innerer Kern urdeutsch geblieben war". Dieser Ueberzeugung folgend, hat denn Graf Dürckheim in mehrfachen öffentlichen Kundgebungen seine Landsleute ermahnt, sich mit ihrem Schicksal zu versöhnen, freudig und thätig an der gedeihlichen Gestaltung der neuen Verhältnisse sich zu betheiligen. Eine Fluth von Schmähungen und Verwünschungen war die Antwort auf dies muthige Vorgehen. Nicht nur die entschieden französisch Gesinnten, sondern auch viele gemäßigte Männer, die sich später der deutschen Sache näherten, haben es Dürckheim nicht verziehen, daß er im Augenblick des Friedensschlusses sich auf die deutsche Seite stellte, und der den Franzosen so geläufige Ausdruck „Verräther" ist natürlich auch gegen ihn reichlich verwendet worden. Namentlich wurde geltend gemacht, daß gerade ihn, der von dem französischen Kaiser mit so viel Wohlwollen behandelt sei und bis zuletzt im französischen Staatsdienst gestanden habe, schon das persönliche Zartgefühl von seinem Vorgehen hätte zurückhalten müssen. Dies Argument besticht beim ersten Anblick; wir meinen aber, daß ein richtiges Urtheil nur gefunden werden kann, wenn man einerseits die Größe des geschichtlichen Moments, andererseits Graf Dürckheim's Persönlichkeit und Charakter mit in Betracht zieht. Gewiß hätte er nicht nur klüger, sondern auch zartfühlender gehandelt, wenn er — gleich so vielen anderen, theilweise sehr achtbaren Männern — im Hinblick auf seine Vergangenheit sich zunächst zurückgehalten hätte, und erst später, nachdem

[1]) Fröschweiler Kriegs- und Friedenschronik vom Pfarrer Klein. Nördlingen, Beck.

Digitized by Google

die Erregung der öffentlichen Meinung ihren Höhepunkt erreicht hatte, mit seinen Anschauungen vorsichtig hervorgetreten wäre. Eine andere Frage aber ist die, ob denn im Augenblicke einer großen Entscheidung vaterländischer Geschicke Klugheit und Zartgefühl entscheidende Beweggründe des politischen Handelns sein dürfen; ob nicht ein Patriot in solchem Zeitpunkte alle persönlichen Opfer, auch die seines Zartgefühls, auch die der Beziehungen zu seinen bisherigen Freunden und Gesinnungsgenossen, bringen muß, um unbeirrt den Weg zu gehen, den das Wohl des Vaterlandes erheischt. So angesehen, rechtfertigt sich nicht nur Graf Dürckheim's Verhalten im Jahre 1871, es erweist sich vielmehr auch als das eines unerschrockenen, charaktervollen Mannes, welcher der einmal erkannten Pflicht unentwegt folgte, wohl wissend, daß er sich dadurch bitteren Haß und Unannehmlichkeiten aller Art zuziehen würde, daß man persönlichem Ehrgeiz zuschreiben würde, was für ihn lediglich Sache der Pflicht und seines Gewissens war.

In Deutschland natürlich erregte das offene Eintreten eines angesehenen Elsässers für die Rückkehr zum deutschen Vaterlande freudiges Aufsehen, und eine Zeitlang war Graf Dürckheim's Name in Aller Munde. Ganz besonders war dies der Fall nach der von ihm am 1. Mai 1872 bei der Eröffnungsfeier der Universität Straßburg gehaltenen Rede, die wohl als seine bedeutsamste Kundgebung aus jener bewegten Zeit angesehen werden kann. Freudige Beachtung fand namentlich die Bestimmtheit, mit welcher der unter den elsässischen Bauern lebende Redner auf den ganz deutsch gebliebenen Charakter dieses wichtigsten Theiles der Bevölkerung hinwies — eine Behauptung, deren Wahrheit sich seither immer klarer herausgestellt hat. Mancher der älteren Leser der „Deutschen Rundschau" wird sich des sympathischen Anklanges erinnern, welchen die Rede damals in ganz Deutschland gefunden hat; die Wiedergabe einiger besonders charakteristischen Sätze derselben wird diese Aufnahme erklären.

„. . . Glauben Sie es, daß deutscher Sinn und deutsches Wesen trotz der Zeit und aller Anstrengungen nicht vertilgt worden sind. Nein! Es lebt das deutsche Wesen unter einer fremden Kruste verborgen; aber die Form ist nur von Lehm gebrannt, meine Herren; lassen Sie dieselbe vom deutschen warmen Liebesschein durchglühen, sie wird bald mürbe werden, und der goldene Kern wird sich schälen. Um diese Wiedergeburt zu fördern, nehmen Sie ja heute die geistigen Werkzeuge zur Hand, den Meißel der Kunst, den goldenen Hammer des Wissens. Sie schlagen zuerst mit sanften, leisen Streichen auf das fremde Gehäuse mit der zarten geübten Hand, bis einst eine zahlreiche Jüngerschar aus unserer Mitte Sie jubelnd umgeben und Ihnen frohlockend zurufen wird:

Schwingt den Hammer, schwingt
Bis der Mantel springt.
Wenn der Geist soll auferstehen,
Muß die Form in Stücke gehen."

Und weiterhin:

„Und nun möchte ich Ihnen noch zum Andenken an unser Land ein Bild mitgeben, das in Ihrer Seele leben soll: Betrachten Sie mit mir einen Augenblick unsere üppigen Fluren, die Thäler und Hügel und die blauen Berge; treten Sie mit mir ein in Dörfer und Städtchen, betrachten Sie die niedlichen Behausungen mit dem rebenumrankten Erker, mitten in Gärten die hübsche Kirche mit dem Hahn auf dem Thurme; ich frage Sie, meine Herren, ist das nicht ein echt allemanisches Bild?

Digitized by Google

Wenn wir durch das Blachfeld ziehen, begegnen wir einem großen stattlichen Menschen in Volkstracht mit blondem Haar und treuem Blick aus blauem Auge; wenn er Sie nun begrüßt mit dem traulichen ‚Helf Gott!', sagen Sie mir, meine Herren, ist das nicht ein deutsches Bild? Dieses Bild und diesen Mann empfehle ich Ihrer brüderlichen Liebe. Der Mann ist werth, daß wir ihn schätzen, denn er ist das wahre Volk, er ist einfach und sittlich, redlich und treu, zwar nicht gelehrt, aber er singt deutsche Lieder. Diesen Mann und mein näheres Vaterland lege ich getrost ans deutsche Herz."

Während aber diese und andere Kundgebungen dem Patrioten Dürckheim eine hohe Stellung in der deutschen öffentlichen Meinung erwarben, schädigten sie ihn empfindlich nicht nur bei seinen französisch gesinnten Landsleuten, sondern auch — und dies ist eine für uns Deutsche recht unerquickliche Erscheinung — bei der deutschen Landesregierung. Er und seine wenigen Genossen empfanden gar bald, daß die Behörden sie links liegen ließen und von dem wieder erwachenden öffentlichen Leben fern zu halten suchten. Der Beweggrund hierfür war offenbar die Meinung, die Betheiligung von Männern, die sich so entschieden unbeliebt gemacht hatten, werde die Beruhigung der Gemüther und die Versöhnung mit den neuen Zuständen nur erschweren. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, über die Richtigkeit dieses Verfahrens vom politischen Standpunkte ein Urtheil zu fällen; sicher aber ist, daß dasselbe den davon betroffenen deutschen Elsässern, und besonders dem Grafen Dürckheim, eine schwere und unverdiente Kränkung zufügte. War auch sein Eintreten für die deutsche Sache ein durchaus selbstloses gewesen, so war doch bei einem Manne seiner Stellung und Begabung der Wunsch, am öffentlichen Leben seines Heimathlandes in irgend einer Weise weiterhin theilzunehmen, ein natürlicher und nahezu selbstverständlicher, und lange Zeit empfand er es bitter, daß Freund und Feind in seltsamer Uebereinstimmung ihn davon ausschlossen. Auch erschien ihm die Politik der deutschen Verwaltung vielfach als schwach und schwankend, namentlich in ihrer weitgehenden Rücksichtnahme auf unsichere und niemals zu gewinnende Elemente; er verlor das Vertrauen auf eine kräftige und umsichtige Förderung der deutschen Sache, und so kam es nach kurzer Zeit dazu, daß der treueste und energischste Freund Deutschlands unter den Elsässern unzufrieden und vereinsamt auf seinem Gute lebte, außerhalb jedes Zusammenhanges mit den öffentlichen Dingen. —

In jener Zeit — Mitte der siebziger Jahre — war es, daß der Schreiber dieser Blätter, als junger Beamter nach Wörth, in die unmittelbare Nähe von Fröschweiler, verschlagen, dem Grafen Dürckheim näher trat. Es sei mir daher an dieser Stelle gestattet, den Eindruck seiner Persönlichkeit, wie mir dieselbe damals, in einem mehrjährigen lebhaften persönlichen Verkehr, später in eifrig geführtem Briefwechsel immer vertrauter geworden ist, wiederzugeben. Dürckheim's gewiß hervorstechendste Eigenschaft war eine mit sprudelnder geistiger Lebhaftigkeit verbundene Redlichkeit und Wärme des Gemüths, die ihm bis in sein hohes Alter eine köstliche Jugendfrische bewahrten; er war nicht nur unfähig sich zu verstellen, sondern sogar irgend eine Empfindung oder ein Urtheil aus Klugheit für sich zu behalten. Alles, was seinen regen Geist beschäftigte, war ihm zugleich Herzenssache und mußte geäußert werden, gleichviel ob er bei dem Dritten, vor dem er es äußerte, auf Zustimmung hoffen konnte oder nicht. Er gehörte zu den Naturen, welchen Mittheilung dessen, was ihr Herz erfüllt,

Digitized by Google

Bedürfniß ist; und zwar erfolgte diese Mittheilung in Tönen warmer, herzlicher Begeisterung, wenn es sich um ihm sympathische Dinge oder Menschen handelte, oder kräftigen, leidenschaftlichen Unwillens im entgegengesetzten Fall. Ließ hiernach sein Urtheil öfter ruhige Objectivität vermissen, so war es doch keineswegs beschränkt oder einseitig; denn sein scharfer natürlicher Verstand und seine gesunde Empfindung waren durch ein bewegtes, an großen Eindrücken und Erfahrungen reiches Leben gehoben und ausgebildet worden. Wie verschiedene Einflüsse aus zwei Nationen und aus mehreren Zeitaltern hatten doch auf ihn eingewirkt! Er hatte von allen Seiten das, was für seine Natur assimilirbar war, in sich aufgenommen und war daran zu einer geschlossenen, geistreichen und charaktervollen Persönlichkeit herangewachsen. Der Abstammung nach gehörte er der freien deutschen Reichsritterschaft an; der lebhafte, oft schroffe Unabhängigkeitssinn, die Vorliebe für das ungebundene Landleben auf eigener Scholle und endlich der an die Tradition des alten Reichs anknüpfende, durch die Zeiten französischer Herrschaft bewahrte deutsche Patriotismus waren ihm hiervon geblieben. Die religiöse Tradition seines alten Geschlechts, das in früheren Generationen für Behauptung seines evangelischen Bekenntnisses hart gekämpft und gelitten, hatte unzweifelhaft dazu beigetragen, eine warme religiöse Gesinnung in ihm zu entwickeln. Seine jüngeren Jahre waren durch die Thätigkeit in der damals noch straff organisirten und schlagfertigen französischen Verwaltung ausgefüllt gewesen, und dies hatte seinem Auftreten eine große Bestimmtheit und Festigkeit, seiner Lebensauffassung eine Vorliebe für Zucht und Ordnung im öffentlichen und Privatleben mitgetheilt, und auf der andern Seite war sein starkes Gerechtigkeitsgefühl gewachsen und gekräftigt durch die Opposition, in welche er als Beamter gegen das selbstsüchtige Parteiregiment in Frankreich gerathen war, und die schließlich seiner dienstlichen Laufbahn ein Ende gemacht hatte. — Wie sein Gemüthsleben durch eine glückliche Häuslichkeit genährt wurde, hat er selber in den „Erinnerungen" prächtig geschildert. Endlich war sein angeborener ästhetischer Sinn durch eingehende Beschäftigung mit der deutschen und französischen schönen Literatur, sowie durch persönliche Beziehungen mit hervorragenden Autoren beider Nationen allmälig so weit gebildet und verfeinert worden, daß in seinem Alter die Beschäftigung mit literarischen Dingen ihn mehr und mehr anzog und befriedigte. Da er seit 1871, wie erwähnt, außerhalb des politischen Lebens stand, und die Verwaltung des Guts seine Zeit nicht genügend ausfüllte, so bedurfte sein reger Geist anderweiter Beschäftigung und fand dieselbe zuerst im contemplativen Genuß der großen Dichtungen aller Zeiten, später in eigener literarischer Production. Einen besonders lebhaften Antrieb hierzu hat ihm die liebenswürdige Theilnahme Emanuel Geibel's gegeben, der gleich andern hervorragenden Männern, durch das kraftvolle Eintreten Dürckheim's für das Deutschthum im Elsaß angezogen, ihm lebhafte Sympathie entgegenbrachte. Aus der erwähnten ersten Zeit meiner Beziehungen zum Grafen Dürckheim ist mir erinnerlich, wie derselbe eines Tages freudeerfüllt und jubelnd bei uns eintrat, ein Bändchen in der Luft schwenkend. Es waren Geibel's eben erschienene „Spätherbstblätter"; der Dürckheim damals persönlich noch un-

Digitized by Google

bekannte Dichter übersandte sie ihm mit folgender Widmung, die in einer Abschrift von Dürckheim's Hand vor mir liegt:

Dem Grafen Ferdinand Dürckheim.

Ihm, der treu dem alten Stamme,
Deutschen Geistes reine Flamme
Fromm gehütet Jahr um Jahr,
Der auf halb verwelschter Erde
Patriarch an seinem Herde,
Deutscher Sitte Vorbild war;
Der in sturmbewegten Tagen
Hoch des Reichs Panier getragen
Sammelnd die zerstreute Schar,
Der, ein Priester im Versöhnen
Und ein Held im Dienst des Schönen
Jüngling blieb im greisen Haar,
Biet' ich, froh des innern Bandes
Mit dem Dank des Vaterlandes,
Was ich sang, in Liebe dar.

Emanuel Geibel.

Das kleine Gedicht zeigt, daß der im fernen Norden auf schwerem Siechbett gefesselte Dichter aus Dürckheim's politischen Reden und Schriften ein durchaus richtiges Bild von dessen Persönlichkeit gewonnen hatte; nur der „Priester im Versöhnen" ist vielleicht anfechtbar, — was der Leser nach der von uns versuchten Charakterschilderung verstehen wird.

An diese erste Sendung Geibel's knüpfte sich ein längere Zeit hindurch von beiden Seiten eifrig geführter Briefwechsel, der erst während der letzten Lebensjahre des Dichters — wohl in Folge des immer fortschreitenden Verfalls seiner Gesundheit — ins Stocken gerieth. Geibel war es auch, der Dürckheim zu seiner ersten literarischen Veröffentlichung veranlaßte. Nachdem Letzterer ihm Mittheilung über die Lebensgeschichte der Großmutter seiner Gemahlin, Frau von Türckheim, geb. Schönemann, der Welt als „Goethe's Lili" bekannt, gemacht hatte, antwortete Geibel am 3. März 1878:

„Mir hat sich dabei der lebhafte Wunsch aufgedrängt, daß Sie doch Ihre eigenen früheren Erinnerungen an Lili, sowie die Mittheilungen Ihrer Schwiegereltern über die edle Frau im Zusammenhang aufzeichnen möchten. Sie würden dadurch eine schöne Pflicht der Pietät erfüllen und zugleich durch manche kleine Züge das Bild des gewaltigen Menschen und Dichters vervollständigen, dessen innere Entwicklung auch da, wo einmal die Schattenseiten seines Wesens hervortreten, auf unsere vollste Theilnahme Anspruch hat."

Mit Feuereifer griff Dürckheim diesen Rath auf; er machte sich sofort ans Werk, und noch in demselben Jahr erschien (bei L. H. Beck in Nördlingen) „Lili's Bild, geschichtlich entworfen von Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim." Das kleine Werk erregte vielseitiges Interesse, obschon es über das Verhältniß Lili's zu Goethe kein neues Material brachte. Dafür aber erzählte es nach bisher unbenutzten Quellen, Briefen und Familien-Ueberlieferungen eingehend und lebendig Lili's Leben von ihrer Verheirathung an, und das hierdurch gewonnene Charakterbild der ausgezeichneten Frau muß nothwendig auch auf die Beurtheilung ihres Verhaltens zu Goethe Einfluß gewinnen. In diesem Sinne

Digitized by Google

schrieb Geibel, nachdem ihm Dürckheim das Manuskript der schnell entworfenen Schrift übersandt hatte, am 21. Juni 1878:

„Der schönste und sicherste Beweis aber dafür, daß sich ein Wesen von Lili's Charakter in seiner ersten, ernsten und leidenschaftlichen Neigung eines zweideutigen Spieles und eines leichtsinnigen Fahrenlassens unmöglich schuldig machen konnte, liegt wohl in dem ganzen nachfolgenden Lebensgange Ihrer edlen Großmutter, für dessen Mittheilung wir Ihnen zu dem aufrichtigsten Danke verpflichtet sein müssen. Hier war mir das Meiste völlig neu, und mit der gespanntesten Theilnahme habe ich die wechselnden Bilder dieses reichen und vielbewegten Daseins verfolgt, deren jedes für den hohen, wahren und klaren Sinn und für die reine Güte der herrlichen Frau ein neues Zeugniß ablegt. Ihr erstes häusliches Glück an der Seite des trefflichen Gatten, ihre bewundernswerthe Fassung in stürmischen Zeiten, ihre heroische Flucht nach Heidelberg, ihr heiterer, Gott vertrauender Muth und ihre rastlose Thätigkeit in der Verbannung, ihre zarte Sorge für die heranwachsenden Kinder und ihr mütterlich liebevolles Berathen der gereifteren — ich weiß nicht zu sagen, was mich von alle dem am meisten gefesselt hat. Und dann der Lichtpunkt des Ganzen, das reizende Idyll von Krautergersheim, bei dessen Lesung ich es recht empfand, wie Ihnen erinnernde Liebe die Feder geführt."

Nachdem dann der Druck und die Veröffentlichung erfolgt waren, gibt Geibel (am 1. Dezember 1878) weiter über das kleine Werk folgendes Urtheil ab, das eine weitere Besprechung an dieser Stelle entbehrlich macht:

„Sie haben Ihrer edlen Großmutter ein schönes und dauerndes Denkmal gesetzt, und vor dem reinen und würdigen Bilde, welches Sie von dem vielbewegten Lebensgange der herrlichen Frau in klaren und kräftigen Zügen entworfen, wird alles voreingenommene Gerede der Goethe-Biographen beschämt verstummen müssen. Denn an seinen Früchten erkennt man den Baum. Wer in seiner weiteren Entwicklung eine so ungewöhnliche Charakterstärke und bei aller weiblichen Anmuth und Liebenswürdigkeit ein solches Maß von Opfermuth und Pflichttreue zu entfalten vermochte, wie Lili es gethan hat, in dem kann auch von Anfang her keine Ader von leichtfertig spielender Koketterie gewesen sein."

Dies Urtheil des feinfühligen Dichters über das durch Dürckheim's Schrift gewonnene, dem herkömmlichen gegenüber schönere Bild von Lili's Charakter ist bisher leider, soviel mir bekannt, in der Goethe-Literatur nicht zur Geltung gelangt. Die einmal angenommene Vorstellung von der „herzlosen Koketten" sitzt eben sehr fest in den Anschauungen, und die Wirkung von Dürckheim's Schrift mag beeinträchtigt worden sein durch ihre, wie Geibel sich ausdrückt, „stark subjective Färbung". Der Verfasser tritt eben in allen Stücken und mit großer Wärme für die geliebte Großmutter ein. Uns will aber scheinen, daß man wegen der „subjectiven" Argumente Dürckheim's das objective, von ihm gebrachte Material nicht geringer schätzen sollte, und daß Geibel's Folgerung, „wer in einem langen Leben so sehr als lauter und selbstlos sich bewährt habe, könne auch in einer ernsten Jugendneigung nicht herzlos und launisch gehandelt haben," unabweisbar ist.

Weiter beschäftigte sich Dürckheim in jenen Jahren vielfach mit lyrischen Versuchen, in französischer wie in deutscher Sprache und mit Uebertragungen aus einer derselben in die andere. Ihm war, wie auch Geibel mehrfach anerkennt, ein wirkliches Talent gegeben; aber er scheiterte hier, wo volle Beherrschung des Geistes und der Gesetze der Sprache Vorbedingung ist, an der Klippe, die so vielen elsässischen Autoren verhängnißvoll geworden ist: er sprach zwar beide Sprachen geläufig, aber er war in keiner derselben völlig festgewurzelt. Das Deutsche war die Sprache seines Herzens, seiner innersten Natur; aber seinem

Digitized by Google

deutschen Ausdruck war stets anzumerken, daß es nicht die Sprache seiner Bildung und seines täglichen Verkehrs gewesen war: derselbe zeigte immer einzelne fremdartige Unebenheiten, die in seiner Prosa keineswegs unangenehm wirkten, in den Gedichten aber entschieden störten. Umgekehrt beherrschte er die französische Sprache weit sicherer; aber die volle Anmuth und Leichtigkeit des Ausdruckes, wie gerade der Franzose sie von seinen besten Autoren gewohnt ist und verlangt, war für den geborenen Deutschen doch schwerlich erreichbar. — Die schon angebahnte Veröffentlichung der Gedichte unterblieb daher damals auf Anrathen sachverständiger Freunde.

Unterdeß nahmen die politischen Verhältnisse im Elsaß eine Dürckheim immer weniger befriedigende Gestaltung an. Wir brauchen nach dem eben Gesagten kaum hinzuzufügen, daß die Beschwichtigungspolitik des im Herbst 1879 zum Statthalter ernannten Feldmarschalls von Manteuffel ihm äußerst unsympathisch war. Zwar begegnete der Feldmarschall persönlich dem Grafen in freundschaftlichster Weise; aber während er mit einer ganzen Anzahl Protestlern politische Anknüpfungen suchte, vermied er mit Dürckheim jedes politische Gespräch. Ich erinnere mich, wie Letzterer mir eines Tags lachend erzählte, der Statthalter habe ihn Tags zuvor mit einigen jungen, in Straßburg studirenden Prinzen aus regierenden Häusern zusammen eingeladen, um durch diese äußere Ehrung zugleich jede Unterhaltung über öffentliche Angelegenheiten unmöglich zu machen. Dürckheim hat sich über Manteuffel's Regierung in seinen „Erinnerungen" sehr scharf ausgesprochen, und er hat mit seinem Urtheil Recht behalten. Denn heute zweifelt kaum noch irgend Jemand daran, daß diese Politik, so gut sie gemeint war, der deutschen Sache im Reichslande schweren Schaden zugefügt hat. Ganz begreiflich aber ist, daß es gerade ihm und den übrigen deutsch gesinnten Elsässern das Herz mit Bitterkeit füllte, zu sehen, wie mehr und mehr die französisch gesinnten Elemente Ansehen und Einfluß bei der Regierung gewannen, und ihnen selber hierdurch eine unerträgliche Stellung bereitet wurde. Diese Empfindung hat, verbunden mit besonderen Familienverhältnissen, den Grafen Dürckheim veranlaßt, noch im hohen Alter die elsässische Heimath zu verlassen und seine Tage im fernen Oesterreich zu beschließen. Der ältere unter den beiden ihm verbliebenen Söhnen war sogleich nach dem Kriege von 1870 in österreichische Militärdienste getreten und hatte sich später in der neuen Heimath verheirathet. Als dann im Jahr 1882 auch der jüngere Sohn seinen eigenen Hausstand gründete, überließ der nunmehr Siebzigjährige diesem das Gut und Schloß Fröschweiler und zog mit seiner treuen Lebensgefährtin zum älteren Sohne nach Oesterreich, wo er zuerst in Wien, dann auf dem freundlichen, von ihm erworbenen Landgut Edla bei Amstetten in Niederösterreich seinen Lebensabend verbrachte. Er hat diesen Entschluß wohl niemals bereut; das Gütchen, das er eifrig pflegte und unausgesetzt verschönerte, war ihm bald völlig an das Herz gewachsen. Noch Jahre lang war er rüstig genug, um den Freuden und Beschäftigungen des Landlebens, Jagd und Fischerei, Gartenanlage und ganz besonders Rosencultur, mit Eifer obzuliegen. Dabei war das biedere, treuherzige und fröhliche Wesen des österreichischen Landmannes ihm im hohen Grade sympathisch, und es war eine Freude zu beobachten, wie ihrerseits die

Digitized by Google

Bauern an dem in schlichtester und leutseligster Weise unter ihnen lebenden und verkehrenden alten Herrn, an seiner sprudelnden Lebhaftigkeit und seiner gütigen Theilnahme ihre Freude hatten. — Auf vieles Zureden von Freunden begann hier Graf Dürckheim, die Erinnerungen seines reichen und bewegten Lebens niederzuschreiben, die zuerst nur für einen Freundeskreis als Manuskript gedruckt, dann, nachdem sie hier reichen Beifall geerntet, im Jahre 1887 veröffentlicht wurden. Die schon Eingangs erwähnten „Erinnerungen aus alter und neuer Zeit" (in Stuttgart bei J. B. Metzler in bisher zwei Auflagen erschienen) sind dasjenige Werk Dürckheim's, das vorzugsweise — wohl in noch höherem Maße als sein politisches Auftreten im Jahr 1871 — seinem Namen in ganz Deutschland einen guten Klang verschafft hat. Da dasselbe, wie schon gesagt, in der „Deutschen Rundschau" von zuständigster Seite warm gewürdigt wurde, wäre es nicht geziemend, es an dieser Stelle wiederholt zu besprechen. Anstatt einer Kritik oder ohnehin unmöglichen Inhaltsangabe möchten wir lieber allen denen, die das schöne Buch noch nicht kennen, und in denen diese Zeilen einiges Interesse für Dürckheim erweckt haben sollten, dringend rathen, es zu lesen; es wird nicht viele Selbstbiographien geben, die durch Form und Inhalt dem Leser ein so lebendiges Bild von der Persönlichkeit des Verfassers entrollen, wie diese. Mehrere unter den ungemein zahlreichen Briefen, die Dürckheim nach der Veröffentlichung zugingen, enthalten die bezeichnende Aeußerung: „Wir glaubten, als das Ende Ihres Buches erreicht war, von einem lieben alten Freunde Abschied nehmen zu müssen." Diese Empfindung ist sehr begreiflich; es ist eine durchaus originelle, unabhängige und dabei geistvoll-liebenswürdige Persönlichkeit, die auf jeder Seite dem Leser entgegentritt und schnell sein Herz gewinnt. — Der starke Absatz der „Erinnerungen" und die vielen dankbaren und anerkennenden Briefe, zum Theil aus der Feder bekannter und hervorragender Persönlichkeiten, thaten dem Herzen des in seiner langen Laufbahn oft verkannten Mannes wohl; sie brachten mancherlei neue und anregende Anknüpfungen, die freilich nur noch zu brieflichem Verkehr führten, da Graf Dürckheim in seinen letzten Lebensjahren — einige Ausflüge nach Wien abgerechnet — sein trautes Edla nicht mehr verließ.

Gerade aus diesen letzten Lebensjahren des trefflichen Mannes besitzt der Schreiber dieser Zeilen eine große Anzahl liebenswürdiger Briefe desselben; wenn im Folgenden einige Auszüge daraus mitgetheilt werden, so geschieht es deshalb, weil Graf Dürckheim ganz naturgemäß in diesen freundschaftlichen Briefen sich mehr gehen ließ, als in seinen „Erinnerungen", und sie daher ein noch lebendigeres Bild von seinem Wesen, namentlich von der Art seines persönlichen Verkehrs mit Freunden, gewähren. Der hier häufig vorkommende unvermittelte Uebergang aus dem Deutschen in das Französische und umgekehrt ist durchaus für ihn charakteristisch und erfolgte im eifrigen Gespräch fortwährend; Dürckheim wußte eben Manches besser auf deutsch, Anderes schärfer auf französisch auszudrücken und nahm — hierin der wahre Sohn des Elsaß — keinen Anstand, immer die ihm im einzelnen Fall zusagendere Sprache zu wählen. Dem Kenner der französischen Sprache wird auffallen, ein wie fließendes und correctes Französisch dieser geborene Deutsche schrieb.

Digitized by Google

Ein Brief vom Jahre 1886 behandelt die damals gerade bevorstehende Herausgabe der „Erinnerungen" und enthält weiterhin eine Aufforderung zum Besuch in Edla.

„Il me reste pour finir un résumé intitulé: „Mein Leben aus der Vogelschau; dans cette Widmung au lecteur je regarde les chauvins dans le blanc des yeux, les Alsaciens avec tendresse, Bismarck avec fierté, l'empire comme notre sauvegarde pas assez hautement apprécié, pour féliciter l'Alsace de lui appartenir quand on a la faiblesse de la plaindre. Civis Romanus sum! Sapristi!! Et je conclus que dans cinquante ans il n'y aura pas de plus Allemand que les Alsaciens qui se feront tuer für Kaiser und Vaterland. Vous voyez que je ne me gène pas plus à 74 ans qu'à 59, et que, si je me trompe, j'ai le mérite au moins d'être resté le même toujours. — Jetzt wäre es so schön hier! Edla ist reizend und so gesund, und wie viel wäre zu plauschen[1]). Ihr seid's dumme Leut', wie die Tyroler sagen, kommt's ane sobald als möglich."

Der folgende Brief vom October 1887 beginnt umgekehrt mit demselben Besuchsproject und erwähnt hierauf die ersten Preßstimmen, welche über die soeben veröffentlichten „Erinnerungen" laut geworden waren:

„Votre Ueberfall sera, n'en doutez pas, un des plus doux rayons dans mes derniers jours; pourvu que vous ne changiez pas d'avis d'ici là. Nous aurons soins de vous faire respirer le meilleur air de la basse et haute Autriche et de réjouir vos sens et vos cœurs par la plus belle humeur possible . . . . . Ce que vous me dites de mon livre est l'expression de la plus pure bienvaillance, l'amitié trouve tout bien; voyons ce que vont dire les crapaux et les chauvesourris. Un fait assez curieux c'est le même plaisir exprimé par le démocrate Sonnemann in der Frankfurter et par la gazette aristo-féodale de la Croix — mehr kann man nicht begehren!"

In jener Zeit wurde den „Erinnerungen" eine sehr freundliche Aufnahme seitens des Publicums und der Kritik zu Theil; auch die schon erwähnten anerkennenden Briefe begannen in großer Zahl einzutreffen. Dürckheim schreibt hierüber im Januar 1888:

„J'ai reçu des lettres curieuses de toutes les parties du monde civilisé, Amérique du nord, Russie, Angleterre, Hollande, France. Une lettre d'une jeune dame française qui s'épanche comme un cœur amoureux, mais qui ne signe pas de peur, dit-elle, d'être lapidée par les Chauvins, s'ils venaient à apprendre qu'elle m'a écrit. Cela est triste."

Derselbe Brief enthält eine ungemein lebendig gehaltene Würdigung der damals erschienenen Selbstbiographie des Grafen Schack („Ein halbes Jahrhundert"), die wir hier wiedergeben, weil sie unseres Erachtens für Dürckheim wie für Schack charakteristisch ist.

„Voici un brillant narrateur, qui étale une richesse énorme de connaissances de toute nature; il sait tout, parle de tout en maître et a un jugement juste et à lui seul appartenant sur toute chose. Seulement il est très fatiguant à lire; on est émerveillé, ébloui, harassé et jamais reposé, mais on a beaucoup appris, pensé et médité; des apperçus nouveaux vous sont ouverts, et en somme on est obligé de reprendre certains passages pour les relire avec grand plaisir . . . . . Hé bien, malgrés cette richesse le livre n'est point lu; à peine si un cercle restraint mais choisi l'apprécie — c'est bien injuste. Sous le rapport des arts, de tout les arts, Schack est incomparable, il est aussi tout poète dans son livre."

In ganz anderer Stimmung gibt der nächste Brief vom Februar des nächsten Jahres ein anmuthendes, wenn auch etwas wehmüthiges Bild von den stillen Wintertagen des alternden Mannes in seinem einsamen Edla:

[1]) „plauschen" = behaglich sich unterreden, im österreichischen Dialekt.

Digitized by Google

„Wir haben den Winter still mit unserer kleinen Enkelin verlebt, Großmama recht wacker, ich alternd und sehr oft nicht recht beisammen. Lectüre war mein einziges Schaffen, keine ernstere Arbeit wollte mir zusagen, um so weniger, da es mir hier gänzlich an Anregung und Aufmunterung fehlt. Meine Blumen trösten mich oft, sprechen jedoch so leise, daß mir das Lauschen oft lästig wird."

Die bald hernach, im Juli und August 1888, in Edla verlebten Wochen haben dem Schreiber dieser Blätter werthvolle Eindrücke und Erinnerungen für das Leben gegeben. Nach mehrjähriger Trennung fanden wir den sechsundsiebzigjährigen Freund in unverminderter jugendlicher Kraft und Lebhaftigkeit. Sein Landleben in Edla, wie es oben geschildert worden ist, mit dem anregenden Wechsel körperlicher und geistiger Thätigkeit, hatte unzweifelhaft beigetragen, ihn bis in sein hohes Alter frisch zu erhalten.

Während des folgenden Jahres war Dürckheim, wie mir seine aus dieser Zeit besonders häufigen Briefe zeigen, mit der Fertigstellung und Vorbereitung der Herausgabe seines letzten kleinen Werkes beschäftigt, das um Weihnachten 1889 bei Metzler in Stuttgart unter dem Titel: „Allerlei Gereimtes und Ungereimtes von Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim" erschienen ist. Dasselbe enthält eine dem Leben auf Corsica, von dem der Verfasser in Folge seiner öfteren Dienstreisen nach dieser Insel eine lebendige Anschauung hatte, entnommene Novelle „Coralla", welche Wahrheit, d. h. persönliche Erinnerungen, und Dichtung in anmuthiger Weise verbindet, und von der ein Meister unserer Literatur geurtheilt hat, sie enthalte „Schilderungen ersten Ranges"; ferner eine unbedeutende Lebenserinnerung, gleichfalls in Prosa, und endlich eine größere Anzahl Gedichte, theils eigene Schöpfungen, theils Uebertragungen aus dem Französischen.

Wenn der Verfasser der „Erinnerungen" auf eine gleich warme Aufnahme dieses neuen Werkes gehofft hatte, so sollte er sich leider getäuscht sehen. Sehr zu bedauern bleibt aber, daß die wirklich werthvolle Novelle „Coralla" durch ihre Verbindung mit den Gedichten mit diesen so zu sagen begraben worden ist. Der Verleger würde meines Erachtens sich selber wie der Literatur einen Dienst erweisen, wenn er einen Neuabdruck der kleinen Dichtung, sei es als besonderes Bändchen oder in einer Zeitschrift, herbeiführen oder doch gestatten wollte. —

Dürckheim empfand natürlich einige Enttäuschung, wußte jedoch mit gutem Humor darüber hinwegzukommen. So schrieb er mir im Februar 1890:

„Depuis que j'ai lancé mon méchant petit livre, je n'en ai plus entendu parler et ce silence du grand public est la leçon du poëte. Quand je me regarde dans mon Conterfei en tête du volume, je m'écrie: ah te voilà mauvais rimeur, méchant Reichsſonetten-Klimperer, tu ne t'éreinteras plus à faire des vers, ta prose décidément a plus de bonheur."

Jeder seiner Briefe aus jener Zeit enthält Aeußerungen eines tiefen Kummers über den Rücktritt Bismarcks, dessen warmer Verehrer und Bewunderer Dürckheim von jeher gewesen war, zumal seit der in den „Erinnerungen" erzählten persönlichen Begegnung kurz nach dem Kriege. In der Voraussetzung, daß der große Staatsmann jetzt eher als früher Zeit und Neigung zur Lectüre finden werde, sandte er ihm damals die „Erinnerungen". Bismarck dankte in einem sehr freundlich gehaltenen Briefe vom 17. Mai 1890, in welchem er zugleich seine Freude darüber aussprach, daß nach Dürckheim's Mittheilungen „die ger-

Digitized by Google

manische Rückbildung im Elsaß Fortschritte mache, trotz aller Mißgriffe die von menschlichen und bureaukratischen Schwächen unzertrennlich sind".

Die eingehenderen Briefe des Grafen reichen bis zum Herbst 1890; von diesem Zeitpunkt an erhielt ich nur noch kurze Billets des verehrten Freundes. Ein schmerzhaftes Leiden, das ihn schon seit längerer Zeit befallen, hat die letzten Monate seiner irdischen Laufbahn schwer getrübt und am 29. Juni 1891 seinem Leben ein Ende gesetzt. Seine feste Zuversicht auf eine höhere liebevolle Leitung unserer Geschicke, die unermüdliche Pflege seiner treuen Lebensgefährtin und öftere Besuche seiner Kinder und Enkel aus dem nahen Wien haben ihm diesen letzten Lebensabschnitt erleichtert und erhellt. Die Nachricht von seinem Tode hat in einem großen, durch die zahlreichen Leser der „Erinnerungen" stark erweiterten Freundeskreise herzliche Theilnahme erregt. —

Zu allen Zeiten haben die großen Schicksale der Völker in das Leben der einzelnen Volksangehörigen rauh eingegriffen. Ein so gewaltiges Ereigniß wie die Rückerwerbung des seit zwei Jahrhunderten verlorenen Elsaß durch das neu geeinigte Deutschland konnte nicht sich verwirklichen, ohne auf das Leben zahlreicher Familien und Individuen störend, ja oft zerstörend einzuwirken; Beispiele hierfür stehen Jedem, der seit längeren Jahren unter Elsässern lebt, in großer Zahl vor Augen. Auch das Leben des Grafen Dürckheim hat, obschon oder gerade weil er mit Herz, Wort und That die siegreiche Sache vertrat, einen tragischen Zug angenommen. Indem er sich furchtlos und fest auf die deutsche Seite stellte in einem Zeitpunkt, in welchem die Masse der elsässischen Landsleute nicht einmal die aus seiner persönlichen Entwicklung zu erklärende innere Wahrheit und Berechtigung seines Vorgehens zu verstehen, geschweige denn ihm zu folgen vermochte, hatte er die Brücke des Verständnisses zwischen sich und ihnen abgebrochen; hierdurch und durch das geringe Verständniß, das er bei den deutschen Behörden fand, ist ihm das Leben in der Heimath verleidet worden. Heute liegen die Verhältnisse schon wesentlich anders und erfreulicher als vor zwanzig und selbst vor zehn Jahren. Wir sehen eine, wenn auch vorläufig noch kleine, Anzahl junger Elsässer im Reichstage und außerhalb desselben unter Zustimmung der breiten Massen ihrer Wähler die dauernde Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens zum Deutschen Reich als die Grundlage ihrer politischen Ueberzeugung und Thätigkeit bezeichnen. Wenn wir diese Wandlung mit wahrer Genugthuung beobachten dürfen, so sollte doch daneben unsere nationale Dankbarkeit derjenigen Elsässer nicht vergessen, die schon im Augenblick der großen Entscheidung — in einem Zeitpunkt tief erregter nationaler Leidenschaften, in welchem wahrer Muth und feste Ueberzeugungstreue zu dem Schritt gehörten, — auf unsere Seite getreten sind und ihrer deutschen Gesinnung schwere Opfer gebracht haben. Unter ihnen aber steht durch das Gewicht seiner Persönlichkeit, seines geschichtlichen Namens und seiner Lebensstellung in erster Linie Graf Ferdinand von Dürckheim, und seine „Erinnerungen" gewähren noch heute jedem Deutschen die Möglichkeit, die persönliche Bekanntschaft des liebenswerthen und charaktervollen Mannes zu machen. Möge sein Andenken in unserm Vaterlande unvergeßlich bleiben bis in ferne Zeiten!

Digitized by Google

Die neueren Phasen der türkischen Politik.

Von

einem Freunde des Orients.

I.

In der auswärtigen Politik des osmanischen Reichs hat sich seit der Thronbesteigung des jetzigen Sultans Abdul Hamid ein bemerkenswerther Umschwung vollzogen. Dieser Fürst hat das absolute Regiment, welches das theokratische Staatssystem seines Reiches ihm zuweist, in einer Weise personificirt, wie sie unter seinen Vorgängern bisher nicht üblich war. Ehemals hatten die Sultane die Regierungsgeschäfte ihren Großvezieren überlassen, deren Einfluß oft mächtiger war als der Wille des Padischah. Neuerdings sind die Befugnisse des höchsten Staatsamtes sehr wesentlich eingeschränkt worden. Eine Pfortenpolitik im frühern Sinne gibt es nicht mehr. Seit Abdul Hamid's Thronbesteigung laufen alle Fäden im Yildiz-Kiosk zusammen.

Diese Veränderung in der Regierungsform hat auch den Beziehungen der Türkei zu den andern Mächten ein durchaus verschiedenes Gepräge aufgedrückt. Während sich vordem diejenigen europäischen Mächte, deren Interessengebiet sich mit dem Orient berührt, vielfach um die Freundschaft der türkischen Großherren bewarben, während ihre Vertreter auf dem diplomatischen Terrain einander gegenseitig abzudrängen suchten, sieht sich der Sultan jetzt mehr und mehr isolirt. Heute ist es die Türkei, welche, entgegen ihrer früheren Sprödigkeit und Zurückhaltung, Allianzen sucht und sich dabei — da dieselben nicht gratis zu haben sind — schließlich an den Mindestfordernden wendet. Wenn wir dem Ursprung dieser eigenthümlichen Wandlung der türkischen Politik nachspüren, so finden wir ihn theils in der Persönlichkeit und dem Charakter Abdul Hamid's, theils in den Nebenumständen, welche seine Thronbesteigung begleiteten, und seinen Entschließungen während der ersten Regierungsjahre eine bestimmte, noch heute fortwirkende Richtung gaben. Bekanntlich war die Thronentsetzung seines Bruders Murad ein Werk der alttürkischen Partei, welche, geführt von dem Scheich-ül-Islam und dem Großvezier Mehemed Rüschdi die reformatorischen Einflüsse Midhat's auf den schwachsinnigen Fürsten fürchtete. Abdul Hamid war von

Digitized by Google

anerkannt frommer, altgläubiger Denkart. Unter seiner Herrschaft, so glaubte die konservative Partei, würden abendländische Neuerungen niemals Eingang finden. Um so überraschender wirkte es, daß der neue Regent schon nach wenigen Wochen eine gänzlich veränderte Richtung einschlug, Mehemed Rüschdi absetzte und an seine Stelle den Führer der Jungtürken Midhat Pascha berief, der nun mit seinen insgeheim längst vorbereiteten, großartigen Reformplänen offen hervortrat. Das Motiv dieses unerwarteten Systemwechsels lag nicht sowohl in der persönlichen Hinneigung des Sultans zu Midhat's Reformproject, als in der kritischen Lage selbst. War der Verstand seines unglücklichen Bruders dem fortgesetzten, quälenden Angstgefühl erlegen, das bei den seiner Thronbesteigung vorangehenden Schreckniſſen nicht ohne Berechtigung war, so beschloß Abdul Hamid, den Gefahren, von denen er sich bedroht wähnte, nicht wie jener mit stummer Verzweiflung, sondern mit wirksamer Abwehr zu begegnen. Zunächst suchte er seine Person in Sicherheit zu bringen, verließ den Palast von Dolma-Bagtsche, welcher einem Ueberfall von der Seeseite ebenso ausgesetzt war, wie der von Abdul-Asis bewohnte Tschiragan, und bezog das kleine, aber hochgelegene Gartenhaus Yildiz-Kiosk, welches er seitdem nicht verlassen hat. Dasselbe ist von ausgedehnten Parkanlagen umgeben, und die Umfassungsmauer der letzteren wird von Truppendetachements bewacht, welche in einem langgestreckten Barackenlager campiren.

Die zweite Sicherheitsmaßregel war die Entfernung aller derjenigen Männer aus seiner Umgebung oder aus den leitenden Stellungen, welche bei den zwei letzten gewaltsamen Thronentsetzungen irgendwie direct betheiligt waren, sowie ein weitgreifendes Polizeisystem mit geheimer Ueberwachung sämmtlicher im oder außer Amt befindlichen Würdenträger. Allerdings gehörte auch Midhat Pascha zu denjenigen Männern, welche bei den jüngsten Palastverschwörungen die Hand im Spiele gehabt; doch seine Stunde war noch nicht gekommen; Abdul Hamid wiegte ihn in Sicherheit, indem er ihn seine Reformpläne ungehindert ins Werk setzen ließ. Er ging sogar auf die Comödie einer constitutionellen Verfassung mit Parlament und verantwortlichen Ministerien ein, vielleicht nur, um den waghalsigen Urheber dieser abendländischen Neuerungen in sein eigenes Spiel zu verstricken. Gewiß ist, daß der Sultan im Innern seines Herzens fest an den Traditionen des alten theokratischen Staatswesens hing, und es ihm mit allen den Reformen nicht Ernst sein konnte. Wahrscheinlich suchte er durch die zeitweilige Einführung derselben die gerade damals in Constantinopel zusammentretende Conferenz zu täuschen, um mit dem Hinweis auf die Schwierigkeiten der Durchführung Zeit zu gewinnen.

Die Tagung des Parlaments, welches in den ersten Tagen des Jahres 1877 eröffnet wurde, bildete eine sehr merkwürdige Episode in der neuern Geschichte der Türkei. Mochte es an sich einen komischen Eindruck gewähren, die Vertreter von Kurden, Beduinen und andern nomadisirenden Volksstämmen hier als Mitglieder eines gesetzgebenden Körpers im Verein mit bulgarischen Bauern, armenischen Kaufleuten und den Prälaten der christlichen Congregationen berathen zu sehen, — so war doch nicht zu verkennen, daß diese Leute ihre Aufgabe durchaus ernst nahmen und sich derselben durch Würde des Verhaltens und geradezu

Digitized by Google

auffallende oratorische Leistungen im Durchschnitt völlig gewachsen zeigten. Der Präsident Achmed Vefik, der gefürchtete Vali von Brussa, ein Mann von hoher Bildung, aber ungemessenem Selbstgefühl, der sich in der autokratischen Verwaltung seiner Provinz selbst um die Befehle des Sultans wenig zu kümmern pflegte, suchte vergebens die Versammlung in dem Geist der Unterwürfigkeit zu erhalten, dem er unterschiedslos bei seinen Untergebenen zu begegnen gewohnt war. Die Kritik einzelner Redner richtete sich unverhüllt gegen ihn selbst, gegen die Minister und machte sogar vor den Stufen des Thrones nicht Halt. Dabei beschämte die Versammlung durch die ruhige Würde ihres Verhaltens das wüste Gebahren mancher abendländischen Volksvertretung. Das türkische Parlament hat jedenfalls bewiesen, daß eine solche Körperschaft auch unter der Herrschaft des Halbmonds möglich ist und vielleicht nicht ohne Nutzen sein kann.

Aber das Intermezzo des Midhat'schen Ministeriums war bald ausgespielt. Die Conferenz ging resultatlos auseinander. Auch sie war nur ein zweckloses Vorspiel zu dem nun folgenden Drama gewesen. Der Krieg, von Rußland längst beschlossen und im Geheimen vorbereitet, stand vor der Thür. Mit Midhat's Sturz brach auch das ganze Reformprogramm der jungtürkischen Partei zusammen. Ihre Mitglieder wurden verbannt, versprengt, eingeschüchtert. Die ganze durch zehnjährige, stille Arbeit angebahnte Bewegung erlosch in den Kriegsstürmen der nächsten Monate. An die Stelle der liberalen Minister traten wieder Anhänger der alttürkischen Richtung, Edhem, Safvet, Rüuf, Abdul Kerim. Der Gang der militärischen Ereignisse litt unter der Abhängigkeit, in welcher die Befehlshaber der einzelnen Corps von dem Kriegsrath in Stambul erhalten wurden. Die Tüchtigkeit der türkischen Soldaten, ihre Tapferkeit, Ausdauer und beispiellose Genügsamkeit hätten bei guter Führung den Sieg verbürgt. Auch die Umsicht und Thatkraft einzelner Heerführer ging weit über das hinaus, was man von ihnen erwartet hatte. Aber die grenzenlose Verwahrlosung des Verpflegungswesens, der Mangel einer einheitlichen Oberleitung und mehr noch, die unablässigen Störungen und Contre-Ordres, die vom Seraskierat ausgingen, das zaghafte Zurückweichen vor Entschlüssen, welches die Directive der Centralbehörde kennzeichnete, alles das mußte die Katastrophe herbeiführen.

Man darf Abdul Hamid die Anerkennung nicht versagen, daß er den Schlag, der ihn traf, mit der gefaßten Resignation ertrug, welche die Lehre Muhamed's von dem gläubigen Moslem fordert. In seinen Erlassen sprach er es aus, daß das Strafgericht Allah's als Sühne für Abfall und Sünde zu betrachten sei, und wahrscheinlich waren es Gedanken dieser Art, welche die besondere Pflege der geistlichen Würde seines Herrscheramts in ihm wachriefen. Wenigstens traten damals, gleich nach dem Friedensschluß, die ersten Anzeichen zu Tage, daß Abdul Hamid gewillt und befliſſen war, das Chalifat, welches sich in der Person des Sultans verkörperte, stärker zu betonen und die geistlichen Aufgaben seines Berufs nachdrücklicher zur Geltung zu bringen. Ehe er indessen diesem Vorhaben praktische Folge geben durfte, war noch die traurige Rechnung zu begleichen, welche der Berliner Congreß als Abschluß der mehrjährigen Balkanwirren summarisch aufgestellt hatte. Die nun folgende Phase der Jahre 1878—1881 ist gekennzeichnet durch die unermüdlichen Versuche der Pforte, sich den strengen Forderungen

Digitized by Google

der Congreßacte zu entziehen. Sie bildet zugleich den Anfang eines unklugen Schaukelsystems in der auswärtigen Politik, welches sich durch ein unstetes Haschen nach Schutz oder doch Anlehnung bald bei der einen, bald bei der andern Großmacht charakterisirt und allmälig zu der gegenwärtigen Vereinsamung der Türkei geführt hat. Wir werden auf diesen Theil der osmanischen Politik noch näher eingehen. Verführt durch die trügerische Hoffnung auf einen nahen Conflict unter den Congreßmächten, welche einige in völliger Unkenntniß der wirklichen Verhältnisse befangene Rathgeber, wie Mahmud Nedim, Derwisch, Osman und andere Alttürken dem Sultan einflößten, glaubte dieser durch ein Hinausziehen der eingegangenen Verbindlichkeiten, derselben noch theilweise ledig zu werden. Einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland hielt er für unmittelbar bevorstehend. Ebenso glaubte er, die Verstimmung des Petersburger Cabinets über die angebliche Beschneidung des San Stefano-Vertrags auf dem Berliner Congreß werde Rußland in neue kriegerische Verwicklungen hineinziehen. Endlich rechnete er auf die Eifersucht der kleinen Balkanstaaten, welche sich gegenseitig argwöhnisch beobachteten und jede Vergrößerung des Nachbars als ein ihnen persönlich zugefügtes Unrecht auffaßten. Die Begründung eines neuen nationalen Staatswesens unter ihnen war nur ein Grund mehr zu fortgesetzter Befehdung. In diesem Punkt irrte der Sultan nicht, nur erwartete er den serbisch-bulgarischen Conflict früher, als er später thatsächlich eintrat. Dagegen täuschte er sich vollständig über die vermeintliche Spaltung unter den Großmächten. Wohl mochte auf der breiten Basis der Congreßverhandlungen sich hie und da ein Grund zur Mißhelligkeit und Verstimmung darbieten, aber das Friedensbedürfniß der mittel- und westeuropäischen Völker überwog bei Weitem das Interesse an den Besitzveränderungen auf der Balkanhalbinsel. Zudem war Oesterreich durch Bosnien, England durch Cypern entschädigt, und Frankreich hatte bereits sein Augenmerk auf die afrikanische Provinz gerichtet, die es bald darauf in Besitz nahm. War demnach die Aufhebung der dem Sultan auferlegten Gebietsabtretungen nicht zu erhoffen, so war doch eine Milderung in den einzelnen Modalitäten, namentlich bei der Monate und selbst Jahre in Anspruch nehmenden Grenzbestimmung immerhin denkbar, wenn der Sultan sich von einer der im Orient zumeist betheiligten Mächte kräftig unterstützt gesehen und sich in diesem Sinne derselben rückhaltlos angeschlossen hätte. Das war die alte Pfortenpolitik gewesen, und sie hatte die Türkei über manche gefährliche Krisis glücklich hinweggeführt. Freilich wäre von einem solchen Verfahren das Festhalten an einer bestimmten Richtung und vor Allem eine gründliche Reform der innern Zustände unzertrennlich gewesen.

An dem guten Willen Abdul Hamid's, seine Völker gerecht und milde zu regieren und ihre Wohlfahrt zu fördern, kann Niemand zweifeln, der sein Tagesleben kennt und die rastlose Thätigkeit, die er, wie wohl selten vor ihm ein orientalischer Monarch, persönlich den Regierungsgeschäften zuwendet. Allein er ist nicht zum Herrscher erzogen. Seine Kenntniß des eignen Landes, das er ebenso wenig bereist hat, wie andere Mitglieder des Herrscherhauses, kann natürlich nicht tiefgehend sein. Diejenige des Occidents, durch den ihn eine mit Abdul Asis 1867 unternommene Reise nach Paris hindurchführte, ließ nur flüchtige und unvollständige Eindrücke zurück. Tieferen Einblick in europäische Staats-

Digitized by Google

formen und Machtverhältnisse konnte sie nicht gewähren. Was er vom Abendland kennen lernte, beschränkte sich auf einige glänzende Hoffeste und militärische Schauspiele.

Es verdient aber hervorgehoben zu werden, daß Abdul Hamid schon als Prinz und noch mehr nach seinem Regierungsantritt eifrig bestrebt war, durch Selbststudium und Verkehr mit wissenschaftlich gebildeten Männern die Lücken seiner Jugenderziehung auszufüllen. Unterstützt wurde er darin von einem regen Geist, von Fleiß, und einem ungewöhnlich guten Gedächtniß. Auch pflegte er die Kunst und soll es in der Musik als Dilettant ziemlich weit gebracht haben. Das Studium abendländischer Verhältnisse wurde natürlich nicht unwesentlich erschwert durch die Unkenntniß fremder Sprachen. Doch hat der Sultan auch diesem Mangel abzuhelfen gesucht, indem er sich Uebersetzungen aus europäischen Schriften und Zeitungen anfertigen läßt. Freilich werden diese Auszüge von gewissen Rücksichten beeinflußt, und es ist natürlich, daß das kritische Urtheil ausländischer Stimmen theils abgeschwächt, theils tendenziös entstellt an das Ohr des Sultans gelangt. In letzter Hinsicht macht sich bei dem Preßbureau, welches die Auszüge aus europäischen Journalen und Broschüren zu besorgen hat, eine Tendenz geltend, welche auf uncontrollirbare Einflüsse aus Paris zurückzuführen ist, und ihre Spitze u. a. namentlich gegen Deutschland richtet. Die Machenschaften dieser Clique, welche vielleicht noch weniger politische Ziele, als finanzielle Interessen verfolgt, sind durch deutsche und englische Correspondenzen bereits aufgedeckt und in der Tagespresse dieser Länder mehrfach neuerdings besprochen. Auch der Sultan scheint darüber aufgeklärt zu sein, und es steht demnach zu erwarten, daß sein gesundes Urtheil durch eine im Trüben fischende Coterie dauernd nicht beeinflußt wird.

In dieser Hinsicht ist es ein nicht hoch genug anzuschlagender Vorzug, daß Sultan Abdul Hamid in seinen persönlichen Beziehungen zu den officiellen Vertretern des Auslands einen freiern Verkehr und directeren Meinungsaustausch eingeführt hat. Die günstigen Erfahrungen, die er selbst dabei machte, haben ihn in der Beibehaltung dieser Neuerung bestärkt. Noch unter seinem Oheim war es nicht üblich, daß fremde Botschafter anders als zum Zweck der Ueberreichung ihrer Creditive, bei ihrer Abreise, der Anwesenheit fremder Souveräne oder bei sonstigen feierlichen Anlässen ins Palais geladen wurden. An der Tafel des Großherrn pflegten nur Gäste von fürstlichem Rang, d. h. die Mitglieder souveräner Häuser Platz zu nehmen. Der jetzt regierende Sultan zeigt sich dem gegenüber weit zugänglicher und gastfreier. Schon in den ersten Jahren seiner Regierung begann er die Chefs der fremden Missionen, häufig mit ihrem ganzen Personal, hochgestellte Fremde, später auch die Damen des diplomatischen Corps, und selbst deren nähere Angehörige zur Tafel zu ziehen und sie mit Geschenken und Aufmerksamkeiten aller Art zu bedenken. Die liebenswürdige und dabei doch würdevolle Haltung des Sultans, sein gewinnendes Wesen und die feinen Umgangsformen unterstützen diese gastfreien Regungen auf das Glücklichste. Die anfängliche Schüchternheit seines Auftretens in den ersten Jahren hat unter dem Einfluß des fortgesetzten Verkehrs mit Europäern einer wohlthuenden Sicherheit Platz gemacht, die um so anziehender wirkt durch die feine Beimischung jener

Digitized by Google

verbindlichen und zugleich gemessenen Höflichkeit, in welcher der vornehme Orientale excellirt. Alle, welche mit dem Sultan in persönliche Berührung gekommen sind, rühmen den sympathischen Eindruck solcher Begegnungen. Die äußere Erscheinung des Padischah wirkt sehr vortheilhaft. Bei dem Selamlik am Freitag, d. h. bei dem Besuch der Moschee von Ortaköi und der sich daran schließenden Parade, bei welcher er dem dort versammelten Publicum sichtbar wird, erscheint er in Uniform. Doch trägt er die eines Infanterieregiments, welche von den goldstrotzenden Uniformen seiner Umgebung durch Einfachheit absticht. Auch bei den Audienzen, welche er ertheilt, soll er meistens Uniform, seltener Civilkleidung tragen. Der Kopf des Sultans ist schön zu nennen; das Gesicht mit der kühn geschnittenen Nase, den schön gezeichneten Augenbrauen und den regelmäßigen Zügen ist von dunkelbraunem Haar und Bart umrahmt. Die Damen, welche sich dem Sultan zu nähern Gelegenheit gehabt haben, finden den schwermüthigen Ausdruck der großen dunklen Augen sehr interessant.

Die Veranlassung zu intimen Unterredungen mit den Botschaftern, bei welchen nur noch die beiden Dolmetscher zugegen sind, meidet der Sultan keineswegs; ja, er sucht sie nicht selten auf und berührt dabei die brennendsten Fragen, mit scheinbarer Offenheit, jedenfalls aber mit großer Vertraulichkeit. Solche Audienzen, welche theils bei besonderen Anlässen, wie dem Austausch von Höflichkeiten zwischen den Souveränen, bei der Abreise und Rückkehr der Botschafter vom Urlaub stattfinden, werden ohne Schwierigkeit ertheilt; mitunter entspringen sie auch der Initiative des Großherrn selber. Eine Eigenthümlichkeit dabei ist, daß Abdul Hamid die erste Einladung dazu fast regelmäßig und meistens kurz vor der verabredeten Stunde wieder absagt und die Zusammenkunft auf einen andern Tag verlegt. Oft wiederholt sich diese Vertagung mehrmals. Welches Motiv derselben zu Grunde liegt, ist schwer zu sagen. Allein der Vorgang wiederholt sich so regelmäßig, daß jeder nach erhaltener erster Einladung die Absage bestimmt voraussieht und sich danach einrichtet.

In der Ertheilung von Privataudienzen an die Vertreter der Großmächte muß der Sultan vorsichtig und möglichst gleichmäßig verfahren. Denn eine auffallende Begünstigung des einen Theils würde bei der Bedeutung, die man trotz ihrer häufigen Wiederkehr diesen Acten des türkischen Souveräns beilegt, Rücksichtlüsse auf die politischen Beziehungen zulassen, welche der Sultan selbst nicht beabsichtigt. Sein Wunsch, mit jeder Macht womöglich auf gleich gutem, freundschaftlichem Fuß zu stehen, ist seit Jahren bekannt und einer der Gründe seiner politischen Schwäche. Zieht ihn die Verfolgung einer seiner häufig wechselnden Pläne zeitweilig mehr auf die Seite einer europäischen Macht und sucht er dann mit deren Vertreter öfter als sonst in Berührung zu kommen, so wird doch später, wenn die Angelegenheit erledigt ist, durch Aufmerksamkeiten an die anderen Botschafter das Gleichgewicht der Gunst wiederhergestellt.

Die beim Sultan immer stärker hervorgetretene Neigung, die Entscheidung über alle Fragen der auswärtigen und innern Politik selbst zu treffen, das eigentliche Centrum von der Pforte in das Palais zu verlegen, von seinem Arbeitscabinet aus Alles zu leiten, zu ordnen, zu überwachen, hat dem türkischen Staatswesen in den letzten zehn Jahren eine gänzlich veränderte Gestalt gegeben.

Digitized by Google

Diese Veränderung hat natürlich auch die Stellung der Minister und den frühern Mechanismus des Geschäftsgangs stark beeinflußt. Der Vorgang ist wichtig genug, um ihn näher ins Auge zu fassen. Soweit er die auswärtigen Beziehungen betrifft, haben wir die Actionslust des Sultans schon oben flüchtig gestreift. Die Sache wäre weniger schlimm, wenn er sich dabei mit den betreffenden Ressortministern in Verbindung hielte, aber diese sind bei den Zusammenkünften mit den fremden Vertretern fast nie zugegen. Sie wissen und erfahren nichts von den Abmachungen ihres Herrn. Höchstens werden sie nachträglich bruchstückweise davon in Kenntniß gesetzt. Die Autorität der Minister muß nothwendig unter diesem Verfahren leiden. Die einsichtsvolleren und patriotisch gesinnten, — wenn bei dem autokratischen Staatssystem und der Ungleichartigkeit der zahlreichen Völker des osmanischen Reichs von Patriotismus überhaupt geredet werden kann, — versehen ihr Amt daher ohne jene Freudigkeit, welche ein selbständiges und erfolgreiches Wirken gewährt. Freiwilliges Ausscheiden aus dem übertragenen Dienstverhältniß ist nach den Grundbegriffen des türkischen Staatswesens unzulässig. Nur einzelne Würdenträger, wie z. B. Saïd Pascha, haben es gewagt, ihre Demission einzureichen und mit der Ablehnung ihrer Vorschläge zu motiviren. Aber dieser Vorgang ist ungewöhnlich und hatte auch keine Folgen, denn der Sultan nahm die Demission nicht an und suchte nur durch neue Versprechungen zu beschwichtigen. Die große Mehrzahl der höheren Staatsbeamten ist übrigens weniger skrupulös und hat sich mit dem neuen Regime abgefunden. Vielen ist außerdem die Unverantwortlichkeit, welche ihre abhängige Lage mit sich bringt, keineswegs unbequem. Das Beengende derselben wird am härtesten von dem Großvezier und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten empfunden. Ersterer ist thatsächlich nur das Vollzugsorgan der Entschließungen des Sultans, von dessen Entscheidung jede, auch die kleinste laufende Angelegenheit in letzter Instanz abhängt und dem über alles Vortrag gehalten werden muß.

Es wäre unrecht, zu verkennen, daß Abdul Hamid, indem er die oberste Leitung der Staatsgeschäfte übernommen, die Befugnisse der Minister eingeschränkt und neben der Pforte eine Art Staatskanzlei eingerichtet hat, in diesem Streben nach Alleinherrschaft von der redlichen Absicht geleitet wird, sich nun auch vollständig den übernommenen Pflichten zu widmen. Abdul Hamid sticht darin vortheilhaft gegen seine Vorgänger ab, welche sich mehr dem Lebensgenuß als der Sorge für die Wohlfahrt ihrer Völker hingaben. Er ist thätig, hat für viele Dinge Interesse, an welchen orientalische Fürsten sonst keinen Geschmack zu finden pflegen; ist einfach und mäßig in seiner Lebensweise; er hat keine kostspieligen Passionen, und sein sparsam eingerichteter Hofhalt contrastirt auffallend mit der Prachtliebe und den ausschweifenden Belustigungen seines Oheims. Aber Abdul Asis besaß bei allen seinen Fehlern eine Regenteneigenschaft, die seinem Neffen fehlt: er verstand es, sich mit klugen Ministern zu umgeben und ließ diese gewähren. Damals gab es noch eine Pfortenregierung. Der Geschäftsgang war umständlich, von einem veralteten Formalismus durchwachsen, aber die türkischen Staatsmänner fanden sich damit zurecht, und Minister wie Ali

Digitized by Google

und Fuad konnten ihren politischen Scharfsinn und ihre Kenntnisse abendländischer Verhältnisse dabei verwerthen. In dem jetzigen Regierungssystem fehlt die Arbeitstheilung. Die Eingriffe des Sultans haben alle Ressorts des schwerfälligen Bureaukratismus in Verwirrung gebracht. Ihm selbst ist die Arbeitslast längst über den Kopf gewachsen. Die Stöße unerledigter Vorlagen (Mafzata), welche, der kaiserlichen Sanction harrend, bei dem ersten Privatsecretär aufgethürmt liegen, umfassen viele Tausende von Nummern. Alle diese Angelegenheiten stocken, und die wichtigeren bedürfen stets erneuter Anregung seitens der Interessenten oder der für sie eintretenden Ressortbeamten. Täglich können nur einige dieser oft umfangreichen Schriftstücke erledigt werden. Selbst ein routinirter europäischer Beamter würde diesen Geschäftsandrang nicht zu bewältigen vermögen, wie viel weniger ein orientalischer Herrscher.

Wenn die Erledigung der laufenden Geschäfte schon durch den schwerfälligen Instanzenzug eine in allen Kreisen tief empfundene Verzögerung erleidet, so erwachsen noch andere Hemmnisse aus dem unschlüssigen, zum Mißtrauen geneigten Charakter des Sultans. Dieses Mißtrauen zieht sich wie ein Grundton durch alle Handlungen Abdul Hamid's. Dasselbe ist nicht unverständlich, wenn man der Vorgänge gedenkt, die seiner Thronbesteigung vorangingen. Die Furcht vor Verschwörungen wird bei ihm von Seiten einzelner ehrgeiziger Günstlinge noch genährt. Osman Pascha, der als Palastmarschall persönlich für die Sicherheit im Yildiz-Kiosk verantwortlich war, verdankte es hauptsächlich dieser Taktik, daß der Sultan gegen seine maßlose Geldgier und die offenkundige Verwahrlosung des Armeewesens so nachsichtig blieb. Der Held von Plewna war nach dem unglücklichen Feldzuge jedenfalls der populärste und in der türkischen Armee angesehenste Müschir. Er hätte leicht die Rolle eines Hussein-Avni übernehmen können. Indem er ihn in seiner nächsten Umgebung festhielt, glaubte Abdul Hamid des Marschalls und mit ihm der Armee sicher zu sein. Der Sultan hat überhaupt das Princip, Personen, welche im Lande oder auch nur bei ihren Untergebenen eines gewissen Ansehens genießen, in seiner Umgebung anzustellen oder doch, wenn dies nicht thunlich, sie häufig bei sich zu sehen. Ihre Handlungen können dann leichter überwacht werden. Selbst die verabschiedeten Minister werden aus diesem Grunde nicht selten nach dem Palais entboten, durch Privataudienzen ausgezeichnet und mit Geschenken entlassen. Dieses System, bald den einen, bald den anderen Würdenträger heranzuziehen, dient dazu, die Eifersucht unter ihnen zu schüren und die Bildung von Koterien zu hindern. Unzufriedene sind die natürlichen Feinde des Thrones. Die in Ungnade Gefallenen werden daher von Zeit zu Zeit durch eine Gunstbezeugung wieder aufgerichtet, welche den in dem Besitz der höchsten Aemter Befindlichen zugleich als Symptom ihrer Entbehrlichkeit gelten soll. Daß daneben durch die geheime Polizei eine scharfe Controle des Privatlebens ausgeübt wird, ist selbstverständlich. Spionage und Angeberei werden von oben begünstigt und bieten somit der Palastintrigue ein weites Feld.

Das Mißtrauen, welches der Sultan gegen alle seine Rathgeber hegt — und zwar gegen alle, ohne Ausnahme — hält ihn ab, ihnen einen klaren Einblick in die politische Lage und in seine Entschließungen zu verstatten. Er zieht

Digitized by Google

es oft vor, Personen von untergeordnetem Range mit wichtigen Aufträgen zu betrauen. Seit einigen Jahren bedient er sich dazu mit Vorliebe seiner Privatsecretäre, junger Leute, die er unter den Abiturienten des kaiserlichen Lyceums oder der Militärschule wählt, und auf deren blinde Ergebenheit er rechnen zu können glaubt. In diesen Unterrichtsanstalten finden Kinder aus den verschiedensten Volksklassen Aufnahme. Der Sultan bevorzugt bei der Auswahl für den Palastdienst Zöglinge, welche entlegenen Provinzen entstammen und daher in der Hauptstadt keinen Anhang besitzen. Er verwendet diese Secretäre, deren sechs bis sieben sich tagsüber im Palast aufhalten, fast ausschließlich für geheime Missionen an die fremden Botschafter. Reschid-, Raghib- und Kadri-Bey sind in dieser Hinsicht ganz besonders häufig verwandt und auch im Auslande bekannt geworden. Kadri-Bey war z. B. während der ägyptischen Krisis dem dorthin entsendeten Derwisch Pascha beigegeben und blieb auch nach der Abberufung des Müschirs noch längere Zeit als Agent in der ägyptischen Hauptstadt zurück. Reschid-Bey wurde durch seine Entsendung an die Höfe von Berlin und Wien im Herbst 1881 in der europäischen Presse viel genannt, ist aber vor einigen Jahren verstorben.

Es wäre indessen irrig, zu glauben, daß durch die Thätigkeit dieser Palastkanzlei die Minister wesentlich entlastet würden. Die Arbeiten in den verschiedenen Ressorts gehen vielmehr ihren gewohnten, d. h. äußerst langsamen Gang. Aber sie enden schließlich alle in einem Gutachten, welches dem allwöchentlich einmal zusammentretenden Ministerrath vorgelegt wird, und welches dieser zu einem Bericht oder Vorschlag (Masbata) an den Sultan verwendet. Nur wenn letzterer als Zeichen der Zustimmung sein Siegel auf das Papier gedrückt hat, ist das: „ich will es" des Staatsoberhaupts damit ausgesprochen, und das Irade, d. h. die Verfügung mit gesetzlicher Kraft wird erlassen. Die langen, ermüdenden Sitzungen des Ministerraths, der oft noch durch höhere Militärs, technische Beamte oder entlassene Würdenträger verstärkt wird, liefern kein selbstständiges Resultat. Wenn der Beschluß dem Sultan nicht gefällt, so werden die Berathungen fortgesetzt, bis ein Masbata zu Stande kommt, das die Billigung des Großherrn findet. Diesen Beschlüssen fehlt daher das Correctiv, welches in dem Gegengewicht eines geschulten Beamtenthums liegen könnte, falls dessen Rathschläge zur Geltung kämen. Es fehlt ihnen ferner die Rücksicht auf die öffentliche Meinung, denn eine solche gibt es nicht. Die Presse ist unfrei, und die Interessen des Landes finden ihre Vertretung nur durch die bevorrechtete Kaste der Effendis von Stambul. Aus dieser Kaste sind schlaue und umsichtige Staatsmänner hervorgegangen; auch haben sich auf der Pforte Traditionen erhalten, welche eine gewisse Continuität der Politik zulassen und somit eine Art von Bürgschaft für das Einhalten gegebener Verbindlichkeiten bieten könnten. Allein eine solche Bürgschaft wird sehr beeinträchtigt durch den häufigen Personalwechsel, sowie durch den Umstand, daß in der Leitung der Politik persönliche Sympathien oder Eingebungen des Augenblicks oft ausschlaggebend sind.

Es ist nöthig, diesen Personalverhältnissen, wie sie sich neuerdings gestaltet haben, besondere Beachtung zu schenken, weil sich daraus der Gang der auswärtigen Politik in den letzten fünfzehn Jahren erklärt. Ehe wir aber an dessen

Digitized by Google

Darstellung herantreten, müssen wir noch einen Blick auf die inneren Verhältnisse der Türkei werfen. An die Reformfähigkeit des osmanischen Reiches will in Europa Niemand mehr so recht glauben. Dies mag in mancher Hinsicht begründet sein. Auf wirthschaftlichem Gebiet ist aber ein Fortschritt sehr wohl denkbar und damit eine größere Ertragsfähigkeit des von der Natur reich bedachten Landes, eine Aufbesserung der Staatsfinanzen und in letzter Linie eine Erhöhung der Wehrkraft bei einigem guten Willen unschwer zu erreichen. Zunächst interessirt uns hier die Frage, ob das wesentliche Hinderniß für eine Culturentwicklung der Türkei im Islam zu suchen ist, oder ob die Eigenschaften der türkischen Rasse der Ausbildung eines Staatswesens in modernem Sinne im Wege stehen. Ohne uns in die düsteren Seitengänge morgenländischer Glaubenstheorien zu versteigen, können wir einer kurzen Erörterung dieses eigentlichen Kernpunktes der orientalischen Wirren doch nicht ausweichen, weil durch den jetzigen Sultan ein von seinen Vorgängern bisher nicht vertretener, neuer Standpunkt eingenommen wird, der für die Türkenherrschaft von großer Bedeutung werden kann. Das Sultanat ist eine Theokratie, und der Islam lebt zum Theil vom Kampf gegen die Andersgläubigen. Solange die türkischen Eroberer in Bewegung blieben, waren sie mächtig wie eine Ritterschaft unter ihrem Großmeister. Aber sie stritten nicht für einen nationalen Gedanken, für ein Rechtssystem oder eine Heimath; ihr Kampf galt lediglich der Ausbreitung des Glaubens. Als sie seßhaft wurden, als die Aufgabe an sie herantrat, auf dem weiten Ländergebiet ein Staatswesen zu begründen und wie andere Völker in stiller Friedensarbeit dahinzuleben, zeigten sich die Schwächen des leitenden Princips. Die unübersteigliche Scheidewand, welche die Satzungen des Islam zwischen seinen Bekennern und den Andersgläubigen aufrichten, verhinderte, daß die herrschende Rasse sich die unterjochten Völkerschaften assimilirte. Die religiöse Trennung bedingt hier auch zugleich die bürgerliche Absonderung. Darin hat sich in vier Jahrhunderten nichts geändert. Der Versuch, den Midhat Pascha unternahm, als er auf der Basis der Volksvertretung ein confessionsloses, neutrales Gebiet für eine staatliche Körperschaft schuf, ist allerdings gescheitert. Man hat auch behauptet, er habe scheitern müssen, weil der theokratische Staatsbegriff des Chalifats — diese Bezeichnung an Stelle des Sultanats kam damals zuerst auf — die Gleichberechtigung aller Religionen und Rassen ausschließe. Der transscendentale Ursprung des Chalifats könne von den christlichen Stämmen nicht anerkannt, von den Muhamedanern ohne Verdacht der Häresie nicht geleugnet werden. Daher sei es unmöglich, einen Ausgleich zwischen Moslem und Rajah und ihre Unterordnung unter ein gleichmäßig anerkanntes Staatsoberhaupt herbeizuführen. Das theokratische Princip sei der Grundpfeiler des Osmanenreiches. Wer es antaste, bringe das ohnehin erschütterte Staatsgebäude ins Wanken.

Dieser Gedankengang ist richtig und wird ohne Zweifel in den herrschenden Kreisen Stambuls, und was mehr bedeutet, vom jetzigen Sultan selbst als unbedingt zutreffend erachtet werden. Dennoch mag die Frage offen bleiben, ob nicht ebenso wie in Europa auch allmälig im Morgenlande eine Abschwächung des religiösen Bewußtseins in der Beurtheilung rein bürgerlicher Einrichtungen unmerklich Platz greifen und damit eine Milderung in den obigen Anschauungen

Digitized by Google

bewirken könnte. Gelänge es einem kühnen Reformator, dem nicht wie Midhat das Werk noch in der bildenden Hand zerschlagen würde, eine Staatsverfassung ins Leben zu rufen, welche den theokratischen Charakter weniger scharf zum Ausdruck und damit auch die christlichen Unterthanen ihrem Herrscher näher brächte, so wäre damit vielleicht eine Bahn beschritten, welche das Osmanenreich vor dem drohenden Untergang bewahren und ihm noch auf Jahrhunderte hinaus die Herrschaft in der Levante sichern könnte. Allein wir haben uns hier nicht in müßige Conjecturen zu verlieren, denn Niemand ist weiter entfernt von solchen Reformplänen als Abdul Hamid. Er gerade ist der eifrigste Verfechter der geistlichen Prärogative seines Thrones. Ja, er sucht in denselben sogar neue Kraft zu schöpfen, um diesen Thron gegen die vom Abendlande ihm drohenden Gefahren auch auf politischem Gebiete zu schützen und seinen Glanz durch Wiedergewinnung der verlorenen Provinzen womöglich wieder herzustellen. Das Mittel, welches sich ihm seiner Ansicht nach darbietet, ist die Benutzung einer panislamitischen Bewegung, die, ausgegangen wahrscheinlich von den muhamedanischen Stämmen Central-Asiens, um die Mitte der siebziger Jahre auch unter den arabischen Unterthanen des türkischen Reiches, zunächst im Hedschas und Yemen, wahrgenommen wurde, seitdem sich aber auch unter den Küstenbewohnern des Mittelmeeres verbreitet hat. Nachdem man sich gewöhnt hat, von Panslawismus und Pangermanismus zu reden, ohne mit diesem sehr unklaren und unbestimmten Ausdruck mehr als einen unbewußten Zug der Zusammengehörigkeit, ein Gefühl der Rassengemeinschaft bezeichnen zu können, ist auch neuerdings der Ausdruck „Panislamismus" aufgekommen, der den Vorzug hat, die Grenzen des ihm zu Grunde liegenden Begriffs schärfer kenntlich zu machen. Zwar liegt in dem Wort ein Pleonasmus, denn schon der Islam allein ist für seine Bekenner ein völlig zureichendes Band. Der Umstand indessen, daß ein Theil derselben unter die Herrschaft christlicher Mächte gerathen ist, und ihre Befreiung von diesem unwürdigen Joch angestrebt werden soll, hat in der muhamedanischen Welt den Gedanken entstehen lassen, alle Glaubensgenossen zu einem erneuten Kampf gegen das Kreuz aufzurufen und sich zu diesem Behuf auch staatlich und militärisch fester zusammenzuschließen. Entsprungen in den Köpfen einiger fanatischer Imams von Bochara, war dieser Plan zunächst darauf gerichtet, die von zwei Seiten her drohende Invasion der Engländer und Russen in Turkestan und Afghanistan abzuwehren. Durch wandernde Scheichs und Derwische wurde er in das arabische Gebiet übertragen und nahm hier höchst seltsamerweise einen national-separatistischen Charakter an, der nichts Geringeres bezweckte, als die Lostrennung aller arabischen Völkerschaften von dem Sultanat in Stambul, sowie dies partiell von den Barbaresken bereits erreicht, von den ägyptischen Vicekönigen wiederholt, wenngleich erfolglos, versucht war.

Die religiöse Begeisterung, die nach den Absichten der ersten Anstifter dieser Bewegung zum Dschad, d. h. zum heiligen Kriege gegen alle Feinde des Islam führe sollte, wurde nun unter den Händen rebellischer Scheichs zum Hebel einer politischen Agitation, welche nicht sowohl gegen die Giaurs als gegen die Türkenherrschaft, mithin gegen einen Theil der Glaubensgenossen gerichtet war. Um die Möglichkeit einer solchen Wandlung zu verstehen, muß man den Jahr-

Digitized by Google

hunderte alten Antagonismus in Betracht ziehen, der die arabische Rasse von der türkischen scheidet. In dem Labyrinth vielfach sich kreuzender Intriguen und Befehdungen jenes weiten arabischen Völkergebiets sich zurechtzufinden, dürfte einem Europäer schwer fallen. Wir gelangen ja überhaupt nur zu einer unvollkommenen Kenntniß des inneren Lebens der orientalischen Welt. Zwei Gebiete sind uns so gut wie verschlossen: ihre Literatur und ihr Familienleben. Die handeltreibenden Europäer mögen die Umgangssprache, einige gelehrte Orientalisten die Schriftsprache erlernen; zu einer völligen Beherrschung beider werden es nur Wenige bringen. Manche Schätze der orientalischen Literatur sind noch ungehoben, und zum klaren Verständniß dessen, was uns davon erschlossen, könnte es auch nur Derjenige bringen, dem ein voller Einblick in das häusliche Thun und Treiben der Orientalen, in ihre von religiösen Sophismen und mittelalterlicher Scholastik überwucherte Rechtslehre oder gar in ihre sonderbaren, mehr durch Herkommen, als durch wirthschaftliche Bedürfnisse geleiteten Gesellschaftsprincipien verstattet wäre. Allein man mag Decennien lang unter Türken und Arabern wohnen, mit ihnen Geschäfte treiben oder freundschaftliche Gespräche im Kaffeehause führen und das öffentliche Treiben beobachten — immer machen diese Nachforschungen vor der Schwelle des Harems Halt. Und wie das Familienleben des Muselmanns, so ist uns auch das Reich religiöser Gedanken und Vorstellungen, namentlich in den unteren Classen wenig bekannt. Die, welche darüber berichtet haben, vermochten nur die Abweichungen von der abendländisch-christlichen Cultur aufzufassen. Sie sahen Alles mit dem Auge des Europäers. In das innere Wesen einer Glaubenslehre einzudringen, die nahe daran war, die Weltherrschaft zu erringen, und die noch heute mehr Anhänger gewinnt als das Christenthum, ist wohl nur Wenigen gelungen, und diese haben alsdann geschwiegen. Wir haben hier diese Bemerkungen eingeflochten, nicht in der Meinung, damit etwas Neues zu sagen, als vielmehr deshalb, weil unsere politischen Kreise sich entwöhnt haben, den ethischen oder gar dogmatischen Factoren unseres Geisteslebens einen bestimmenden Einfluß auf die Geschicke der Völker einzuräumen. Sie lassen allenfalls das Nationalitätsprincip gelten, wiewohl auch dies in der europäischen Staatenbildung keineswegs durchgeführt ist. Sie rechnen wohl mit dem Heimathsgefühl und der Vaterlandsliebe als mit einem moralischen Moment, das im Falle eines Krieges wirksam entflammt werden und zu heroischen Thaten auch die träge Masse fortreißen kann. Aber ein Religionskrieg gilt heute in Europa für unmöglich, und dennoch hausen in dem südöstlichen Theile unseres Continents und ebenso in der politischen Actionssphäre der führenden Mächte Völkerschaften, bei denen die Entfesselung des Religions- und Rassenhasses ein Leichtes ist, und die Gut und Blut weit eher für die Ausbreitung oder Vertheidigung ihres Glaubens als für die Gewinnung materieller Vortheile in die Schanze schlagen würden. Deshalb ist die panislamitische Agitation, wenn sie auch für die Augen der europäischen Staatsmänner und selbst ihrer in der Levante vertheilten Agenten unmerklich vor sich geht, eine Bedrohung des europäischen Friedens. Denn sie wird früher oder später zu einem Ausbruch führen, der die im Orient zumeist betheiligten Mächte gegen ihren Willen in die kriegerische Verwickelung hineinzieht, die alten, durch Beschwörungsformeln zeitweilig gebannten Geister wieder

Digitized by Google

erweckt und endlich die latente Frage, wem der Besitz des Bosporus und der Dardanellen zufallen soll, in den Vordergrund des Streites schiebt.

Abdul Hamid, der Europa wenig, um so besser aber die geistige und geistliche Sphäre seiner Unterthanen kennt, hatte beim Auftauchen jener religiösen Bewegung sogleich herausgefühlt, daß hier der Keim zu einer neuen Machtentfaltung lag, und er zögerte keinen Augenblick, denselben auf das Gebiet seiner persönlichen Pläne und Hoffnungen zu verpflanzen. Die separatistischen Gelüste der arabischen Stämme und die Machinationen ihrer geistlichen Führer waren ihm nicht unbekannt. In Syrien war der Geist der Auflehnung gegen das Sultanat schon unter seinen Vorgängern bemerkbar gewesen. Die dortigen Drusen, ein seßhafter Stamm und von höherer Cultur als die nomadisirenden Kurden und Beduinen, hatten die einstige Unabhängigkeit und den alten Glanz ihres kleinen, aber reichen Landes nicht vergessen. Ihr blutiger Streit mit den christlichen Maroniten führte 1861 zur Einsetzung eines christlichen Gouverneurs an Stelle des früheren, aus ihrer Mitte ernannten Emirs, aber noch heute wird die Oberhoheit der Pforte nur widerwillig ertragen. Auch in den rein muhamedanischen Districten machte sich in Folge der Mißwirthschaft türkischer Valis ein bedenklicher Geist der Unzufriedenheit geltend. In den langjährigen, blutigen Kämpfen, welche Mahmud II. mit den aufrührerischen Paschas von Aegypten auf diesem Boden ausfocht, hatten die Syrer zwar zum Sultan gehalten, allein die Opfer, die sie der Sache des Osmanidenhauses gebracht, waren durch Bedrückungen aller Art schlecht belohnt worden. Unwillkürlich drängte sich ihnen der Vergleich auf zwischen dem Erpressungssystem der von Stambul entsandten Gouverneure und der ägyptischen Zwischenherrschaft in den dreißiger Jahren, welche der Provinz zu einem bis dahin nie gekannten und auch später unter der Pfortenregierung nie wieder erreichten Wohlstand verhalf. Als Begünstiger dieser unzufriedenen Regungen und als Anstifter verschiedener Zettelungen gegen die Herrschaft des Sultans galt früher der in Damaskus lebende Abd-el-Kader. Als Kostgänger der französischen Regierung genoß der alte, algerische Veteran einer gewissen Immunität, und seine Intervention zu Gunsten der Christen bei dem schändlichen Massacre von Damaskus (1860) sicherte ihm außerdem die Sympathie und den Schutz der abendländischen Cabinette. Kurz, an Gährungsstoff fehlte es in Syrien nicht. Zwei europäische Mächte, Frankreich und England, waren in gleicher Weise geneigt, ihn für ihre Zwecke auszunutzen. Frankreich hatte als Schutzmacht der katholischen Christen einst die Greuel von Damaskus benutzt, um seinen Einfluß in jenen Districten zu kräftigen. Das praktische England dagegen that neuerdings directe Schritte bei der Pforte. Gestützt auf die überlegene Stellung, welche seine Intervention nach dem Frieden von San Stefano und die Anwesenheit seiner Flotte im Marmarameer ihm gewährten, legte das britische Cabinet 1878 dem Sultan eine Convention vor, nach welcher die in der asiatischen Türkei, speciell in Syrien einzuführenden Reformen unter der Mitwirkung britischer Delegirten und Inspectoren durchgeführt werden sollten. Dem energischen Drängen des britischen Vertreters, Mr. Layard nachgebend, vielleicht auch in der stillen Hoffnung, daß es dem Einfluß Lord Beaconsfield's gelingen werde, eine Milderung der harten Friedensbedingungen durchzusetzen,

Digitized by Google

ging Abdul Hamid damals auf diese Vorschläge ein, — möglicherweise auch mit dem Hintergedanken, daß der Eifer der fremden Reformatoren an der vis inertiae des türkischen Beamtenthums bald erlahmen werde. Layard hatte seinen verbannten Freund Midhat Pascha zum Gouverneur für Syrien vorgeschlagen. Der Sultan, obwohl insgeheim dem Programm der alttürkischen Partei ergeben und nicht ohne Mißtrauen gegen den ehemaligen Günstling und Minister, gab nach einigem Zögern nach und willigte in die Ernennung. Midhat Pascha hatte die zwanzig Monate seines in Europa und größtentheils auf britischem Boden verbrachten Exils zum Studium europäischer Einrichtungen benutzt und seine Erfahrungen auf administrativem Gebiet erweitert. Seine Statthalterschaft in Syrien wurde von verschiedenen Mächten, namentlich von Frankreich mit großem Mißtrauen betrachtet. Man hielt ihn für einen geheimen Agenten Englands und argwöhnte so etwas, wie die Erhebung Syriens zu einem unabhängigen Vicekönigreiche unter britischem Protectorat. Indessen bot die Amtsführung des neuen Vali während der nächsten Jahre keine bestimmten Anhaltspunkte für die Annahme, daß ein solcher Abfall wirklich geplant werde. Und jedenfalls wurden alle daran geknüpften Conjecturen hinfällig, als er 1880 nach Smyrna versetzt und ein Jahr später in den bekannten Staatsproceß verwickelt wurde, der mit seinem Todesurtheil abschloß.

Wir wollen jene viel besprochene Episode der türkischen Rechtspflege nicht wieder heraufbeschwören. Auch die Erörterung der Motive, welche zur Einleitung des Processes führten, könnte für uns völlig außer Betracht bleiben, fiele jenes Ereigniß nicht zusammen mit dem ersten sichtbaren Auftreten der panislamitischen Bewegung.

Als Midhat 1878 den syrischen Boden betrat, fand er dort die religiöse Erregung bereits vor, der wir oben gedachten. Die separatistische Tendenz, welche dieselbe dort und nicht minder in Aegypten und im Yemen angenommen hatte, mußte ihm auffallen, und er beschloß sogleich, sie für jene Reformpläne zu verwerthen, die eine Verweltlichung des Sultanats und damit zugleich — seiner Meinung nach — dessen politische Kräftigung zum Zweck hatten. Daß er dabei im geheimen Auftrag der britischen Regierung gehandelt oder deren Interessen vorzugsweise im Auge gehabt habe, ist nicht erwiesen und auch nicht wahrscheinlich. Midhat war, wie jeder orientalische Staatsmann, zur Intrigue geneigt, stand aber dabei doch unter dem Bann seiner eigenen reformatorischen Ideale. Es steckte in ihm etwas vom philanthropischen Schwärmer. Er wollte wirklich ein volksbeglückender Reformator sein; sein Ehrgeiz kleidete sich in diese Form. Wenn es gelang, den Sultan durch eine nationale Pression von der Bahn des religiösen Fanatismus abzudrängen, so war die Wiederaufnahme der constitutionellen Pläne und die Einigung der verschiedenen Religionsgenossenschaften unter der Form einer gemeinsamen Volksvertretung immerhin möglich. Zunächst freilich behielt die Bewegung in seiner Provinz und den südlich daran grenzenden Districten einen der Türkenherrschaft feindseligen Charakter. Muhamed war Araber gewesen. Die Kaaba, das höchste Heiligthum, lag im Herzen des arabischen Stammlandes. Die heiligen Bücher: der Koran und die Sunna waren arabisch verfaßt. Es widerstrebte dem Stolz und dem Selbstgefühl dieser

Digitized by Google

Stämme, an eine Rasse gekettet zu sein, die sich in offenbarem Niedergang befand, von dem Willen eines Staatsoberhaupts abzuhängen, dessen Reich durch den jüngsten, unglücklichen Krieg zerstückelt war. Das Streben nach nationaler Unabhängigkeit zeigte sich auch in Aegypten, wo die Vorboten eines nahen Aufstandes schon bemerkbar waren.

Ein kundiger Beobachter des Orients, der Franzose Gabriel Charmes, hat die verworrenen Fäden dieser weitgehenden Conspiration damals aufmerksam verfolgt und seine Bemerkungen darüber veröffentlicht. Sie erschienen unter dem Titel: „L'avenir de la Turquie et le Panislamisme", zuerst in der Revue des deux mondes im Frühjahr 1882, später auch in einer Broschüre. Nach ihm wäre der Entschluß des Sultans, die panislamitische Bewegung theils im Sinne einer Machterweiterung zu verwerthen, theils von der arabisch-autonomistischen Bahn abzulenken, zu jener Zeit entstanden. Er bilde demnach den Wendepunkt in der Politik des Sultans, dessen Verhalten seitdem durch diesen einen Gesichtspunkt allein bestimmt worden sei. Ohne den Ausführungen des französischen Schriftstellers in allen Theilen beizupflichten, ist die Thatsache nicht zu verkennen, daß sich gerade seit der Zeit, welche Charmes zum Ausgangspunkt seiner Deduction wählt, eine stärkere Hinneigung des Herrschers zur orthodoxen Partei auch äußerlich bemerkbar machte. Der Sultan war stets ein guter Moslem gewesen und hatte die Satzungen seines Glaubens gewissenhaft befolgt. Jetzt zog er aber mehr als früher die Ulema zu Rathe, hatte mit ihnen fast allabendlich lange Disputationen über die Koranexegese, betonte bei jeder Gelegenheit seine Rechte und Pflichten als Chalif. Im Yildiz-Kiosk wimmelte es den ganzen Tag von würdigen Greisen in lichtbraunen oder hellgrauen Kaftans. Sie hatten lange, wohlgepflegte Bärte und trugen den Fez umwunden mit einem weißen Turban, dem Kennzeichen des geistlichen Standes, oder mit einem grünen, welcher das Vorrecht der directen Nachkommen des Propheten bildet. Der Einfluß dieser geistlichen Herren machte sich bald in Stambul fühlbar und wurde selbst im Ministerrath empfunden. Die Nachrichten aus Syrien wurden im Frühjahr 1881 beunruhigender. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Versetzung Midhat's in den Anklagezustand auf die Einflüsterungen des Stambuler Klerus und der mit ihm verbundenen alttürkischen Staatsmänner zurückzuführen ist, da der Gouverneur einer geheimen Begünstigung der separatistischen Bewegung dringend verdächtig war. Aber abgesehen von dem tragischen Schicksal dieses Mannes, der, schuldig oder nicht, für immer vom politischen Schauplatz abtrat, — des Sultans Plan, der Gefahr der panislamitischen Agitation dadurch zu begegnen, daß er sich selbst an deren Spitze stellte, war nun gefaßt. Es bedurfte nur noch eines äußern Anlasses, ihn rascher zur Ausführung zu bringen, und dieser Anlaß bot sich bald darauf in gänzlich unerwarteter Weise. Im Frühjahr 1881 fand die Besitznahme Tunesiens durch Frankreich statt, und ein Jahr später entstanden die Unruhen in Aegypten, die zur Occupation des Nilthals durch die Engländer führten. Beide Ereignisse übten im Yildiz-Kiosk eine sensationelle Wirkung aus. Sie erschienen der dort tonangebenden, geistlichen Clique in ganz anderem Licht, als die Gebietsabtretungen auf der Balkanhalbinsel und in Armenien.

Digitized by Google

Der Einfall Rußlands in das türkische Staatsgebiet hatte die Befreiung christlicher Stämme zum Zweck gehabt. Waren auch sicherlich politische, selbstsüchtige Pläne das eigentliche Motiv gewesen, so wurde der Krieg doch unter dem Zeichen des Kreuzes geführt. Eine Unterjochung muhamedanischer Erbländer unter die Herrschaft christlicher Regierungen hatte er weder bezweckt noch bewirkt. Geriethen auch durch die österreichische Occupation Bosniens und durch die Constituirung eines bulgarischen Fürstenthums die dort verstreut lebenden Muhamedaner unter die Botmäßigkeit christlicher Monarchen, so bildeten sie doch nur einen geringen Theil der dortigen Bewohnerschaft. Auch konnte nicht wohl geleugnet werden, daß die befreiten Rajah-Stämme nur zurückerhielten, was die türkischen Eroberer ihnen einst genommen. Es war das Strafgericht der Geschichte, ein Act der Sühne und Vergeltung.

Ganz anders gestaltete sich jetzt die Action der Westmächte in Nordafrika. Diesmal war es islamitisches Stammland, welches die Fremden besetzten. Hier handelte es sich nicht um die Befreiung christlicher Volksstämme. Diese Gebiete waren seit Jahrhunderten der Lehre des Propheten zugethan. War die Occupation Aegyptens wenigstens durch den dortigen anarchischen Zustand, durch die Excesse von Alexandria und die unschlüssige Haltung der Pforte politisch motivirt, so fehlte der Annexion Tunesiens sogar der äußere Vorwand. Die angeblichen Ausschreitungen der Krumirs konnten selbst hierfür nicht ausreichen.

Wir werden die den Westmächten gegenüber eingeschlagene Politik weiter unten im Zusammenhang mit den andern in die nächsten Jahre fallenden Ereignissen eingehend behandeln. Zuvor aber wird es nöthig sein, noch eine Umschau unter den Personen zu halten, welchen in der politischen Action größere oder kleinere Nebenrollen zufielen. Bisher haben wir nur dem Hauptacteur Beachtung geschenkt; — wir wenden uns nunmehr auch zu seinen Comparsen.

* * *

Ein Staatswesen, in dem es keine Aristokratie, keine Stände, keine Parteien, keine unabhängige Presse, keine öffentliche Meinung gibt, das von einem unumschränkten Herrscher regiert, von einem gefügigen Beamtenthum verwaltet wird, kann dem Einfluß einzelner Persönlichkeiten nur dann Spielraum gewähren, wenn diese Persönlichkeiten genug Energie und geistige Ueberlegenheit besitzen, um die ihnen gezogenen Schranken zu durchbrechen, wenn sie sich dem Regenten unentbehrlich machen und so ihren Amtsgenossen und Landsleuten die Anerkennung einer ungewöhnlichen Befähigung aufzwingen. Zu allen Zeiten haben geniale Staatsmänner und Generale, nicht selten auch verschlagene Intriganten in absolutistisch regierten Reichen eine hervorragende Rolle gespielt, ihre Fürsten beherrscht und ihrer Zeit den Stempel ihrer Persönlichkeit aufgedrückt. Noch heute sehen wir in Rußland den autokratischen Herrscher unter dem Einfluß bald einzelner Personen, bald einer geschlossenen Coterie, und selbst die aus den unteren Volksschichten entsteigenden Strömungen schieben die Träger und Verfechter ethischer Ideen in diejenigen Kreise hinauf, die an der Staatsleitung Antheil haben. Wenn alles dies in der Türkei fehlt, so liegt der Grund nicht an dem Staats-

Digitized by Google

ſyſtem, denn auch die frühere Zeit kannte einflußreiche Veziere, unbotmäßige Statthalter und eigenmächtige Heerführer. Die eigenthümliche Erſcheinung, daß ſich dort in den letzten zwölf Jahren kein Mann von irgend welcher Bedeutung im Staats- oder Militärdienſt zur Geltung gebracht hat, muß vielmehr lediglich in den Perſonalverhältniſſen ſelbſt geſucht werden. Nach dem, was oben von der Eigenart des Sultans geſagt wurde, liegt die Erklärung zum weitaus größten Theil in dem perſönlichen, autokratiſchen Regiment dieſes Herrſchers ſelbſt. Da er in ſeiner Umgebung Oppoſition oder Fronde nicht duldet, auch darüber wacht, daß jedwede dahin zielende Neigung im Keim erſtickt wird, ſo iſt es im Grunde nicht verwunderlich, daß auch unter dem heranwachſenden Geſchlecht jüngerer Staatsdiener politiſche Talente, geſchweige denn Charaktere nicht zur Entfaltung gelangen. Dennoch muß noch ein anderer Grund mitwirken, daß es zu Frictionen zwiſchen der höchſten Gewalt und den vollziehenden Organen nicht kommt, und dieſer könnte wohl in der immer zunehmenden Apathie zu finden ſein, die ſich nach dem letzten, unglücklichen Kriege, nach dem Verluſt ſo vieler reicher Provinzen und der finanziellen Erſchöpfung des Landes faſt aller Geſellſchaftsclaſſen bemächtigt hat. Die vom Koran gepredigte Ergebung und Geduld wird auch von ſolchen Männern geübt, welche in ſich wohl die Kraft fühlen, eine Beſſerung der Verhältniſſe herbeizuführen. Denn an Einſicht und Scharfblick fehlt es auch den heutigen türkiſchen Staatsmännern keineswegs, und wenn auch nicht viele unter ihnen die kalte Energie eines Ali, den Idealismus eines Midhat beſitzen, ſo würden ſich unter den Jüngeren immerhin Naturen finden, welche ſelbſtlos dem Gemeinwohl ihre ganze Kraft widmen würden und in der Durchführung praktiſch wirkender Reformen nützlich zu verwenden wären.

Allein es ſcheint, daß alle Thatkraft in den Palaſtrevolutionen und Kriegsſtürmen der ſiebziger Jahre verbraucht iſt. In den Provinzen, wo der vom Padiſchah ausgeübte Druck weniger gefühlt wird, auch nach dem ganzen Verwaltungsbetrieb weniger wirkſam werden kann als in der Hauptſtadt, gibt es wohl noch Valis und Mütеßarrifs, welche wie der alte, oben geſchilderte Achmed Vefik Paſcha eine gewiſſe Selbſtändigkeit des Denkens und Handelns ſich bewahrt haben, in ihrer Verwaltung ſich nicht viel drein reden laſſen und ſelbſt die Gefahr der Abſetzung nicht ſcheuen, wenn es gilt, einen Zweck zu verfolgen, der freilich in den meiſten Fällen nicht die Wohlfahrt ihrer Untergebenen, ſondern das eigene Intereſſe oder doch eine eigenſinnig feſtgehaltene Meinung betrifft. Aber dieſe Fronde richtet ſich mehr gegen die Pforte, d. h. die Centralbehörde, als gegen den Sultan. Denn in den entlegenen Diſtricten des weiten Reichsgebiets hält man noch an der Fiction feſt, daß der Beherrſcher der Gläubigen viel zu hoch throne, um ſich mit den Kleinigkeiten eines Proceſſes, einer Steuer oder einer Verkehrsanſtalt abzugeben. Kommt dann ein ſcharfer Erlaß von einem der Reſſortminiſter, ſo ſagt der Vali lächelnd zu ſeinem erſchreckten Secretär: „midein altyna“, d. h. „ſchieb's unters Kiſſen.“ Dieſe im türkiſchen Verwaltungsdienſte ſehr gebräuchliche Phraſe ſchreibt ſich aus der Zeit her, wo Kadi und Kaimmakam ihre Amtsgeſchäfte auf einem Divan ſitzend abzuhalten pflegten und alsdann unbequeme Zuſchriften, Klagen oder Beſchwerden einfach unter das Polſter ſchoben, womit die Sache erledigt war. So wandert denn

Digitized by Google

auch jetzt noch manches Pfortenreskript in die großen Ledersäcke, welche in den türkischen Kanzleien die Stelle der Actenschränke versehen und in denen es der Vergessenheit ebenso sicher anheimfällt, als ein bei uns ad acta geschriebener Eingang.

In der Provinz ist der Typus des launigen Naßreddin, des türkischen Till Eulenspiegels, von dem manch lustiger Schwank erzählt wird, noch keineswegs ausgestorben, aber an den Stufen des Throns gedeiht die schillernde Blume des Humors nicht. Unter den versengenden Strahlen der Herrschersonne verdorrt der Witz, der nur aus dem Boden der Freiheit aufschießt. Schon die demüthige Haltung, welche das Hofceremoniell vorschreibt, die niedergeschlagenen Augen, gekrümmten Rücken und ängstlich vor dem Leib zusammengelegten Hände schließen einen natürlichen Anstand, die Unbefangenheit der Rede und Gebärde aus, und erheiternd wirkt bei den Empfängen im Palais eigentlich nur der Augenblick, wo sich die Flügelthüren öffnen und zuerst der breite, goldgestickte Rücken des wohlbeleibten Ceremonienmeisters Munir Pascha sichtbar wird, dessen Träger tief gebeugt, mit kleinen, schleifenden Schritten rückwärts vor dem eintretenden Sultan in den Saal chassirt. Indessen auch die Etikette mancher europäischen Höfe weist Scenen unfreiwilliger Komik auf, und wenn uns die im Orient zur Schau getragene Unterwürfigkeit der Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten um einen Ton zu stark erscheint, so ist sie eben nur eine hergebrachte Form und bedingt noch nicht eine sklavische Gesinnung. Am wenigsten kann ein solcher Verdacht alle die tüchtigen, gebildeten und wohlgesinnten Männer treffen, die unter der Regierung Abdul Hamid's die höchsten Staatsämter im innern und auswärtigen Dienst bekleiden. Allein eine gewisse Entäußerung der Selbständigkeit im Denken und Handeln wird nun einmal von ihrem Herrn verlangt. Sie trösten sich mit dem Koranspruch: nabu get-scher! d. h. „auch dies wird vorübergehen", der in sinnreicher Doppeldeutung sowohl auf die Vergänglichkeit des Glücks wie auf die Unbeständigkeit des Unglücks hinweist und in zwei Worten eigentlich die ganze fatalistische Lehre Muhamed's zusammenfaßt.

Wenn nun auch, wie oben gesagt wurde, eine bestimmende Einwirkung auf den Gang der Politik von den türkischen Ministern und Diplomaten nicht ausgeübt wird, so tritt doch gerade bei dem Fehlen politischer Parteien, Stände oder Körperschaften der Einfluß der Persönlichkeit wiederum mehr in den Vordergrund, als in constitutionellen Staaten, wo das Individuum in der Fraction, Gemeinde oder Gesellschaft aufgeht, und der Standes- oder der Corporationsgeist seiner Action eine bestimmte Richtung gibt. Das türkische Staatswesen ist ungeachtet seiner despotischen Spitze durchaus demokratisch. Name, Herkunft, Stand sind für die Laufbahn ohne jede Bedeutung. Der Sohn des Kaïkdschi oder Pferdeknechts kann ebenso gut Großvezier werden, wenn ihm das Glück lächelt, als der des Paschas oder Beys, und solche Fälle raschen Emporsteigens aus den geringeren Classen zu höheren Aemtern sind etwas Alltägliches. Die niedere Herkunft wirft nicht den geringsten Makel auf den self made man. Auch kann er ebenso rasch fallen, als er stieg. Denn nur so lange er das Amt inne hat, dauert das Ansehen, das er genießt. Die Gunst des Sultans allein ist es, die seinen Werth bezeichnet und sich in dem Grade seines Ranges ausdrückt. Ein

Digitized by Google

Minister demissionirt nicht, sondern er stürzt; ein Beamter scheidet nicht aus, sondern er wird abgesetzt. Der, den dieses Loos trifft, sinkt in Niedrigkeit und Vergessenheit. Er zieht sich auch im Privatleben von allen bisherigen Bekannten zurück, und thäte er es nicht, man würde ihn meiden. Der Usus erfordert sogar, daß er, wo er sich außerhalb seines Hauses zeigt, eine gedrückte, fast schuldbewußte Haltung annimmt, und diese kann man sogar an Staatsmännern beobachten, welche als Diplomaten im Auslande gelebt, die Sitten der Europäer theilweise angenommen haben, die aber nach ihrer Dienstentlassung sich dem allgemeinen Brauch nicht entziehen können. Als Chaireddin Pascha 1879 seines Amtes als Großvezier enthoben wurde, ließ ihm der Sultan oberhalb Ortaköi einen prachtvollen Konak erbauen, stattete ihn mit glänzender Einrichtung aus, sorgte auch durch gelegentliche Geldgeschenke für den Unterhalt des gestürzten Würdenträgers. Dieser aber lebte fortan einsam in dem vergoldeten Käfig, brach allen Verkehr mit europäischen Diplomaten ab, an den er durch seine französische Erziehung und sein langjähriges Ministerregiment in Tunis gewöhnt war, und wenn er, was häufig geschah, vom Sultan, der ihm im Stillen gewogen blieb, bei festlichen Anlässen zur Tafel gezogen wurde, so stach die über sein ganzes Wesen ausgegossene Trauer auffällig ab von der Haltung seiner noch im Dienst befindlichen Collegen.

Während der ersten Regierungsjahre Abdul Hamid's fand in der Besetzung des höchsten Staatsamts ein häufiger Wechsel statt. Mehemed Rüschdi, Midhat, Edhem, Safvet folgten einander in dem kurzen Zeitraum bis zum October 1879. Von da an blieb die Würde bis zum Sommer 1891 mit unwesentlichen Unterbrechungen in den Händen zweier Männer, deren ungewöhnlich lange Amtsdauer ein besonderes Vertrauen des Sultans bekundete. Obwohl Said, mit dem Beinamen Kütschük (der Kleine), und Kiamil der alttürkischen Richtung angehören, kann man doch nicht sagen, daß sie ein bestimmtes politisches System vertraten, schon deshalb nicht, weil Abdul Hamid ein solches nicht verfolgt und noch weniger seinem ersten Minister die Aufstellung eines selbständig ersonnenen Regierungsprogramms gestattet. Wäre eine Parallele mit abendländischen Verhältnissen zulässig, so würde man die in diesen zwölf Jahren angewandte Regierungsform als conservativ bezeichnen können, wenngleich Said gelegentlich zu Reformen, namentlich auf finanziellem Gebiet neigte, deren Befürwortung ihm vorübergehend die Ungnade seines Herrn und schließlich 1885 seine Amtsenthebung eintrug. Said Pascha gehörte zu der gewiß geringen Zahl hoher Würdenträger, die ihre Stellung nicht zur eigenen Bereicherung benutzten und arm aus dem Dienst schieden. Er lebte auch als Präsident des Ministerconseils — denn dieser Titel wurde bei seiner Ernennung eingeführt — höchst einfach, war in seinem Wesen bescheiden, fast ängstlich, dabei aber von großer Tüchtigkeit und seinem Herrn blind ergeben. Auch unter seinen türkischen Collegen genoß er wegen seines redlichen Charakters und — wir möchten fast sagen, trotz — seiner anerkannten Unbestechlichkeit großes Ansehen. — Die auswärtigen Vertreter konnten ihm ihre Achtung deshalb natürlich um so weniger versagen, wenn schon er in der Unterhandlung schwierig, zu Ausflüchten geneigt und wegen des steten Einwandes, daß er erst die Befehle seines Herrn einholen müsse, unbequem war.

Digitized by Google

Sein Nachfolger Kiamil zeigte sich gewandter und glatter. In der Ergebenheit für den Sultan stand er seinem Vorgänger nicht nach. Ueber den Charakter des jetzigen Großveziers fehlt es uns noch an zuverlässigen Angaben. Dschevat Pascha gilt für klug und gebildet. Zu Anfang der siebziger Jahre erschien aus der Feder des damaligen Obersten Dschevat Bey ein Werk über die militärische Organisation der Janitscharentruppe, das nach Quellen bearbeitet war und sehr interessante Aufschlüsse über diese einst so mächtige Prätorianergarde gab. Eine französische Uebersetzung dieser Schrift, — ob von demselben Autor herrührend, ist uns nicht bekannt, — wurde im Winter 1873/4 in der „Turquie" publicirt und machte die Kenntniß dieser beachtenswerthen Forschung auch europäischen Militärkreisen zugänglich. Literarische Befähigung ist im türkischen höheren Beamtenthum zwar nicht sehr verbreitet, kommt aber doch mitunter vor. So hat z. B. der schon mehrfach erwähnte Vali von Brussa, Achmed Vefik Pascha, mehrere der Schiller'schen Dramen, wahrscheinlich nach französischen Uebersetzungen ins Türkische übertragen und läßt sich dieselben von einer armenischen Schauspielertruppe vorführen.

Das Portefeuille des auswärtigen Ministeriums, das unser Interesse natürlich mehr in Anspruch nimmt, als das der anderen Ressorts, hat sich unter Abdul Hamid vorzugsweise in den Händen von drei Staatsmännern befunden. Es waren dies Safvet, Assim und Said. Die schwierigste Epoche der Conferenz von 1877, des darauf folgenden Krieges und des Berliner Congresses hatte Safvet Pascha durchzumachen. Safvet war aus der Verwaltungscarriere hervorgegangen. Er war von kleiner Statur und schwächlicher Constitution, die sich namentlich in einem sehr auffallenden nervösen Gesichtstic verrieth. Seine geistigen Fähigkeiten waren aber durch dieses Nervenleiden keineswegs beeinträchtigt. Aus der Schule Fuad Pascha's hervorgegangen, war er Meister in der Kunst der dilatorischen Verhandlungsart und der orientalischen Casuistik. Dies Talent hat zwar die damalige Krisis nicht beschwören, ihren verhängnißvollen Ausgang nicht abwenden können, allein Safvet hat seine undankbare Aufgabe doch in der denkbar besten Weise gelöst und seinem Herrn wichtige Dienste geleistet. Dieser belohnte dieselben 1878 mit der Ernennung zum Großvezier, doch war Safvet den Schwierigkeiten einer Stellung vielleicht nicht gewachsen, die ihn in fast tägliche Berührung mit dem Palais brachte. Er ward das Opfer einer Palastintrigue und ist seit 1879 vom politischen Schauplatz verschwunden.

Der zweite der oben hervorgehobenen drei Minister des Auswärtigen, Assim Pascha, stand dem vorgenannten an geistiger Bedeutung erheblich nach. Zeigten auch seine starren Gesichtszüge, im Gegensatz zu denen Safvet's, eine steinerne Ruhe, so verrieth doch ihr unbeweglicher, maskenartiger Ausdruck, wie gering das Quantum eigener Gedanken war, die hinter dieser Stirn wohnten. Assim hatte seine Laufbahn im Verwaltungsdienst gemacht, sprach aber leidlich französisch und verdankte die Uebertragung seines Postens wahrscheinlich freundschaftlichen Beziehungen zum Premierminister Said, die sich aus früherer Zeit herschrieben. Nachdem er im Frühjahr 1882, wohl in Folge heftiger Auftritte mit dem russischen Botschafter Nowikow, die auch zur Abberufung dieses Diplomaten führten, sein Amt hatte niederlegen müssen, ward es ihm auf seines Freundes Verwendung 1884 noch einmal übertragen, beim Sturz des letzteren 1885 aber

Digitized by Google

wieder abgenommen. In der ersten Zeit seiner Amtsführung war er Pfortencommissar auf den verschiedenen Conferenzen, welche die Regelung der Grenzfragen bezweckten. Er wurde dadurch auch den europäischen Cabinetten näher bekannt. Da aber die Direction bei jenen Verhandlungen immer von Yildiz-Kiosk ausging, und Assim sich streng daran hielt, so hat seine diplomatische Thätigkeit einen auf Rechnung seiner Persönlichkeit kommenden Eindruck nicht hinterlassen.

Im hohen Grade aber war dies der Fall bei dem dritten Minister Said Pascha, welcher im Frühjahr 1882 auf Assim folgte, auf der ägyptischen Conferenz im Sommer desselben Jahres die Pforte vertrat, im April des nächsten Jahres als Botschafter nach Berlin geschickt, 1885 aber wieder zurückberufen wurde, um die Leitung des auswärtigen Departements zu übernehmen, die er noch heute inne hat. Seit nahezu zehn Jahren ist dieser Mann im auswärtigen Staatsdienst thätig, und schon die Länge dieses Zeitraumes würde für seine Befähigung sprechen, sich in schwierigen Verhältnissen zurechtzufinden, wäre dieselbe nicht auch sonst noch genügend bekundet. Said Pascha ist eine originelle Natur, wie sie unter dem Hochdruck des gegenwärtigen Regimes nur selten vorkommt, dabei ein echter Orientale, so recht der Typus des vornehmen und geistvollen Türken. Sein Wesen verräth eine Mischung von gutmüthiger Verschmitztheit und würdevollem Anstand, die sehr anziehend wirkt. Von mittelgroßem, gedrungenem Körperbau, einem wohlgebildeten Gesicht, in welchem die Augen mit ihrem freundlich listigen Ausdruck besonders auffallen, zeigt er in seinem Auftreten eine größere Ungezwungenheit, als sie türkischen Staatsmännern sonst eigen ist; während diese im Verkehr mit Fremden die Unkenntniß europäischer Umgangsformen oft hinter einer übertriebenen Gravität, oft unter linkischer Zurückhaltung zu verbergen suchen, trägt Said Pascha's Benehmen einen jovialen Zug, der von der allzu gemessenen Haltung seiner Collegen auffallend, aber angenehm absticht. Wie seinem einstigen Amtsvorgänger, Fuad Pascha, steht ihm Witz und schlagfertiges Reparti in seltenem Grade zu Gebot. Als er Botschafter in Berlin war, curirte dort die Erzählung von einer treffenden Antwort, die er einst dem britischen Botschafter, Lord Dufferin, gegeben. Während der ägyptischen Krisis im Frühjahr 1882 war ihm die schwierige Aufgabe zugefallen, gegen das bewaffnete Einschreiten Englands zu protestiren und zugleich die Zumuthung einer türkischen Intervention abzulehnen. Nach langen, ermüdenden Discussionen verlor endlich Lord Dufferin die Geduld und rief heftig aus: „Wohlan, wenn die Türkei in ihrem eigenen Reich für Ruhe und Sicherheit nicht aufkommen kann, so werden wir ein Armeecorps nach Aegypten senden, um die dortigen Rebellen zu züchtigen", worauf Said Pascha mit freundlichem Lächeln erwiderte: „Ganz wohl, Excellenz! Dann werden wir als Gegendienst einige Schiffe an die irländische Küste senden, um die dortigen Rebellen zu züchtigen, mit welchen die britische Regierung auch nicht fertig werden zu können scheint." Der Botschafter biß sich auf die Lippen, konnte aber nichts entgegnen. Wenige Wochen zuvor hatte die Bluthat im Phönixpark stattgefunden. Irland war in voller Gährung.

In den anderen Ressorts der Pforte ist ein häufiger Personalwechsel eingetreten. Namentlich war dies, und sehr zum Schaden des Staatsschatzes, in der

Digitized by Google

Besetzung des Finanzministeriums der Fall, wo die Inhaber anfangs alljährlich, oft sogar mehrmals in einem Jahre wechselten. Erst seit 1885 blieb dasselbe längere Zeit (bis 1891) in der Hand des tüchtigen Agob Pascha. Größere Continuität zeigte das Departement des Innern, welches von 1879 bis 1883 von dem Alttürken Mahmud Nedim, von 1885 bis 1890 von Munir geleitet wurde. Das Kriegsministerium kam 1879 in die Hände Osman Pascha's, der es mit kurzer Unterbrechung bis 1885 inne hatte, man kann nicht sagen, verwaltete. Von letztgenanntem Jahr an übernahm es der Großmeister der Artillerie, Ali Sahib, zu seinem bisherigen technischen Ressort. Die hochwichtige Frage der Heeresverwaltung wird uns noch weiter unten beschäftigen. Hervorragende Persönlichkeiten weist die lange Reihe der anderen Pfortenminister, die in den letzten fünfzehn Jahren Portefeuilles erhielten und zurückgaben, nicht auf.

Das Gleiche kann man auch von der türkischen Diplomatie sagen. In früheren Decennien, als die Kenntniß fremder Sprachen im muhamedanischen Beamtenthum noch wenig verbreitet, war das christliche, namentlich griechische Element in den Reihen der türkischen Agenten im Auslande stark vertreten. Das Leben in der Fremde fordert von einem Bekenner des Islam manche Entbehrung. Er muß dem Familienleben vollständig entsagen, denn es ist ihm nicht erlaubt, seinen Harem mitzunehmen. Er findet keine Moschee, keine Glaubensgenossen, wenig Landsleute in der Fremde. Lebensweise und Kost sind von der gewohnten sehr verschieden. Der christliche Levantiner hat weit mehr Berührungspunkte mit der abendländischen Gesellschaft, ist in den europäischen Hauptstädten weniger isolirt. Die unter den Rajah von jeher gepflegte Kenntniß fremder Sprachen war früher vorwiegend der Grund gewesen, der die Pforte bestimmt hatte, ihre Agenten, Dolmetscher und Secretäre aus den Reihen der christlichen Unterthanen zu wählen.

Junge Leute aus den angeseheneren Familien des Phanars drängten sich zum diplomatischen Dienst und machten oft rasche, glänzende Carrieren. Abdul Hamid fand bei seiner Thronbesteigung viele Posten des Auslandes mit ihnen besetzt. Zu Ende der siebziger Jahre befanden sich unter ihnen zwei Botschafter: Vogorides in Wien, Mussurus in London, und als Diplomaten in verschiedenen Stellungen: Photiades, die beiden Karatheodory, Aristarchi, Karadja und der jüngere Mussurus. Im Staatssecretariat des Auswärtigen waren die Armenier Serkis und Artin angestellt. Entsprechend seiner religiös orthodoxen Richtung hat Sultan Abdul Hamid das christliche Element im auswärtigen Staatsdienst erheblich vermindert. Alle wichtigeren Posten, mit Ausnahme der Botschaft in London, sind mit Muhamedanern besetzt. Am Hof von St. James war die Pforte nahezu dreißig Jahre (1856 bis 1885) durch Mussurus Pascha vertreten, welchem alsdann Rüstem Pascha, der bisherige Gouverneur des Libanon, also auch ein Staatsmann christlichen Bekenntnisses, im Amt folgte. In Rom war von 1886 bis 1890 Photiades Pascha accreditirt, der früher Gesandter in Athen und zuletzt Gouverneur von Kreta gewesen war. Seitdem fungirt dort Mahmud Nedim Bey als Botschafter. Außer Rüstem Pascha sind zur Zeit nur noch drei Gesandte griechischer Abkunft im Dienst: Karatheodory (Brüssel), Mavroyeni (Washington) und Karadja (Haag und Stockholm).

Digitized by Google

Von den Botschaftern türkischen Stammes ist die Pforte in Paris seit 1880 durch Essad Pascha, in St. Petersburg seit 1889 durch Hussein Hüßni vertreten. Vor diesem war elf Jahre lang (1878 bis 1889) Schakir Pascha dort beglaubigt gewesen. An beiden Plätzen herrschte also eine große Stabilität in der diplomatischen Vertretung. Der Posten in Berlin war von 1877 bis 1883 durch Sadullah Bey, dann drei Jahre durch Said Pascha besetzt, auf den 1886 Achmed Tewfik folgte. Dieser hat ihn noch gegenwärtig inne. Sadullah kam von Berlin nach Wien, an Stelle des dort seit 1879 accreditirten Edhem Pascha. Nach seinem tragischen Ende im Januar 1891 wurde der Posten Zia Bey übertragen. Aus diesen flüchtigen Daten wird ersichtlich, daß der Sultan das löbliche Bestreben hat, seine Agenten an den wichtigen Plätzen möglichst selten zu wechseln, um ihnen Zeit zu lassen, die Verhältnisse des Landes, in dem sie leben, näher kennen zu lernen, was für einen Muhamedaner, wie gesagt, seine besonderen Schwierigkeiten hat. Eine Einwirkung auf die politischen Beziehungen wird aber den türkischen Botschaftern nur in sehr geringem Maße eingeräumt. Der Schwerpunkt aller Unterhandlungen liegt immer in Stambul, oder richtiger gesagt, im Yildiz-Kiosk.

Indem wir uns nunmehr der auswärtigen Politik Abdul Hamid's, und zwar von dem Zeitpunkt des Berliner Congresses an zuwenden, wird die Persönlichkeit der in Pera residirenden Vertreter der europäischen Cabinette dabei häufig in Betracht kommen. Die Rolle freilich, welche ihre Vorgänger einst am Goldenen Horn spielten, fällt ihnen nicht mehr zu. Seitdem der Telegraph gestattet, jeden Augenblick Instructionen einzuholen und zu ertheilen, ist ihre Stellung weniger verantwortlich, aber auch weniger selbständig. Vorüber sind die Zeiten, wo der Paletot Menschikow's einen Krieg heraufbeschwor, wo die Pforte in Aufregung gerieth, wenn Lord Stratford ein verdrießliches Gesicht zeigte, oder Sir Henry Bulwer unter Androhung seiner Abreise den Stationär heizen ließ, der ihn dann, wenn der Zweck erreicht war, nach einer der Prinzeninseln führte. Dort hatte sich der excentrische Brite auf ödem, felsigen Eiland ein phantastisches Schloß erbaut, das er oft Wochen lang in angenehmer Gesellschaft bewohnte. Auch während der letzten Regierungszeit Abdul Asis' waren einzelne auswärtige Diplomaten, wie Marquis de Moustier und General Ignatiew, vorübergehend zu bedeutendem Einfluß auf die Pfortenpolitik gelangt. Alles dies änderte sich aber mit der Thronbesteigung Abdul Hamid's. Der jetzt regierende Sultan nahm die Leitung der auswärtigen Politik selbst in die Hand. Damit sank die Bedeutung seiner Minister, und die auswärtige Diplomatie muß seitdem, wenn sie eine persönliche Einwirkung ausüben will, ihr Glück im Yildiz-Kiosk versuchen, was viel umständlicher ist und weit geringere Chancen des Erfolges bietet.

In den Jahren, welche auf den russisch-türkischen Krieg folgten und die uns hier näher beschäftigen werden, verrieth Abdul Hamid die Neigung, sich — entsprechend dem alten Pfortenprincip — an diejenige Macht anzuschließen, welche jeweilig für die stärkste und einflußreichste galt. Diese Schätzung aber war bei ihm häufigen Schwankungen unterworfen, und so zeigte denn seine Politik gerade zu einer Zeit, wo ein festes Bündniß dem erschöpften Lande von besonderem Vortheile gewesen wäre, eine verhängnißvolle Unsicherheit. Zwei Mächte, Rußland

Digitized by Google

und England, deren Geschütze damals, im Frühjahr 1878, von der Land- und Seeseite her noch auf die türkische Hauptstadt gerichtet waren, kamen für die Wahl des Anschlusses besonders in Frage.

Es wäre nur eine Wiederholung früherer Vorgänge gewesen, wenn auch nach diesem Kriege die Türkei zu der siegreichen Macht Rußland bald wieder in ein engeres Freundschaftsverhältniß getreten wäre; wenn sie — nach Tasso's Vergleich — sich wie der Schiffer an den Felsen geklammert hätte, an dem sie scheitern sollte. Zweimal schon, nach den Friedensschlüssen von Kütschük-Kainardschi und Adrianopel war unmittelbar nach Beendigung der Feindseligkeiten eine solche Annäherung erfolgt, und Rußland für lange Zeit der wohlwollende Beschützer des Besiegten gewesen. Die Dardanellenfrage war damals nicht brennend. Zwischen dem unmittelbaren Staatsgebiet der Pforte und der russischen Grenze lagen noch die tributären Donaustaaten. Das türkische Reich war noch mächtig und ausgedehnt genug, um einen Gebietsverlust verschmerzen zu können, wenn man dafür die kräftige Unterstützung des Zarenreichs gegen die begehrlichen Westmächte eintauschte. Erst als mit dem Pariser Frieden 1856 dem Zaren das Protectorat über alle unter der Herrschaft des Halbmonds lebenden, orthodoxen Glaubensgenossen zugestanden und dadurch der Keim zu unablässigen Verwicklungen gelegt, der Anlaß zur Einmischung in die inneren Verhältnisse der Türkei gegeben war, ließ diese latente Gefahr des Conflicts ein ehrliches Einvernehmen selbst für die Dauer eines kurzen Zeitraums nicht mehr zu. Die Entsendung General Ignatiew's nach Constantinopel war sicher nicht geeignet, diese Gefahr zu vermindern. Während der neunjährigen Amtsführung des rührigen und verschlagenen Diplomaten wurden die christlichen Stämme insgeheim unablässig bearbeitet und die Ereignisse von 1877 systematisch vorbereitet. Zu Anfang Februar des letztgenannten Jahres verließ er mit den andern Botschaftern die türkische Hauptstadt. Mit Abdul Hamid hatte er also nur wenige Monate in amtlichen Beziehungen und so gut wie in gar keiner persönlichen Berührung gestanden, da der Sultan damals noch in strenger Isolirung verharrte. Vielleicht wäre Ignatiew der geeignete Mann gewesen, nach dem Kriege wieder freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, denn er besaß in hohem Grade die Gabe, mit den Orientalen zu verkehren und zu verhandeln. Allein einmal hätte seine Rückkehr nach Pera den internationalen Gepflogenheiten nicht entsprochen, und sodann wäre seine Anwesenheit dort für die andern Cabinette der Grund zu unablässiger Beunruhigung gewesen. Nachdem Herr Nelidow, der frühere Botschaftsrath in Constantinopel, im Laufe des März 1878 die diplomatischen Beziehungen wieder angebahnt und einige Wochen als Geschäftsträger fungirt hatte, wurde Fürst Lobanow am 4. Mai als Botschafter bei der Pforte accreditirt. Mit den orientalischen Verhältnissen wenig vertraut, war es für ihn doppelt schwer, sich in einer Lage zurechtzufinden, die noch eine kritische, fast kriegerische war, und einen freundschaftlichen Ton in dem Augenblick anzuschlagen, wo General Totleben Bujukdere zu besetzen drohte. Der Sultan schwankte unschlüssig zwischen der Anlehnung an Rußland oder an England. Wem sollte er vertrauen? Wer würde, wenn es zum Kampf käme, der Stärkere sein? Ein viermaliger Wechsel im Großvezieriat innerhalb weniger

Digitized by Google

Wochen (Achmed Vefik, Sadyk, Mehemed Rüschdi, Safvet) entsprach diesen Schwankungen. Inzwischen führten aber die Vermittlungsversuche des Fürsten Bismarck und des in friedlichem Sinne wirkenden Grafen Peter Schuwalow einen Ausgleich herbei, und der Congreß kam zu Stande. Gestützt auf die Convention vom 4. Juni, welche der englischen Regierung die Verwaltung Cyperns und die Anbahnung von Reformen in der asiatischen Türkei zusicherte, gewann der britische Einfluß am Bosporus die Oberhand. Es war dies nicht zum geringsten Theil das Verdienst Mr. Layard's, der im Frühjahr 1877 auf Sir Henry Elliot gefolgt war und von Anbeginn eine sehr energische Haltung eingenommen hatte. Layard war ein Mann von hervorragenden Kenntnissen, als Orientalist, Gelehrter und Nationalökonom gleich ausgezeichnet und von zähem, sogar eigensinnigem Charakter. Dabei wußte er mit den Türken gut umzugehen und imponirte durch eine gemessene, kalte Würde. Sein schöner, von starkem weißen Haar und Bart umrahmter Kopf hatte ihm auf der Pforte den Beinamen „der Meergreis" eingetragen, und wenn die Thürhüter des Großveziers, zu welchem nach einem alten Brauch nur Taubstumme gewählt werden, den britischen Botschafter in ihrer Zeichensprache anmeldeten, so strichen sie mit der flachen Hand vom Kinn abwärts über die Brust, um den langen Bart Layard's anzudeuten. Layard's Auftreten in jener kritischen Zeit hatte einen kühnen, fast gewaltthätigen Zug, ohne daß er in seinem äußern Benehmen jemals die Formen außer Acht gelassen hätte. Als die Russen Bujukdere zu besetzen drohten, erklärte er, daß dann sofort die englische Flotte in den Bosporus einlaufen und die russische Stellung beschießen werde. Er war ganz der Mann, eine solche Drohung wahr zu machen. Die Türken hatten vor ihm eine mit Achtung gepaarte Scheu, und er verabsäumte nicht, diese Stimmung auszunützen. Wie er in wenigen Stunden die Unterzeichnung des Cypernvertrags durchgesetzt, so drängte er einige Wochen später an der Hand eines ausführlichen Statuts auf die Einführung der zugesicherten, administrativen Reformen. Dieselben sollten sich auf die gesammte Verwaltung, auf das Justiz- und Steuerwesen erstrecken. Eine aus Muselmännern und Christen bestehende, von englischen Officieren befehligte Gensdarmerie sollte in den anatolischen Provinzen eingerichtet, und ein Theil der Beamtenstellen mit englischen Juristen besetzt werden. England war bereit, auch zur wirthschaftlichen Hebung jener Provinzen finanzielle Beihülfe zu gewähren, Eisenbahnen zu bauen u. dgl. Auf diese Weise hoffte das Cabinet von St. James, dieses Gebiet der Pforte gegen ein Andringen der Russen von Armenien aus fester und wehrhafter zu machen und durch Erweiterung der eigenen Actionssphäre in Syrien sich den Einfluß auf das mesopotamische Hinterland zu sichern. Im Zusammenhang damit mochte wohl die von London aus betriebene Wiederanstellung Midhat's stehen.

Aber der Sultan fand die Kosten der britischen Freundschaft zu hoch. Hatte sie ihm auch zwei Drittheile des in San Stefano abgetretenen europäischen Gebiets auf dem Congreß zurückerobert, so war ihm doch der Gedanke, die im Herzen des Reichs gelegenen muhamedanischen Provinzen von einem Heer christlicher Beamten und Officiere überschwemmt zu sehen, höchst peinlich. Seine Gefühle als Chalif wurden dadurch verletzt. Die Verhandlung mit Layard wurde

Digitized by Google

sehr schleppend betrieben, die Gensdarmerie nur provisorisch zugestanden, die Anstellung der englischen Beamten in die einflußloser Commissare umgewandelt. In einer Note vom 4. November 1878 beschwerte sich bereits der Marquis Salisbury bitter über die laue Haltung der Pforte in der Reformfrage, und als einige Wochen später die türkische Finanzklemme eine neue Anleihe nothwendig machte, für deren Garantie seitens Englands der Sultan weitere Zugeständnisse in der Reformfrage verhieß, zeigte man sich in London sehr kühl. Diese Spannung hielt auch während des ganzen nächsten Jahres 1879 an und verschärfte sich bei verschiedenen Anlässen zu heftigen Conflicten. Selbst Layard, der mit Recht als türkenfreundlich gelten konnte, verlor die Geduld und berichtete nach London, der wirthschaftliche Niedergang sei unheilbar, und die Türkei befinde sich im Zustande der Auflösung. Aber auch der Sultan war mit dem Verhalten der Schutzmacht keineswegs zufrieden, die stets Reformen verlangte, aber kein Geld hergeben wollte. Er entließ am 28. Juli den Großvezier Chaireddin, der ihm von der alttürkischen Clique als in besonderem Einvernehmen mit Layard und Midhat stehend verdächtigt war. Aber auch der an seiner Stelle ernannte Aarifi Pascha hielt sich nur einige Monate. Am 18. October setzte der Sultan ein Ministerium ein, das durch die Wahl seiner Persönlichkeiten einen offenbar antienglischen, reformfeindlichen Charakter hatte und weit eher dem russischen Einfluß zuneigte. Ministerpräsident wurde der früher erwähnte Kütschük-Saïd, Minister des Innern Mahmud Nedim, der ehemalige Freund Ignatiew's, der bisher im Exil gelebt hatte, und Minister des Auswärtigen Sawas Pascha, ein griechischer Renegat und von dem fanatischen Uebereifer eines solchen beseelt. In dieser Cabinettsbildung bekundete sich zum ersten Male nach dem Kriege ein Aufgeben des Anschlusses an England und eine Hinneigung zu Rußland.

Dem Fürsten Lobanow hatten bisher die ostrumelischen und bulgarischen Schwierigkeiten bei der Anbahnung besserer Beziehungen im Wege gestanden. Im September 1878 waren die Russen nach Adrianopel zurückgegangen, dann aber wieder vorgerückt, als die in ihre verlassenen Wohnsitze zurückkehrende türkische Bevölkerung neue Metzeleien unter den Bulgaren verübte, denen die türkischen Befehlshaber nicht wehrten. Eine von Fürst Lobanow vorgeschlagene Separatconvention, welche diejenigen Abmachungen von San Stefano regeln sollte, die der Berliner Congreß unberührt ließ, lehnte die Pforte in schroffer Weise ab. Rußland schiffte neue Truppen in Varna aus und richtete sich in Adrianopel für eine lange Occupation ein. Auch die Türken sammelten ihre Streitkräfte in Rumelien, und der Krieg war nahe daran, wieder auszubrechen. Da aber die Londoner Anleihe nicht zu Stande kam, fehlte es der Türkei an Geld. So sah sich denn der Sultan genöthigt, in Separatverhandlungen mit Rußland einzutreten, und am 8. Februar 1879 wurde von Lobanow und Karatheodory, dem ersten Christen, der kurze Zeit das Portefeuille des Auswärtigen innehatte, der definitive Friedensvertrag unterzeichnet. In demselben war die Kriegsentschädigung auf 802 500 000 Frcs. und eine Reihe anderer Zahlungen festgesetzt. Am 18. März war ganz Südrumelien von den Russen geräumt. Neue Schwierigkeiten entstanden aber in der Frage der Besetzung der Balkanpässe.

Digitized by Google

Der Berliner Congreß hatte der Pforte zwar das Recht dazu eingeräumt; es galt aber für sicher, daß die Ausübung dieses Rechts einen Aufstand der ostrumelischen Bevölkerung zur Folge haben werde. In dem diplomatischen Notenwechsel, der sich hierüber entspann, unterstützte Rußland die bulgarischen Wünsche, England die türkischen Ansprüche. Die Streitfrage wurde aber schon im Mai desselben Jahres durch die Mission des russischen Generals Obrutschew dahin geschlichtet, daß Rußland sich für die Ruhe in Ostrumelien verbürgte und auf die für den Unterhalt türkischer Kriegsgefangenen zu zahlende Entschädigung von einigen 20 Millionen Francs verzichtete, wogegen der Sultan versprach, sein Besetzungsrecht in den Balkanpässen vorläufig nicht auszuüben. Die vertrauliche Mission des Generals, der ein Handschreiben des Zaren überbrachte, hatte auf den Sultan einen guten Eindruck gemacht, und die Beziehungen zur russischen Botschaft gestalteten sich von da ab immer freundschaftlicher. Der vorhin erwähnte Cabinettswechsel konnte in dieser Hinsicht als ein beachtenswerthes Symptom gelten. Als solches faßte ihn auch Layard auf. Er hatte sich während der Neubildung des Cabinetts auf einer Reise in Syrien befunden, wo er mit Midhat wegen der Reformen verhandelt und sich wohl auch nach einem festen Stützpunkt für eventuelle englische Operationen umgesehen hatte. Alexandrette schien dafür ins Auge gefaßt zu sein. Höchst betroffen, bei der Rückkehr seine Gegner in den leitenden Stellungen zu finden, legte er dem Sultan sogleich einen neuen Reformplan vor, nach welchem englische Beamte in fast allen Zweigen der Verwaltung, der Justizpflege und des Finanzwesens controlirende Stellungen erhalten, sowie englische Officiere in die Armee und Gensdarmerie eingereiht werden sollten. Im Falle einer Nichtannahme drohte er mit dem Erscheinen des Mittelmeergeschwaders, welchem auch thatsächlich in Malta der Befehl zuging, sich segelfertig zu halten. Der Gedanke, wiederum die englischen Panzer von seinem Gartenpavillon aus sehen zu müssen, erinnerte Abdul Hamid an die qualvollsten Wochen seiner Regierung. Er fand, daß Mr. Layard ein höchst unbequemer Freund sei, aber er gab nach. Allerdings wurde die von Layard geforderte Einreihung britischer Beamten und Officiere, welche in dieser Form unannehmbar war und einer Auslieferung Kleinasiens an die englische Regierung ziemlich nahe kam, in die Anstellung controlirender Provinzialcommissare umgewandelt, aber Layard erreichte doch, daß Oberst Baker ein Generalcommissariat für die Ueberwachung der Reformen erhielt, daß das Princip der Ministerverantwortlichkeit — was freilich nicht viel sagen wollte — anerkannt und die Sklaverei im ganzen Umfang des türkischen Reichs abgeschafft wurde. Hinsichtlich der andern Reformen aber blieb es bei leeren Versprechungen; indessen ist zu bedenken, daß ihre Einführung, selbst wenn sie ehrlich beabsichtigt gewesen wäre, keineswegs so leicht war, wie man im Abendlande annehmen mochte. Denn es fehlte der Türkei nicht nur an Geld, ohne welches eine so durchgreifende Reorganisation unmöglich war, sondern auch an dem Beamtenpersonal, das sich dem veränderten System anzupassen willig und befähigt gewesen wäre. Nur eine Decennien lange, allmälige Schulung würde ein solches Beamtenthum heranbilden können, und selbst dann wären noch die seit Jahrhunderten bestehenden Schranken

Digitized by Google

zu überwinden, welche die Verschiedenheit der Religion, Rasse, Sprache und Sitte zwischen den einzelnen Volksstämmen aufrichtete.

Jede noch so klug ersonnene, noch so rücksichtsvoll angepaßte Reform muß und wird in der Türkei ein todter Buchstabe bleiben, so lange nicht der Krebsschaden der Unredlichkeit ausgerottet ist, von dem alle Stufen der Beamtenscala angefressen sind. Es bleibt eine merkwürdige Erscheinung, daß aus einer Bevölkerung, die im Privatleben hohe sittliche Eigenschaften und ein sicheres Rechtsgefühl zeigt, ein Beamtenthum hervorgehen kann, das den allereinfachsten Grundbegriffen der Ehrlichkeit Hohn spricht, ja, das es nicht einmal für nöthig erachtet, den Schein des Anstands zu wahren. So weit die unheimlichen Strahlen des bleichen Halbmonds fallen, gedeiht die Giftpflanze der Corruption. Und nicht die Muhamedaner allein, auch die christlichen Bewohner, Griechen, Levantiner, Armenier verfallen ihrem ansteckenden Pesthauch, sobald sie eine Anstellung im Staatsdienst erhalten. Forscht man nach den Gründen, welche diesen oft ganz unvermittelten Uebergang von einer ehrbaren Lebensanschauung zu Betrügerei und Erpressung veranlassen, so findet man sie unschwer in zwei Mißständen, welche das türkische Verwaltungssystem aufweist. Es sind dies die Unregelmäßigkeit in der Besoldung und die Unsicherheit der Amtsdauer. Erstere ist die Folge theils der schlechten Finanzverwaltung, theils der unglaublich laxen Anschauung von der Verbindlichkeit des Staats seinen Angestellten gegenüber. Der häufige Wechsel in der Besetzung der Stellen dagegen, die willkürliche Absetzbarkeit ihrer Inhaber, auch ohne daß ein Verschulden vorliegt, entspringen dem autokratischen Staatssystem, welches alle Beamten zu Dienern eines unverantwortlichen Herrschers macht. Beide Mißstände weisen den Angestellten darauf hin, sich in ungesetzlicher Weise für den Ausfall der zugesicherten Besoldung schadlos zu halten und für den Fall zu versorgen, wo er ohne eignes Verschulden sein Amt verliert. Der Umstand, daß alle Beamtenklassen vom Großvezier bis zum untersten Bureauschreiber, vom General bis zum Sergeanten von dem Nachtheil dieses Systems betroffen werden, hat den ganzen Stand demoralisirt und die Ansicht groß gezogen, daß es erlaubt und ganz natürlich sei, die amtliche Stellung zur Befriedigung persönlicher Interessen auszunutzen. Und nicht nur die Staatskassen sind es, deren Einkünfte durch unredliche Verwaltung und betrügerische Kunstgriffe verkürzt, deren Ausgaben ungesetzlich vermehrt werden; vielmehr richtet sich die Ausbeutung gegen das ganze Personal der Untergebenen oder Abhängigen. Daß Bittsteller und Streber eine besondere Befürwortung durch Geschenke erkaufen müssen, mag auch in vielen andern Ländern vorkommen. Dies versteht sich im Lande des Bakschisch ganz von selbst. Daß aber die niederen Beamten an ihre höheren Vorgesetzten regelmäßige Abgaben entrichten, daß der ohnehin hoch besteuerten Bevölkerung ungeheure Summen von den Provinzialbeamten aller Classen und Categorien abgepreßt werden, dürfte sich in keinem Culturstaat in diesem Umfang wiederholen. Corruption und Rechtsunsicherheit sind nicht nur die gewöhnlichen Begleiter eines absolutistischen Regiments. Sie kommen auch in demokratischen Staatswesen vor unter der Herrschaft und bei dem raschen Wechsel der Parteien. Wir sehen Beispiele davon sowohl in den Vereinigten Staaten, wie in Rußland. Nur werden solche Ungesetzlichkeiten dort

Digitized by Google

im Geheimen betrieben und von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt. Im Orient ist man darin auf der einen Seite schamloser, auf der andern nachsichtiger. Letzteres ist natürlich, wenn man erwägt, daß die unbezahlten Staatsdiener doch in irgend einer Weise ihren Lebensunterhalt gewinnen müssen. Ein Familienvater, dem die Stelle, die ihn und die Seinigen ernährt, jeden Augenblick entzogen werden kann, und dies in Folge von Umständen, auf welche sein dienstliches Verhalten keinen Einfluß hat, wird leicht dazu verführt, dieser Stelle im Laufe eines Tages den ganzen Jahresertrag abzugewinnen. In dieser Hinsicht mögen manche Verhältnisse in Amerika nicht besser sein. Aber dort ist Alles im Aufblühen, in der Entwicklung. Das Land besitzt einen Ueberschuß an Kraft, an Ertragsfähigkeit. Die Türkei indessen befindet sich im Zustand der Ermattung, des Absterbens. Sie kann den Druck einer solchen Mißwirthschaft auf die Dauer unmöglich ertragen.

Wenn Mannschaften und Officiere einer Armee einen Monate, oft Jahre langen Rückstand ihres Soldes zu fordern haben und denselben manchmal nachträglich in kleinen Theilbeträgen, manchmal auch gar nicht erhalten, so würde dieser Zustand wohl in den meisten Staaten zu einer Militärrevolte führen. Nur die unglaubliche Genügsamkeit des türkischen Soldaten läßt ihn diese Entbehrung ertragen. Die Unterofficiere und die höheren Grade finden Mittel, sich schadlos zu halten, aber auch sie und die Ihrigen müssen oft darben. In den oberen Regionen der Militärverwaltung bieten das Verpflegungswesen, die Cassenverwaltung und die Lieferungsverträge Gelegenheit, die Ausfälle in der Gehaltszahlung zu ergänzen.

Aehnlich geht es in den Ressorts der Civilverwaltung her. Am ärgsten aber macht sich dieses Unwesen in den Provinzen und hier wieder auf dem platten Lande fühlbar. Vom Vali bis zum Zaptieh lebt ein jeder auf Kosten des Steuerzahlers. Der häufige Wechsel im Personal, die ungeheuere Zahl der Angestellten, die zu den Dienstobliegenheiten in gar keinem Verhältniß steht, und ohne Benachtheiligung der letzteren um die Hälfte verringert werden könnte, führen dahin, daß die oft nur kurz bemessene, jedenfalls sehr ungewisse Amtsdauer dazu benutzt wird, zunächst die eigenen Taschen zu füllen. Mancher ist indirect dazu gezwungen. Wird ein nach Yemen, Mesopotamien oder Armenien entsendeter Beamter dort abgesetzt, so erhält er weder seine Gehaltsrückstände noch den Vorschuß zur Rückreise. Er kann dort mit seiner Familie verhungern, wenn er nicht bei Zeiten Vorsorge getroffen hat. Ein sehr beliebtes Verfahren der Steuereinnehmer ist es, die Abschätzung des Zehnten bei den Feldfrüchten hinauszuziehen, bis der Besitzer des Grundstücks den geforderten Bakschisch erlegt hat. Diese Abschätzung findet, da der Zehnte in natura geleistet wird, vor dem Einheimsen der Ernte statt. Zögert der Einnehmer damit, so mag das Korn auf dem Felde verfaulen, die Traube am Stock verdorren; es darf nichts ohne schwere Strafe eingebracht werden. Aehnliche Kniffe stehen auch den Douanebeamten in den Häfen zu Gebote. Daß auch die Rechtspflege arge Mißstände aufweist, wird Niemanden Wunder nehmen, der das Wirrsal und die Widersprüche des Mülteka kennt, jenes türkischen Codex, in welchem theosophische Glaubenslehren mit veralteten Rechtssophismen vermischt sind. Vermögen doch selbst die

Digitized by Google

Capitulationen den Schutzgenossen europäischer Mächte nicht immer genügende Rechtssicherheit zu gewähren.

Der leitenden Centralstelle in Stambul sind alle diese Vorgänge nicht unbekannt. Ob der Sultan in vollem Umfang davon unterrichtet ist, mag fraglich erscheinen. Die abgeschlossene Prinzenerziehung, welche den zukünftigen Herrscher nicht einmal mit den nächsten Bezirken seiner Hauptstadt bekannt macht, läßt natürlich noch weniger ein eigenes Urtheil über die Zustände entlegener Provinzen zu. Aber die Pforte kann Unkenntniß hierin nicht vorschützen. Thatsächlich ist denn auch seit der Reform vom Jahre 1856 der Versuch gemacht, die türkischen Beamten verschiedener Grade durch Beiordnung von Notabelnversammlungen einer Controle zu unterziehen. Indem man einer jeden Instanz, dem Vali, Mütesarrif, Kaimmakam und Müdir ein solches Medschlis, das aus den türkischen Großgrundbesitzern und den Vorständen der christlichen Religionsgenossenschaften besteht, an die Seite stellte, glaubte man eine wirksame Ueberwachung der Verwaltungspraxis eingeführt zu haben. Allein der Versuch schlug in das Gegentheil um. Man würde sehr irren, wenn man bei den Notabeln der Provinz, namentlich bei den christlichen, eine redlichere, unverdorbenere Gesinnung voraussetzen wollte, als bei den Effendis von Stambul. Bei den christlichen Rajahs ist die Sittenverderbniß im Grunde begreiflich. Diese Stämme haben zu lange unter dem Druck der Eroberer geschmachtet. Sie sind durch Generationen zur List und Verstellung, zur Bestechung und zum heimlichen Raube erzogen. Wie die Juden im Mittelalter und bis hart an die Schwelle der Gegenwart, waren sie vom öffentlichen Leben ausgeschlossen, im Privatleben mißachtet. Da sie mit reicheren Geistesanlagen und größerer Gewandtheit ausgestattet waren, als ihre Bedrücker, so entwickelten sich naturgemäß ihre Verstandesgaben auf Kosten der sittlichen Eigenschaften. Die Reichen und in Folge dessen Angesehenen unter ihnen haben die hohe Schule der Corruption durchgemacht. Aber auch die türkischen Notabeln streifen die sittliche Strenge, welche die untere türkische Volksclasse noch auszeichnet, successive in dem Maße ab, als sie sich über dieselben erheben und zu Einfluß in communalen Angelegenheiten oder in nähere Berührung mit den Staatsbehörden gelangen. So sind diese Provinzialräthe anstatt zu Organen der Controle, zu Helfershelfern der Verwaltungsbeamten geworden. In allen finanziellen Fragen haben sie mitzureden, und ihr Beschluß ist ein definitiver. Er entbindet den Gouverneur oder Präfecten jeder Verantwortung. Von der Entscheidung der Versammlung gibt es keinen Recurs. Erwägt man nun, aus welchen Elementen der Medschlis zusammengesetzt ist, so wird es klar, daß sich zwischen ihm und dem Beamten ein System der Durchstecherei ausgebildet hat, und die Ungesetzlichkeiten des letzteren nur noch zunehmen, da er den Raub mit den Genossen zu theilen hat. Die Minister sind gegen diese Mißstände, die sie nur zu gut kennen, völlig machtlos, denn der Gouverneur und seine Unterbeamten sind nach oben gedeckt, sobald sie die Zustimmung der beigeordneten Versammlung nachweisen können.

Wir haben bei diesen Zuständen einen Augenblick verweilen müssen, um darzuthun, welche ungeheueren Schwierigkeiten jeder Reform des türkischen Verwaltungswesens entgegenstehen. Wir kehren zu der von Mr. Layard im Herbst

Digitized by Google

1880 vorgeschlagenen zurück. Der Botschafter hatte den faulen Punkt richtig erkannt, der in der Einsetzung der fälschlich als Ueberwachungscomités betrachteten Notabelnversammlungen lag. Sein Project fügte daher auf allen Staffeln der administrativen Leiter britische Controleure ein. Es mochte theoretisch klug ersonnen sein; praktisch war es nicht. Die Functionen dieser Controleure hätten sich stets mit denen der Beamtenhierarchie gekreuzt. Die Zahl der Competenzconflicte wäre unermeßlich gewesen. Und wie lange mußte es dauern, bis die Ausländer die Landesverhältnisse kennen und die türkische Sprache reden lernten, ohne deren Kenntniß ein amtlicher Verkehr in der Provinz undenkbar ist. (Selbst ein gut vorgebildeter Orientalist braucht meistens drei Jahre, um sich geläufig mündlich, fünf, um sich leidlich schriftlich auszudrücken.) Sah man auch von der vis inertiae ganz ab, welche das türkische Beamtenthum allen Reformen entgegenzusetzen pflegt, so war doch schon der gute Wille der Pforte und noch mehr der des Sultans, zu dessen Entscheidung die zahllosen Beschwerden der fremden Controleure gelangt wären, sehr zweifelhaft und in Zeiten politischer Spannung kaum zu erwarten. Abdul Hamid stand gerade damals im Banne seiner Chalifatsidee. Die Alttürken zu verstimmen, widersprach allen seinen Plänen. Die Stambuler Presse hatte denn auch kaum Wind von dem Layard'schen Project erhalten, als sie in Ausdrücken gegen dasselbe zu Felde zog, welche im Yildiz-Kiosk unheimliche Erinnerungen an den Softa-Aufstand von 1876 und das verhängnißvolle Fetwa des Scheich-ül-Islam erwecken konnten. Der passive Widerstand, den Layard während des ganzen Winters 1879/80 im Palais fand, ließ ihn, den zähen, energischen Mann schließlich an seiner Aufgabe verzweifeln. Es klingt dies aus seinen damaligen, im Blaubuch veröffentlichten Berichten deutlich heraus. Uebrigens waren die Tage seiner diplomatischen Wirksamkeit gezählt. Nach dem Sturz des Ministeriums Beaconsfield, im April 1880, wurde er abberufen, und wenige Wochen später Herr Göschen, der bekannte Parteigenosse Gladstone's, zu seinem Nachfolger ernannt.

Bis dahin waren es nur England und Rußland gewesen, deren Einfluß sich noch in Folge der Krisis von 1878 am Bosporus mehr oder minder stark bemerkbar gemacht hatte. Die anderen europäischen Regierungen hatten das Terrain den beiden zumeist betheiligten Mächten überlassen und eine zuwartende Haltung beobachtet. Erst mit dem Beginn des Jahres 1880 trat eine dritte Macht, Frankreich, mit bestimmten Forderungen an die Pforte heran. Sie bezogen sich auf endgültige Regelung der unerledigten Grenzberichtigungen. Noch immer hatte die Pforte einen im Berliner Congreß dem Fürstenthum Montenegro zugesprochenen Gebietsstreifen nicht ausgeliefert. Ebenso hartnäckig verweigerte sie jede Gebietsabtretung an Griechenland. Eine solche war zwar auf dem Congreß nicht formell stipulirt, sondern dem Sultan nur anempfohlen. Sie betraf gewisse Districte in Epirus und Thessalien. Für den Fall, daß die beiden Grenzstaaten sich hierüber nicht einigen könnten, war im dreizehnten Protokoll des Berliner Congresses die Vermittelung der Großmächte in Aussicht gestellt.

An diesen Passus anknüpfend und unter Hinweis auf die bisher völlig erfolglosen Verhandlungen zwischen der Türkei und Griechenland, brachte Minister Freycinet bald nach seinem Amtsantritt im Januar 1880 mittelst einer nach

Digitized by Google

London gerichteten Note die Vermittelung der Großmächte in Anregung. Das damals noch am Ruder befindliche türkenfreundliche Tory-Cabinett ging nur zögernd auf den Vorschlag ein. Frankreich betrieb aber die Sache im Interesse der Griechen, und die Mächte einigten sich über die Entsendung einer Commission, welche die Grenzdistricte bereisen und eine passende Grenze ermitteln sollte. Damit wurde eine neue Phase der europäischen Orientpolitik beschritten. Alle Mächte traten in gemeinsame Action. Zur Führung derselben hielt sich der neu ernannte britische Botschafter, Herr Göschen, berufen, der am 28. Mai in Pera eintraf und die Angelegenheit sogleich mit großem Eifer betrieb. Göschen entstammte einer Leipziger Buchhändlerfamilie, hatte in England rasch eine parlamentarische Carriere gemacht und galt für eine Capacität in Finanzsachen. Auf Grund dieser Eigenschaft war er 1876 nach Aegypten gesandt, um die unter Ismail Pascha sehr in Verwicklung gerathenen Finanzverhältnisse zu ordnen. Die Mission nach Pera war sein erster diplomatischer Versuch. Er besaß aber für diesen Zweig des Staatsdienstes nicht die gleiche Befähigung wie für die anderen hohen Aemter, die er bisher mit Erfolg innegehabt hatte. Von seinen neuen Landsleuten schien er vor Allem die Derbheit und Rücksichtslosigkeit angenommen zu haben. Am allerwenigsten paßte er an einen orientalischen Hof, wo die Nichtachtung des üblichen Ceremoniells und Formenwesens auch auf die politischen Beziehungen eine stärkere Rückwirkung ausübt als in Europa. Göschen verlangte die sofortige Ausführung des zwischen der Pforte und Montenegro kurz zuvor am 12. April abgeschlossenen Vertrages, nach welchem die Pforte sich zur Auslieferung des Gebiets von Gusinje und Plava bereit erklärt hatte. Durch die Hinterlist der türkischen Befehlshaber waren die von ihnen geräumten Positionen aber unmittelbar in die Hände der Albanesen übergegangen, welche die nachrückenden Montenegriner mit Flintenschüssen empfingen. Auf die Vorstellungen Montenegros und der europäischen Vertreter erklärte die türkische Regierung sich außer Stande, die albanesischen Glaubensgenossen mit den Waffen zu vertreiben. Ganz Albanien war in Gährung. Die Connivenz der türkischen Commandanten mit den Führern der Albanesenliga stand aber außer Zweifel.

Schon in seiner Antrittsaudienz am 3. Juni hatte der britische Botschafter dem Sultan sehr harte Dinge gesagt. Der in Folge dieser Unterredung eingetretene Cabinettswechsel sollte ihn wohl beschwichtigen, indem die Russenfreunde Said, Sawas und Osman ihre Aemter verloren, doch führte er zu keiner veränderten Haltung in der Politik. Kadri, der neue Großvezier, war eine farblose Persönlichkeit. Abbedin und Hussein-Hüßni aber, welche die Portefeuilles des Auswärtigen und des Krieges erhielten, waren geborene Albanesen, Mitbegründer der albanesischen Liga und somit einer geheimen Begünstigung der Ziele dieser Verbindung entschieden verdächtig. Auch lehnte die Pforte in ihrer Antwort auf die neue, dringende Collectivnote der Mächte vom 12. Juni jede Verantwortung für die verwickelte Lage in Albanien ab. Sie sei bereit, die Angelegenheit zu ordnen, doch müsse man ihr Zeit lassen. Herr Göschen, an das dilatorische Verfahren der Orientalen wenig gewöhnt, verlor die Geduld, seine Sprache wurde heftig, sogar drohend. In späteren Unterredungen mit dem Sultan kam es zu erregten Scenen, welche Abdul Hamid verletzten und zu der Aeußerung ver-

Digitized by Google

anlaßten, Herr Göschen habe ihm gegenüber die Grenzen der Schicklichkeit überschritten. Noch in späteren Jahren genügte die zufällige Erwähnung des Namens jenes britischen Botschafters, um ihn zu scharfen Ausdrücken des Unmuths über denselben zu veranlassen.

Herr Göschen würde nicht so anmaßend aufgetreten sein, wenn er nicht eines starken Rückhaltes an seiner Regierung sicher gewesen wäre. Gladstone und Granville hatten es offen erklärt, daß England durchaus kein eigenes Interesse an der Aufrechterhaltung des osmanischen Reiches habe und es ein bedauerlicher Irrthum der Pforte sei, dies vorauszusetzen. In Stambul schwand auch jeder Zweifel über die Uneigennützigkeit der britischen Freunde, und das türkische Blatt „Vakit" machte spöttische Bemerkungen über den gleichen Anfangsbuchstaben im Namen der drei türkenfeindlichen Staatsmänner. Der von Italien ausgegangene Vorschlag, an Stelle des albanesischen Bergdistricts den von Slawen bewohnten Küstenstrich bei Dulcigno an Montenegro zu überlassen, fand zwar principielle Annahme, doch wiederholte sich hier das Spiel, daß die Albanesen das fragliche Gebiet besetzten, und der türkische Befehlshaber Riza Pascha sich außer Stande erklärte, sie daraus zu vertreiben.

Inzwischen waren die Mächte auch der griechischen Grenzfrage näher getreten und hatten, da die Entsendung einer Commission nach Thessalien und Epirus wegen der dort herrschenden Unsicherheit nicht ausführbar war, in der Berliner Nachconferenz eine Grenze festgesetzt, deren Annahme durch eine Collectivnote am 16. Juli gleichzeitig in Athen und in Stambul empfohlen wurde. Auf der Pforte erfolgte die Uebergabe dieser Note durch den deutschen Botschafter Grafen Hatzfeldt, der diesen Posten seit dem Herbst 1878 bekleidete. Trotz dieses kurzen Zeitraumes war er Doyen des diplomatischen Corps. Gerade in letzter Zeit waren die anderen Botschaften neu besetzt worden. Von den Diplomaten, welche vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges bei der Pforte beglaubigt und nach Auflösung der ominösen Conferenz vom Januar 1877 in demonstrativer Weise von ihren Höfen abberufen waren, hatten nach Wiederanknüpfung der Beziehungen nur die Grafen Zichy und Corti, Vertreter Oesterreich-Ungarns und Italiens, ihre alten Posten wieder eingenommen. An Stelle des französischen Botschafters, Grafen Bourgoing, wurde nach einer längeren Verwaltung durch den Geschäftsträger Grafen Moüy, im December 1877 Herr Fournier ernannt, der im Juli 1880 durch Herrn Tissot ersetzt wurde.

Auf den bisherigen deutschen Botschafter, Baron Werther, folgte im Mai 1877 Prinz Reuß, bisher deutscher Vertreter in St. Petersburg, und als dieser im Sommer 1878 nach Wien versetzt wurde, der bisherige Vertreter am Hofe von Madrid, Graf Hatzfeldt. Inzwischen war Graf Corti im März 1878 für kurze Zeit in das Cabinett Cairoli als Minister des Auswärtigen eingetreten, hatte als solcher die Vertretung Italiens auf dem Berliner Congreß übernommen, war aber bereits im October desselben Jahres wegen Meinungsdifferenzen mit dem Ministerpräsidenten aus dem Cabinett ausgeschieden und wieder als Gesandter nach dem Goldenen Horn zurückgekehrt. Italien hatte damals noch keinen Botschafter in Constantinopel. Graf Corti erhielt aber später, als Zeichen besonderer Anerkennung seines Hofes, Titel und Rang eines solchen für seine Person.

Digitized by Google

Die russische Vertretung war von dem Fürsten Lobanow im Januar 1880 auf Herrn Nowikow übergegangen. Sie hatte an Einfluß dabei nicht gewonnen. Der neue Botschafter besaß nicht die vornehme Ruhe und liebenswürdigen Formen seines Vorgängers. Nowikow war ein Mann von leicht erregbarem Temperament, bald argwöhnisch, bald heftig, in der Schule der europäischen Diplomatie erfahren, aber mit orientalischen Angelegenheiten wenig vertraut. Obwohl die russische Diplomatie sowohl in Stambul als auf der ganzen ausgedehnten Linie ihrer levantinischen Agenturen alle die alten Verbindungen wieder aufgesucht hatte, welche unter Ignatiew so geschickt geknüpft waren, obwohl sie die bekannten kleinen Mittel anwandte, um bei den Unterbeamten der Pforte und den Kämmerlingen des Palais Freunde zu gewinnen, so war der Einfluß, den Fürst Lobanow, wie wir oben sahen, gewonnen hatte, doch nicht befestigt genug, um über die jetzt auftauchenden Schwierigkeiten der Grenzfragen hinwegzuhelfen. Freilich war Abdul Hamid, durch Layard eingeschüchtert, durch Göschen brüskirt, sehr geneigt, Rußlands Freundschaft gegen die britischen Bedränger anzurufen. Auch wurde er darin durch die russenfreundlichen Minister, namentlich Said und Osman bestärkt. Doch schwand sein Zutrauen bei der offenen Parteinahme des Zaren für die Sache Griechenlands und Montenegros. Vielleicht hätte der Sultan, wenn er den Kaiser Alexander zum Vermittler bei den unvermeidlichen Abtretungen erkor, dessen Wohlwollen und damit eine Erleichterung in der Kriegsentschädigungsfrage erlangt. Er rechnete aber zu fest auf die Uneinigkeit der Mächte, in welcher die Türkei schon so oft ihren Schutz gefunden, und glaubte auch an die Ausführung militärischer Drohungen selbst dann nicht, als sich die zwanzig europäischen Kriegsschiffe im Hafen von Ragusa vereinigten. Die Annäherung an Rußland wurde daneben auch durch die Persönlichkeit Herrn Nowikow's erschwert, der alle Angelegenheiten mit der peinlichen Gewissenhaftigkeit des Büreaukraten betrieb, sich über jede Verschleppung ärgerte und darüber mit den Pfortenministern in Conflict gerieth. Diese Mißhelligkeiten, welche sich namentlich an die unglückliche Zahlung der Kriegsentschädigungs-Raten knüpften, zogen sich durch die ganze Dauer seiner zweijährigen Amtszeit hindurch und führten schließlich im März 1881 zur Abberufung des Botschafters, der damit zugleich aus dem diplomatischen Dienste schied und durch ein höheres Staatsamt in seinem Lande entschädigt wurde.

Abdul Hamid würde in der bedrängten Lage, in welche ihn die Coercitivmaßregeln der Mächte versetzten, sich auch Frankreich angeschlossen haben, hätte sich diese Macht nicht mit großer Entschiedenheit der Interessen Griechenlands angenommen. Bald darauf trat die tunesische Verwicklung ein, auf deren Rückwirkung wir schon oben hinwiesen. Die Herren Fournier und Tissot hatten unter diesen Umständen keine leichte Stellung. Auch die des österreichischen Botschafters litt unter dem üblen Eindruck, den die Besetzung Bosniens hervorgerufen hatte. Auf Graf Zichy, welcher 1879 abberufen wurde, folgte im Juli 1880 Freiherr von Calice. Dieser aus der orientalischen Akademie hervorgegangene, längere Zeit im außereuropäischen Consulatsdienst beschäftigt gewesene Diplomat war 1877 von seinem Gesandtenposten in Bukarest aus als zweiter österreichischer Delegirter zur Konstantinopeler Conferenz entsendet und bald darauf als Sections-

Digitized by Google

chef im Ministerium des Auswärtigen angestellt worden. Er brachte für seinen neuen Posten gute Kenntnisse der orientalischen Verhältnisse und vollständige Information über die österreichische Orientpolitik mit. Als Vertrauter des Grafen Andrassy und Freund des Baron von Haymerle war er in die geheimen Ziele des Wiener Cabinetts eingeweiht und durch persönliche Begabung wie reiche Erfahrung zu der schwierigen Stellung durchaus befähigt. Die Zeiten, wo der österreichische Internuntius unter den europäischen Vertretern am Goldnen Horn eine führende Rolle spielte, waren freilich vorbei. Prokesch war wohl der letzte Vertreter des Kaiserstaats, dessen Stimme im Serail, wie auf der Pforte in kritischen Zeiten von Gewicht war. Er verdankte aber dies auch mehr den äußeren Umständen, welche Oesterreich in der Frage der Donaufürstenthümer auf die Seite der Türkei drängten, und welche seine intrigante Natur auszunutzen verstand. Unter den späteren Botschaftern, den Grafen Ludolf und Zichy, war der österreichische Einfluß unverkennbar gesunken. Baron Calice dagegen hat seiner Regierung eine geachtete Stellung in der Levante zurückerobert, und daß sein Hof diese Verdienste anerkennt, beweist am besten sein langes Verbleiben auf dem Posten, den er nach nahezu zwölf Jahren auch heute noch innehat. Auf die Beziehungen zwischen der Pforte und dem Wiener Cabinett, wie sie sich in den letzten zwei Lustren gestaltet haben, werden wir weiter unten noch zurückkommen.

Zunächst kam es darauf an, festzustellen, daß Sultan Abdul Hamid im Sommer 1880, dem Zeitpunkt, bis zu welchem wir die Pfortenpolitik verfolgt hatten, sich in einer Weise isolirt sah, die in der neueren Geschichte des Osmanenreiches etwas Ungewöhnliches war. Bisher hatten die Sultane in schwierigen Zeiten immer die eine oder die andere Macht bereit gefunden, Protection zu üben. Diesmal standen alle Mächte geschlossen der Türkei gegenüber. Mochten auch gerechte Zweifel bestehen, daß die Flottenbewegung vor Dulcigno mehr als eine Demonstration werden könne, — so viel war gewiß: einer Erfüllung der Forderungen des Congresses ließ sich nicht ausweichen, wenigstens nicht in der montenegrinischen Grenzfrage. Allein Abdul Hamid entschloß sich nur schwer zum Nachgeben. Am 12. September fand ein neuer Cabinettswechsel statt. Said trat wieder an die Stelle Kadri's. Er und Server Pascha, der neue Präsident des Staatsraths, personificirten den Widerstand à outrance gegen die Flottendemonstration. Als Graf Hatzfeld am 20. September den Beginn der Flottenbewegung officiell ankündigte, ließ der Sultan den Botschaftern mittheilen, daß er unter dem Druck eines derartigen, seine Rechte als Souverän verletzenden Verfahrens nicht nachgeben könne und Dulcigno nur dann übergeben werde, wenn die Mächte von jeder Flottendemonstration sowohl bezüglich der montenegrinischen, wie der griechischen und armenischen Frage Abstand nähmen. Hierauf erneuerten die Botschafter am 27. die Forderung der unbedingten Uebergabe Dulcigno's, worauf der Sultan seinerseits am 3. October die Uebergabe zugestand, aber unter Bedingungen, die ganz unannehmbar waren. Diese Note erregte in ganz Europa Aufsehen und eine gewisse Bestürzung. Eine solche Zähigkeit im Widerstande hatte man dem „kranken Mann" nicht zugetraut. Die Lage war höchst unbequem. Man stand vor der peinlichen Alternative: entweder

Digitized by Google

die Schiffe unverrichteter Sache zurückzurufen oder durch Zwangsmaßregeln die Ausführung der Congreßbestimmungen zu erzwingen. Zu einer solchen Execution fehlte es unter den Cabinetten an Uebereinstimmung der Interessen. Einige hatten sich schon ungern einer bloßen Navaldemonstration angeschlossen.

In England erreichte die Verstimmung den höchsten Grad. Gladstone war entrüstet. Er schlug vor, einige türkische Häfen, wie Smyrna, zu blockiren, Inseln im Archipel zu besetzen und die Dardanellen zu schließen. Aber zu solchen Gewaltmaßregeln, welche leicht zu einer Revolution in Konstantinopel, zur Vertreibung der osmanischen Dynastie und damit zu einem allgemeinen Kriege führen konnten, war mit Ausnahme Rußlands, welches sich anzuschließen bereit schien, keines der andern Cabinette geneigt. Fürst Bismarck machte darauf aufmerksam, daß ein auf dem Congreß von den russischen Delegirten vorgeschlagener, von ihm selbst unterstützter Artikel, wonach die Mächte sich zur Beaufsichtigung und Durchführung der Vertragsbestimmungen verpflichteten, damals die Zustimmung der andern Congreßmitglieder nicht erlangt habe. Somit bestehe kein Recht zu Gewaltakten. Ein Artikel der „Nordd. Allgem. Zeitung" machte diese Ansicht des Reichskanzlers allgemein bekannt. Aus demselben ging ferner hervor, daß die deutsche Regierung beabsichtigte, dem Sultan den Ernst der Lage in dringlicher Weise vorzustellen, ihn auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welchen er selbst und die Dynastie bei einem schließlich doch nutzlosen Widerstand gegen ganz Europa ausgesetzt seien, und dabei überhaupt versöhnend und beschwichtigend zu wirken. Graf Hatzfeldt war durchaus der Mann, eine solche Mission in ebenso ernster als schonender Form auszuführen. Getreu der Parole, welche seit lange schon den preußischen und später den deutschen Vertretern am Bosporus große Zurückhaltung auferlegte, hatte er sich ebenso wie seine letzten Vorgänger, die Herren von Keudell, von Eichmann, von Werther und Prinz Reuß, auf eine vorwiegend beobachtende Haltung beschränkt und sich einer directen Einwirkung auf die Pfortenpolitik enthalten. Nur in seiner Eigenschaft als Doyen, als welcher er den Botschafterconferenzen präsidirte und die Collectivnoten an die Pforte übermittelte, war er in den letzten Monaten mehr hervorgetreten. So hatte er auch mit dem Sultan häufig Unterredungen, und dieser war sichtlich von der Persönlichkeit des Grafen angezogen, in dessen Auftreten eine sehr glückliche Mischung von Würde und Courtoisie lag. Der Umstand, daß Hatzfeldt für einen besondern Vertrauensmann des Fürsten Bismarck galt, mußte den Eindruck seiner Worte im Yildiz-Kiosk begreiflicherweise sehr verstärken. Kurz — der Sultan unterlag dem Eindruck dieser Vorstellungen so sehr, daß er wenige Tage nach seiner letzten peremptorischen Ablehnung seinen Standpunkt völlig veränderte, in die bedingungslose Uebergabe Dulcigno's willigte und auch in der griechischen Grenzfrage das Versprechen einer nachgiebigeren Haltung gab. Der Erfolg der Hatzfeldt'schen Vorstellungen war ein rascher und vollständiger. Am 11. October übergab Assim Pascha, der neue Minister des Auswärtigen, den Botschaftern die officielle Note mit allen diesen Zusicherungen. Da Riza Pascha mit den Führern der Albanesenliga nicht fertig wurde, so entsandte der Sultan Derwisch Pascha, einen alten Haudegen, der sich noch im letzten Kriege durch Thatkraft ausgezeichnet hatte, als Gouverneur nach Albanien.

Digitized by Google

Dieser griff nach kurzen, fruchtlosen Verhandlungen die Position von Dulcigno am 22. November an, besetzte sie Tags darauf nach der Verjagung der Albanesen und übergab sie am 27. dem montenegrinischen Commandanten. Einige Tage später verließen die Schiffe der europäischen Flotte den Hafen von Cattaro und kehrten in die heimischen Gewässer zurück.

In den europäischen Cabinetten athmete man erleichtert auf. Nur der unversöhnliche Gladstone grollte und bedauerte, den verhaßten Türken bei dieser Gelegenheit nicht noch einen kleinen Hieb versetzt zu haben. Auch in Stambul war man im Grunde froh, die peinliche Situation beendet zu sehen. Im Yildiz-Kiosk aber begann nun eine Phase der Annäherung an Deutschland, die in ihrer Art neu und ungewöhnlich war. Dieser werden wir uns im zweiten Abschnitt unseres Aufsatzes zuwenden.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Digitized by Google

Römische Briefe von Karl Stauffer-Bern.

Herausgegeben
von
Otto Brahm.

Die Briefe Karl Stauffer's, welche wir im Folgenden mittheilen, sind, mit Ausnahme der beiden ersten, in Rom geschrieben worden, in den Jahren 1888 und 1889. Der Künstler, der durch seine letzten Lebensschicksale und seinen tragisch frühen Tod ebenso viel menschliche Theilnahme gewonnen hat, als er durch sein Schaffen und unermüdlich Ringen das lebhafte Interesse der Kunstfreunde aufrief, läßt in diesen nach der Heimath gerichteten Briefen den Leser in seine innere Entwicklung tief hineinblicken, in sein italienisch Leben und Streben, sein Heimischwerden im Lande künstlerischer Sehnsucht und sein rastloses Gestalten in der Einsamkeit eines römischen Studio. Echte Documente einer dem Schönen leidenschaftlich hingegebenen Natur liefert er, die sich schauend und schaffend auslebt, und die, mit der Feder in der Hand, die Eindrücke und Gedanken einer innerlich reichen Zeit noch einmal nachzudenken liebt; die ins Klare kommen will über sich selber, und in reizvollen Monologen, mehr als in dialogisch gestimmten Episteln, ihr wogendes seelisches Sein und Empfinden frei ausspricht. Ohne Commentar können und sollen diese Briefe jetzt reden, mit all' ihren Subjectivitäten, mit den Uebertreibungen des Momentes, die ihnen hie und da anhaften, und die ihren charakteristischen Reiz fast vermehren: unnöthig zu sagen, daß nur eine persönliche Ansicht des Schreibenden vorliegt, wenn er etwa über deutsche Kunstkritik und über Cornelius, über den Realismus und die Schulenbildung der Modernen spricht, und daß weder der Herausgeber dieser Zeitschrift noch der Herausgeber der Briefe den Wunsch haben, sich mit Stauffer's Kunstanschauung an jedem Punkte zu identificiren. Als ein Ganzes, herausgewachsen aus einer vollen Persönlichkeit, geben sie sich, und als ein Ganzes nur wird man sie entgegennehmen.

Eine kurz zusammenfassende Darstellung von Stauffer's künstlerischer Entwicklung, wie sie die Ausstellung seiner Werke in der Berliner Nationalgalerie jüngst anschauen ließ, mag der Mittheilung der Briefe noch vorangehen.

Digitized by Google

Stauffer war achtzehnjährig auf die Münchener Akademie gekommen und verblieb dort vier Jahre: bei Raab zeichnete er Actstudien, bei Dietz und Löfftz malte er, und copirte in der Pinakothek einige Meisterwerke von van Dyck und Velasquez. Als er, aus Mangel an Mitteln, die Akademie verlassen mußte, stand er noch vor der Compositionsclasse. Er ging nach Berlin, wo er als Porträtmaler glänzend debutirte; sein Bild von Max Klein, dem Bildhauer, erhielt die goldene Medaille. Dennoch liegt die größere Originalität Stauffer's in seinem Zeichnen, nicht in seinem Malen: das Porträt von Klein und manche andere dieser Tage sind ganz im Geist der Münchener Lehrzeit aufgefaßt, im Geist der Dietz, Löfftz und der — Copien nach Meisterwerken; die brillanten Actzeichnungen dagegen wachsen über das Vorbild des ängstlicheren Raab selbstständig hinaus. Stauffer's Berliner Aufenthalt verstärkte noch diesen Gegensatz zwischen dem Maler und dem Zeichner in ihm: er verlor, weil die Anregung von München ihm fehlte, an „Ton", an Sicherheit nicht in der Auffassung der Persönlichkeit, deren Kern er mit eindringendem Verständniß zu halten wußte, wohl aber in den malerischen Qualitäten. Er fing an zu experimentiren; er befreite sich von dem Vorbild der Alten und gewann einfachere, moderne Wahrheit — aber diese auf helle Hintergründe, auf neue impressionistische Ausdrucksmittel strebende Uebung blieb dennoch mehr ein Suchen und Tasten, als ein Finden und Greifen. Neue malerische Wege wurden erstrebt, und das war Stauffer's Verdienst; aber der sie erstrebte, war kein Maler — und so gelangte er zuletzt zu einer völligen Aenderung seiner Absichten: Karl Stauffer ward Radirer.

Der Freundeskreis, in dem er lebte, und dessen hervorragendes Mitglied Max Klinger war, beschleunigte diese Wendung. Der „Griffelkunst", wie sie Klinger ausübte und der Kupferstecher Peter Halm aus München, der den Winter 1884 auf 85 in Berlin verbrachte, trat Stauffer immer näher; Halm gab ihm Unterweisung im Stechen und Radiren; und er radirte.

Seine zeichnerische, seine plastische Begabung sprechen sich hier aus. Seine Acte sind vollkommen, in ihrer Greifbarkeit, nur fehlt der letzte Schimmer der Weichheit — was aufs Engste mit dem plastischen Sehen zusammenhängt. Die Bildnisse, insbesondere das beste: die Mutter des Künstlers, concentriren alle Wirkung auf die Einzelgestalt, meist ohne Hintergrund — gleichfalls dem Gefühl eines Plastikers gemäß. Und auf dem Bildniß Ludwig Kühn's z. B. sind insbesondere die Augen vollkommen bildhauermäßig behandelt. Nur vierundzwanzig Originalradirungen und Stiche sind das „Werk" Stauffer's: sie sind in Deutschland unübertroffen, und mit Recht hat Bode an einen Meister wie Antonello erinnert, um diese Verbindung von leuchtendem, lebensfrischem Lichtton im Fleische mit voller, plastischer Erscheinung zu kennzeichnen und einzuschätzen.

Stauffer modellirte seine Stiche wie ein Medailleur; und so ging er bald zur Plastik selber über, indem er deutlich erkannte: „wer zu einer Stimmung, die er ausdrücken will, Farben nothwendig hat, ist Maler; wem die Form Ausdrucksmittel ist, der muß Bildhauer werden." Seit dieser Zeit, Herbst 1887, erwachte die Sehnsucht nach Italien in ihm mit bezwingender Stärke; und abermals war er Klinger zur Seite, in dem die gleiche Tendenz zur Bildhauerei

Digitized by Google

erwacht war, die gleiche Italienluft. Die Freunde fanden sich in Rom wieder zusammen, und Stauffer arbeitete sich mit gewohnter Energie, Zoll um Zoll gewinnend, in das neue Gebiet ein. Er erlag der Macht der Antike völlig; er ward Classicist — in Bezug auf die Form war er es immer gewesen — und gewann jene kunstgeschichtliche Begeisterung für das im Alterthum der Natur gegenüber Gearbeitete, die auch unsern Adolf Hildebrand mit den Augen eines Griechen z. B. sehen läßt. Stauffer würde ein Hildebrandianer geworden sein in der Plastik, wie zumal die Statue seines Adoranten zeigt, die fast vollendet zurückblieb. Hier, wie in dem Entwurf zu einem Speerwerfer und zum Bubenberg-Denkmal, zeigt er sich auf die ruhige Stellung gerichtet, auf die leise, unpathetische Bewegung: nicht den Jüngling, der den Speer wirft, sondern den, der auf einen Speer gelehnt, den Andern zuschaut, wollte er darstellen. Seine Ideen in der Malerei waren reicher und höher gewesen, als die über Plastik; doch dort nur Anläufe, die nicht zum Ziele führen konnten, hier die sichere Aussicht auf volle Leistungen, aus seiner künstlerischen Natur heraus gewonnen. Sein früher Tod hat ihn dennoch nicht erreichen lassen, was schon so greifbar nahe vor ihm lag, und so ist er auch in der Plastik ein Suchender geblieben, den mitten aus der Bahn heraus ein furchtbares Geschick riß: er starb dreiunddreißigjährig, den 24. Januar 1891 in Florenz.

I.

Dienstag, December 1887.

In Berlin, NW., Klopstockstraße 52, drei Treppen, sitze ich und — modellire. Bevor ich nach Italien gehe, muß ich, um den rechten Genuß von all' den Herrlichkeiten zu haben, mit der Bildhauerei vertraut sein. Die Maler verstehen in hundert Fällen neunundneunzigmal von der Plastik so wenig wie die Bildhauer vom Malen, nämlich nichts. Das wahre Verständniß für eine Kunst kann nur der Ausübende haben, ich habe die Erfahrung zur Genüge an mir gemacht. O, was bin ich gespannt auf die vollendete erste Arbeit. Momentan schweben mir die italienischen Frührenaissance-Bildhauer Donatello, Mino, Filippino Lippi u. s. w. vor. Ich habe an den Arbeiten dieser Herren schon lange herumstudirt. Das Eine ist mir klar schon jetzt, um plastisch sehen und empfinden zu lernen, dazu gehören Jahre; vor der Hand kommt es mir nur darauf an, die Handfertigkeit zu bekommen, um später weiter bauen zu können.

In München war ich sechs Tage und habe mir die Musenstadt wieder angesehen. Niemals stürmen so viele Eindrücke und liebe Erinnerungen auf mich ein, als wenn ich von Buchloe nach München fahre; es war die erste Fahrt, die ich that in die Welt hinaus, und ich bin sie seit vierzehn Jahren oft gefahren. Das erste Mal, als ich hinfuhr, es war an einem schönen Maitag, schien es mir bei Grafrath, wo die bayerische Hochebene anfängt und kein Berg mehr zu sehen ist, wo man also aus dem Gebirge ins flache Land hinunterfährt, daß jetzt die Erde schon eine Wölbung mache; es wurde mir ganz schwindlig bei dem Gedanken, natürlich nur einen Augenblick, denn gleich war man in der Ebene drunten. Es kam mir beinahe so vor, als müßte man, weil die Erde doch rund ist, bis nach Ungarn herunter sehen und nach Rußland; dummes Zeug natürlich,

Digitized by Google

aber jedesmal, wenn ich da durchfahre, erinnere ich mich dieses ersten Eindrucks, den ich von der Ebene hatte. München, welche Fülle von Erinnerungen, und lauter fröhliche tauchen mit einem Male auf. Als ich noch dort auf die Schule ging, war ich ein Anderer. Des Gedankens Blässe und der Ernst des Lebens, beide waren mir gleich fern. Ach, so ein Akademiker ist doch die glücklichste Haut, die es auf der Welt geben mag; Geld hat er nicht immer in der Tasche, dafür aber die größten Rosinen, die man sich denken kann, und eine Genußkraft und Lebensfreude, wie sie nur kräftige Jugend, gepaart mit intensiver künstlerischer Empfindung, zu erzeugen vermögen. Alles ist zwar nicht dahin von den damaligen Illusionen, aber doch Einiges, denn die Kunst ist viel länger und schwerer, als man sich als Akademiker träumen läßt; man sieht eben in die Zukunft perspectivisch, und was genau aus mir werden sollte, davon hatte ich so wenig eine Ahnung wie ein Anderer. Es ist mir immer die theuerste Stadt, aber ich passe nicht mehr hin, die Phäakenstimmung und das Arbeiten für den Export und Kunsthandel überhaupt sind nicht das, woran ich mich heute noch gewöhnen könnte. Dann sind meine lieben Freunde von damals wohl zum Theil noch da, aber auch um sieben Jahre älter; wir passen nicht mehr zusammen, ich habe Gesichtspunkte, die dort wenig oder gar keinen Anklang finden und umgekehrt. Sechs Tage in München, meinetwegen auch etwas länger; aber nicht als Junggeselle, denn an jeder Ecke stolpert man über einen Bekannten oder gleich ein halbes Dutzend. Kommt man in eine Kneipe, so sitzen an einem Tisch die, welche den „Realismus“ auf ihre Fahne gemalt haben, am andern Tisch sitzen nur die, welche Sachen aus dem dreißigjährigen Kriege verfertigen, an einem dritten Tisch die, welche nur glückliche Liebespaare oder Mutterglücke malen, an einem vierten Tisch die, welche Salonscenen darstellen u. s. w., und Alle beachselzucken sich gegenseitig oder hassen sich gar. Daneben gibt es natürlich Ausnahmen. Die Isolirung, wie sie in dem großen Berlin möglich ist, würde einem Junggesellen in München schwer oder gar nicht gelingen. Sie sitzen dort zu dick aufeinander, die Maler. Besuche habe ich auch gemacht bei meinen alten Bekannten; ich war bei allen möglichen Leuten, habe wenig Gutes und viel Schlechtes gesehen wie überall. —

Bis dahin bin ich Dienstag gekommen und fand bis heute Sonntag Abend keine Gelegenheit, um fortzufahren. Theils Arbeit, theils andere geschäftliche Geschichten und Schreibereien, theils Besuch, kurz alles Mögliche kam dazwischen. Ich habe mir vorgenommen, noch rasch den Philosophen Zeller, und wenn mir Zeit bleibt, Mommsen zu radiren. Wir wollen mal sehen, was daraus wird. Mit meinen plastischen Arbeiten geht es langsam vorwärts. Ich plage mich damit sehr. Schon letzten Frühling machte ich Experimente, legte aber bloß die Sachen als Skizzen an, ohne wirklich Etwas zu vollenden. Jetzt hingegen bestrebe ich mich, bis ans Ende einer Aufgabe zu kommen und mache die Erfahrung, daß die Vollendung in jeder Art der Kunst gleich schwer ist. Wie ich bereits diesen Sommer sagte, zwei Jahre werden wohl draufgehen, bis ich ein fixer Bildhauer bin, in der Zeit hoffe ich aber auch dahinter zu kommen. Es ist wirklich merkwürdig, daß wir Maler so gar nicht gewohnt sind, Form ohne Farbe zu sehen und von dieser „absoluten“ Form keine Ahnung haben. Nun,

Digitized by Google

Uebung macht den Meister und wird auch hier das ihrige thun. Aller Anfang ist schwer, aber mir dämmert, daß bei der Kunst das Ende um nichts leichter ist.

Klinger modellirt Abends bei mir, und wir speisen meistens Abends zusammen in meinem „Speisezimmer". Nachher radire ich noch, und er geht zum selben Zweck nach Hause. Eine neue Radirung von Gottfried Keller habe ich auch unter den Händen, weiß aber noch nicht, was daraus werden wird. Item habe ich heute eine neue Selbstporträtradirung angefangen und bin sehr gespannt, wie sie ausfallen wird. Mit der Plastik stecke ich so drin, daß ich einen Gewaltskater nicht abwehren kann. Seiner Zeit, als ich die Malerei lernte, na, da war man sich überhaupt nicht recht bewußt, wie weit man es treiben und wo man landen wird; die Zukunft resp. die Erkenntniß hüllte sich in einen ermuthigenden Schleier, jetzt ist es ganz anders. Ich weiß genau, wo ich hinaus will, bilde mir nicht, wie in den Tagen meiner unmündigen Akademiezeit, ein, die Meisterschaft in der Tasche zu haben, wenn zufällig mal etwas nicht so schlecht gelingt wie sonst. Das Schwierige bei meiner jetzigen Beschäftigung ist das klare Bewußtsein der Stümperhaftigkeit — allerdings das erste Moment zum Fortschritt. Wechsel des Materials für seine künstlerische Sprache bedarf man entschieden. Neue Gesichtspunkte, neue Genüsse und Kunstgebiete erschließen sich, und so lange man das Bedürfniß hat zu lernen, soll man es thun, man kann nie genug!

Dies ist mein Weihnachtsbrief, und Schluß resp. Abschluß des Jahres wird darin gemacht. Es ist sonderbar, wie wenig der Mensch weiß, wie er sich entwickelt und wozu er bestimmt ist. Dachte ich doch dieses Frühjahr und Sommer noch (ich schrieb es Ihnen auch), daß ich das specielle Studium der Form so zu sagen für abgeschlossen hielt, und nun stehe ich da bei meiner Plastik wie der erste beste A-B-C-Schütz und fange wieder von vorn an, mache gerade wieder dieselben Fehler wie seiner Zeit in den Anfängen meiner Studienzeit und kann meinem Auge so wenig trauen wie damals. — Eines aber macht mir Freude, ich habe ganz dieselbe Courage und Spannkraft wie damals und bin überzeugt, daß ich die Schwierigkeiten, die die Plastik bietet, in ein paar Jahren wenigstens so weit überwunden haben werde, daß ich darin dasselbe werde leisten können wie in der Malerei. In seinem dreißigsten Jahre ist man zwar nicht mehr ein Jüngling (wie Sie uns liebenswürdig zu tituliren belieben), und für den Mann ist die That, jedoch wenn ich das lebhafteste Bedürfniß fühle, in dieser Weise einmal thätig zu sein, und das Nichtkönnen dieser Kunst als eine Lücke empfinde, so kann ich wohl noch zwei bis drei Jahre anwenden dafür. Ich rechne so: Jetzt bin ich dreißig, nach menschlicher Berechnung und nach meiner sehr soliden Construction zu urtheilen kann ich bis zu sechzig Jahren wohl noch meine Kraft und Frische bewahren und gute Sachen produciren, zwei oder drei Jahre davon noch für dieses elementare Studium abgerechnet, gibt reichliche fünfundzwanzig männlicher Thätigkeit, das ist genug. Und dabei ist durchaus nicht gesagt, daß ich nicht in viel kürzerer Zeit meine Augen so dressirt habe, daß sie sich an das Sehen der wirklichen Form gewöhnen, und auf diese Weise das eine oder andere gute plastische Werk nicht schon früher entsteht.

Ich bin so fleißig als ich irgend kann und habe acht Stunden im Tag Modell. Es wird schon gehen. Tags über modellire ich eine lebensgroße weib-

Digitized by Google

liche Büste, ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren, und Abends modellire ich Act. Ich strenge mich dabei sehr an und gehe so völlig darin auf, daß, trotzdem ich mir vorgenommen, noch zu radiren und Italienisch zu lernen, ich nicht dazu komme. Das Radiren oder Stechen Abends kann ich außerdem nicht gut, da es mir die Augen doch mehr angreift als ich verantworten kann; man hat bekanntlich nur zwei von dieser Sorte, und kann sich, wenigstens bis dato, keine anderen einsetzen lassen. Einen Entschluß habe ich jetzt fest gefaßt, nämlich den, auszuwandern und mich von meinem Ballast zu befreien. Die Möbel, die ich habe, thue ich auf den Lagerhof, verpacke meine Siebensachen dort und lasse sie ruhen, bis mein unruhiger Geist eine bleibende Stätte gefunden hat. Sie können sich nicht vorstellen, welche traumhafte Freude ich empfinde bei dem Gedanken, Jahre lang in Italien zu sein, zu arbeiten, was mich freut und schaffend die Schönheit dieser Welt so recht auszukosten. Seit ich mir darüber klar geworden, daß hier meines Bleibens nicht mehr ist (nie mehr wollen wir hoffen) ist mir wieder wohl, so ganz cannibalisch. Erst seit meinem plastischen Studium bin ich darüber im Reinen, denn es gibt zu diesem Zweck hier keine Modelle, weder Männer noch Weiber, lauter plumpes, nordisches Zeug, eckig und ungracieuse. Man kann wohl, wie ich jetzt, für den Anfang danach arbeiten, sobald aber wirklich ein Werk geschaffen werden soll von Bedeutung oder überhaupt etwas schön werden soll, kann man das hiesige Volk nicht brauchen. Beim Malen ist dies nicht so fühlbar, weil schließlich auf die Form doch da nicht so viel ankommt wie bei der Plastik, die kein anderes Ausdrucksmittel kennt.

Freitag, den 23. December.

Es ist heute so dunkel, daß man mit dem besten Willen nichts sieht; ich benutze daher die Gelegenheit, um diese Epistel fertig zu schreiben. Die Berliner Wintertage sind wirklich entsetzlich; um zehn wird es, wenn's gut geht, Tag und um zwei Uhr Nacht; man freut sich manchmal, wenn es wirklich Nacht wird, nur um aus der Dämmerung herauszukommen. Nein, wenn ich irgend kann, hierher komme ich nicht mehr zurück! Diese paar Monate, welche ich jetzt noch da zubringe, sind gerade gut, mir den letzten Zweifel zu nehmen, was vortheilhafter und besser ist, die Mark Brandenburg oder Italien. Ich bin in der wahren Weihnachtsstimmung und freue mich wahrhaftig wie ein Kind auf meinen Auszug aus Aegypten, diesem sandigen Lande, wo einem die Phantasie im Sommer verstaubt und im Winter gefriert. Der einzige dunkle Punkt, an den ich mit gelindem Entsetzen denke, ist das Porträt oder die zwei Porträte, die ich hier und in Zürich machen soll; wenn nur dieser Kelch an mir vorüberginge. O Herr — doch nicht wie ich will. Das ruhige Schaffen stiller, schöner Werke, dem Ausdruck zu geben in Farbe oder Form, was einem den Sinn und den Geist bewegt, unbekümmert um Beifall, Anerkennung oder Ruhm und wie die Sachen alle heißen, deren man leider nicht in jeder Lebenslage ohne Weiteres entrathen kann, das ist eine wahrhaft ideale Existenz. Der Natur einen schönen Spiegel vorzuhalten, daraus sie abgeklärt und stimmungsvoll zurückstrahlt, keinem anderen Triebe folgen zu dürfen als seinem instinctiven Schönheitsgefühl, das ist für den Menschen, der wirklich künstlerisch begabt ist, das Ziel seiner Wünsche. Amen.

Digitized by Google

Gegenwärtig ist hier eine Ausstellung von Lenbach'schen Porträts bei Schulte, etwa dreißig Stück, lauter berühmte Leute. Man staunt ob dem reichen Talent; er ist wirklich ein außerordentlich begabter, von der Natur verschwenderisch ausgestatteter Mensch, der es aber doch fertig gebracht hat, gründlich zu versimpeln. Zu viel Salontirolerei und zu wenig Selbstkritik bei dem Mann, resp. zu wenig künstlerische Weisheit. Ist es schon ein Scandal, daß er, dem doch die Menschen sitzen, wie er es verlangt, dem kein Wort gesagt werden darf, was nicht wie eine Schmeichelei klänge, — daß er nicht einen Strich macht ohne Photographie (wo man hinsieht immer Photographie und Manierirtheit), so ist es vor Allem nicht zu verzeihen, daß er die Menschen immer durch die Brille dieses oder jenes alten Meisters ansieht. Wir verstehen das heute nicht mehr. Seine Verdienste sollen ihm übrigens von mir nicht geschmälert werden; er ist eine der bedeutendsten Erscheinungen der Gegenwart, aber was will das heißen? Das steht fest, was nicht der Natur abgelauscht ist (ich meine nicht nur sklavisch copirt) und mit ihr im Verhältniß steht von Ursache und Wirkung, ist Virtuosenthum, nicht Kunst im wahren Sinne, und Lenbach's letzte Werke neigen stark ins Virtuosenhafte. Nicht seine früheren Arbeiten, darunter sind solche, die wahrhaft ersten Ranges sind. Seitdem er aber nur mit Kaisern, Königen und Päpsten zu thun hat und sie immer auf den Bahnhöfen begrüßt, fehlt ihm die Zeit zu ernster Thätigkeit. Er ist eine Pagode geworden und hat seine Zukunft schon geraume Zeit hinter sich.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein." Es sind auch ein paar Bilder von Böcklin bei Schulte, darunter „Die Tragödie": ein Weib thront auf einer Felsspitze in antikem Lehnstuhl, zu ihren Füßen die Welt, Dolch und Schwert birgt sie in dem faltigen Gewand und richtet den Blick starr auf den Beschauer oder besser gesagt ins Leere. Es wäre überflüssig, weiter etwas dazu zu sagen, als daß es eben von Böcklin ist und auf einen wirken muß wie der Anblick des Schicksals in Person.

Für heute ist die Epistel fertig, fällt mir noch etwas ein, so schreibe ich es morgen, heiligen Abend, den wir vier Junggesellen in unserer Stammkneipe feiern mit Weihnachtsbaum, Bowle und obligatem Zubehör.

II.

Berlin NW., Klopstockstraße 52, 12. Januar 1888.

Mein Atelier ist glücklich für ein Jahr vermiethet, damit ist mir eine große Last ab. Am 1. Februar circa werde ich flügge werden. Von der Misère des Einpackens, von meiner Rathlosigkeit, vom Staub und wie die schönen, mit einer solchen Abreise verbundenen Geschichten heißen, will ich Sie nicht unterhalten, es ist genug, wenn Einer darunter leidet. Ich habe in den letzten Tagen noch ein Pastell, altes Versprechen, gefertigt, morgen komme ich damit zu Rande. Ferner muß ich noch zwei Platten radiren für die graphischen Künste in Wien, weil Bode einen Aufsatz über meine graphische Thätigkeit schreiben will. Das soll das Letzte sein, was ich hier mache. Ich halte es nicht länger aus. Vor ein paar Tagen habe ich noch einen Porträtauftrag abgelehnt resp. auf die lange Bank geschoben, denn die italienische Krankheit hat mich mit infernaler

Digitized by Google

Gewalt gepackt. Es ist beinahe Heimweh, und merkwürdig, nach einem Land, wo man nie war und das man gar nicht kennt. „Wo bist du? mein geliebtes Land, gesucht, geahnt und nie gekannt?!"

Es wird gegenwärtig viel von meinen Arbeiten geschrieben und gesprochen; sie sind bei Amsler und Rutharbt ausgestellt; ein paar Recensionen, die sich nicht über das gewöhnliche Getratsche erheben, lege ich bei mit der Bitte, dieselben gefälligst an meine Mutter senden zu wollen nachher. Ganz ohne Resultat, ich meine ohne Gegenliebe blieben meine Bestrebungen doch nicht hier, ich habe manchen Beweis wirklicher Sympathie und Werthschätzung in letzter Zeit von Seiten erhalten, wo ich es eigentlich nicht gedacht und die mir deshalb doppelt lieb waren. Ich will nicht sagen, daß dadurch der Muth wächst, zu produciren und weiter zu schaffen, denn Muth ist nicht nöthig zu künstlerischer Thätigkeit, weil man ja arbeitet, wie die Biene ihre Zelle baut, unwillkürlich, weil man nicht anders kann. Aber mag man von dem Gotte so voll sein als möglich, irgendwo ist doch ein Plätzchen, das ein verständiges Lob oder eine sympathische Aussprache über eine Arbeit, die man gemacht hat, gerne auffsaugt, um in trockenen Zeiten das Selbstvertrauen wieder etwas aufzufrischen. Es ist menschlich. —

Montag, 17. Januar. Seit ein paar Tagen liege ich im Korb resp. trage meinen linken Arm im Gypsverband und den halben Kopf verbunden. Ich fasse die Sache auf als eine Versöhnung der Götter, die sonst leicht neidisch werden könnten auf mein Glück. Beim Herunternehmen einer Büste von einem meiner Schränke brach der Stuhl unter mir zusammen, und ich verletzte mir beim Fall den linken Ellbogen, gebrochen ist nichts, hingegen ziemliche Contusion, so daß ich doch Invalide bin.

Ich sehe gut aus, etwa wie Güldenstern im Richard III. Meine etwas von Natur schon schlächterhafte Physiognomie hat einen unheimlichen Aspect, durch die Schürfungen und Beulen. Ich bin aber Gott sei Dank mit einem blauen Auge davongekommen (buchstäblich). Es bleibt mir nun, da ich nicht arbeiten kann, wieder viel Muße für Literatur, und ich bemerke wirklich mit Vergnügen, wie ich mit zunehmender Weisheit alles Schöne immer besser und vollkommener zu genießen im Stande bin. Ich denke hier gerade an die Goethe'schen Gedichte: „Natur und Kunst" u. s. w., wo er die ganze künstlerische Erkenntniß drin niedergelegt hat. Es ist so, wie er sagt, das echte Kunstwerk bleibt für den menschlichen Verstand immer unendlich, es kann angeschaut und empfunden werden, eigentlich zu erkennen ist es nicht, daher der immer wachsende und immer neue Genuß an etwas Gutem, ob es neu oder 1000 Jahre alt ist, es kann nie von uns aus begriffen oder ausempfunden werden; gerade wie das Naturwerk bleibt es ein Mysterium. Ich lese wieder Psalmen, Hiob, Goethe, kurz, was mich schön dünkt, und warte die Zeit ab, wo wieder alles im Blei ist.

Ich existire hier eigentlich nur noch wie der Mann ohne Herz, ohne Interesse für irgend eine Sache, die für hiesige Verhältnisse wichtig und mich früher ebenfalls aufgeregt hätte, und an solchen Tagen wie der heutige, wo es nicht Tag wird auch um Mittag, komme ich mir vor wie ein Opiumraucher oder Haschischkauer; in meinem Lehnstuhl sitzend träume ich mich dahin, wo ich gerne

Digitized by Google

wäre. Nun, die kleine Zeit wird auch noch ein Ende nehmen, und wenn die Mandeln blühen heuer, so werde ich es hoffentlich sehen. — Für heute soll es genug sein, ich könnte zwar so Tage lang fortschreiben, ob es aber des Lesens werth wäre, scheint mir zweifelhaft. Es wären immer nur Variationen des einen Themas, das ich Ihnen nun schon bis zur Langenweile immer wieder vorbringe. Aber Sie haben jedenfalls Nachsicht mit mir; wer vor dem Wendepunkte seines Lebens steht, wie ich jetzt, und nicht bis zum Grund davon ergriffen würde, wäre das wohl ein Künstler?

Am 16. Februar traf Stauffer in der Stadt seiner Sehnsucht ein und schrieb, in den ersten Tagen seines Aufenthaltes:

III.

Rom, den Samstag 1888, Februar.

Da ich Sie nicht mit Berichten über graufiges Wetter, noch mit Klagen über Zufälle, wie sie Jedem begegnen, der zum ersten Male in ein fremdes Land kommt, dessen Sprache, Leute, Sitten und Gewohnheiten er nicht kennt, öden will, so habe ich eigentlich nicht viel zu berichten, wenn ich von dem sprechen soll, was ich wirklich gesehen; auch scheue ich mich, momentane und unreife Eindrücke auf dem Papier zu fixiren, weil es schade ist für die Zeit, die Jemand mit dem Lesen derselben vergeuden muß. Aus diesem Grunde habe ich zwei Episteln, die ich an Sie geschrieben habe, von Florenz und Rom nicht abgeschickt, sondern für mich behalten resp. zerrissen. Also mit Phrasen will ich Sie nicht plagen, Eines aber vor Allem: Was ich mir dachte, das Land und Leute, die ich suchte, habe ich gefunden, so daß ich mir keinen Fall denken kann, der mich von hier wieder weglocken könnte. So habe ich mir die Sache vorgestellt, und ich verlange vom Leben nichts weiter, als daß es mir gestattet, bis mein Feuerlein ausgebrannt ist, hier zu arbeiten, und alles Das, was Natur und Kunst mir Schönes bieten, bis auf die Neige auszukosten und durchzuempfinden, dann will ich mit Frieden in die Grube fahren.

Die Landschaft vor Allem, die Landschaft, und die schönen Leute, das ist, was mich hier frappirt, das ganz andere Leben. So komisch wie es klingen mag, meine Vergangenheit liegt hinter mir wie ein Traum, an den man sich am Morgen mit Mühe erinnert; ich muß irgendwo Lotos zu essen gekriegt haben — ich fange ein ganz neues Leben an, oder wenn Sie wollen: das „Leben" erst an. Es ist jedenfalls die größte Verkehrtheit, einen jungen unreifen Menschen nach Rom zu schicken, denn er muß zu Grunde gehen an der zu großen Dosis, die er hier zu schlucken kriegt; Rom ist ein Aufenthalt für Männer, die wissen, was sie wollen. Ich habe noch nichts gesehen, trotzdem ich schon acht Tage hier bin, als einmal an einem Morgen, wo es zufällig nicht regnete, die Sculpturensammlung auf dem Capitol, die übrige Zeit habe ich verwendet, Atelier zu suchen und meine Sachen zum Modell u. s. w. zu kaufen (nicht gerade das Angenehmste, was einem passiren kann). Ich habe ein ziemlich gutes Atelier gefunden in der Villa Strohl-Fern vor der Porta del Popolo Romano zu ebener Erde mit Cypressen vor dem Fenster, melancholisch wie das Grab, aber praktisch, so viel wie

Digitized by Google

ich beurtheilen kann. Die Villa hat einen schönen Garten, in dem man eventuell Modell stellen und malen dürfte. Ich werde auch dort wohnen, ein paar einfache Möbel kaufen, auf jeden Comfort (das thut man hier so wie so) verzichten und leben wie ein Spartaner. Weder Thüren noch Fenster schließen ordentlich, zerbrochene Scheiben u. s. w.; das scheint hier so Mode zu sein. Das erste Möbel, was ich mir hier zulegen werde, ist ein guter Ofen, denn in meinem ganzen Leben war ich noch nicht so bis auf das Mark hinein erfroren und durchkältet wie hier in Rom, so daß mir die Zähne stundenlang klapperten, aber trotzdem und trotzdem. Ich will für heute die Epistel schließen, ich bin noch zu confus von all dem Neuen, was hier auf Schritt und Tritt einen verblüfft, so daß ich besser thue, noch etwas zu warten mit weiterem Bericht. Seien Sie herzlich gegrüßt.

IV.

Rom, Villa Strohl-Fern fuori Porta del Popolo. Ostern 1888.

Es läge nahe, diese Epistel mit einer Osterbetrachtung einzuleiten, denn der schönste italienische Frühlingstag blüht ringsumher. Da aber demjenigen, welcher aus Norden in dieses Land kommt, das Bewußtsein einer bestimmten Jahreszeit verloren geht, so ist Ostern nur einer von den vielen schönen Tagen, die es hier gibt, und die Freude daran ist mehr die bewußte Freude des Künstlers an der Landschaft Italiens überhaupt. Freitag waren es sechs Wochen, seit ich mich hier in Rom befinde, und ich wollte, es wären noch zwei Monate vorbei und mit dieser Zeit die Unannehmlichkeiten meiner Installation. In meinem Kopfe geht alles wirr durcheinander, blödsinnige Sätze aus der Grammatik, antike Sculptur und Architektur, mühsam entzifferte, gleichgültige Artikel aus italienischen Zeitungen, der Rosmarin und Pomidorogeschmack hiesiger Küche, die Irrgänge der Dogana, Spinneweben, Mauselöcher, zerbrochene Fensterscheiben in meinem Studio, die Thierquälerei, das Gebrüll, die Carretti auf den Straßen — Herr hilf! — Oben, wo ich wohne, wird es immer schöner; ich sehe von den (zerbrochenen) Fenstern meines Wohnzimmers auf Rom, St. Peter, und kleine gelbe Kletterrosen fangen an, in mein Studio hineinzunicken.

Bis dato habe ich leider noch keinen Italiener kennen gelernt, denn ich kann Niemandem zumuthen, geduldig mit mir zu radebrechen. Bin ich aber soweit, daß ich mich etwas verständlich machen kann, und vor Allem verstehe, was die Leute sagen, so werde ich sehen, daß ich Jemanden finde, mit dem ich verkehren kann. Bis dahin habe ich nolens volens fast nur deutsch gesprochen, weil, wie ich dachte, einem hier auf Schritt und Tritt Bekannte begegnen, denen man sich nicht ganz entziehen kann. Letzten Sonntag war ich wieder mit Klinger in Frascati; es war wie heute ein schöner, leiser Frühlingstag, und wir spazierten, ohne viel zu sprechen, durch die Pracht dieser Villen und Ruinen. Draußen scheint die Sonne manchmal schon ziemlich warm, aber in meinem Studio ist es doch so, daß ich für das Modell, einen unangenehmen Ciocciaren, den ganzen Tag heizen muß, ohne daß etwa die Temperatur dem Menschen zu hoch würde. Ich komme wiederum auf mein ceterum censeo: ein guter großer Cokesofen ist in Italien für einen Culturmenschen genau so nothwendig wie im Norden, besonders wenn er Modell hat.

Digitized by Google

Mittwoch, 4. April. Ich habe mich nun hier als Bildhauer installirt, immer mehr einsehend, daß es für mich eine Lebensfrage ist, diese Kunst zu lernen. Ich bin zwar schon ein alter Knabe, jedenfalls habe ich keine Zeit zu verlieren, aber es muß doch sein. Ich will nicht von meinem schwarzen Moralkater reden, nur so viel, ich suche mich seinen Krallen zu entziehen, indem ich nicht rauche, keinen Kaffee und keine Spirituosen trinke, etwas Wein ausgenommen, um 6 Uhr aufstehe und um 1/2 10 Uhr zu Bette gehe; wenn ich diese Lebensweise eine Zeitlang fortsetze, so werden meine Nerven sich wohl wieder beruhigen. Nächste Woche fange ich meine Figur an zu modelliren, zu welcher ich diese und die vorige Woche die Skizzen machte, was daraus wird, steht bei den Göttern. — Eines habe ich schon gemerkt, von selber machen sich hier die Kunstwerke auch nicht, sondern sie entstehen nur, wenn man daran arbeitet. Die römische Kunstbummelei mag ein paar Wochen gehen, nachher muß aber wieder die Arbeit kommen. Es kam mir eine Zeitlang vor, als wäre die Kunst leichter in Italien, sie ist aber immer gleich schwer; je mehr man lernt, je mehr man sieht, desto mehr muß man sich anstrengen, um sein Gewissen zu befriedigen.

V.

Roma, 1. Mai 1888.

Seit drei Wochen haben Sie kein Lebenszeichen von mir, deswegen, weil ich endlich nach so langem Müßiggang mich in die Arbeit stürzen konnte. Nachdem meine Utensilien, welche durch die Bummelei des Spediteurs Wochen lang hier auf der Douane lagen, endlich in meinen Händen waren, so hatte die obligate römische Kunstpromenade ein Ende. Ich kämpfe durch Thätigkeit gegen meinen chronischen Katzenjammer, immerhin mit Erfolg. Sehr alte Lebensregeln, nie von mir beobachtet, z. B. wirket, so lange es Tag ist, denn es kommet die Nacht, und sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten Tage ruhen, kommen hier wieder zur Geltung und tragen mehr zur Gesundheit des Geistes und Leibes bei, als man gewöhnlich denkt. Ich richte mich ziemlich danach ein, indem ich früh 6 Uhr anfange zu arbeiten und meist um 1/2 10 Uhr zu Bette gehe, also schlafe, esse und arbeite. Das Reflectiren muß ich mir abgewöhnen, wenn ich Courage behalten will zum Arbeiten, weil es hier in Rom anders ist als anderswo; man kommt mehr zur Erkenntniß, Gottlob oder leider; es bleibt für denjenigen, der Empfindung hat, für die letzten Dinge in der Kunst immer, besonders aber hier, eine schwierige Sache, das (salva venia) „ich" mit Dem, was künstlerisches Vermögen großer Zeiten und Menschen hervorgebracht hat, in irgend eine Beziehung zu bringen.

Donnerstag. Ich habe ziemlich viel in Arbeit, eine lebensgroße Statue eines nackten Jünglings, für Bronce gedacht, von dem ich Ihnen, wenn er weiter ist, ein paar Croquis schicken werde. Ich mache ihn zweimal, einmal hauptsächlich nach dem Modell, um den Charakter der Pose zu studiren, einen Meter hoch, das andere Mal in Lebensgröße, wo ich das am Modell Beobachtete für die Idealfigur verwerthe. Um eine der vielen schwierigen Ecken bin ich schon herum, die Figur ist componirt. Sobald ich Muße habe, componire ich auch das Postament dazu, welches ich mir für Marmor zurecht mache. Die Arbeit stellt einen

Digitized by Google

ruhig stehenden Jüngling vor mit etwas ausgebreiteten Händen in der griechischen Stellung eines Betenden. Am Postament werde ich reliefartige Verzierungen anbringen, die auf die Action Bezug haben. Gelingt mir die Sache, und es muß sich bald entscheiden, so hoffe ich, daß die Figur das ausdrücken soll, was ich meine. Daß ich mein erstes freies Werk in einer Kunst verfertigen will, worin ich bis dahin eigentlich nichts gearbeitet, darf Sie nicht stutzig machen. Es geschieht nicht aus Laune, sondern dem Drange folgend, das zu schaffen, was ich empfinde. Es fällt mir natürlich schwer, aber ich strenge mich auch darnach an. Alle Morgen früh habe ich neue Courage; am Abend freilich, nach der Arbeit, steht es anders mit dem Humor, und um weiter nicht zu spintisiren, steige ich so früh als möglich ins Bett, und der Schlaf hier in Rom ist herrlich. Das wird so gehen, bis der Jüngling gegossen vor mir steht, und bis dahin muß es kommen, denn meine Idee von der Plastik ist klar und bestimmt.

Ich bin im Begriffe mich hier in Rom so sachte einzuleben und komme immer mehr zu mir selber. Mit dem Italienischen geht es zwar langsam vorwärts, aber doch so, daß Aussicht vorhanden, es in etwa Jahresfrist zu lernen; das einzige Mittel dazu sind die Modelle, denn sonst komme ich mit Italienern nicht zusammen, mit Künstlern nicht, weil sie mich nicht interessiren, und mit andern Leuten nicht, weil ich keine kenne, und schließlich nicht Zeit noch Lust habe, Bekanntschaften zu machen. Herrlich blüht der Frühling ringsherum, und die Landschaft ist prächtig. Am Sonntag werden Klinger und ich nach Maccarese gehen, einer Station zwischen Palo und Rom, nicht weit vom Meer, und dort längs dem Strande nach Fiumicini wandern. Ich freue mich die ganze Woche auf den Sonntag und auf die Campagna. Wir sind jetzt schon an vielen Orten gewesen, in Albano, Frascati, Nemi, Genzano, Arricia, Maccarese, Porto d' Anzio Nettuno und haben genossen. — Die Eindrücke sind so groß und neu, und es sind ihrer so viel, daß man erst zur Ruhe gekommen und den ersten Stoß ausgehalten haben muß, um so recht schwelgen zu können.

Ich war im Anfange in einer solchen Verfassung, daß ich von Allem, was ich sah, hörte, fühlte, fast erdrückt wurde. Jetzt wird es allmälig anders. Nachdem man eine Woche lang in seinem Studio herumlaborirt und gegrübelt, dann Sonntags hinaus in die Campagna, so geht es wieder für eine Woche. — Ach, es ist unsäglich schön, und es dünkt mich, als wäre ich schon lange von Berlin fort. Die Erinnerung an diese strebsame Stadt und was ich darin erlebte, ist weder eine angenehme noch eine lebhafte. Ich fühle so recht, daß nichts mich dorthin brachte, als die Nothwendigkeit zu existiren und bekannt zu werden. Ich habe nichts dort gelassen als mein Renaissance-Mobiliar. Die Erfahrungen und Kenntnisse, die ich dort gesammelt, habe ich als Mensch und Künstler nicht umsonst, sondern manchmal theuer genug erstanden, denn allein durch Schaden wird man klug. Das ganze unangenehme Gefühl des Tappens und Suchens nach dem rechten Wege, nach Selbständigkeit in Anschauung des Lebens und der Kunst, Menschenkenntniß u. s. w., alles in einem Topf = Berlin. — Nach Rom komme ich unter ganz andern Umständen als nach Berlin seiner Zeit, gottlob, ich bin aber auch acht Jahre älter. Aus einem ähnlichen Grunde kann ich gegenwärtig nicht malen. Nehme ich Pinsel und Palette zur Hand, so denke

Digitized by Google

ich unwillkürlich an die Zeit, wo ich mühsam von den lächerlichen Anfängen heraufgestolpert bin, nicht bis zu „meiner Höhe", das wollte ich nicht sagen, aber doch bis dahin, wo ich endlich einen Ueberblick habe über das Gebiet der bildenden Kunst. Ich muß erst eine Weile warten, die Stimmung wird auch für die Malerei wieder kommen; die Begriffe Malerei und Porträtprofession fallen mir noch zu sehr zusammen. In der Plastik ist es anders, für diese Kunst habe ich mich erst interessirt, sie überhaupt erst gesehen, als ich schon ziemlich gereift war, keine Schultradition hindert mich; schlechte Plastik habe ich überhaupt nie angesehen oder gar bewundert, wie schlechte oder seichte Malerei. Hier bin ich frei und frisch, und mache ich schlechtes Zeug, so ist es eben, weil der Künstler nichts taugt und hat keine anderen Gründe.

Es ist wunderschön hier in Rom, wunderschön. Klinger arbeitet mit unmenschlichem Fleiß an seiner Kreuzigung, resp. an den Studien dazu, sie ist prächtig componirt, wenn er sie nur auch so malt.

VI.

Roma. Villa Strohl-Fern studio 7 fuori porta del popolo.
Dienstag, den 5. Juni 1888.

An meinem Adoranten arbeite ich was das Zeug hält und hoffe, daß ich ihn (die kleine Figur) im Laufe der nächsten Woche endgültig festgestellt habe, so daß die Pose ausdrückt, was ich will. Ist das einmal der Fall, so ist Ursache zu glauben, daß wieder eine Schwierigkeit überwunden ist. Der Domenico, mein Modell, sagte heute, und er muß es wissen, denn er ist schon als Bambino beim Metier gewesen: quando una volta tutto al posto, sarà mezza festa. Ich plage mich nach Kräften und hoffe, nicht umsonst. Natürlich, Alles was der zünftige Bildhauer in der Schule gelernt hat und was ihm als Handwerksbrauch in Fleisch und Blut übergegangen ist, so daß er es thut, ohne sich weiter anzustrengen, aus Gewohnheit, das muß ich Alles vermittelst Reflexion zu Wege bringen und habe so doppelte Mühe; aber es handelt sich um eine geringe Zeit, so bin ich über diese Sachen hinweg. Ich weiß, wie es werden soll, das ist wichtiger als der andere Kram und genügt. Trotz all' der „schweren Noth", in der ich stecke, habe ich das sichere Gefühl, nicht auf dem Holzwege zu sein, sondern im Gegentheil, und kriege immer wieder Courage. — Als Goethe sein Gedicht vom Land und den Citronen gemacht hat, muß er an den italienischen Sommer gedacht haben. Es wird hier immer schöner: Geisblatt, Rosen, Lilien duften rings, der sanfte Wind, der hohe Lorbeer, die stille Myrthe, Alles wie bei Goethen — hier muß einem der Knopf aufgehen, wenn er da ist, heißt das. Es ist zu schön, nicht zum Sagen für einen bildenden Künstler, sondern zum Malen oder Modelliren. Ich möchte, daß in meine Figur etwas von der Stimmung und Empfindung hineinkäme. Das, was ich hier mache und wie ich jetzt arbeite, ist etwas ganz Anderes als das bis dato Gethane; ich schaffe jetzt nicht nur wie bisher zu dem Zwecke, lediglich mein Können zu vermehren, sondern um etwas Schönes zu produciren, und es kommt mir vor, als hätte ich die Reife dazu; aber ich bin unabsichtlich dazu gekommen und glaube, so ist es am besten. Man weiß wohl, daß man bestimmt auf ein Ziel losmarschirt, wo aber der Weg

Digitized by Google

überall durch und wohin er schließlich führt, weiß Keiner, es ist auch gleichgültig, wichtig ist nur, zu marschiren so gut als möglich. Irgend wohin wird man schon kommen.

Es kommt mir so vor, als wäre ich hier schon mehr zu Hause als jemals in Berlin, in jeder Beziehung. Meine Nervosität ist völlig vorbei, ich bin gesund wie ein Fisch im Wasser und freue mich jeden Tag mehr meines Lebens. Wenn ich Mittags aus meinem kühlen Studio hinaus in den Garten komme, so weht mir der ganze Duft um mein Näschen, Rom im Sonnenglanz, die Villa Borghese, der Abstieg von unserer Villa nach der Porta zwischen Cypressen und Lorbeer, die Vögel zwitschern, am Schatten im Gehege stehen Pferde, die wissen, daß sie Zucker bekommen, wenn ich vorbei gehe, kurz, es ist eine Pracht! — Letzten Sonntag war Girandola auf dem Pincio; wir gingen auf die Piazza del popolo, um sie zu sehen, so etwas, glaube ich, gibt es auch nur in Italien. Seit Pfingsten haben Klinger und ich keinen Giro mehr gemacht, aber nächsten Sonntag, denke ich, werden wir etwa wieder nach Frascati gehen und nach Tusculum. Die Hitze scheint mir hier leichter zu ertragen als in Berlin, übrigens kann ich darüber noch nicht so urtheilen, denn es sind erst 30 Grad Celsius im Schatten, also noch nichts Außerordentliches. Die Nächte sind immer frisch, die Temperatur geht Nachts immer um 10 oder 12 Grad herunter. — Ich parlire jetzt schon etwas Italienisch, nicht viel, aber der Anfang ist doch gemacht, und ich denke, nach noch einmal vier Monaten werde ich so ziemlich Alles verstehen, was man redet. Ich esse Mittags immer mit einigen Spaniern und Italienern, so habe ich Gelegenheit, mich etwas zu üben. Auch mit Domenico kann ich mich schon etwas besser verstehen.

Meiner Mutter ist es nur halb recht, daß ich bildhauere, und sie hat mich scharf getadelt, daß ich immer etwas Neues anfange und nie dazu komme, ein großes Bild zu malen. Wenn die Figur fertig ist, denke ich, daß sie zufrieden sein wird, denn was für den Maler ein großes Bild oder überhaupt ein „Bild", ist für den Bildhauer eine ganze Figur, resp. eine Idealfigur. — Heute nach Schluß dieses Briefes gehe ich zu Klinger, um seine Kreuzigung zu inspiciren. Er hat mir gestern geschrieben. Wir sind gegenseitig unsere Lehrer, geben aber höchstens alle drei Wochen eine Correctur. Er will anfangen, am Bild zu malen, und ich soll vorher die Studien und Disposition noch einmal begutachten. Nächstens wird er mir denselben Dienst leisten. Ich bemerke eben, daß ich immer nur von mir und meinen Meinungen und Thaten rede in den Briefen, und man könnte glauben, als legte ich ihnen eine große Wichtigkeit bei. Es geschieht nicht aus dem Grund, sondern nur, weil ich nichts Anderes schreiben kann als das, woran ich immer denke, und ich muß Sie schon bitten, damit vorlieb zu nehmen.

VII.

Rom. Villa Strohl-Fern fuori porta del popolo.
12. Juli 1888.

Wir haben den 12. Juli; die Temperatur und das lavoro machen beide warm; aber obschon es Tage gibt, wo ich beinahe nicht mehr weiß, wo wehren, weil wohl viel Schwierigkeiten aufs Mal zusammenkommen und zu überwinden

Digitized by Google

sind, um zu reussiren, so knete ich doch meine Thonfigur weiter, mit Resignation zwar — aber stetig; denn trotz allen Mangels an Uebung und Technik sehe ich immer vor mir eine schön geformte, ruhig bewegte Figur, die ich darstellen will, und die entstehen muß — per forza. Also wohin ich will, weiß ich genau, aber wodurch ich muß bis zum Resultat, das dämmert mir erst. Zuweilen ist es eine desperate Sache. Zwar geht es vorwärts, es ist keine Frage; ich habe die Bewegung festgestellt und komme jetzt dazu, die einzelnen Theile nach und nach richtig zu modelliren. Klinger war letzten Sonntag bei mir und war durchaus einverstanden. Bis Ende August, Anfang September hoffe ich das Schwierigste überstanden zu haben. Ich werde dann genöthigt sein, ein anderes Studio zu nehmen, denn mein jetziges ist zu feucht, um es auf die Länge drin aushalten zu können; ganz abgesehen davon, daß der Padrone und sechs oder sieben große und kleine Hunde den ganzen Tag einen Scandal machen, der in der Nacht oft fortgesetzt wird in allen Tonarten, so daß es beim besten Willen manchmal nicht möglich ist, einzuschlafen. — Erkenntniß ist eine gute Sache, besonders Erkenntniß seiner selbst, aber vergnüglich ist sie nicht. Das, was ich hier gesehen und erkannt, drückt mich einstweilen mehr, als es mich freut, und das Einzige, was ich mir darauf sagen kann: Nur keine Selbsttäuschung; es ist Zeit, daß man was lernt.

VIII.

Rom. Villa Strohl-Fern fuori porta del popolo.
Sonntag, 5. August 1888.

Eben ist großes cambiamento bei mir mit dem dazu gehörigen Aerger, denn was man unter Reinlichkeit versteht, darüber gehen die Ansichten zwischen mir und der Angela, meiner Aufwärterin, ziemlich weit auseinander. Ich will in der nächsten Zeit in ein anderes, helleres und angenehmeres Studio im selben Palazzo, wo ich mich befinde, umziehen. Der Inhaber ist vor einem Monat gestorben, und so benutze ich die Gelegenheit, meiner Grabkammer zu entrinnen, in der ich die sechs ersten Monate meines Aufenthaltes hier gelebt, gestrebt und — gelitten habe. Da hier auf der Villa der Padrone einem die Wohnung, resp. Studio so überläßt, wie der Vorgänger sie verlassen, so muß ich selbst das Nothwendige besorgen, Tüncher und Schlosser zusammentreiben und so weiter, was nicht gerade angenehm ist, weil man für jeden einzelnen Schlüssel accordiren muß, um nicht das Dreifache eines normalen Preises zu bezahlen. Während nun das Volk tüncht und schlossert und putzt, benutze ich die Gelegenheit zum Schreiben. Hoffentlich ist es der letzte Brief, den Sie aus dieser finsteren Höhle von mir erhalten, in der ich mit der Zeit melancholisch geworden wäre. Ich lasse darin ein halbes Jahr meines Lebens, wie mir inhaltreicher an Belehrung und Erkenntniß, zugleich aber auch drückender und niederschlagender keines vorgekommen ist. Eine schmerzhafte Operation, das erste Jahr in Rom!

Sonntag, den 13. August.

Acht Tage sind vergangen, bis ich den angefangenen Brief wieder aufnehmen konnte. In der Woche Abends ist es mir unmöglich, denn ich bin fast regelmäßig nach der Arbeit so aufgeregt und nervös, daß, endlich eingeschlafen, die

Digitized by Google

Figur mir sogar im Schlafe keine Ruhe läßt. Zu allem andern kommt noch, daß Domenico, im Grunde ein Vagabond wie alle Ciocciaren, sich immer die Nächte herumtreibt und dann am Tage auf dem Podium stehend einschläft, so daß ich mich manchmal schrecklich ärgere. Jetzt habe ich ein Mittel dagegen erfunden vermittelst der Thonspritze, die immer neben mir liegt, gefüllt mit acqua marcia freschissima; schläft nun der junge Mann sanft ein, so applicire ich ihm eine wohlgezielte Ladung, die dem wasserscheuen Italiener jedesmal höchst unangenehm ist. Modelle sind wahrhaftig nur ein nothwendiges Uebel, denn fast durchgängig ist es Pack. Ich glaube, daß ich endlich in vierzehn Tagen (wenn ich mich nicht wieder täusche) die Anlage der Figur beendet habe und an die Ausführung der einzelnen Theile schreiten kann. Ich lasse sie dann photographiren in den hauptsächlichsten Stellungen, und was Pose und Bewegung anbetrifft, wird dann schon was zu sehen sein. Einmal so weit, athme ich leichter, und wenn am 17. September mein Modell eingezogen wird als Soldat für sechs Wochen, so gehe ich eine Woche oder vierzehn Tage ans Meer, um mich wieder etwas zu beruhigen. Was mich so angreift, ist hauptsächlich, daß ich Alles zum ersten Male erlebe, ohne jede Erfahrung, und ganz ungewohnt bin, die Form auf ihre wirkliche Ausdehnung hin anzusehen, ungerechnet die specielle Behandlung des Materials. Habe ich einmal die „Gewohnheit" zu modelliren, und sie kommt! so werden sich die Schwierigkeiten auf das normale Maß reduciren, das schon an und für sich reichlich gemessen scheint. Denke ich, was es für eine Anstrengung war, nur die Radirkunst und die Stecherei zu lernen, die doch schließlich nur technisch verschieden sind von der Zeichnung mit dem Stift, und daß drei Jahre vergehen mußten, um das Material einigermaßen zu überwinden, so sehe ich mit einiger Furcht in die nächste Zukunft, auf die ich, vertrauend der gerechten Sache, in Gottes Namen losmarschire. — Ich spreche immer von mir und wiederhole mich wahrscheinlich sehr oft in verschiedenen Briefen, bitte dafür um Entschuldigung, es geschieht unwillkürlich.

Ueber Rom, St. Peter, Pantheon, Colosseum und alle die herrlichen Dinge habe ich Ihnen noch nicht berichtet, weil ich mit dem Zurechtsetzen meiner selbst noch zu sehr beschäftigt war. Im Allgemeinen sage ich jetzt nur, daß nach Griechen und Römern wohl die Italiener des 15. Jahrhunderts, d. h. von Giotto bis etwa zum Tode Michelangelo's die Kunst in der edelsten Weise ausgeübt und zur höchsten Blüthe gebracht; was in Italien nachher kommt, ist mir mit wenig Ausnahmen direct ein Greuel. (Im Vergleich mit dem Vorhergehenden.) In meiner allernächsten Nähe in S. Maria del Popolo sind einige der schönsten Werke, die ich bis jetzt kenne, von Pinturicchio und Sansovino. Ich gehe selten vorbei, ohne mir einen guten Eindruck mitzunehmen. Ueber alle diese Kunstwerke Ihnen nach und nach zu berichten und Ihnen meine Eindrücke mitzutheilen, wird eine der angenehmsten Beschäftigungen meiner Muße bilden, und ich hoffe Ihnen dabei Verschiedenes sagen zu können, was nicht viele Leute, nicht einmal viele vom Handwerk empfinden und beobachten. Wenn Klinger und ich manchmal Sonntags, wie wir es öfter thun, unsere Entdeckungsreisen in Rom machen, fällt uns immer wieder Neues und Interessantes auf, und es werden Jahre vergehen, bis man Rom „kennt". Die ersten Eindrücke des forestiere sind nicht

Digitized by Google

zu vergleichen mit dem, was man später sieht, nachdem man schon ein wenig bekannt ist mit den Werken; denn das wahrhaft Große und Schöne ist selten zugleich ein „Blender", sondern wie es nicht in einem Moment entstanden oder geschaffen ist, so läßt es sich auch nur nach und nach seinem vollen Werth gemäß würdigen. Je länger man in Rom weilt, desto mehr merkt man, daß hier einmal das Herz der Welt geschlagen und für die Kunst noch schlägt, denn die Werke stehen noch da — Bewunderung und Eindrücke werden immer größer in dem Maße, als man sich bildet und vervollkommnet.

IX.

Rom. Mittwoch, den 5. September 1888.
Villa Strohl-Fern, fuori porta del popolo.

Eben habe ich zwei Kreuzbändchen zurecht gemacht, welche als stampe raccomandate abgehen sollen und einige Photographieen enthalten, welche am vorigen Sonntag, 2. September, meinem Geburtstage, Rafaello Senet, ein spanischer Maler, von mir und meinem Werke angefertigt hat. Sie werden im Stande sein, vermittels dieser allerdings kleinen und theilweise recht mangelhaften (die kleinen Vorderansichten z. B.) Bilder sich einen Begriff von Wesen, Art, Auffassung und Stand des erwähnten Oranten zu machen. Sobald ich Duplicate von den Cliché's erhalten, schicke desgleichen eine Sendung an Keller mit der Bitte, mir sein und Boecklin's Urtheil über die Arbeit mittheilen zu wollen. Boecklin's Meinung ist mir vor allem wichtig, denn ich glaube, er hat wie kein anderer Künstler in unseren Tagen das Wesen der Kunst erfaßt. Wenn Sie die Photographie sehen, werden Sie kaum ein Lächeln unterdrücken über den Contrast der beiden Figuren, Künstler und Werk. In Gottes Namen! Aber bis der Adorant lebensgroß in Bronce dasteht, kann ich mich um meine Wohlgestalt nicht kümmern und mit Fastenkuren und Bergbesteigungen an mir herumexperimentiren. Dies nur in Parenthese. — Sie erblicken also hier mein erstes „Werk". Die fehlende Detailausführung abgerechnet, steht die Figur so da, wie ich sie empfunden und wie sie mir vorgeschwebt. Und es ist etwa das Lied, wie ich es pfeifen werde. Könnten Sie hören, was der Jüngling, der an den heiligen Ort hingetreten, spricht, so würden Sie etwa den 104. Psalm vernehmen, den ich bei diesem Anlaß, falls sich eine Bibel, resp. Altes Testament findet, nachzulesen bitte[1]), oder auch nicht, ganz wie Sie wollen, denn schließlich ist die Figur ein Werk für sich, und ein Commentar ist unnöthig; entweder er spricht, oder er spricht nicht. Aber es dünkt mich (verzeihen Sie), daß, wenn der Orant einmal lebensgroß in Bronce, wohlgeordnet und weihevoll auf seinem Postament steht, so müßte er im Stande sein, den Beschauer in die Stimmung zu versetzen, der er seine Entstehung verdankt. — Das Marmorblöcklein, an dem Sie mich hauen sehen, wird ein Kopf, oder besser gesagt, soll einmal einer werden für eine Herme. Der Hund, der sich herumtreibt im Studio, ist Eigenthum von Senet.

Seit dem letzten Sonntag hat die Figur wieder sehr gewonnen. Heute

[1]) „Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid."

Digitized by Google

nun habe ich für den Nachmittag den Ciocciaren spazieren geschickt, um ein bischen Muße zu haben zum Schreiben. Klinger und die Andern, deren Urtheil ich schätze, sind mit meiner Arbeit absolut einverstanden, und einige Herren, die erst ob meiner „Vermessenheit", so gleichsam ins Blaue hinein eine ruhige, nackte Figur zu modelliren, die Köpfe geschüttelt hatten, haben es schon seit einiger Zeit unterlassen. Ich endlich habe das Gefühl, sechs Monate lang aus allen Kräften nach einem klaren, künstlerischen Ausdruck für meine Empfindung gesucht zu haben und, „Wenn ich den Weisen frage, der im Herzen spricht, er kennt die Wahrheit und ist unbestechlich (wie es in der Sacontala heißt, die ich Ihnen übrigens als etwas ganz Herrliches zur Lectüre empfehle, falls Sie sie noch nicht kennen. Uebersetzung von Lobedanz), so sagt er ja." — Ich bitte nun, mir ganz ungenirt und schonungslos den Eindruck, Meinung u. s. w., den Ihnen die Arbeit macht, mittheilen zu wollen, wohlverstanden ohne jede Rücksicht auf zu kränkende Eitelkeit, Künstlerstolz und dergleichen schöne Dinge. In der zweiten Hälfte dieses Monats ziehe ich um und werde mich dann wohl als definitiv stabilisirt betrachten können. Habe ich den Umzug hinter mir!, dann muß ich ein bischen ans Meer, um Ruhe und Kraft zu finden zum zweiten Feldzug, denn das Mannli hat mich, bis ich es so weit hatte, über das Gewohnte hinaus angegriffen (ist wohl nicht das rechte Wort, sagen wir lieber zugesetzt).

X.

Rom. Via Margutta 54. 20. October 1888.

Vor einigen Tagen schrieb ich, nach vielen vergeblichen Versuchen eine serieuse Epistel abzufassen, woraus Sie ersehen könnten, was wir hier thun und treiben, in Eile ein paar Worte an . . . . Heute sind wir[1]) Morgens in die palla von St. Peter hinaufgestiegen, und diesen Nachmittag steht nichts auf dem Programm, so daß ich ein wenig plaudern kann. Seit zwei Wochen sind wir so zu sagen immer auf der Fahrt, denn wir benutzen unsere Zeit weise. Mit den Kunstreisen habe ich es gnädig gemacht, ein bischen Capitol, ein bischen Vatican, gerade so viel, daß sich die Eindrücke nicht verwischen im Gedächtniß. Die meiste Zeit haben wir verwendet, um einen Generaleindruck von Rom und Umgebung überhaupt zu bekommen und sind sozusagen fast überall herumgekrochen. Eine famose Fahrt ging nach Frascati, Tusculum, Grotta ferrata, Marino, Castel Gandolfo, Albano, Arriccia, Nemisee, Genzano, Porto d'Anzio, Nettuno. Gestern besuchten wir die Via Appia antica, morgen geht's nach Tivoli, Villa Adriana und so weiter. Ich komme mir in dieser „Vita d'Inglese" ganz kurios vor, habe aber die Zeit auch benützt, um meiner Wenigkeit ein etwas poetischeres Aussehen zu geben, und es wenigstens so weit gebracht, daß man wieder mit mir spazieren kann, ohne sich zu genieren; mehr verlange ich von der Natur nicht. Die Zeit über war der benedetto Kaisertrubel, wo ganz Rom verrückt geworden und einem manchmal Hören und Sehen verging. Es war toll. — Daß ich Rom noch lange nicht kenne, habe ich wieder gemerkt auf diesen Streifzügen; es ist, wie wenn es kein Ende nehmen wollte; überall, wo man hinkommt, immer wieder andere

[1]) Stauffer machte damals den Cicerone eines Landsmannes.

Digitized by Google

Reste antiker Kunst und Cultur; ich muß gestehen, der Kopf brummt mir wieder wie anfangs, als ich her kam. Gethan habe ich natürlich während dieser ganzen Zeit nichts. Die Arbeit eine Weile einstellen schadet nichts, im Gegentheil, man tritt ihr nachher um so objectiver gegenüber. Ich lasse mich jetzt in den italienischen Alpenclub aufnehmen, ein sehr nützliches Institut; die Leute machen alle Sonnabend Abend bis Sonntag Abend Ausflüge in die Berge. Auf diese Weise komme ich endlich dazu, erstens mit Italienern zu verkehren und für billigstes Geld eine Menge von Italien zu sehen, denn die Leutchen haben überall Ribassо und kommen überall hin. Italiener, die Bergtouren machen, sind jedenfalls nette Menschen, denn sie gehören zu den Ausnahmen. Für heute geht mir der Faden aus; mein Köpfchen ist so voll von all den Sachen, die ich in den drei Wochen gesehen, daß ich zu keiner rechten Ordnung drin komme.

XI.

Roma, Via Margutta 54. 2. November 1888, Allerseelen.

Heute sitze ich zum ersten Male gemüthlich in meinem neuen Studio; das Feuer knistert im schönen großen Ofen, der in den letzten Tagen gesetzt wurde, der Fußboden, eigenhändig während zwei Tagen gereinigt von dem unendlichen Schmutz, den die Tüncher und Tischler, die vorher drin hausten, zurückgelassen hatten, ist mit Cocos und Teppichen reinlich belegt, Fenster und Thürspalten mit Wollenden sorgfältig ausgenagelt und verstopft, der Geist auf die Arbeit gerichtet, und der Winter kann beginnen. In der Mitte meines Studio's erhebt sich das Gerüst für eine neue Figur; am Montag kommt das Modell, und wenn der Herr seinen Segen gibt, so kann es eine brave Arbeit werden. Ein Jüngling, der auf seinen Speer gestützt die Würfe der Anderen beobachtet, bis die Reihe im Wettkampf an ihn kommt. Ein altes Motiv, doch das Motiv in der Plastik ist ja nur der menschliche Körper, und der ist in jeder Stellung oder Attitüde so alt wie die Menschheit. Er wird lebensgroß für Bronce. Der Adorant wird unterdessen ruhen, weil ich die letzte Hand erst anlegen will, wenn ich die Erfahrungen, die ich bei dieser ersten lebensgroßen Figur mache, verwerthen kann dabei, damit das Werk möglichste Geschlossenheit erreiche.

Beim Reinigen meines Atelier-Fußbodens fiel mir ein, daß sich jede Schuld auf Erden rächt; als ich früher in München mein Talent noch an Zimmerdecken und Wänden übte (es ist schon lange her), so machten wir uns ein Vergnügen draus, die Farben recht am Boden herumzuspritzen, und je ärger die Köchin schimpfte, desto größer der Spaß. Mit dieser zweitägigen Reinigung im Schweiße meines Angesichts habe ich für diese Jugendsünden reichlich abgebüßt.

Der Portier, signor portiere, behauptete, es wäre überhaupt nicht möglich, diesen Augiasstall rein zu kriegen. Er hat aber gesehen, daß es doch geht, und wird nun hoffentlich merken, wie ich es meine mit dem Aufräumen. (Er macht die polizia in dem Studio.) Es klingt etwas philisterhaft, aber für mich hängt ein gedeihliches Schaffen nicht zum kleinsten Theil von einer angenehmen, reinlichen Umgebung ab. Das Einzige, was ich fürchte, ist Feuchtigkeit, die in Bildhauer-Ateliers beinahe Regel zu sein scheint. In meinem Studio auf der

Digitized by Google

Villa wäre mir, hätte ich nicht die Sachen sofort weggeräumt, Alles zu Grunde gegangen. Hoffentlich geht es hier besser.

Gestern bin ich Mitglied geworden vom Club alpino sezione di Roma und bin sehr froh darüber. Wir machten einen Ausflug auf den Monte Soracte; es wehte zwar wie heute ein böser Scirocco, so daß man nicht die ganze Aussicht hatte, trotzdem habe ich ein solches grandioses Panorama noch nicht gesehen. Man sieht vom Monte Circeo bis weit hinten in den Apennin. Oben auf dem Berg liegt ein Paesetto, St. Oreste, und ganz zu oberst auf der Spitze steht ein Klösterlein, wo der Pater Vincenzio mit den Seinen dem Herrn auf seine Art dient, ein prächtiger Herr, Sechziger, fidel und schneidig, mit einem Umfang wie ein braves waadtländer Weinfaß. Zu dem Kloster auf dieser unvergleichlichen Höhe steigt man durch einen stillen Wald von Steineichen, aus dessen dunklem Laub die herbstlichen Blätter des Bergahorn goldig herausleuchten. In den Kronen rauscht der Wind ein bischen, und aus den tiefgefärbten Baumgewölben taucht der Blick in die duftige, unermeßliche Ferne.

Oben lag mit einem Mal das ganze mittelländische Meer vor uns und eine Rundsicht ungehindert über Nah und Fern. Der Berg steht ganz isolirt und dürfte in seiner Art wohl einzig sein. Horaz hat ihn meines Wissens auch schon besungen. Die Patres kamen uns entgegen und freuten sich wie die Kinder über den Besuch; die meisten von den Herren waren schon bekannt, und so gingen wir ins Refectorium, wo das mitgebrachte Frühstück verzehrt wurde und die Patres überdies mit Oliven, Brod und Kastanien nachhalfen, wozu man den etwas sauern Klosterbergwein trank. Für diesen Tag war's vorbei mit der strengen Ordensregel. Pater Vincenzio rieth mir, wenn ich's in Rom einmal recht satt hätte, so sollte ich hinaufkommen zu ihnen und mich erfrischen, wozu der Pater Cölestin bemerkte, ich könnte ja, wenn es mir gefiele, oben es ein bischen mit der Kutte versuchen, man befände sich dabei viel besser, als die Leute dächten. — Es muß ihm wohl einmal auf seiner Lebensfahrt ein Rad zerbrochen sein am Wagen, welches er da oben zu flicken sucht; ein ruhiger, feingebildeter Herr in Mitte der Dreißig. Die Mönche da oben besorgen auch ein meteorologisches Observatorium, welches der Club im Kloster eingerichtet, und sind, wie es mir scheint, nichts weniger als Müßiggänger. Gegen Abend zogen wir wieder ab, begleitet von den Mönchen, die eine kleine Strecke mit uns kamen. Der Abend mit dem bewegten Himmel war prachtvoll. Die Cena hatten wir in Stiniegli bestellt, nahe der Eisenbahn in einer kleinen Osteria, und um zehn waren wir etwas müde wieder in der città eterna.

Die Art der Herren vom Club hat mir sehr gefallen, einfach natürlich. strebsames junges Volk, welches die freie Zeit benutzt, um sich im eigenen Land etwas umzusehen, ohne jeden Anflug von elegantem Sportsthum. Es sind meist Beamte, Ingenieure und ein paar Maler. Auf diese Weise werde ich das schöne Land wohl bald einmal recht kennen lernen, Land und Leute.

3. November. Ich kann übrigens schon ordentlich parliren, während Klinger, obschon er besser lesen kann, fast gar nicht im Stande ist zu reden, und wenn er es thut, so versteht ihn kein Mensch mit seinem Sächsisch-Italienisch, während ich sofort begriffen werde. In einem weiteren halben Jahr habe ich hoffentlich das

Digitized by Google

Italienische, die Umgangssprache heißt das, ziemlich los. — In München haben sie uns, Klinger und mich, ohne Medaillen abfahren lassen, was uns, seit wir die Preisrichter kennen, selbstverständlich vorkommt. Es waren drei Kupferstecher. Ich denke die Bildhauer werden es wohl später auch so halten, denn der Zünftige sieht nicht gern, daß ein Anderer ihm ins Handwerk pfuscht. Glücklicherweise aber ist das Nebensache. Als ich noch befangen war und nicht recht wußte, was mit meiner Begabung anfangen, waren mir äußere Zeichen, Medaillen, Kritiken, gleichsam Bestätigung, daß ich nicht falsch fahre; heute bin ich entschieden, und weiß den Weg, den ich endlich aus dem Wirrwarr von Kunstmoden, Arten, Manieren herausgefunden habe, ich meine das Studium der menschlichen Form.

Herr . . . . gab mir zum Andenken die drei Bände Cicerone von Jacob Burckhardt aus Basel, eine feine Arbeit, basirt auf colossales Studium, manchmal etwas gelehrtenhaft und schnell fertig mit dem Urtheil über viele schöne Sachen, aber jedenfalls eine der besten Leistungen auf dem Gebiete der Kunstliteratur und zur Information vorzüglich. Ich bin recht froh, daß ich ihn habe, denn ich kannte ihn bis dato nicht.

Ich gehe jetzt auf die Jagd nach meinem schönen schottischen Shawl, welcher mir, wie ich gestern bemerkte, gestohlen wurde, ziemlich sicher von meinem Modell, dem Domenico, der es wahrscheinlich seiner Geliebten, einer Blumenverkäuferin in der Via Nazionale, zum Präsent gemacht hat. Ertappe ich den Kerl, so soll er ohne Gnade ins Loch wandern. Es ist ein gottverlassenes Pack, diese Ciocciaren; der Bursche hat gestohlen wie ein Rabe, ich habe es, vertrauensselig wie ich bin, erst in den letzten Tagen bemerkt.

XII.

Sonntag, den 17. November 1888. Roma Via Margutta 54.

Hier sitze ich am Abhange des Pincio im Garten des circolo internazionale beim schönsten Herbstwetter, Astern, Stiefmütterchen, Georginen, der ganze buntfarbige Herbstflor blüht in dem stillen Winkel um mich herum, und geschützt vor der etwas scharfen Tramontana, die den Scirocco seit gestern Abend verjagt und den römischen Himmel wieder schön tief blau gefärbt, sonne ich behaglich meine Person. Vom Corso her gedämpftes Equipagengerassel, in der ganzen Stadt das obligate sonntägliche Gebimmel, und ich weiß nichts Besseres als diese schönen Nachmittagsstunden mit Ihnen zu verplaudern und Ihnen die Zeit im Grand Hôtel ein bischen vertreiben zu helfen, denn ich kann mir allerdings vorstellen, daß Baden in dieser Spät-Herbstsaison kein posto troppo divertevole ist. Vor Allem sende ich Ihnen die herzlichsten Wünsche zur völligen Genesung, kann aber nicht umhin, in dieser Epistel darauf aufmerksam zu machen, daß Sie verleitet durch allzu ausgebildetes Pflichtgefühl sich entschieden überarbeiten. Die Hauptsache ist immer die Gesundheit; weil doch Alles davon abhängt, so wäre es doch räthlich, nach dieser Hinsicht das Mögliche zu thun. Drei Wochen in Baden genügen gewiß nicht, um Ihre angegriffene Gesundheit wieder ganz herzustellen — notabene — wenn, wie Sie schreiben, die Gesellschaft ennuyeuse ist. Ein stiller glücklicher Aufenthalt an einem schönen Orte im Süden, wo das

Digitized by Google

Meer an die Gärten spült, mit täglich zwei Spaziergängen verbummelt am lieblichen Ufer, das wäre wohl das Richtige, und Sie sollten dies doch in Erwägung ziehen. Ich natürlich wäre glücklich, Sie dort besuchen zu können.

Die neue Arbeit geht vorwärts, und nachgrade merke ich die Früchte meiner sommerlichen Anstrengung. Gott sei Dank, denn bald wird es ein Jahr, daß ich mich mit Plastik beschäftige. Ich hoffe, daß in nicht allzulanger Zeit mir dieses Metier so familiär sein wird wie Malerei und graphische Kunst. Katzenjammer wird es natürlich noch einige gründliche absetzen bis dahin, aber ich habe dann mein Programm, das mir schon mit 16 Jahren klar war, eingehalten: mich aller technischen Mittel zur Darstellung zu bemächtigen, um später möglichst frei arbeiten zu können. Daß die Plastik und graphische Kunst auch auf meinem Programm standen, wußte ich freilich damals noch nicht, aber die Erkenntniß kam wohl zur rechten Zeit. Wenn ich den Jungen aufgebaut habe, etwa zu Weihnachten, lasse ich ihn photographiren und schicke Ihnen wieder die Blätter. Könnte er nur zum nächsten Sommer fertig werden, ich möchte nicht gern ohne ein fertiges lavoro heim kommen. Es läßt sich vielleicht machen. Fünf Monate zum Modell in Thon, $1^1/_2$ für das Modell in Wachs, zwei Monate Guß, $1^1/_2$ Ciselirung, die ich übrigens ebenso gut in Zürich machen könnte (vielleicht, denn ich weiß es noch nicht). Das ist ein approximativer Calcul, der Rabe Klinger sieht eine viel längere Zeit vor. Vederemo. Ich fühlte das Bedürfniß, ein paar Monate auf einem Präparirsaal in der Anatomie zu arbeiten, sobald ich fertig bin mit dem Jungen, und mir durch eigene Handarbeit klar zu werden über das Geringste, das auf die Körperoberfläche wirken könnte.

Dienstag, 27. November 1888.

Soweit kam ich Sonntag vor acht Tagen. Unterdessen hatte ich meine liebe Noth mit dem Ofen, den ich endlich heute wieder abreißen ließ und untersuchen. Das Kamin war voll Ruß und Steinen, so daß ich fast umkam vor Kohlenoxydgas und Kopfweh. Der Häuserbau hier in Rom scheint auch eine eigenthümliche Sache zu sein wie die römischen Handwerker, vor denen einen der Himmel bewahre! — Letzten Sonntag machte der Club Alpino einen Ausflug in die Abruzzen auf die Serra Secca, an dem ich auch Theil nahm. Nachdem wir Samstag Abend nach Cavaliere an der neuen Route Roma-Sulmona gefahren, übernachteten wir in der dortigen Osterie vor dem Feuer am Boden, und zogen, ordentlich geräuchert, morgens um vier Uhr aus nach dem Kloster Sta. Maria dei Monti, von dort in vier Stunden zum Gipfel, der voll Schnee lag. Oben ein prächtiges Panorama des italienischen Hochgebirges. Ich bin sehr froh, diese Leute gefunden zu haben, und werde in kurzer Zeit von Italien auf diese Weise ein gutes Stück gesehen haben. Solch eine Osterie in den Abruzzen ist ein Etablissement, gegen welches eine Schweizer Sennhütte Palast genannt werden kann, das Volk wie vor tausend Jahren, denn in diese Gegenden verliert sich so leicht kein Culturmensch. Vermag sich Jemand über die Comfortlosigkeit (um es gelind auszudrücken) hinwegzusetzen, so nimmt er von einer solchen Excursion die schönsten Eindrücke mit. Das grandiose Deserto mit den alten grauen Paesettucci auf den spitzen kahlen Felsen, die Abwesenheit fast

Digitized by Google

jeglicher Cultur, kein Baum, nichts als Sassi und Gestrüpp stimmt eigenthümlich. Als beim Aufenthalt im Kloster Sta. Maria dei Monti die Sonne über dieser Einöde aufging, mußte ich unwillkürlich an Charles Blanc den französischen Kunstschriftsteller denken, der bei Anlaß eines Buches über Charles Gleyre schrieb: „Le bon dieu était plus dessinateur que peintre“ (Schafskopf).

3. December 1888.

Wieder vergingen acht Tage, und heute folgt endlich Fortsetzung und Schluß. Ich bitte um Entschuldigung, daß der Brief nicht früher ankommt, aber mein lavoro ließ mich nicht die Stimmung zum Schreiben finden. Es verursacht mir zwar nicht solches Elend, wie ich bei dem ersten ausgestanden, denn ich weiß schon ziemlich Bescheid, aber bis Bewegung und Verhältnisse gut geordnet, bleibt immer die beunruhigende Ungewißheit, was aus dem Thonklumpen eigentlich werden soll, und jede ernste Arbeit setzt mir scharf zu. —

Von Hause ist meines Wissens nicht viel zu berichten. Mein Mütterlein plagt sich in alt hergebrachter Weise vom Morgen bis in die Nacht im Haus und Garten und ruht nie. Sie reibt sich langsam auf, trotz aller Reden, die ich ihr halte, und gegenwärtig ist wohl ihr Kummer, ob ich auch recht daran gethan, mich mit Plastik zu befassen, und ob es nicht vielleicht besser gewesen, sich mit seinem Talente in gewissen Grenzen zu halten. Wenn ich ihr nur noch eine gute Arbeit auf schönem Postamente am rechten Platz zeigen kann, damit sie sich über mein befremdendes Beginnen beruhigt und die Zuversicht zu meiner Zukunft so fest bleibt wie zuvor. Es wird mir wohl gelingen, und ich freue mich schon jetzt wie ein Kind auf den Moment, wenn sie mit mütterlich prüfendem Blick die Statue ansieht und ihr gemessenes Lob spendet, nicht zu viel, damit der Kari nicht etwa eitel wird.

Gestern waren Klinger und ich in Porto d'Anzio und haben einen prächtigen Sturm gesehen. Es begleitete uns ein Schweizer Maler Herr von Schennis aus Düsseldorf. Hier schneidet die Epistel ab. Empfangen Sie die herzlichsten Grüße.

XIII.

17. Januar 1889. Roma Via Margutta 54.

In diesen Tagen wird es sich jähren, daß ich in Berlin meine Zelte abgebrochen und auszog, die Kunst zu lernen. Ich ging nach Italien mehr mit dem Gefühl, Etwas zu suchen, dessen Mangel ich empfand, als genau zu wissen, was dieses Etwas wäre. So stand ich denn vor einem großen Fragezeichen, dessen Lösung mir nicht geringen Kummer machte. Ich bin damals in Florenz zwei Mal in Pitti und Uffizien herumgegangen, um Bilder zu studiren, und habe später vergebens versucht, mich irgend eines zu erinnern. Sie können sich also ungefähr vorstellen, wie tief mein Barometer gesunken war und wie es in meinem Kopf brummte. Dieser Monate andauernde Armesünderzustand, wie ich ihn nie zuvor empfunden, hat einen großen Strich gemacht unter und zum Theil durch das Vergangene, so zwar, daß es mich anmuthet, als finge ich hier in Italien überhaupt neu an. In Berlin war ich gefangen, ein Mitglied der

Digitized by Google

Gesellschaft, ein Mensch, den man schon registrirt und in eine bestimmte Schublade künstlerischer Classification hineingesteckt; man dachte daran, mir bei Gelegenheit eine Professur für Stich zu geben, und wohlwollende Damen wollten mich gar verheirathen. Der Herr hat mich aber herausgeführt aus Aegyptenland. Jetzt fühle ich mich wieder jung und schneidig, als ob das Studium erst anginge. Es ist ja auch der Fall, weil es immer neu anfängt und wohl nie ein Ende nimmt. Ich sehe klarer vor mir das Wie und das Was, als vorher, und habe Gelegenheit eine Menge zu lernen. Nicht nur das Verständniß für Plastik ist mir aufgegangen, ich habe auch von der Färbung eine klarere und bestimmtere Anschauung, denn indem ich die Sculptur erlerne, isolire ich das, was vom Scultore in mir steckt, und weise meinem Formgefühl den rechten Platz, so daß der Maler später freier und malerischer arbeiten kann. Der Himmel hängt mir zwar nicht voller Geigen, aber es ist mir doch manchmal wohl zu Muthe, wenn ich fühle, wie die Anstrengung nicht vergebens ist und ich langsam, aber sicher weiter komme.

In Summa, der Luftwechsel ist mir gut bekommen. In den Abendstunden wird jetzt Anatomie getrieben nach den Anweisungen Lionardo's, dessen trattato della pittura ein wahres Schatzkästlein ist. Bevor ich die Secirübungen mitmache, will ich ein ganz perfekter Anatom sein, was wenigstens Knochen, Muskeln, Bänder und Adern betrifft. — Sonntag stiegen wir auf den Vellino, den Schneeberg, den man von Rom aus sieht, und wurden ordentlich verweht und verschneit. Die Schneekrystalle verschnitten einem fast das Gesicht, aber es war doch schön. Ich werde hier noch ein Bergfex, wahrlich nicht aus Anlage zum Sport, sondern aus Freude an der Natur und den Kopf ein bischen in die frische Luft zu tauchen.

XIV.

9. April 1889. Roma Via Margutta 54.

Wenn ich etwas Interessantes zu berichten hätte, so würde ich mit einem Briefe nicht so lange gezögert haben; aber ich befinde mich in dem Stadium, wo von Woche zu Woche der Moment eintreten kann, der die gewollte Bewegung meiner Figur von allen Seiten zusammenbringt (im Großen). Wer weiß aber, wie lange es noch dauert, so bitte ich, nehmen Sie vorlieb mit dem Wenigen, was ich Ihnen schreiben kann. Der größere oder geringere Fortschritt meines lavoro occupirt mich völlig; es geht damit langsam und sehr schwer, aber ein Ding der Unmöglichkeit ist es nicht. Manchmal will es mir so vorkommen, als hätte ich erst in Rom angefangen, mit aller Kraft zu arbeiten, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil das, was man schon erreicht, auch wenn es mit großer Mühe erlernt wurde, einem bald so zu eigen wird, daß man sich schwer oder gar nicht mehr in den Zustand von vorher zurückversetzen kann. Dies bedingt und erleichtert aber den Fortschritt des Künstlers, der einmal erkannt hat, was dazu erforderlich ist, um mit Recht diesen Namen zu tragen; denn früherer Anstrengung vergessend, hat man immer wieder nur das neue, schöne Ziel vor Augen, das so leicht zu erreichen scheint, geht drauf los; die Mühe scheint klein, Täuschung auf Täuschung, Katzenjammer zum Sterben, schließlich reussirt man doch und kann

Digitized by Google

gar nicht begreifen, woran man sich eigentlich so geplagt, denn was man kann, scheint so einfach. Das ist der Kreislauf, der sich bei jeder Arbeit wiederholt. Ich arbeite nur noch Vormittags an der großen Arbeit, Nachmittags modellire ich eine Kopfstudie, um die Frische nicht ganz zu verlieren. Uebung, Uebung macht den Meister.

Palmsonntag. So weit kam ich vor acht Tagen und fahre heute fort. Nachdem vier Wochen lang perpetuirlich Sciroccowetter einem die Nerven ruinirte, scheint heute zum ersten Mal die Sonne wieder, wie es sich gehört für die Osterzeit. Bin ich noch so müde und verstimmt durch die immer auf dasselbe Ziel gerichteten Bestrebungen, die alle Abende auf den gleichen Refrain herauskommen, so sitzt in mir der Pfarrerssohn doch so fest, um heute an die stillen Palmsonntage von ehemals zurückzudenken und das Metier etwas zu vergessen. Ich habe nie etwas so tief empfunden wie den Wechsel der Jahreszeit, und meine ersten Eindrücke hängen damit zusammen. Es gibt nichts Geheimnißvolleres. Ich will mich zwar nicht poetisch ergießen, aber die Erinnerung an eine stille Osterlandschaft, in die der Frühling leise einzieht, ist eine köstliche Sache. In Italien verwischt sich der Anfang des Frühjahrs und Winters viel mehr; man merkt kaum, wenn die Blätter fallen und wenn die Bäume ausschlagen. Da es nie Winter wird, so wird es auch nicht in unserm Sinne Frühling. Zu dem kommt, daß ich viel zu sehr mit andern Sachen beschäftigt bin, um selbstvergessen im Frühling herumzuträumen. — Aus all den unendlichen Erscheinungen der Natur, die Geist und Sinne immerwährend bewegen und erheben, wie viel kann schließlich der Einzelne verarbeiten und zum Kunstwerk gestalten? Und doch läßt man nicht ab. Denn sollte einem auch nur ein wahrhaftes Kunstwerk im Leben gelingen, so hat man nicht umsonst gelebt. Und tritt sogar dieser Fall nicht ein, so verursacht das Streben außer viel Kopfweh doch auch hie und da einen Moment, der die ganze andere Misere aufwiegt.

Klinger hat jetzt sein neuestes Werk, dessen Anfänge von zehn Jahren her datiren, herausgegeben. Zwölf Blätter „Vom Tode", eine wunderschöne, gewaltige Sache. Einige Blätter sind darunter, die zum Reifsten und Schönsten gehören, was dieser geniale Mensch hervorgebracht hat. Er ist die grandioseste, eigenartigste Erscheinung, die ich außer Boecklin bis jetzt kennen gelernt habe, daran ist kein Zweifel, und wie kann er sich noch entwickeln bei seinem Riesenfleiße und Studium.

Für heute Schluß.

XV.

Rom. Sonntag nach Ostern. Via Margutta 54.

Diesmal kann ich Ihnen mehr erzählen, denn es handelt sich nicht um mich und meine Arbeit speziell, sondern um das, was mit einer Florentiner Tour zusammenhängt. Am Ostersonntag fuhr ich bei prächtigem Wetter durch das schöne Land nach Florenz um die Kunstwerke des 14. und 15. Jahrhunderts wieder zu sehen, Fresken, Plastik und Architektur. Ich besuchte also vorzüglich Kirchen und das gegenwärtige museo nazionale, den Bargello. Wie leicht zu begreifen, war es zu viel des Schönen, daß ich nicht noch jetzt völlig davon

Digitized by Google

benommen wäre. Von alle der Pracht wieder ins eigene Studio zurückzukehren mit den gutgemeinten, aber so bescheidenen künstlerischen Bestrebungen, erzeugt ein eigenthümliches Gefühl. Fängt man nach einer solchen Woche einen Vergleich an zwischen unserer Zeit und den zwei großen Jahrhunderten florentinischer Kunst, so kriegt die Theorie vom Fortschritt der Menschheit einen starken Stoß, falls man überhaupt noch daran glaubte. Wie klar und schön entwickelt sich diese Kunstepoche, die mit Cimabue und Giotto anfängt, alle denkbare künstlerische Vollkommenheit in sich schließt und endlich gegen die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts ausklingt. Wie hat die Natur da Mann auf Mann hervorgebracht, und wie haben sie, von der hohen Cultur ihrer Zeit und dem eigenen Genius getragen, Werk um Werk geschaffen, jedes ganz durchdrungen von der gleichen Liebe zur Natur und der Freude, sie künstlerisch zu gestalten. Was herrscht für ein Einklang in diesen Bestrebungen und in ihrer Wirkung! Es gibt ja auch nur eine Kunst, wenn man genau zusieht, nämlich die, welche hervorgebracht wird durch die Freude an der Natur, und die nichts weiter sucht, als diesem Gefühl Ausdruck zu geben, sei es nun in Farben, Formen, Worten oder Tönen. Alle die Specialitäten und absichtlichen „Richtungen", als Realismus, Idealismus, Impressionismus und wie sie alle heißen, sind Erfindungen der Dekadenz. Ich begreife je länger je weniger, was solche Classification mit der Kunst überhaupt zu thun hat. Je nach dem Naturell empfindet man persönlich und drückt sich demgemäß aus, aber alle großen Künstler sagen dasselbe, nur jeder auf seine Weise.

Man muß allerdings in unserer Zeit, die ob der Manier der Darstellung dies beinahe vergessen hat, und wo man durch Ausübung des edlen Berufs meist noch Befriedigung der Eitelkeit, Reichthum u. s. w. erlangen möchte, schon ziemlich viel Ballast über Bord geworfen haben um zu der einfachen Einsicht zu kommen, daß alle Technik nicht viel taugt, wenn noble wahre Empfindung sie nicht begleitet, und daß Kunst immer Endzweck ist, nicht Mittel, um durch sie irgend eine Chose zu ergattern. Verlangt der Künstler von seinem Beruf mehr als das tägliche Brod, d. h. die Möglichkeit ruhiger stetiger Arbeit, so erreicht er es auf Kosten der Qualität seiner Arbeiten, das ist ja klar. Fällt ihm Ehre und Reichthum von selber in den Schoß, um so besser; danach zu trachten, bekommt meistens schlecht. Das fühlt man im Gegensatz zu jetzt so recht in Florenz, wo jedes Kunstwerk aus damaliger Zeit darthut, daß in diesem Sinne gearbeitet wurde. Die Künstler von dazumal hatten auch eine glücklichere Zeit, die Kunstakademieen, die staatlich privilegirte und protegirte Züchtung von Leinwand- und Marmorverpfuschern war noch nicht erfunden, und der Titel „Kunstmaler" machte damals noch nicht eo ipso salonfähig wie heute. Der Lehrling kam zum Meister; konnte und lernte er nichts, so blieb er Farbenreiber, und ohne Meisterstück konnte er Niemandem weiß machen, daß er Künstler sei. Naturgemäß wurde so damals der Markt nicht mit den zahllosen schlechten und mittelmäßigen „Kunstwerken" überschwemmt wie heute, und außerdem gab es noch keine malenden Damen. — Das hat sich sehr geändert.

Kunst ist ein guter, vielleicht der beste Gradmesser für Cultur, weil sie keinem praktischen Bedürfniß entspricht. Krankheiten bedingen den Arzt, der

Digitized by Google

Staat, die gesellschaftliche Ordnung den Juristen, die Industrie den Chemiker und Physiker u. s. w.; ein gutes Kunstwerk entspricht nur einem ästhetischen Bedürfniß, ist also das feinste Culturproduct. Je feiner der allgemeine Geschmack, desto feiner die Kunstleistung. Das führt mich wieder auf Florenz. Man sieht, daß da ein Volk war, welches seine Künstler verstand oder wenigstens lebhafte Empfindung hatte für das wahrhaft Schöne. Wäre das nicht der Fall gewesen, also der allgemeine Geschmack wie heute corrumpirt, so müßten auch Werke dieses Genres erhalten sein. Die gibt es aber nicht, sondern dreihundert Jahre von Cimabue bis Bronzino lauter Gutes. Und heute? Wo bleibt da der Fortschritt? — Jetzt zum ersten Male sah ich Fresken von Giotto, auf den ich mir als Maler noch keinen rechten Vers machen konnte, denn es waren mir bisher nur kleine Arbeiten, die unter seinem Namen gingen, vorgekommen. Das einzige große Werk von ihm, der herrliche Campanile, machte mich aber auf seine malerische Thätigkeit sehr curios. Das war nun allerdings eine Ueberraschung, als ich seine Fresken in Sta. Croce sah. Etwas Grandioseres gibt es wohl nicht. Sie sind vollendet ohne allen Vorbehalt, über alle Beschreibung. Die menschliche Empfindung wurde niemals weder von Rafael noch einem Andern einfacher und großartiger dargestellt. Nichts, was nicht zum Bilde gehörte, nur Handlung und Stimmung, aber diese ganz erschöpfend. Gute Kunstwerke veralten nie, auch wenn sie verbleichen, denn aus diesen sechs und ein halbes Jahrhundert alten, zum Theil verdorbenen Fresken, strahlt heute die Kunst des gewaltigen Meisters wie ehemals, und wohl dem der's empfindet. Es gibt leider keine guten Reproductionen; so was müßte, bevor es völlig zu Grunde geht, von einem ausgezeichneten Künstler aus Liebe zur Sache copirt werden. Es wäre ein verdienstliches Werk.

In Prato, einige Stunden von Florenz, gegen Pistoja war ich auch und von der Kanzel, die Donatello außen am Dom anbrachte, wurde, es war grade Ostern, der Gürtel der Maria dem mehr oder weniger gläubigen Volke gezeigt. Wie die Mutter Gottes zu einem so luxuriösen Kleidungsstück bei jedenfalls bescheidenen Vermögensverhältnissen gekommen sein mag und die Priester in Prato es erworben haben mögen, ist jedenfalls eine dunkle Sache und für uns gleichgültig. Aber die Kanzel wurde vom Meister für dieses Schauspiel gefertigt, und ich war nicht wenig entzückt über Priester im Ornat, Ambra, Kerzen, Fahnen und Gesang auf dieser Prachtkanzel mit den tanzenden Marmorputten. Ach, was habe ich Alles Schönes gesehn, die Fresken von Ghirlandajo, die plastischen Werke von Donatello, Rossellino, Benedetto, den Perseus; man findet in Florenz kein Ende. Was ist das für eine liebliche Stadt und nun gar im Frühling. Sie heißt nicht umsonst Florenz.

Ich stieg nach Fiesole hinauf und St. Miniato und sah auf Florenz hinunter; es liegt nicht wie Rom gleich einer Spinne inmitten eines Netzes, Alles ist luftig und liegt reizend da. Die Umgebung von Rom ist viel großartiger und malerischer; die Nähe des Meeres, Frascati, Albano alles Das ist nicht in Florenz, aber es hat mir doch dort außerordentlich gefallen; die Ruhe und Abgeschlossenheit der Existenz in irgend einem der billigen Villini vor den Thoren muß etwas sehr Verlockendes haben für Einen der die Lehrjahre hinter sich hat

Digitized by Google

und das kann, was er will. Rom hört vor den Thoren auf, Florenz nicht, und im Vergleich zu Rom machte mir Florenz einen fast heimeligen Eindruck. Die Thiere werden dort auch nicht so gequält wie hier. Da gehe ich jedenfalls noch öfter hin, um mir die Stimmung zu verbessern, wenn's Noth thut. Als ich Donnerstag fortfuhr über Empoli nach Pisa, besuchte ich dort zuerst die famosen Fresken von Benozzo im Campo santo und den Schülern von Giotto. Freitag früh fuhr ich dann über Orbetello wieder nach Rom und eccomi qua.

Klinger ist nach Neapel gereist am selben Tage, als ich nach Florenz fuhr. Eigentlich wollten wir zusammen hingehen nach Neapel, aber ich hatte keine Lust etwas ganz Neues zu sehn, bevor ich nicht Florenz besser kannte. Er scheint sich auf Capri bei Pagano eingenistet zu haben. —

Morgen geht die Arbeit wieder an, Vormittags der Junge, Nachmittags die Büste.

(Schluß im nächsten Heft.)

Digitized by Google

Goethe's Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen.

Rede,
gehalten in der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft
zu Weimar den 11. Juni 1892
von
H. von Helmholtz.

Es ist eine schöne Sitte der Goethe-Gesellschaft, daß sie den Vertretern der verschiedensten Richtungen wissenschaftlicher und literarischer Thätigkeit Gelegenheit gibt, die Beziehungen ihrer eigenen Gedankenkreise zu denen des unvergleichlichen Mannes darzulegen, dessen zurückgebliebene Spuren sie aufzusuchen und treu zu bewahren bestrebt ist. Männer, die gleich ihm die ganze Fülle der Bildungselemente ihrer Zeit in sich aufgenommen hatten, ohne dadurch in der Frische und natürlichen Selbständigkeit ihres Empfindens eingeengt zu werden, die als sittlich Freie im edelsten Sinne des Wortes nur ihrer warmen, angeborenen Theilnahme für alle Regungen des menschlichen Gemüthes zu folgen brauchten, um den rechten Weg zwischen den Klippen des Lebens zu finden, sind in unseren Zeiten schon sehr selten geworden und werden wahrscheinlich noch immer seltener werden. Die Unbefangenheit und Gesundheit des Goethe'schen Geistes tritt um so bewunderungswürdiger hervor, als er einer tief verkünstelten Zeit entsprang, in der selbst die Sehnsucht zur Rückkehr in die Natur die unnatürlichsten Formen annahm. Sein Beispiel hat uns daher einen Maßstab von unschätzbarem Werthe für das Echte und Ursprüngliche in der geistigen Natur des Menschen zurückgelassen, an dem wir unsere eigenen Bestrebungen mit ihren beschränkteren Zielen zu messen nicht versäumen sollten.

Ich selbst habe schon einmal im Anfange meiner wissenschaftlichen Laufbahn unternommen, einen Bericht über Goethe's naturwissenschaftliche Arbeiten zu geben, bei dem es sich überwiegend um eine Vertheidigung des wissenschaftlichen Standpunktes der Physiker gegen die Vorwürfe, die der Dichter ihnen gemacht hatte, handelte. Er fand damals bei den Gebildeten der Nation viel mehr Glauben als die junge Naturwissenschaft, deren Berechtigung zum Eintritt in

Digitized by Google

den Kreis der übrigen, durch alte Ueberlieferung ehrwürdig gewordenen Wissenschaften man nicht ganz ohne Mißtrauen ansah.

Seitdem sind vierzig Jahre einer fruchtbaren, wissenschaftlichen Entwicklung über Europa dahingezogen; die Naturwissenschaften haben durch die von ihnen ausgegangene Umgestaltung aller praktischen Verhältnisse des Lebens die Zuverlässigkeit und Fruchtbarkeit ihrer Grundsätze erwiesen, und daneben doch auch weit umblickende Gesichtspunkte gewonnen, von denen aus gesehen das Gesammtbild der Natur, der lebenden wie der leblosen, sich tief verändert zeigt; man denke nur an Ch. Darwin's Ursprung der Arten und an das Gesetz von der Constanz der Energie. Schon das würde einen genügenden Antrieb gegeben haben, um die alten Ueberlegungen zu wiederholen und sie einer neuen Prüfung zu unterwerfen.

Für mich gesellte sich dazu aber noch ein besonderes Interesse. Mein Studiengang hatte sich früh physiologischen Problemen zugewendet, namentlich den Gesetzen der Nerventhätigkeit, wobei die Frage nach dem Ursprunge der Sinneswahrnehmungen nicht zu übergehen war. Wie der Chemiker vor dem Beginn seiner eigentlichen Berufsarbeiten die Richtigkeit und Zuverlässigkeit seiner Wage, der Astronom die seines Fernrohrs untersuchen muß: so bedurfte auch die Naturwissenschaft als Ganzes einer Prüfung der Wirkungsweise derjenigen Instrumente, nämlich der menschlichen Sinnesorgane, die die Quelle alles ihres Wissens sind. Daß sogenannte Sinnestäuschungen vorkamen, wußte man; man mußte suchen, über die Art ihres Ursprunges so viel zu erfahren, als nöthig war, um sie sicher vermeiden zu können. Die bisherige Philosophie leistete dabei so gut wie keine Hülfe. Denn selbst noch Kant, der für uns Nachkommende das Facit aus den früheren Bemühungen der Erkenntnißtheorie gezogen und diese mit eindringender Kritik gesichtet hatte: faßte noch alle Zwischenglieder zwischen der reinen Sinnesempfindung und der Bildung der Vorstellung des zur Zeit wahrgenommenen räumlich ausgedehnten Gegenstandes in einen Act zusammen, den er die Anschauung nannte. Diese spielt bei ihm und seinen Nachfolgern eine Rolle, als wäre sie durchaus nur Wirkung eines natürlichen Mechanismus, der nicht weiter Gegenstand philosophischer und psychologischer Untersuchungen werden könnte, abgesehen von seinem Endergebniß, welches eben eine Vorstellung ist, und also auch unter gewissen formalen Bedingungen alles Vorstellens stehen kann, die Kant aufsuchte.

Sobald man annehmen durfte, daß richtige Wahrnehmungen durch unsere Sinne gewonnen seien, war in der inductiven Methode der Naturwissenschaften der weitere Weg der Untersuchung im Wesentlichen vorgeschrieben. Der Hauptnachdruck fällt dabei darauf, daß die natürlichen Gesetze der Erscheinungen gefunden werden, und daß es gelingt, diese in scharf definirten Worten auszusprechen. Die ersten noch nicht ausreichend geprüften Versuche, ein Naturgesetz aufzustellen, kann man nur als Hypothesen bezeichnen. Die der Beobachtung zugänglichen Folgerungen solcher Hypothese werden aufgesucht und unter möglichst mannigfach abgeänderten Bedingungen mit den Thatsachen verglichen. Die Möglichkeit, das vermuthete Gesetz in Worte zu fassen, hat den großen und entscheidenden Vortheil, daß es Vielen mitgetheilt wird und Viele an der Prüfung theilnehmen; daß dies un-

Digitized by Google

beschränkt lange Zeit und in einer unbeschränkten Zahl von Fällen vorgenommen werden kann, daß mit der Zahl der Bestätigungen auch die Aufmerksamkeit auf die wahren oder scheinbaren Ausnahmen wächst, bis schließlich ein so überwältigendes Beobachtungsmaterial zusammengekommen ist, daß kein Zweifel an der Richtigkeit des Gesetzes sich mehr geltend macht, wenigstens nicht in dem Umkreise der durchgeprüften Bedingungen.

Es ist dies ein langer und mühsamer Weg, dessen Erfolg, wie ich nochmals hervorhebe, wesentlich an der Möglichkeit hängt, das betreffende Gesetz in Worten von genau definirtem Sinne auszusprechen. Indessen können wir jetzt in der That schon große Gebiete von Naturvorgängen, namentlich innerhalb der einfacheren Verhältnisse der anorganischen Natur, auf wohlbekannte und scharf definirte Gesetze vollständig zurückführen.

Wer aber das Gesetz der Phänomene kennt, gewinnt dadurch nicht nur Kenntniß, er gewinnt auch die Macht, bei geeigneter Gelegenheit in den Lauf der Natur einzugreifen und sie nach seinem Willen und zu seinem Nutzen weiter arbeiten zu lassen. Er gewinnt die Einsicht in den zukünftigen Verlauf dieser selben Phänomene. Er gewinnt in Wahrheit Fähigkeiten, wie sie abergläubische Zeiten einst bei Propheten und Magiern suchten.

Indessen finden wir, daß auch noch auf einem anderen Wege als auf dem der Wissenschaft Einsicht in das verwickelte Getriebe der Natur und des Menschengeistes gewonnen, und Anderen so mitgetheilt werden kann, daß diese auch volle Ueberzeugung von der Wahrheit des Mitgetheilten erhalten. Ein solcher Weg ist gegeben in der künstlerischen Darstellung. Es wird Ihnen nicht schwer werden, sich zu überzeugen, daß wenigstens in einzelnen Richtungen der Kunst so etwas geleistet wird. Wir werden späterhin die Frage zu erörtern haben, ob solche Wirkungen auf einzelne Zweige der Kunst beschränkt sind, oder ob Aehnliches in allen vorkommt.

Denken Sie an irgend ein Meisterwerk der Tragik. Sie sehen menschliche Gefühle und Leidenschaften sich entwickeln, sich steigern, schließlich erhabene oder schreckliche Thaten daraus hervorgehen. Sie verstehen durchaus, daß unter den gegebenen Bedingungen und Ereignissen der Erfolg so eintreten muß, wie er vom Dichter Ihnen vorgeführt wird. Sie fühlen, daß Sie selbst in gleicher Lage den gleichen Trieb empfinden würden, so zu handeln. Sie lernen die Tiefe und die Macht von Empfindungen kennen, die im ruhigen Alltagsleben nie erweckt worden sind, und scheiden mit einer tiefen Ueberzeugung von der Wahrheit und Richtigkeit der dargestellten Seelenbewegungen, obgleich Sie gleichzeitig keinen Augenblick darüber im Zweifel waren, daß Alles, was Sie gesehen, nur bildlicher Schein war.

Diese *Wahrheit*, die Sie anerkennen, ist also nur die *innere Wahrheit* der dargestellten Seelenvorgänge, ihre Folgerichtigkeit, ihre Uebereinstimmung mit dem, was Sie selbst bisher von der Entwicklung solcher Stimmungen kennen gelernt haben, d. h. es ist die Richtigkeit in der Darstellung des naturgemäßen Ablaufes dieser Zustände. Der Künstler muß diese Kenntniß gehabt haben, der Hörer ebenfalls, wenigstens so weit, daß er sie wieder erkennt, wenn sie ihm vorgeführt wird.

Wo kommt nun solche Kenntniß her, die sich gerade in solchen Gebieten vorzugsweise zeigt, an denen bisher noch die Bestrebungen der Wissenschaft den

Digitized by Google

wenigsten Erfolg gehabt haben, nämlich im Gebiete der Seelenbewegungen, Charaktereigenschaften, Entschlüsse von Individuen. Auf dem mühsamen Wege der Wissenschaft, durch reflectirendes Denken ist sie sicher nicht gewonnen worden; im Gegentheil, wo der Autor anfängt zu reflectiren und mit philosophischen Einsichten nachhelfen will, wird der Hörer fast augenblicklich ernüchtert und kritisch gestimmt; er fühlt, daß ein Surrogat eintritt statt der lebensvollen Phantasie des Künstlers.

Die Künstler selbst wissen wenig darüber zu sagen, wo ihnen diese Bilder herkommen, ja gerade die fähigsten unter ihnen werden nur langsam durch den Erfolg ihrer Werke davon belehrt, daß sie etwas leisten, was die Mehrzahl der anderen Menschenkinder ihnen nicht nachzuthun im Stande ist. Offenbar wird ihnen die Art der Thätigkeit, in welcher sie das Unbegreiflichste leisten, meistens so leicht, daß sie weniger Gewicht darauf legen als auf Nebensachen, die ihnen Mühe gemacht haben. Goethe hat in dieser Weise einmal gegen Eckermann geäußert, daß er glaube, in der Farbenlehre Bedeutsameres geleistet zu haben als in seinen Gedichten, und Richard Wagner hörte ich selbst einmal äußern, daß er seine Verse viel höher schätze als seine Musik.

Wir wissen nun diese Art geistiger Thätigkeit, die so mühelos, schnell und ohne Nachdenken zu Stande kommt, nicht anders zu bezeichnen als mit dem Namen einer Anschauung, speciell künstlerischer Anschauung. Der Begriff der Anschauung ist aber in seinen Merkmalen fast nur negativ. Nach der philosophischen Terminologie bildet er den Gegensatz gegen Denken, d. h. gegen die bewußte Vergleichung der schon gewonnenen Vorstellungen unter Zusammenfassung des Gleichartigen zu Begriffen. Die sinnliche Anschauung ist da ohne Besinnen, ohne geistige Anstrengung, augenblicklich, sowie der entsprechende sinnliche Eindruck auf uns wirkt. Ihr gegenüber findet keine Willkür statt, die Wahrnehmung des ihr entsprechenden Objects ist, wie uns scheint, vollständig durch den sinnlichen Eindruck bestimmt, so daß gleicher Eindruck auch immer gleiche Vorstellung erregt.

Die künstlerische Einbildungskraft operirt allerdings nicht immer mit gegenwärtigen Sinneseindrücken, sondern vielfach auch namentlich in der Dichtkunst, mit Erinnerungsbildern von solchen, die sich aber in den eben besprochenen Beziehungen nicht von den unmittelbar gegenwärtigen Sinnesbildern unterscheiden.

Die bisherige Begriffsbestimmung der sinnlichen Anschauung hat, wie ich schon bemerkte, gar keine Analyse derselben versucht, hilft uns also auch nicht die künstlerische Anschauung zu verstehen.

Indessen haben wir ausreichende Gründe gegen die Auffassung Einsprache zu erheben, als ob beide Arten der Anschauung vollständig frei seien von dem Einflusse der Erfahrung; Erfahrung aber ist ein Ergebniß von Processen, die in das Gebiet des Denkens hineinfallen.

Zunächst ist nämlich zu bedenken, daß uns oft genug, namentlich bei plötzlich eintretenden Gefahren, aber auch bei schnell zu ergreifenden günstigen Gelegenheiten blitzschnelle Entschlüsse durch den Kopf schießen, die aber durchaus nicht allein durch die Natur des gegenwärtigen Sinneseindrucks gegeben sind. Ueberhaupt gehören hierher alle Fälle, wo wir die Geistesgegenwart des Handelnden rühmen; die Kenntniß der Gefahr beruht dabei der Regel nach nicht auf

Digitized by Google

besonders erschütternden Sinnesempfindungen, sondern nur auf einem Urtheil, das sich früheren Erfahrungen anschließt. Es kann also nicht zweifelhaft sein, daß die Schnelligkeit, mit der eine Vorstellung auftritt, nichts für den physiologisch mechanischen Ursprung derselben und ihre Unabhängigkeit von Ergebnissen früheren Denkens entscheidet.

Das andere oben angeführte Kennzeichen der sinnlichen Anschauung, daß die Vorstellung des Gegenstandes, die durch Anschauung entsteht, nur von der Art des gegenwärtigen sinnlichen Eindrucks abhängen soll, schließt allerdings die Mitwirkung von Erfahrungen über veränderliche Verhältnisse der Außenwelt aus, aber nicht solche Erfahrungen, die sich auf unveränderliche Verhältnisse beziehen, sich deshalb immer und immer wieder in gleicher Weise wiederholen, und also, falls sie sich einem neu eintretenden Sinnesausdruck zugesellen, diesen immer wieder nur in derselben Weise vervollständigen können, wie alle seine Vorgänger. — Hierher gehören offenbar alle durch ein festes Naturgesetz geregelten Verhältnisse.

Um ein Beispiel anzuführen: Ein Schlagschatten kann auf eine beleuchtete Fläche nur fallen, wenn der Schatten werfende Körper vor derjenigen Seite der Fläche liegt, auf welche das Licht fällt. Eben deshalb ist es in jeder malerischen Darstellung eines der wichtigsten Hülfsmittel, um die gegenseitige Lage undurchsichtiger Körper im Raume verständlich zu machen, daß man die Schlagschatten richtig angibt. Ja stereoskopische Bilder können uns den Fall vorführen, daß die auf activen Sinneseindrücken beruhenden Vorstellungen von der Lage der gesehenen Umrißlinien in der Tiefe des Bildes und in verschiedenem Abstand vom Auge durch einen falsch gelegten Schlagschatten unterdrückt werden können, so daß die richtige räumliche Anschauung nicht dagegen aufkommen kann.

Ueberhaupt ist der Einfluß, den die Gesetze der Perspective, der Beschattung, des Verdeckens der Umrisse entfernterer Körper, der Luftperspective u. s. w. auf die räumliche Deutung unserer Gesichtsbilder haben, außerordentlich groß, und doch läßt sich dieser Einfluß nur auf die Mitwirkung gewonnener Erfahrungen zurückführen, obgleich er ebenso sicher und ohne Zögern im Bilde sich geltend macht, wie dessen Farben und Umrißlinien.

Daß also aus der Erfahrung hergeleitete Momente auch bei den unmittelbaren Wahrnehmungen durch unsere Sinne zur Ausbildung unserer Vorstellung vom Gegenstande mitwirken, kann meines Erachtens nicht zweifelhaft sein. Die specielle physiologische Untersuchung über die Abhängigkeit unserer Wahrnehmungen von den ihnen zu Grunde liegenden Empfindungen gibt Hunderte von Beispielen dafür. Freilich ist es im Einzelnen oft schwer sicher zu trennen, was dem physiologischen Mechanismus der Nerven angehört, was ausgebildete Erfahrung über unveränderliche Gesetze des Raumes und der Natur dazu gegeben hat. Ich selbst neige dazu, der letzteren den möglichst größten Spielraum anzuweisen.

Uebrigens läßt das Wenige, was wir bisher über die Gesetze unseres Gedächtnisses wissen, uns schon erkennen, wie solche Wirkungen zu Stande kommen dürften.

Es ist uns Allen wohlbekannt, wie Wiederholung gleicher Folgen von gleichen Eindrücken die im Gedächtniß zurückbleibende Spur derselben verstärkt; es war dies schon in der Schule das von uns vielgeübte Mittel beim Auswendiglernen

Digitized by Google

von Gedichten, Sprüchen, grammatischen Regeln. Absichtliche Wiederholung wirkt sicherer, aber auch wenn die Wiederholung ohne unser Zuthun ausgeführt wird, tritt Verstärkung des Erinnerungsbildes ein. Wir haben schon erörtert, daß das, was sich nothwendig, ausnahmslos in gleicher Weise wiederholen und also durch Wiederholung fixiren muß, die durch ein Naturgesetz, durch die nothwendige Verkettung von Ursache und Wirkung mit einander verbundenen Folgen von Ereignissen sind. Daneben dürfen wir erwarten, daß alle diejenigen Züge eines solchen Vorgangs, die durch zufällig mitwirkende, wechselnde Nebenumstände bedingt sind, sich in ihrer Gedächtnißwirkung gegenseitig stören und meist erlöschen werden. Gerade diese Zufälligkeiten sind es aber, wodurch sich die einzelnen Beispiele eines gesetzmäßigen Vorgangs, die uns vorgekommen sind, von einander individuell unterscheiden. Wenn deren Erinnerung schwindet, so verlieren wir dadurch auch das Mittel in unserem Gedächtniß die einzelnen Fälle noch von einander zu sondern, und sie uns einzeln wieder aufzuzählen. Wir behalten dann die Kenntniß des Gesetzmäßigen, verlieren aber das Einzelmaterial der Fälle aus dem Auge, aus denen sich unsere Kenntniß des Gesetzes herleitet, und wissen darum schließlich nicht mehr, uns selbst oder Anderen Rechenschaft davon zu geben, wie wir zu einer solchen Kenntniß gekommen sind. Wir wissen schließlich nur, daß das immer so ist, und wir es nie anders gesehen haben.

Solche Kenntniß nun werden wir von den verschiedensten Dingen und Verhältnissen gewinnen können, in der Kindheit beginnend mit den einfachsten Raumverhältnissen und Schwerewirkungen, deutlich zunehmend bei Erwachsenen, aber für aufmerksame Beobachter mit feinen Sinnen ohne Grenze ausdehnbar, so weit in der Natur und in den Seelenregungen Gesetz und Ordnung herrscht.

Diese selben Ueberlegungen, die ich hier zunächst an dem Beispiel der sinnlichen Anschauungen angestellt habe, lassen sich vollständig auch auf die künstlerischen Anschauungen übertragen. Daraus, daß sie mühelos kommen, plötzlich aufblitzen, daß der Besitzer nicht weiß, woher sie ihm gekommen sind, folgt durchaus nicht, daß sie keine Ergebnisse enthalten sollten, die aus der Erfahrung entnommen sind, und gesammelte Erinnerungen an deren Gesetzmäßigkeit umfassen. Hierdurch werden wir auf eine positive Quelle der künstlerischen Einbildungskraft hingewiesen, welche auch vollständig geeignet ist die strenge Folgerichtigkeit der großen Kunstwerke zu rechtfertigen, im Gegensatze zu dem einst von den Dichtern der romantischen Schule so gefeierten freien Spiele der Phantasie.

Da die künstlerischen Anschauungen nicht auf dem Wege des begrifflichen Denkens gefunden sind, lassen sie sich auch nicht in Worten definiren, und man bezeichnet eine solche, aus Anschauungen zusammengewachsene Kenntniß des regelmäßigen Verhaltens, wo man diesen Gegensatz betonen will, als eine Kenntniß des Typus der betreffenden Erscheinung.

Um so viel reicher die Mannigfaltigkeit der sinnlichen Empfindungen ist, verglichen mit den Wortbeschreibungen, die man von ihren Objecten geben kann, um so viel reicher, feiner und lebensvoller kann natürlich die künstlerische Darstellung der wissenschaftlichen gegenüber ausfallen. Dazu kommt dann noch das schnelle Auftauchen der Gedächtnißbilder, die bei geschickt gegebenen Anknüpfungen sich hinzugesellen, so daß es dem Künstler dadurch möglich wird, dem Hörer oder

Digitized by Google

Beschauer außerordentlich viel Inhalt in kurzer Zeit oder in einem wenig ausgedehnten Bilde zu überliefern.

Als ich Ihnen anfänglich in Erinnerung bringen wollte, daß die Kunst, wie die Wissenschaft, Wahrheit darstellen und überliefern kann, beschränkte ich mich zunächst auf das hervorragendste Beispiel der tragischen Kunst. Sie werden vielleicht fragen, ob dies auch für andere Zweige der Kunst gelten soll. Daß dem Künstler sein Werk nur gelingen kann, wenn er eine feine Kenntniß des gesetzlichen Verhaltens der dargestellten Erscheinungen und auch ihrer Wirkung auf den Hörer oder Beschauer in sich trägt, scheint mir in der That unzweifelhaft. Wer die feineren Wirkungen der Kunst noch nicht kennen gelernt hat, läßt sich leicht, namentlich den Werken der bildenden Kunst gegenüber, verleiten, absolute Naturtreue als den wesentlichen Maßstab für ein Bild oder eine Büste anzusehen. In dieser Beziehung würde offenbar jede gut gemachte Photographie allen Handzeichnungen, Radirungen, Kupferstichen der ersten Meister überlegen sein, und doch lernen wir bald erkennen, wie viel ausdrucksvoller die letzteren sind.

Auch diese Thatsache ist ein deutliches Kennzeichen dafür, daß die künstlerische Darstellung nicht eine Copie des einzelnen Falls sein darf, sondern eine Darstellung des Typus der betreffenden Erscheinungen.

Wir nähern uns hier der viel umstrittenen Frage nach dem Wesen, nach dem Geheimniß der Schönheit in der Kunst. Diese vollständig zu beantworten, wollen wir heute nicht unternehmen, wir wollen sie nur so weit berühren, als es mit unserem Thema zusammenhängt, welches nur die Darstellung des Wahren in der Kunst betrifft.

Zunächst ist klar, daß, wenn durch die Rücksicht auf die Schönheit und Ausdruckstiefe noch andere Forderungen an den Künstler herantreten, als die Copirung des individuellen Falls ihm erfüllen würde: so wird er diese Forderungen nur dadurch erfüllen können, daß er den individuellen Fall umformt, aber ohne aus der Gesetzlichkeit des Typus herauszutreten. Je genauer also sein Anschauungsbild des letzteren ist, desto freier wird er sich den Forderungen der Schönheit und des Ausdrucks gegenüber bewegen können.

Diese Umbildung der künstlerischen Form geht oft so weit, daß absichtlich in Nebendingen die Naturtreue fallen gelassen wird, wenn dafür eine Erhöhung der Schönheit oder des Ausdrucks in wichtigeren Momenten erreicht werden kann.

Als Beispiele will ich nur anführen Metrum und Reim in der Poesie und die Zufügung der Musik zum Text des Dramas oder des Liedes.

Die gegebenen Wortformen der Sprache sind dem Inhalte der Poesie gegenüber ein äußerliches, gleichgültiges oder selbst unschönes Beiwerk, willkürliches Menschenwerk; sie wechseln schon bei der Uebersetzung in eine andere Sprache. Rhythmus und Reim geben ihnen eine Art äußerlicher Ordnung, aber auch etwas von musikalischer Bewegung, deren Verzögerung, Beschleunigung oder Unterbrechung Eindruck machen kann. Wenn wir auf der Bühne die Sprache zum Gesang erheben, zerstören wir noch mehr die Naturtreue, gewinnen aber dafür den Vortheil, die Seelenbewegungen der handelnden Personen durch die viel reicheren, feineren und ausdrucksvolleren Bewegungen der Töne auszudrücken.

Digitized by Google

Wie die Rücksicht auf die Ausdrucksfähigkeit der Darstellung in weitesten Kreisen der Kunst mit den Forderungen der Schönheit und denen der reinsten Darstellung des Typus zusammenfällt, ist schon so oft und eingehend erörtert worden, daß ich glaube hier nur daran erinnern zu brauchen.

In meinem Buch über die Tonempfindungen habe ich mich bemüht nachzuweisen, daß auch in der Musik die mehr oder weniger harmonische Wirkung der Intervalle in Melodie und Harmonie mit besonderen sinnlich wahrnehmbaren Phänomenen, den Obertönen, zusammenhängt, welche die harmonischen Intervalle um so deutlicher und genauer abgrenzen, je einfacher und reiner diese sind.

Die Untersuchungen über die Empfindungen des Gesichtsinnes lehren, daß gewisse mittlere Helligkeiten, die uns die angenehmsten zum Sehen sind, gleichzeitig die feinste Unterscheidung der Modellirung der Raumformen und der feinsten Objecte begünstigen, und daß auch ein gewisses Gleichgewicht der Farben nöthig ist, wenn das Auge nicht durch farbige Nachbilder gestört werden soll.

Ueberhaupt dürfen wir die sinnlich angenehmen Empfindungen als Element der Schönheit nicht verachten; denn Natur hat unsren Leib in langer Arbeit der Generationen so ausgebildet, daß wir Wohlgefallen finden in einer solchen Umgebung, wo die percipirenden Thätigkeiten unserer Seele sich in freiester und sicherster Thätigkeit entfalten können.

Als ein äußeres Zeichen dessen, was ich hier als leicht verständlich oder leicht auffaßbar bezeichnet habe, betrachte ich auch den hervorragenden Einfluß des Schönen auf das Gedächtniß des Menschen. Poesie behält sich viel leichter als Prosa. Offenbar haben deshalb die Völker, welche noch nicht, oder unter denen nur wenige Individuen schreiben konnten, ihre Geschichten, ihre Sagen, ihre Gesetze, ihre Moralregeln in Versen aufbewahrt. Ein schönes Gebäude oder Bild oder Lied kann man nicht wieder vergessen, eine Melodie kann sich so festnisten, daß man Mühe hat, sie wieder los zu werden.

Ich meine nun, daß ein wesentlicher Theil von der Wirkung des Schönen in dieser seiner Wirkung auf das Gedächtniß beruht. Auch wenn wir es erst anzuschauen beginnen, kommen wir schnell zu einer festen Vorstellung von dem Ganzen, welche uns in den Stand setzt, die Ueberschau und Betrachtung des Einzelnen in ruhiger und behaglicher Weise fortzusetzen, indem wir uns fortdauernd über den Zusammenhang mit dem Ganzen wohl orientirt fühlen.

Jetzt sind wir zu dem Punkte gelangt, wo die Wege des Forschers und des Künstlers sich zu trennen beginnen. Daß das Gedächtniß des Künstlers für diejenigen Erscheinungen, die ihn interessiren, feiner und treuer ist, namentlich auch in Bezug auf die Einzelheiten der Erscheinung, als bei der Mehrzahl anderer Menschen, zeigt sich in unzähligen Beispielen. Ein Landschaftsmaler muß das Bild schnell schwindender Beleuchtungen, vorübergehender Witterungserscheinungen in treuer Erinnerung festhalten können; ebenso die Mondbeleuchtung, bei der er nicht malen kann, die rollenden Wogen des Meeres, die keinen Augenblick stillhalten, um uns deren Bild mit unzähligen Einzelheiten auf die Leinwand hinzuzaubern. Was er im Moment durch flüchtige Skizzen einiger Einzelheiten festhalten kann, ist doch sehr dürftig. Der Hauptsache nach wird er sich durchaus auf sein Erinnerungsbild von dem Gesehenen verlassen müssen.

Digitized by Google

Am staunenswerthesten erscheint uns das Gedächtniß der Musiker, die, ohne Noten vor sich zu haben, zahllose Compositionen auf ihrem Instrumente vorzutragen wissen; noch staunenswerther das der Dirigenten, die ohne Partitur zahllose Symphonien zu dirigiren im Stande sind, deren einzelne Notenköpfe nach Millionen zählen würden. Aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß, was sie im Kopfe haben, durchaus nicht die Noten und die Zahlen der Pausen sind, sondern ganz allein die musikalischen Phrasen des Musikstückes, deren Folge und Verkettung mit Einschluß des Wechsels der Klangfarben, und daß sie nur im Stande sind, mit großer Sicherheit und Schnelligkeit das, was sie hören wollen, soweit in das Bild der Partitur zurückzuübersetzen, als nöthig ist, um ihren Musikern die richtigen Winke zu geben.

Für wissenschaftliche Arbeit hat ein weitreichendes treues Gedächtniß nicht dieselbe Wichtigkeit, wie für die künstlerische. Denn was wir in Worte fassen können, das können wir auch durch die Schrift fixiren. Nur der erste erfinderische Gedanke, der der Wortfassung vorausgehen muß, wird bei beiden Arten der Thätigkeit immer in derselben Weise sich bilden und auftauchen müssen; und zwar kann das zunächst immer nur in einer der künstlerischen Anschauung analogen Weise, als Ahnung neuer Gesetzmäßigkeit geschehen. Eine solche besteht in der Auffindung bisher unbekannter Aehnlichkeit in der Abfolge gewisser Phänomene in einer Gruppe von typisch übereinstimmenden Fällen. Das Vermögen, bisher ungeahnte Aehnlichkeiten zu entdecken, nennen wir Witz. Unsere Altvordern brauchten dieses Wort auch im ernsten Sinne. Immer bezeichnet es eine plötzlich auftauchende Einsicht, die man nicht methodisch durch Nachdenken erreichen kann, sondern die wie ein plötzliches Glück erscheint.

In ältester lateinischer Bezeichnung ist deshalb der Name des Dichters mit dem des Sehers identisch. Die plötzlich auftauchende Einsicht wird als Divination, als eine Art göttlicher Eingebung bezeichnet.

Gelegentlich kann auch ein günstiger Zufall zu Hülfe kommen und eine unbekannte Beziehung enthüllen; aber der Zufall wird schwerlich benutzt werden, wenn der, der ihm begegnet, in seinem Kopfe nicht schon hinreichendes Material von Anschauungen gesammelt hat, um ihm die Ueberzeugung von der Richtigkeit des Geahnten zu geben. Goethe's Erzählung von der Entdeckung der Wirbelstructur des Schädels, bei Gelegenheit des zerfallenen Schafschädels, den er im Sande des Lido von Venedig fand, scheint mir typisch für diese Art von Entdeckungen. Auch erwähnt er sie in der einen Version seiner Erzählung als erste Entdeckung, in der andern nur als Bestätigung früher erkannter Wahrheit[1]).

Uebrigens habe ich Ihnen nun die Gründe für meine Ueberzeugung von der Verwandtschaft zwischen Wissenschaft und Kunst dargelegt, und wir wollen uns der besonderen Thätigkeit Goethe's zuwenden.

Goethe war nicht der einzige Künstler, der gleichzeitig wissenschaftliche Forschungen betrieb; um nur einen Andern anzuführen, nenne ich Ihnen Lionardo da Vinci, der sich aber mehr praktischen Fragen der Ingenieurwissenschaft und der Optik zuwandte, und darin weitvorausschauende Einsicht entfaltete.

Dasjenige Gebiet, in welchem sich Goethe den größten Ruhm erworben

[1]) Die eine 1823. Morphologie II, 1, 50. Die andere in den Annalen zu 1790.

Digitized by Google

hat und wo seine Verdienste am leichtesten und deutlichsten einzusehen sind, ist das der thierischen und pflanzlichen Morphologie. Hier gelang es ihm, die feste Ueberzeugung zu gewinnen, daß der Körperbildung der verschiedenen Thier- und Pflanzenformen ein gemeinsamer Bauplan, bis in scheinbar unbedeutende Einzelheiten hinein durchaus folgerichtig durchgeführt, zu Grunde liege. Es war dies eine Aufgabe, die der künstlerischen Auffassung besonders nahe lag, und bei der es schon ein Gewinn war, wenn auch nur dieser Standpunkt, der dem der künstlerischen Anschauung entspricht, zunächst erreicht und festgehalten wurde. Die wissenschaftlichen Anatomen und Zoologen jener Zeit waren durch ein Vorurtheil, nämlich durch den Glauben an die Unabänderlichkeit der organischen Arten verhindert, in der von Goethe eingeschlagenen Richtung zu suchen und auf seine Anschauungen, als er sie ihnen vortrug, einzugehen. Uebrigens weiß er selbst ebenso wenig zu sagen, welche Bedeutung oder welchen Ursprung diese Uebereinstimmung der Formen haben könnte. Bezeichnend sagt er darüber[1]):

„Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Räthsel. O könnt ich Dir liebliche Freundin,
Ueberliefern zugleich glücklich das lösende Wort!"

Erst Darwin hat das lösende Wort gefunden, indem er sich von dem erwähnten Vorurtheil seiner Vorgänger frei machte und auf die schon längst an zahlreichen Beispielen bekannte Umbildungsfähigkeit der Arten unter der Hand des Menschen, wenn er Racen züchtet, hinwies und dann zeigte, daß auch auf die wildlebenden Thiere Bedingungen ähnlicher Art, wie sie absichtlich der Züchter setzt, einwirken und eine erbliche Umformung der Thierformen in der Reihe der Generationen bewirken können. Ich glaube, daß ich dieses Thema in dieser Versammlung nicht weiter auszuführen brauche; es hängt mit einer der größten Umwälzungen der Biologie zusammen, die die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt hat und eben deshalb in den Kreisen aller Gebildeten viel und eingehend besprochen worden ist. Ich stehe um so mehr davon ab, als an der Universität dieses Landes einer der thätigsten und ideenreichsten Vertreter der Entwicklungslehre wirksam ist. Auch Goethe's Thätigkeit in dieser Richtung ist vielfach und ins Einzelne gehend besprochen worden; zuletzt noch hat uns in dem jüngst erschienenen Bande des Goethe-Jahrbuch Herr Prof. K. Bardeleben eine Schilderung von der Arbeitsamkeit des Dichters in dieser Richtung gegeben.

Nach einer anderen Seite naturwissenschaftlicher Forschung hin waren seine Bestrebungen weniger glücklich, nämlich in der Farbenlehre. Ausführlichen Bericht über die Gründe seines Scheiterns habe ich schon in meinem älteren Aufsatz über Goethe's naturwissenschaftliche Arbeiten gegeben. Sie lagen wesentlich darin, daß er mit den verhältnißmäßig unvollkommenen Apparaten, die er in Händen hatte, die entscheidenden Thatsachen nicht hat beobachten können. Er hat niemals vollständig gereinigtes einfaches farbiges Licht vor Augen gehabt und wollte deshalb nicht an dessen Existenz glauben. An dieser Schwierigkeit der vollständigen Reinigung der einfachen spectralen Farben sind Männer, wie Sir David Brewster gescheitert, der viel erfahrener und gewandter in optischen Versuchen war als Goethe und mit den besten Instrumenten ausgerüstet. Auch

[1]) Gedicht: Die Metamorphose der Pflanzen.

Digitized by Google

dieser hat eine falsche Farbentheorie aufgestellt, in der er wie Goethe behauptete, daß nicht die verschiedene Brechbarkeit der Lichtstrahlen die Farben des prismatischen Bildes bestimme, sondern, daß es drei verschiedene Arten von Licht gäbe, rothes, gelbes, blaues, deren jedes aber mit allen Graden der Brechbarkeit vorkäme. Brewster wurde getäuscht dadurch, daß er die in der That nie fehlende Trübung der durchsichtigen Körper, auf welche Goethe seine ganze Theorie gebaut hatte, nicht kannte, und das durch diese Trübung über das Gesichtsfeld des Beobachters ausgegossene falsche Licht übersah.

Gerade dadurch, daß ich den von Brewster beschriebenen Erscheinungen nachspürte, die mit Newton's Theorie in Widerspruch zu stehen schienen, wurde ich veranlaßt eine noch sorgfältigere Reinigung des farbigen Lichtes zu verwenden, als sie Newton, Goethe und Brewster je gekannt hatten. Ich erreichte schließlich mein Ziel, aber nicht ohne Mühe, und weiß daher aus eigener Erfahrung, wie wenig es sich ziemen würde, wollte ich Ihnen hier eine ausführliche Auseinandersetzung der Mangelhaftigkeit von Goethe's Experimenten, den übersehenen Fehlerquellen, den Mißverständnissen Newton'scher Sätze u. s. w. geben, um so weniger, als ein höchst bedeutsamer Kern neuer Einsicht auch in diesem verunglückten Bestreben des Dichters verborgen liegt.

Er erklärt es für seine feste Ueberzeugung, daß man in jedem Zweige der Physik ein „Urphänomen" zu suchen habe, um darauf alle übrige Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zurückzuleiten. Der Gegensatz, der ihn abstößt, ist gegen die Abstractionen anschauungsleerer Begriffe gerichtet, mit denen die theoretische Physik damals zu rechnen gewohnt war. Materien — ihrem reinen Begriff nach ohne Kräfte, also auch ohne Eigenschaften —, und doch wieder in jedem speciellen Beispiele Träger von ihnen einwohnenden Kräften. Die Kräfte selbst aber, wenn man sie sich losgelöst denken will von der Materie, eine vorgestellte Fähigkeit zu wirken, und doch ohne Angriffspunkte für irgend eine Wirkung. Mit solchen übersinnlichen, unausdenkbaren Abstractionen wollte er nichts zu thun haben, und man muß zugeben, daß sein Widerspruch nicht unberechtigt war und daß diese Abstractionen, wenn sie auch von den großen theoretischen Physikern des 17. und 18. Jahrhunderts durchaus widerspruchslos und sinngemäß gebraucht wurden, doch den Keim zu den wüstesten Mißverständnissen enthielten, die auch gelegentlich bei verwirrten und abergläubischen Köpfen sich laut machten. Namentlich bei den Anhängern des thierischen Magnetismus und auch in der Lehre von der Lebenskraft haben die von der Materie losgelösten Kräfte eine verhängnißvolle Rolle gespielt.

In dieser Beziehung aber hat gegenwärtig die theoretische Physik schon ganz die Wege eingeschlagen, auf die Goethe sie führen wollte. Der unmittelbare historische Zusammenhang mit dem von ihm ausgegangenen Anstoße ist leider durch seine unrichtige Interpretation des von ihm gewählten Beispiels und die darauffolgende erbitterte Polemik gegen die Physiker unterbrochen worden. Es ist sehr zu bedauern, daß er zu jener Zeit die von Huyghens schon aufgestellte Undulationstheorie des Lichtes nicht gekannt hat; diese würde ihm ein viel richtigeres und anschaulicheres „Urphänomen" an die Hand gegeben haben, als der dazu kaum geeignete und sehr verwickelte Vorgang, den er sich in den Farben trüber Medien zu diesem Ende wählte. In der äußeren Natur freilich nehmen

Digitized by Google

diese einen großen Raum ein, da zu ihnen das Blau des Himmels und das Abendroth gehören.

Newton's Corpusculartheorie des Lichts hatte in der That manche schwerfällige und künstliche Voraussetzungen zu machen, namentlich für die Erklärung der damals eben entdeckten Polarisation und Interferenz des Lichtes, und ist deshalb auch von den Physikern jetzt ganz verlassen worden, die sich vielmehr allgemein der Undulationstheorie von Huyghens zuwandten.

Die mathematische Physik empfing den Anstoß zu dem besprochenen Fortschritt ohne erkennbaren Einfluß von Goethe hauptsächlich durch Faraday, der ein ungelehrter Autodidact war und wie Goethe ein Feind der abstracten Begriffe, mit denen er nicht umzugehen wußte. Seine ganze Auffassung der Physik beruhte auf Anschauung der Phänomene, und auch er suchte aus den Erklärungen derselben Alles fern zu halten, was nicht unmittelbarer Ausdruck beobachteter Thatsachen war. Vielleicht hing Faraday's wunderbare Spürkraft in der Auffindung neuer Phänomene mit dieser Unbefangenheit und Freiheit von theoretischen Vorurtheilen der bisherigen Wissenschaft zusammen. Jedenfalls war die Zahl und Wichtigkeit seiner Entdeckungen wohl geeignet, auch Andere, zunächst die fähigsten unter seinen Landsleuten in dieselbe Bahn zu lenken; bald folgten auch deutsche Forscher derselben Richtung. G. Kirchhoff beginnt sein Lehrbuch der Mechanik mit der Erklärung: Die Aufgabe der Mechanik ist: „die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben." Was Kirchhoff hier unter der „einfachsten Weise" der Beschreibung versteht, dürfte meines Erachtens nicht weit von dem Goethe'schen Urphänomen abliegen.

Uebrigens waren auch gerade die hervorragendsten unter den älteren mathematischen Physikern nicht so entfernt von derselben Auffassung. Newton und seine Zeitgenossen fanden große Schwierigkeit darin, sich Fernkräfte vorzustellen, welche durch den leeren Raum wirkten, gerade so wie neuerdings Faraday und seine Schüler gegen dieselbe Vorstellung Widerspruch erhoben und die elektrischmagnetischen Fernkräfte wirklich aus der Physik entfernt haben.

Andererseits ist es gar nicht schwer das Grundgesetz für die Bewegung der Himmelskörper in der von Goethe verlangten Weise als Urphänomen auszusprechen, so daß darin nur von beobachtbaren Thatsachen die Rede ist, nämlich so: „Wenn schwere Massen gleichzeitig im Raume vorhanden sind, erleidet jede einzelne von ihnen fortdauernd eine Beschleunigung ihrer Bewegung nach jeder anderen hin, deren Größe in der von Newton angegebenen Weise von den Massen und ihren gegenseitigen Entfernungen abhängt." Dabei ist vorausgesetzt, daß der Begriff der Beschleunigung schon erklärt ist, und auch welchen Sinn man dem gleichzeitigen Bestehen mehrerer Beschleunigungen und Geschwindigkeiten von verschiedener Richtung beizulegen habe. Massen, ihre Geschwindigkeiten und Beschleunigungen sind beobachtbare und meßbare Erscheinungen. Nur von solchen ist in dem ausgesprochenen Satze die Rede. Und doch enthält derselbe in sich den Keim, aus welchem der ganze Theil der Astronomie, der die Bewegungen der Gestirne berechnet, sich vollständig entwickeln läßt. Sie sehen aber auch gleich, wie schwerfällig und weitläufig eine solche Form meistens ausfällt.

Newton selbst sprach seine fundamentale Conception des Gravitations-

Digitized by Google

gesetzes in einer Form aus, die das, was über die Phänomene hinausgeht, nur als „Gleichniß" einführt. Die Himmelskörper bewegen sich nach ihm so, als ob sie durch eine Anziehungskraft der angeführten Größe gegen einander hingezogen würden. Goethe braucht das Wort „Gleichniß" ebenfalls in ähnlicher Weise, und zwar in lobendem Sinne, wo er in der Geschichte der Farbenlehre die Meinungen des englischen Mönches Roger Baco auseinandersetzt, dabei fällt allerdings noch einiges Gewicht auf die alte scholastische Voraussetzung einer Gleichartigkeit zwischen Ursache und Wirkung, welche die neuere Naturwissenschaft nicht mehr anerkennt.

Bei Schiller liegt die Einsicht, daß es sich um das Gesetz handle, klar vor:

Der Weise
Sieht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern[1]),
Suchet den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.

Das Naturgesetz hat nun freilich noch eine andere Bedeutung uns Menschen gegenüber; es ist nicht nur ein Leitfaden für unseren beobachtenden Verstand; es beherrscht auch den Ablauf aller Vorgänge in der Natur, ohne daß wir darauf zu achten, es zu wünschen oder zu wollen brauchen, ja leider oft genug auch gegen unser Wünschen und Wollen. Wir müssen es also als Aeußerungsweise einer Macht anerkennen, die in jedem Augenblicke, wo die Bedingungen für ihre Wirksamkeit eintreten, zu wirken bereit ist. In diesem Sinne bezeichnen wir es als Kraft, und da diese Kraft eben in jedem Augenblicke als wirkungsbereit und wirkungsfähig sich bewährt, schreiben wir ihr dauernde Existenz zu. Darauf beruht meines Erachtens auch die Bezeichnung der Kraft als Ursache der Veränderungen, die unter ihrem Einfluß vorgehen; sie ist das hinter dem Wechsel der Erscheinungen verborgene Bleibende. Die Bezeichnung Sache entspricht ihrem Sinne nach dem lateinischen res, von dem die Termini „real" und „Realität" abgeleitet sind; sie bezeichnet hier das Dauernde, Wirksame.

Alle diese Umbildungen des Begriffs haben ihre volle Berechtigung, insoweit sie bestimmte, der Beobachtung zugängliche Verhältnisse von Thatsachen bezeichnen; und, richtig gebraucht, den großen Vorzug, daß die abstracte Bezeichnungsform einen viel kürzeren sprachlichen Ausdruck zuläßt, als die in Bedingungssätzen entwickelte Beschreibung des Urphänomens. Daß übrigens der Gebrauch abstracter Begriffe im Munde unverständiger Leute, die den ursprünglichen Sinn nicht mehr kennen, zum abenteuerlichsten Unsinn auswachsen kann, ist ja nicht nur der theoretischen Physik eigenthümlich.

Natürlich wäre es eine Täuschung, zu glauben, daß durch diese abstracten Umformungen eine tiefere Einsicht in das Wesen der Sache gewonnen sei. Goethe sagt in den Sprüchen in Prosa: „Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es ist ein großer Unterschied, ob ich mich an die Grenzen der Menschheit resignire, oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornirten Individuums."

[1]) Im Gedicht: „Der Spaziergang". Die mittlere Strophe bezieht sich unzweifelhaft auf Loder's Sammlung von Mißgeburten in der Anatomie zu Jena. Loder wies deren Zusammenhang mit dem normalen Typus nach.

Digitized by Google

Und weiter:

„Das unmittelbare Gewahrwerden von Urphänomenen versetzt uns in eine Art von Angst. Wir fühlen unsere Unzulänglichkeit; nur durch das ewige Spiel der Empirie belebt, erfreuen sie uns.“

Indem wir in diesem Punkte dem gesunden Gefühl des Dichters und seiner tiefen Einsicht die höchste Anerkennung schenken müssen, dürfen wir doch andererseits nicht übergehen, wie das, was der Dichter in der Farbenlehre zu erreichen gesucht hat, gewisse Lücken zeigt, die die wissenschaftliche Behandlung dieses Gebiets nicht hätte stehen lassen dürfen. Er setzt in seiner Farbenlehre vielfach und ausführlich auseinander, wie nach seiner Meinung blaues oder gelbes Licht entstehe. Dabei sind es immer die Bilder heller oder dunkler Flächen, mit denen er operirt. Diese Bilder haben sich seiner Meinung nach gegen einander verschoben, das Licht des einen soll durch das andere hindurchgehen, letzteres als trübes Medium auf das durchgehende Licht wirken (was, nebenbei gesagt, eine harte Zumuthung an die Phantasie des Lesers ist). Aber er setzt nirgends auseinander, wie denn nun blaues und gelbes Licht nach seiner Vorstellung von einander unterschieden sein sollen. Ihm genügt die Angabe, daß beide etwas Schattiges bei ihrem Durchgang durch die Körper erhalten hätten, aber er hält sich offenbar nicht für verpflichtet, anzugeben, wodurch das Schattige im Blau sich von dem im Gelb, und beide von dem in der Mischung beider, die er als Grün betrachtet, unterscheide. Und gerade in dieser Beziehung gibt Newton's und noch mehr Huyghen's Undulationstheorie die bestimmtesten Definitionen, die durch die schärfsten Messungen in jeder Weise bestätigt worden sind, und schließlich zu astronomischen Bestimmungen der Bahnelemente fernster Doppelsterne geführt haben, auf die man nie hoffen zu dürfen geglaubt hatte. Es ist die Anzahl der Lichtschwingungen in gleicher Zeit, welche die Farbe bestimmt, sowie andererseits die Anzahl der Tonschwingungen in gleicher Zeit die Tonhöhe bestimmt.

Offenbar ist ihm das optische Bild, was ihm die Anschauung eines bestimmt geformten körperlichen Gegenstandes oder Feldes hervorruft, das letzte anschaulich Vorstellbare und damit die Grenze seines Interesses gewesen. Die Mittel, durch welche eine solche sinnliche Anschauung gewonnen wird, traten dagegen zurück; ebenso wenig spricht er sich bestimmt darüber aus, wie er sich das Verhältniß der Empfindungen, die in dem sehenden Auge hervorgerufen werden, zu dem objectiven Agens denkt, dem Lichte, dessen Anwesenheit und Art durch die Empfindung angezeigt wird.

Doch sind ihm diese Fragen durch seine Freunde nahe gelegt worden. Er berichtet[1]), daß er auf deren Drängen Kant studirt, und in der Kritik der Urtheilskraft in der That viel Anregendes gefunden habe, wo er mit Schiller sich eng berührte, während er sich mit der Kritik der reinen Vernunft offenbar nicht recht befreunden konnte. „Ich gab allen Freunden vollkommen Beifall, die mit Kant behaupteten, wenn gleich alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung angehe, so entspringe sie darum doch nicht alle aus der Erfahrung.“ „Der Eingang war es, der mir gefiel, ins Labyrinth konnte ich mich nicht wagen; bald hinderte mich die Dichtungsgabe, bald der Menschenverstand, und ich fühlte mich nirgends gebessert.“ Den ästhetischen Eindruck, den ihm

[1]) Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen. Einwirkung der neueren Philosophie.

Digitized by Google

„Kant's Welt der Dinge an sich" machte, hat er unverkennbar bei Gelegenheit von Faust's Reise zu den „Müttern" geschildert mit leiser Ironie:

„Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit."

„Nichts wirst Du sehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören, den Du thust,
Nichts Festes finden, wo Du ruhst."

Nun hat die physiologische Untersuchung der Sinnesorgane und ihrer Thätigkeit schließlich Ergebnisse gezeitigt, die in den wesentlichsten Punkten (so weit ich selbst wenigstens sie für wesentlich halte) mit Kant zusammenstimmen, ja die greifbarsten Analogien mit Kant's transcendentaler Aesthetik schon im physiologischen Gebiete geben. Aber auch von naturwissenschaftlichem Standpunkte aus mußte Widerspruch erhoben werden gegen die Grenzlinie, welche Kant zwischen den Thatsachen der Erfahrung und den a priori gegebenen Formen der Anschauung gezogen hat, und bei der geforderten neuen Absteckung der Grenze, wobei namentlich die fundamentalen Sätze der Raumlehre unter die Erfahrungsthatsachen rücken, dürften wir vielleicht erwarten, daß auch Goethe sich nicht mehr durch das, was er den „Menschenverstand" nennt, gehindert fühlen würde, sich anzuschließen.

Solche Formen der Anschauung, wie sie Kant für den ganzen Umfang unseres Vorstellungsgebietes nachzuweisen sucht, gibt es auch für die Wahrnehmungen der einzelnen Sinne.

Der Sehnerv empfindet Alles, was er überhaupt empfindet, in der Form von Lichterscheinungen im Sehfelde. Es braucht nicht äußeres Licht zu sein, was ihn erregt. Auch ein Stoß oder Druck auf das Auge, eine Zerrung der Netzhaut bei schneller Bewegung des Auges, Elektricität, die den Kopf durchfließt, veränderter Blutdruck erregen in ihm Empfindung; aber in allen diesen Fällen ist die erregte Empfindung immer nur Lichtempfindung und macht im Gesichtsfeld ganz denselben Eindruck, als rührte sie von einem äußeren Lichte her. Stoß, Druck, Zerrung, elektrische Strömung können aber auch die Haut erregen, wir fühlen sie dann als Tastempfindungen; ja dieselben Sonnenstrahlen, welche dem Auge als Licht erscheinen, erregen in der Haut die Empfindung von Wärmestrahlung. Durch elektrische Ströme erregen wir auch Geschmack oder Gehörempfindungen, je nachdem sie die Zunge oder das Ohr treffen.

Daraus also folgt der in neuerer Zeit viel besprochene Satz, daß gerade die eingreifendsten Unterschiede unserer Empfindungen gar nicht von dem Erregungsmittel, sondern nur von dem Sinnesorgan, welches erregt worden ist, abhängen. Wir erkennen die tief einschneidende Natur der bezeichneten Unterschiede an, indem wir von fünf verschiedenen Sinnen des Menschen reden. Zwischen Empfindungen verschiedener Sinne ist nicht einmal eine Vergleichung möglich, nicht einmal ein Verhältniß der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit. Daß wir ein Object als farbiges Gesichtsbild sehen, hängt nur vom Auge ab; in welcher besonderen Farbe wir es aber sehen, allerdings auch von der Art des Lichtes, das es uns zusendet. Dies Gesetz ist von Johannes Müller, dem Physiologen, nachgewiesen worden und als das Gesetz der specifischen Sinnesenergien bezeichnet. Aber auch die im Einzelnen weiter geführten Vergleiche der Qualitäten der Em-

Digitized by Google

pfindungen je eines Sinnes mit den Qualitäten der einwirkenden Reizmittel lassen erkennen, daß Gleichheit des Farbeneindrucks bei den verschiedensten Lichtmischungen vorkommen kann und gar nicht mit der Gleichheit irgend welcher anderen physikalischen Wirkung des Lichts zusammenfällt.

Ich habe deshalb die Beziehung zwischen der Empfindung und ihrem Objecte so formuliren zu müssen geglaubt, daß ich die Empfindung nur für ein Zeichen von der Einwirkung des Objectes erklärte. Zum Wesen eines Zeichens gehört nur, daß für das gleiche Object immer dasselbe Zeichen gegeben werde. Uebrigens ist gar keine Art von Aehnlichkeit zwischen ihm und seinem Object nöthig, ebenso wenig wie zwischen dem gesprochenen Worte und dem Gegenstand, den wir dadurch bezeichnen.

Wir können die Sinneseindrücke nicht einmal Bilder nennen; denn ein Bild bildet Gleiches durch Gleiches ab. In einer Statue geben wir Körperform durch Körperform, in einer Zeichnung den perspectivischen Anblick des Objects durch den gleichen des Bildes, in einem Gemälde Farbe durch Farbe wieder.

Nur in Bezug auf den zeitlichen Verlauf können die Empfindungen Bilder des Verlaufs der Ereignisse sein (Correctionen vorbehalten). Unter die Bestimmungen des zeitlichen Verlaufs fällt die Zahl. In diesen Beziehungen leisten sie also in der That mehr, als bloße Zeichen thun würden.

Von den subjectiven Empfindungen des Auges hat Goethe ziemlich viel gewußt, einige selbst entdeckt, die Lehre von den specifischen Energien der Sinne hat er höchstens in unvollkommener Entwickelung durch A. Schopenhauer kennen gelernt. Was bei Kant oder dem älteren Fichte darauf hinführen konnte, hat er abgelehnt, weil es mit anderen, für ihn unannehmbaren Behauptungen zusammenhing. Wie müssen wir nun staunen, wenn wir am Schluß des Faust den Zustand der seligen Geister, die die ewige Wahrheit von Angesicht zu Angesicht schauen, in den Worten des Chorus mysticus also geschildert finden:

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß,"

d. h. was in der Zeit geschieht, und was wir durch die Sinne wahrnehmen, das kennen wir nur im Gleichniß. Ich wüßte das Schlußergebniß unserer physiologischen Erkenntnißlehre kaum prägnanter auszusprechen.

„Das Unzulängliche, hier wird's Ereigniß."

Alle Kenntniß der Naturgesetze ist inductiv, keine Induction ist je absolut fertig. Wir fühlen nach dem oben angeführten Bekenntniß des Dichters unsere Unzulänglichkeit zu tieferem Eindringen in einer Art von Angst. Das eintretende Ereigniß erst berechtigt die Ergebnisse irdischen Denkens.

„Das Unbeschreibliche, hier ist's gethan."

Das Unbeschreibliche, d. h. das, was nicht in Worte zu fassen ist, kennen wir nur in der Form der künstlerischen Darstellung, nur im Bilde. Für die Seligen wird es Wirklichkeit.

Damit sind unsere erkenntnißtheoretischen Gesichtspunkte zu Ende. Die Schlußstrophe wendet sich in ein höheres Gebiet. Sie zielt auf die Erhebung aller geistigen Thätigkeit im Dienste der Menschheit und des sittlichen Ideals, welches durch das Ewig-Weibliche symbolisirt ist..

Digitized by Google

Je tiefer wir in die innerste Werkstatt der Gedanken des Dichters einzudringen suchen, desto schwächer werden die von ihm selbst gegebenen Spuren, denen wir zu folgen haben. Indessen wenn uns unser eigener Weg schließlich zu demselben Ziel geführt hat wie ihn, so müssen wir es doch wohl anmerken, auch wo die Zwischenglieder fehlen und der Zusammenhang zweifelhaft erscheinen kann.

Faust rettet sich aus dem unbefriedigten Zustande des in sich selbst gewendeten Wissens und Grübelns, wo er nicht zum sicheren Besitz der Wahrheit zu kommen hoffen darf und die Wirklichkeit nicht zu erfassen weiß zur That. Ehe er noch den Pakt mit Mephistopheles gemacht hat, führt ihn Goethe vor, offenbar mit der Absicht, die spätere Entwicklung des zweiten Theils vorzubereiten, in der (später hinzugefügten) Scene, wo er das Johannes-Evangelium zu übersetzen unternimmt. Er stößt auf den viel erörterten Begriff des Logos: „Im Anfang war das Wort". Das Wort ist nur Zeichen seines Sinnes, dieser muß gemeint sein; der Sinn eines Wortes ist ein Begriff, oder wenn es sich auf Geschehendes bezieht, ein Naturgesetz, welches, wie wir gesehen, wenn es als Dauerndes, Wirksames aufgefaßt wird, als Kraft zu bezeichnen ist. So liegt in diesem Uebergange vom Wort zum Sinn und zur Kraft, den Faust in seinen Uebersetzungsversuchen macht, zunächst eine zusammenhängende Weiterbildung des Begriffes. Aber auch die Kraft genügt ihm nicht, er macht nun einen entschiedenen Gedankensprung:

„Mir hilft der Geist, auf einmal seh ich Rath
Und schreib getrost: Im Anfang war die That."

Die Stelle des Evangelium bezieht sich allerdings auf die Urzustände des schöpferischen Geistes, aber Faust sucht nach eigener Beruhigung und findet eine Hoffnung dafür in diesem Gedanken, der den teuflischen Pudel mit gesteigertem Mißbehagen füllt, weil er sein Opfer eine rettende Spur finden sieht. Ich glaube also nicht, daß Goethe uns Faust hier nur durch das theoretische Interesse an dem Act der Weltschöpfung bewegt, vorführen wollte, sondern mehr noch durch seinen subjectiven Durst nach den Wegen zur Wahrheit.

Das erkenntniß-theoretische Gegenbild dieser Scene liegt nun darin, daß die Bemühungen der philosophischen Schulen die Ueberzeugung von der Existenz der Wirklichkeit zu begründen, erfolglos bleiben mußten, so lange sie nur vom passiven Beobachten der Außenwelt ausgingen. Sie kamen nicht heraus aus ihrer Welt von Gleichnissen; sie erkannten nicht, daß die durch den Willen gesetzten Handlungen des Menschen einen unentbehrlichen Theil unserer Erkenntnißquellen bildeten. Wir haben gesehen, unsere Sinneseindrücke sind nur eine Zeichensprache, die uns von der Außenwelt berichtet. Wir Menschen müssen erst lernen, dieses Zeichensystem zu verstehen, und das geschieht, indem wir den Erfolg unserer Handlungen beobachten und dadurch unterscheiden lernen, welche Aenderungen in unseren Sinneseindrücken unseren Willensacten folgen, welche andere unabhängig vom Willen eintreten.

Daß und wie wir dadurch zur Kenntniß der Wirklichkeit gelangen, habe ich anderwärts auseinandergesetzt[1]). Hier würde es uns zu weit in abstracteste

[1]) S. meine „Vorträge und Reden" Bd. II: „Die Thatsachen in der Wahrnehmung".

Digitized by Google

Gedankenkreise führen; es genüge das Factum, daß auch die auf die Physiologie der Sinne gestützte Erkenntnißlehre den Menschen anweisen muß, zur That zu schreiten, um der Wirklichkeit sicher zu werden.

Erwähnen muß ich noch eine andre allegorische Figur Goethe's, nämlich den Erdgeist im Faust, auf den ich schon bei früherer Gelegenheit hingewiesen habe. Seine Worte, in denen er sein eigenes Wesen schildert, passen so vollständig auf eine andre neuste Conception der Naturwissenschaft, daß man sich schwer von dem Gedanken losreißen kann, sie sei gemeint. Der Geist sagt:

In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Wehe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Nun wissen wir jetzt, daß der Welt ein unzerstörbarer und unvermehrbarer Vorrath von Energie oder wirkungsfähiger Triebkraft einwohnt, der in den mannigfachsten, immer wechselnden Formen erscheinen kann, bald als gehobenes Gewicht, bald im Schwunge bewegter Massen, bald als Wärme oder chemische Verwandtschaft u. s. w., der in diesem Wechsel das Wirkende in jeder Wirkung bildet sowohl im Reiche der lebenden Wesen, wie der leblosen Körper.

Die Keime zu dieser Einsicht in die Constanz des Werthes der Energie waren schon im vorigen Jahrhundert vorhanden, und konnten Goethe wohl bekannt sein. Die Vergleichung mit gleichzeitigen Aufsätzen von ihm (die Natur 1780) legt vielleicht den Gedanken näher, daß der Erdgeist Vertreter des organischen Lebens auf der Erde sein solle, wozu freilich die Worte „Ein glühend Leben" schlecht passen. Beide Auffassungen widersprechen sich nicht nothwendig, da sowohl R. Mayer als ich selbst zu der Verallgemeinerung des Gesetzes von der Constanz der Energie gerade durch Betrachtungen über den allgemeinen Charakter der Lebensvorgänge geführt worden sind.

Freilich können wir den constanten Energievorrath jetzt nicht mehr auf die Erde beschränken, sondern müßten wenigstens die Sonne hinzunehmen. Indessen braucht eine Ahnung des Dichters nicht in allen Einzelheiten genau zu sein.

Als Schlußresultat dürfen wir wohl das Ergebniß unserer Betrachtungen dahin zusammenfassen: Wo es sich um Aufgaben handelt, die durch die in Anschauungsbildern sich ergebenden dichterischen Divinationen gelöst werden können, hat sich der Dichter der höchsten Leistungen fähig gezeigt, wo nur die bewußt durchgeführte inductive Methode hätte helfen können, ist er gescheitert. Aber wiederum wo es sich um die höchsten Fragen über das Verhältniß der Vernunft zur Wirklichkeit handelt, schützt ihn sein gesundes Festhalten an der Wirklichkeit vor Irrgängen und leitet ihn sicher zu Einsichten, die bis an die Grenzen menschlicher Vernunft reichen.

Digitized by Google

Entwicklung und Bedeutung der Volksbibliotheken.

Von

Prof. E. Reyer.

Will man die großartige Bedeutung, welche die Volksbüchereien für die Cultur haben, richtig würdigen, so empfiehlt es sich, die altberühmten Bibliotheken zum Vergleiche heranzuziehen und die historische Entfaltung beider Typen zu betrachten.

Die Mittelmeerländer besaßen schon im Alterthume Bibliotheken mit mehreren 100 000 Manuscripten, welche ausschließlich den gelehrten Ständen dienstbar waren. Die christlichen Culturstaaten blieben in Bezug auf Menge und Werth des aufgespeicherten Materials weit hinter diesen erhabenen Vorbildern zurück.

Erst mit dem Buchdruck kam eine neue Aera für die Bibliotheken. Jeder bessere Hof und jede große geistliche oder gelehrte Corporation legte eine Bücherei an oder bereicherte die bestehenden Sammlungen im modernen Sinn.

Trotzdem blieben die meisten Büchereien nach heutigen Begriffen bescheiden. Im siebzehnten Jahrhundert besaßen die mitteleuropäischen Staaten keine Bibliothek mit 100 000 Bänden. Nur die Wiener Hofbibliothek und die Bibliothèque Mazarin zählten (um das Jahr 1660) 80 000 bez. 40 000 Vol.

Das neunzehnte Jahrhundert hat einen ungeahnten Aufschwung gebracht. Bei einem raschen Ueberblick fällt sogleich auf, daß der Schwerpunkt der Leistungen immer weiter gegen Westen wandert.

Um die Mitte der dreißiger Jahre hatten die zwei größten Bibliotheken jener Zeit (Paris und München) je $^1/_2$ Million Vol., die Bibliotheken von Wien, Berlin, Göttingen zählten $^1/_4$ Million, das britische Museum $^1/_5$ Million. Die bedeutendste Bücherei Amerikas (Cambridge) besaß damals erst 70 000 Bände.

Derzeit hat die Pariser Bibliothek etwa zwei Millionen, das britische Museum 1,7 Million (1891), und die amerikanischen Bibliotheken kommen mit Riesenschritten unseren ersten europäischen Instituten nach. Die Bibliothek von Washington hat bereits eine Million; sie hält in Bezug auf Nachschaffungen Schritt mit Paris und London. Es reihen sich dem Range nach an: die Münchener Staatsbibliothek mit 0,9 Million, die königl. Bibliothek von Berlin mit 800 000 Vol., dann folgen die Volksbibliothek von Boston mit 600 000, die Hofbibliothek von Wien und die Universitätsbibliothek von Göttingen mit 0,5 bez. 0,44 Million Vol.

Dem Leser wird der Stand einer solchen Bibliothek anschaulich, wenn er sich die Bücher in einer Reihe angeordnet denkt. Um eine Reihe von einer Million Bänden abzuschreiten, braucht man etwa vier Stunden.

Es wäre falsch, aus diesen Aufzählungen der größten Bibliotheken auf die Gesammtleistung der genannten Staaten zu schließen. Paris, London und Washington haben zwar die größten Büchereien, Deutschland besitzt aber weitaus die meisten namhaften

Digitized by Google

Bibliotheken (mit mindestens 100 000 Vol.). Im Jahre 1882 zählte man in Deutschland 45 große Bibliotheken. Frankreich, England und die Vereinigten Staaten besaßen zur selben Zeit nur zwölf bis fünfzehn große Bibliotheken und Oesterreich zählte deren sieben. Die genannten Staaten besaßen damals in ihren großen Bibliotheken je zwei bis fünf gegen elf Millionen Vol. in den großen deutschen Bibliotheken. Die jährlichen Ausgaben der großen Bibliotheken, welche ich hier zusammenstelle, vervollständigen das Bild. Die Liste zeigt, welch' hervorragende Bedeutung die Volksbibliotheken in der kurzen Zeit ihres Bestandes gewonnen haben.

Britisches Museum 1890	800 000	Mark
Public Library Boston 1890 . . .	670 000	"
Bibliothèque Nat. Paris	660 000	"
Königl. Bibliothek Berlin 1890 . . .	410 000	"
Public Library Chicago 1890 . . .	350 000	"
Public Library Manchester 1890 . .	240 000	"
Public Library Liverpool 1890 . . .	240 000	"

Es haben sich in kurzer Frist gewaltige Verschiebungen vollzogen. Die Wiener Hofbibliothek, welche noch im vorigen Jahrhundert den ersten Rang behauptete, ist weit zurückgeblieben, während die britische Bibliothek, die in den dreißiger Jahren noch unter der Berliner, Münchener, Wiener und Göttinger stand, heute die zweite Stelle einnimmt. Die Volksbibliothek von Boston, welche in den fünfziger Jahren gegründet wurde, ist heute eines der größten Institute.

Wie rasch sich das Bibliothekswesen jenseits des Oceans entfaltet, erhellt aus folgenden Daten: Im Zeitraume 1825—1850 wurden in den Vereinigten Staaten 550 Bibliotheken gegründet, 1850—1875 dagegen 2240. Im Jahre 1885 hatten die Vereinigten Staaten 5340 öffentliche Bibliotheken mit 20 Millionen Vol. Der kleine Staat Massachusetts allein zählte 570 Büchereien mit 3,6 Millionen Bänden, und seit dieser Zeit hat die Gründung neuer Institute in großartiger Weise zugenommen.

Die Communen haben in den letzten Decennien so bedeutende Mittel bewilligt und die reichen Bürger so großartige Stiftungen gemacht, daß viele amerikanische Städte uns bereits überflügelt haben. Berücksichtigt man die zwei größten Bibliotheken von Wien (Hof- und Universitätsbibliothek) und Boston (Public Library und Athenaeum), so findet man, daß auf einen Einwohner ersterer Stadt nicht ein Band, in Boston aber zwei Bände pro Einwohner entfallen. Die Verhältnißzahl für Boston steigt sogar auf vier, wenn wir die angrenzende Universitätsstadt Cambridge einbeziehen.

Beachtenswerth ist, daß Amerika sowie Deutschland seine Bibliotheken über das ganze Land vertheilt hat. Während um die Mitte unseres Jahrhunderts in den Metropolen mehrerer Staaten etwa der vierte Theil der Bücherschätze des betreffenden Reiches vereint war, besitzt die bedeutendste amerikanische Stadt doch nur wenige Procente des nationalen Büchervorrathes. Der Bücherbesitz ist in Amerika endemisch, gerade so wie die Journalistik.

Der jährliche Zuwachs beträgt in den drei größten Bibliotheken der Welt etwa je 50 000 Vol., dann folgt Oxford, die königliche Bibliothek von Berlin (30 000), die Volksbibliothek von Boston und Cambridge bei Boston, zwei Volksbibliotheken von Chicago u. s. w.

Ich begnüge mich, diese Daten vorzuführen, welche die relative Bedeutung der alten europäischen Institute und die der jungen Volksbibliotheken veranschaulichen, und bespreche im Folgenden die eminente Culturbedeutung der letzteren, welche vielfach noch nicht entsprechend gewürdigt wird.

Einige deutsche Städte gründeten schon im sechzehnten Jahrhundert communale Büchereien (Hamburg 1529), welche sich jedoch mit wenigen Ausnahmen nicht als lebensfähig erwiesen. Die bewilligten Gelder, das Personal und die Nachschaffungen waren unzulänglich. Ramsay's Leihbibliotheken versorgten in späterer Zeit die Bürger mit billigem und erwünschtem Lesestoff.

Digitized by Google

Erst in den Jahren 1848—1849 begann die große reformatorische Thätigkeit ziemlich gleichzeitig in England und Amerika. Manchester und Liverpool eröffneten ihre Volksbibliotheken im Jahre 1852. Dreißig Jahre später zählte Großbritannien hundert Volksbibliotheken; im Jahre 1890 hatten wenigstens vierzig Städte namhafte Volksbüchereien (mit über 100 000 Benützungen pro Jahr). Dreißig Städte mit fünf Millionen Einwohnern wiesen zehn Millionen Benützungen auf. Manchester hat unter der Leitung des Herrn C. W. Sutter den ersten Rang erreicht. Im Jahre 1890 wies die Bibliothek 1 560 000 Benützungen auf, weit mehr als das Britische Museum und die Bibliothèque Nationale verzeichnen.

In Deutschland begann die Bewegung wenige Jahre nach der englisch-amerikanischen Reform; die Ergebnisse lassen aber derzeit noch viel zu wünschen übrig. Dagegen hat Paris seit dem Jahre 1860 großartige Erfolge aufzuweisen. Im Jahre 1890 erzielten die Pariser Volksbibliotheken zwei Millionen Benützungen, während die gewaltige Bibliothèque Nationale auf zwei Millionen Bände nur 500 000 Benützungen in loco verzeichnet.

In Wien wurden binnen kurzer Zeit zehn Volksbibliotheken ins Leben gerufen, welche 220 000 Benützungen ausweisen. Obwohl die reichen Bürger bisher nur minimal beigetragen haben, obwohl die Commune nur 1200 Gulden Subvention bewilligt, entwickelten sich die Volksbibliotheken rasch. In der That hofft man, Berlin in dieser Beziehung nachzukommen, womit allerdings nicht gesagt sein soll, daß die Leistungen der Berliner Volksbibliotheken hervorragende seien.

Die Vorbilder, welche den Wienern sowohl als auch den Berlinern voranleuchten, liegen jenseits des Oceans. Englands Bibliotheken wurden charakterisirt. Blicken wir jetzt auf Amerika.

Dort übernahm (1848) Boston die Führung. Kaufmann Bates stiftete 50 000 Dollars, Schoolfield die gleiche Summe, Andere gaben 10—30 000 Dollars; die Stadt schrieb eine Steuer aus. Im Jahre 1882 besaß die Bibliothek 400 000 Bol. und 300 000 Broschüren; jetzt zählt sie 600 000 Vol. und gehört zu den ersten Bibliotheken der Welt. Schon im Jahre 1880 war das Personal der Bibliothek auf 140 Mann gestiegen; die Bücherei des britischen Museums verfügt über 145 Bedienstete, unsere größten deutschen Bibliotheken haben dagegen nur 20—50 Beamte!

Andere amerikanische Städte haben die Arbeit später, doch nicht minder erfolgreich aufgenommen. New-York zählt in vier großen Bibliotheken $1/2$ Million Vol. und etwa 1 Million Benützungen, wovon 400 000 auf die von Herrn Ottendorfer und anderen mächtigen Förderern gegründeten Volksbibliotheken entfallen. Baltimore hat drei große Bibliotheken mit 240 000 Vol. und etwa $3/4$ Million Benützungen. San Francisco wies bisher erst 200 000 Benützungen auf; binnen weniger Jahre wird die Sutro-Library mit 200 000 Vol. eröffnet, und dann dürfte die Stadt wohl eine Million Benützungen zu verzeichnen haben. Chicago, im Jahre 1850 noch ein elendes Landstädtchen, zählte im Jahre 1880 eine halbe Million und im Jahre 1890 eine Million Einwohner. Diesem Wachsthum entsprechend haben sich auch die Volksbibliotheken entfaltet. Die von den Aristokraten New-Englands gering geschätzte Metropole des Westens, die Stadt der Weizenfürsten und des „Schweinekönigs", weist schon heute mehr Buchbenutzungen auf als New-York, ja bald mehr als die Volksbibliothek des stolzen Boston. Die zwei Volksbibliotheken der Stadt garantieren $1^1/_2$ Millionen Benützungen — selbst Manchester wird besiegt werden. Poole's Bibliothek beginnt eben einen Neubau, welcher für eine Million Bände Raum hat, und Newbery's Volksbibliothek hat vor Kurzem ihre Säle dem Volke geöffnet. Dazu kommt Crear's Stiftung, welche, falls der Proceß mit den Erben zu Gunsten der Stadt entschieden wird, zwei Millionen Dollars einer dritten, neu zu errichtenden Volksbücherei zuwendet.

Diese wenigen Nachweise mögen genügen. Ich muß nur hinzufügen, daß die kleineren Städte Amerikas relativ zum Mindesten ebenso viel leisten wie die besprochenen mächtigen Culturcentren. In Hartford, Conn., versprachen im vorigen Jahre zwei

Digitized by Google

angesehene Bürger 150 000 Dollars für eine Volksbücherei, falls die übrigen Bürger 250 000 Dollars für den gleichen Zweck aufbrächten. Sogleich zeichneten zwei Männer je 50 000, ein dritter 30 000 Dollars, und man erwartet, daß die Summe bald zu Stande kommen werde. Repartirt man diese Beträge auf die Zahl der Einwohner, so ergibt sich eine freiwillige Beisteuer von 30 Mark pro Einwohner.

Eine Eigenheit der besagten Volksbüchereien sind die Journale. Cooper's Bibliothek in New-York legte im Jahre 1880 dreihundert Zeitschriften auf und diese wurden von 400 000 Lesern benutzt. Im Zeitungssaal von Boston, welcher täglich bis zehn Uhr Nachts offen steht, lagen im Jahre 1880 achthundert Journale auf, und diese wurden von ½ Million Lesern benützt. Leeds verzeichnet (1890) 1,3 Millionen Besucher der Zeitungssäle und Manchester notirt im selben Jahre 3 Millionen. Da unter den tausend aufliegenden Zeitschriften natürlich die besten literarischen, politischen, wissenschaftlichen Journale sind, dürfen wir mit einigem Recht diese Zahlen zu den Bücherbenützungen addiren und erhalten dann erst eine richtige Vorstellung von der Bedeutung jener Volksbibliotheken, welche man füglich als die größte Culturleistung der letzten Decennien bezeichnen darf.

In der Volksbibliothek von Leeds kommen (auf 370 000 Einwohner) im Ganzen 2,1 Millionen Benützungen, in Manchester (auf eine halbe Million Einwohner) 4,5 Millionen Benützungen. In diesen wie in vielen anderen englischen und amerikanischen Städten genießt jede Familie jährlich etwa 20—40 gute literarische Erzeugnisse unentgeltlich.

Wenn wir auch die Benützungen in unseren großen Büchereien zu denen unserer Volksbibliotheken addiren, erhalten wir doch nur unbedeutende Relativzahlen. Mit einem Worte: wir sind überholt und werden gut thun, dem Volke in dieser Beziehung vollauf gerecht zu werden.

Als Deutschland die großen Siege erfochten hatte, fragte man in allen Landen, worin diese unerwartete Ueberlegenheit begründet sein möge, und als ein wesentlicher Factor wurde die deutsche Volksschule bezeichnet. Daraufhin beeilten sich alle Völker, ihr Schulwesen zu reformiren. Heute bieten wir dem Volke noch immer eine gute Schulbildung, während in anderer Beziehung die Engländer und Amerikaner uns weit überholt haben. Selbst die conservativen Elemente in England erkennen es an, daß die in den Volksbibliotheken fortgebildeten Arbeiter rascher fassen und geschickter arbeiten und daß zahllose technische Fortschritte und Erfindungen der Anregung und Belehrung zu danken sind, welche die Arbeiter in der Bibliothek gewinnen. Und bei einem Zusammenstoß der Mächte wird eben dies Moment mit entscheidend sein. Das intelligente Heer wird, unter übrigens gleichen Verhältnissen, siegen.

Mögen auch Manche in ihrem Herzen überzeugt sein, daß der ungebildete Mensch glücklicher sei — die Cultur drängt uns mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts, der Verstand sagt uns klar und unzweideutig: Die Volksbildung ist Staatsraison! —

Manche werden gegen meine Ausführungen einwenden, die Amerikaner hätten eben außer ihren Volksbibliotheken keine namhaften Büchereien, welche sich mit unseren altehrwürdigen Instituten messen könnten. Dieser Einwand ist jedoch nicht stichhaltig. Die Universität von Cambridge bei Boston besitzt eine Bücherei, welche sich mit unseren ersten Universitätsbibliotheken mißt und das reiche Athenäum von Boston diente lange vor Errichtung der Volksbibliothek einem weiten Kreise. Wollen wir die Zahl der Bände und der Benützungen in allen Büchereien hüben und drüben vergleichen mit der Zahl der Einwohner, so bleibt Boston doch eine Größe ersten Ranges.

Viele gebildete Europäer schauen mit einer gewissen Geringschätzung auf den amerikanischen Dollar-Jäger herab, sie lassen Amerikas Urproduction und allenfalls seine technische Tüchtigkeit gelten, in Bezug auf Bildung aber fühlen sie sich erhaben. Die statistischen Ausweise belehren uns eines Anderen. Auf einen Einwohner kommen allein in den Volksbibliotheken vieler englischer und amerikanischer Städte (Manchester, Edinburgh, Leeds, Bristol, Boston) zwei bis drei Benützungen, in Paris kaum eine, in Berlin ⅛, in Wien ⅕. Die Zahlen erhöhen sich, wenn man die Zahl der

Digitized by Google

Benützungen in den großen Universitäts- und Staatsbibliotheken einbezieht, aber die enorme Mehrleistung der Volksbibliotheken in England und Amerika wird dadurch nicht in den Schatten gestellt. Repartiren wir die Benützungen unserer Staatsbüchereien, so kommen doch nur einige hunderttausende Benützungen hinzu. Die Wiener Hofbibliothek weist auf eine halbe Million Bände nur 50000 oder 60000 Benützungen auf, während die kleinen Wiener Volksbibliotheken jetzt schon 220000 Benützungen verzeichnen.

Es ist begreiflich, daß die Volksbibliotheken mit ihrem bedeutenden Einkommen, mit ihrer großen Zahl von Arbeitskräften und ihrem großen Vorrath der Lectüre leichter eine hohe Benützung erzielen. Ein Band wird vier- bis sechsmal, ja zehnmal im Laufe eines Jahres benützt.

Hiermit hängt innig zusammen, daß, wenn man die Jahresauslagen auf die Zahl der Benützungen vertheilt, die Volksbüchereien so viel billiger arbeiten als die Fachbibliotheken. In den Volksbüchereien von Berlin, Paris, Wien kostet eine Benützung 6—12 Pf., in englischen Städten durchschnittlich 20 Pf. und in den amerikanischen Volksbibliotheken 30—40 Pf. In unseren altberühmten Bibliotheken stellt sich aber eine Benützung noch höher, in der Wiener Hofbibliothek kommt eine Benützung etwa auf drei Mark. Offenbar kostet eine Benützung in manchen Fällen mehr als das benützte Buch werth ist.

Gewiß wird Niemand die Staatsbibliotheken einerseits und die Volksbüchereien andererseits als commensurabel bezeichnen. Die alten Bibliotheken führen einen bedeutenden Vorrath von Büchern, welche in der Praxis todt sind; außerdem versteht es sich, daß wissenschaftliche Bücher seltener verlangt werden als Novellen, Biographien, Reisen u. s. w. Wenn aber eine Staatsbibliothek auf einen Band jährlich nur $^1/_{10}$ Benützung ausweist, während die Volksbibliothek auf einen Band zehn Benützungen, also das Hundertfache verzeichnet, so wird man wohl zugestehen, daß hier ein unökonomisches Verfahren oder ein Fehler der Organisation zu Grunde liegt.

In solchen Fällen muß eben das Personal so weit vermehrt werden, daß ein lebhafter Umsatz ermöglicht wird. Ist dies aber nicht zu erreichen, so müssen die Anschaffungen eingeschränkt und die gewonnenen Kräfte zur Steigerung des Umsatzes verwendet werden. Es ist offenbar ein falscher Ehrgeiz, einen mächtigen Bücherschatz aufzustapeln, dessen Benützung wegen mangelnder Mittel und Kräfte ungenügend bleiben muß.

In den meisten Fällen tritt wohl an die Städte und an das Land die Anforderung heran, größere Mittel zu bewilligen.

Viele stark benutzte englische und amerikanische Bibliotheken haben bei gleicher Bücherzahl doppelt, ja dreimal so viele Arbeitskräfte zur Verfügung als unsere großen Büchereien. Wenn trotzdem mehrere unserer namhaften Bibliotheken einen bedeutenden Umsatz erzielen, so verdanken wir das wahrlich nicht der glänzenden Dotirung, sondern jener unermüdlichen und unverdrossenen Arbeitskraft, welche dem deutschen Beamten eigen ist und ihm zu hohen Ehren gereicht. Die Niedrigkeit der Gehalte in unseren Staaten setzt uns glücklicherweise in die Lage, mit verhältnißmäßig geringem Aufwand das Personal so weit zu vermehren, daß die Bücherschätze in regen Umlauf versetzt werden können.

Noch Eines lernen wir aus dem Vergleich in- und ausländischer Bibliotheken. Die Volksbüchereien, welche der Masse der städtischen Bevölkerung dienen, müssen in einer, dem deutschen Wesen würdigen Weise gepflegt und entfaltet werden. Das Volk braucht jene Belehrung und Erquickung, jene Erhebung und Vertiefung der Seele, ohne welche der Mensch in stumpfsinniger Tagesarbeit und in rohem, seelenlosem Genuß verkommt.

Wir dürfen nicht ruhen, bis wir in allen namhaften Städten Volksbibliotheken geschaffen, welche der Volksschule ebenbürtig und ergänzend zur Seite stehen.

Digitized by Google

Max von Forckenbeck,

Oberbürgermeister von Berlin.

Vornehmlich mit der Geschichte Berlins, in einer der glänzendsten Entwicklungsphasen dieser Stadt, wird der Name Max von Forckenbeck's verknüpft bleiben. Vierzehn Jahre lang, von 1878 bis zu seinem am 26. Mai 1892 erfolgten Tode, ist er Oberbürgermeister der deutschen Reichshauptstadt gewesen; und in diesen vierzehn Jahren ist das Meiste von Dem theils neu geschaffen, theils durchgeführt und vollendet worden, was die bescheidene Residenz der Könige von Preußen zum Rang einer Weltstadt erhoben und den Sitz des deutschen Kaiserthums auch wirklich mit kaiserlicher Pracht erfüllt und umgeben hat. Es ist wahr, als Max von Forckenbeck das Stadtregiment antrat, da stand dem grauen Hohenzollernschloß, auf welchem damals und lange noch die Majestät des ersten deutschen Kaisers ruhte, das „rothe Haus" schon gegenüber, die Veste des Bürgerthums, welche bestimmt war, im Laufe der Zeit ein Schauplatz heftiger Kämpfe zu werden. Denn nicht nur eine der glanzreichsten, auch eine der schwierigsten Perioden bezeichnet und umfaßt die Amtsführung Forckenbeck's. Er war ein stark ausgeprägter politischer Charakter, und lange bevor er der anscheinend friedlichen Thätigkeit einer bürgerlichen Verwaltung sich gewidmet, ist er im öffentlichen Leben der Nation, und immer an erster Stelle, hervorgetreten. Ein geborener Westfale, Münsteraner und Katholik, frühe schon in den Osten der Monarchie verpflanzt und auserseh'n, einst die Geschicke des ersten protestantischen Gemeinwesens derselben zu leiten, hatte Forckenbeck kaum Etwas von den Vorurtheilen, jedoch sehr viel von den Vorzügen seiner provinziellen Eigenart bewahrt. Der Gesinnung und Partei, zu der er, mit siebenundzwanzig Jahren, in den Stürmen von 1848 sich bekannt hat, ist er treu geblieben durch sein ganzes Leben: der Vorsitzende des demokratisch-constitutionellen Vereins (1848) und der liberalen Wahlcommission für Niederschlesien (1849), der ein Richteramt in Glogau aufgeben und in der kleinen ostpreußischen Stadt Mohrungen als Advocat ein Unterkommen suchen mußte, war unentwegt derselbe, den wir bald als Vertreter dieser Stadt im preußischen Abgeordnetenhause (1858), dann in der Conflictszeit als einen Führer der Fortschritts- und nach dem Kriege von 1866 als einen Mitbegründer der nationalliberalen Partei sehen. Es kamen nun die Jahre, die der Begründung des Deutschen Reiches unmittelbar vorausgingen und unmittelbar folgten — Jahre der höchsten vaterländischen Begeisterung und der Eintracht, glückliche Jahre, welche kommenden Geschlechtern vielleicht als das goldene Zeitalter der verjüngten und wiedergeeinten Nation erscheinen werden — Jahre des gegenseitigen Vertrauens, welche nicht besser bezeichnet werden können als dadurch, daß Forckenbeck, der entschieden Liberale, nacheinander als Nachfolger Grabow's Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses und als Nachfolger Simson's Präsident des deutschen Reichstages wurde. Damals (1874), als die Einmüthigkeit aller Parteien ihn zu diesem hohen Posten erhob, hatte er bereits das Präsidium des Abgeordnetenhauses niedergelegt, weil er im Jahre vorher (1873) zum Oberbürgermeister von Breslau gewählt und als solcher in das Herrenhaus berufen worden war. Wenn man es

Digitized by Google

unter den heutigen Verhältnissen bedenkt, so klingt es fast wie ein Märchen: Forckenbeck Präsident des Abgeordnetenhauses, Forckenbeck Präsident des Reichstages! Und doch ist es einmal wahr gewesen, und wer den damals in der Kraft seiner Fünfziger stehenden, hochgewachsenen, stattlichen und schönen Mann seines Amtes mit tadelloser Sicherheit, mild und gerecht, walten sah, wird sich gern jener wichtigen, grundlegenden Verhandlungen erinnern, die von dem Haß und Hader späterer Zeiten noch nicht entstellt waren.

Aber freilich, es liegt in der Natur der Dinge, daß der Widerstreit der Meinungen, Interessen und Kräfte nicht für immer gebunden werden kann, wenn es auch billig beklagt werden darf, daß ihm so viel Bitterkeit beigemischt worden. Es war das Signal des beginnenden oder sagen wir des so gut wie schon entschiedenen Kampfes, als Forckenbeck am 19. Mai 1879 das Reichstagspräsidium niederlegte, zugleich das Vorzeichen der ferneren Stellung seiner engeren Parteigenossen, denen er bald darauf in die Secession und zum Freisinn folgte. Als Max von Forckenbeck jene ausschlaggebende Bankettrede im Zoologischen Garten von Berlin hielt, war er seit einem Jahre bereits Oberbürgermeister von Berlin.

Die politischen Gegensätze, wiewohl an und für sich unabhängig von den wirthschaftlichen Fragen, kamen doch allgemach in diesen zum schärfsten Ausdruck und führten zu einer Verwirrung und Zersetzung der Parteien, unter der unser öffentliches Leben heute noch leidet. Auch auf das communale Gebiet, welches bis dahin gänzlich von Differenzen solcher Art verschont geblieben, übertrug sich der Zwiespalt: die socialdemokratische Partei hielt, wie in den Reichstag, so nun auch ihren Einzug in das Rathhaus von Berlin, und von der entgegengesetzten Seite drang, wenn auch nur in geringerer Zahl, eine neue Partei hinein, welche die conservativen Interessen auf Grund eines stark confessionell gefärbten Bekenntnisses proclamirte. Mächtig unterstützt wurden die nach der Herrschaft ringenden Bestrebungen gerade dieser Partei durch die laut und aggressiv geäußerte Mißstimmung gegen das Stadtregiment, welche von einer damals mit fast absoluter Gewalt bekleideten Stelle ausging (April 1881). Das Wort der „Decapitirung" Berlins ward ausgesprochen; aber es schreckte die beherzte Bürgerschaft nicht, welche, durchaus loyal, ihr Loos niemals getrennt hat, noch jemals trennen würde von dem des Königshauses, jedoch auch in den Angelegenheiten ihrer eigensten Existenz denselben mannhaften Geist der Unabhängigkeit und Kritik stets gezeigt hat, der dem Berliner auf so vielen anderen Gebieten nachgerühmt wird. Mit einer Anhänglichkeit und Liebe, welche nicht angezweifelt werden können, weil alle Thatsachen für sie sprechen, hängt er an den glorreichen Traditionen der Hohenzollern: ihr Ruhm ist der seine; doch immer mit dem Vorbehalt der uneingeschränkten freien Meinungsäußerung und der eifersüchtigen Wahrung der Rechte, welche die Verfassung und die Selbstverwaltung ihm einräumen. Von diesen Tendenzen wird die große Masse der Bevölkerung Berlins beherrscht, und daran wird in absehbarer Zeit wohl kein Eingriff im Wesentlichen Etwas ändern. Aber dem Ansturme zu begegnen, der in einer auch politisch schweren Krisis sich doppelt fühlbar machte, dazu gehörte viel Festigkeit, viel Umsicht, viel taktisches Geschick und — viel Resignation; und für dies Alles war Max von Forckenbeck der Mann. Er, der Achtundvierziger, der es dennoch, ohne irgend Etwas von seiner Ueberzeugung zu verleugnen, dahin gebracht hatte, Präsident der beiden höchsten gesetzgebenden Versammlungen in Preußen und dem Reich zu sein, ja sogar einmal als fähig und möglich für einen Ministerposten genannt zu werden: er konnte jetzt, als Oberbürgermeister von Berlin, in einem der gefährdetsten und bedrohtesten Momente des Stadtregiments all' die bedeutenden Eigenschaften seines Geistes und Charakters entfalten, unter denen, neben der angestammten westfälischen Zähigkeit, ein in den Formen des Umganges und der Verhandlungen conciliantes, äußerst liebenswürdiges, herzgewinnendes Wesen sich geltend machte. So sehr wurden die hervorragenden Verdienste Forckenbeck's um das ihm anvertraute Gemeinwesen gewürdigt, daß nach Ablauf seiner zwölfjährigen Dienstzeit (1890) seine Wiederwahl anstandslos vor sich ging und ebenso die Allerhöchste Bestätigung empfing.

Digitized by Google

Sein Nachfolger, wer er auch sei, wird es leichter haben als er es gehabt hat; eine versöhnlichere Stimmung, eine gerechtere Beurtheilung scheint den maßlosen Uebergriffen einer früheren, nicht immer mit den lautersten Mitteln aufgewühlten und genährten Bewegung gefolgt zu sein. Forckenbeck hat es noch erlebt, daß aus einem der schmutzigsten Processe, wie die jüngste Vergangenheit deren leider so manche gesehen, die städtische Verwaltung von Berlin in vollkommener Reine hervorgegangen ist; seine Werke zeugen für ihn und sichern seinem Namen ein langes, gesegnetes Andenken.

Er war es, unter dessen unermüdlich thätiger Mitwirkung es endlich, nach mehr als zwanzigjähriger Arbeit, gelang, einem der Großen der deutschen Literatur, der, wiewohl mit seinem ganzen Herzen im Berliner Leben wurzelnd, dennoch verurtheilt schien, für immer vom Berliner Boden ausgeschlossen zu sein — unserem Gotthold Ephraim Lessing ein Denkmal zu errichten, nicht weit von demjenigen Goethe's, an einer der anmuthigsten Stellen des Thiergartens. Forckenbeck auch war es vorbehalten, das bescheidenere Denkzeichen eines anderen deutschen Dichters, Adalbert von Chamisso's, in edler Beredtsamkeit der Stadt zu weihen, in welcher der aus der Fremde Gekommene die Heimath, die Liebe, das Glück, den Ruhm und das Grab gefunden. Das schönste Denkmal Max von Forckenbeck's wird das Berlin sein, wie es sich unter seiner vierzehnjährigen Verwaltung gestaltet hat — nicht so sehr das monumentale Berlin, dessen Pracht und Herrlichkeit von unsicherer Dauer sein würden ohne das solide Fundament jenes anderen Berlins, dessen Finanzen, dessen sanitäre Verhältnisse, dessen gemeinnützige Anstalten das Muster und Vorbild der übrigen Weltstädte geworden sind. Die vollendete Canalisation, die Straßendurchbrüche, die neuen, zumeist für das Wohl der unteren Klassen geschaffenen Parks, die fürstlich ausgestatteten Krankenhäuser und die vermehrten Volksschulen reden eine Sprache, die nicht ungehört geblieben ist, und haben eine Anerkennung gefunden, der beim Tod und bei der Bestattung ihres Oberbürgermeisters die Stadt Berlin einen imposanten Ausdruck gegeben und der auch in erhebender Weise der Kaiser, die Kaiserin, die Reichs- und Staatsregierung sich angeschlossen haben.

J. R.

Digitized by Google

Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai 1892.

Im Vergleich zu dem Vierteljahr, nach Ablauf dessen wir unsere Rundblicke begannen [1]), ist das letztverflossene ruhig verlaufen. Die Anschluß- und Gegenbewegungen, welche das mitteleuropäische Zollbündniß hervorgerufen hatten, sind bis jetzt zu einem, die Weltverhältnisse umgestaltenden Resultate noch nicht gelangt. Die große Mehrzahl der Staaten widmete sich den eigenen wirthschaftlichen Angelegenheiten und hatte auch alle Ursache dazu.

Von allen wirthschaftlichen Fragen aber stand in den letzten Monaten die das Geld betreffende im Vordergrunde des Interesses, und es fanden die Bestrebungen der Silbermänner in Nordamerika und dem gegenüber die Anläufe zur Valutaregulirung in Oesterreich-Ungarn eine über die Grenzen dieser Staaten weit hinausgehende Theilnahme.

Worin liegt die immer wiederkehrende Bedeutung der Währungsfrage? Welchen Unterschied bedeutet es, ob ein Staat seine Werthzeichen in dem einen oder in dem anderen Metall oder in beiden prägt? Nirgends vielleicht zeigt sich so sehr die geringe Rolle, die die Volkswirthschaft in unserer sogenannten „Bildung" spielt, wie in dieser so oft und so naiv gestellten Frage. „Geld", so nimmt man an, ist das, was „gilt". Wenn also das Staatsgesetz einem Werthzeichen Geltung verleiht, so ist sie vorhanden, gleichgültig, auf welches Metall der Stempel gedrückt sei. Macht man darauf aufmerksam, daß ein solches Geld eben nur so weit gelte wie der Staatswille, dem es seinen Ursprung verdankt, so hört man wohl den Einwand, daß Alles nur auf einen Mangel internationaler Verständigung zurückgehe, daß die Welt beliebig viel und beliebig gutes Geld haben könne, sobald erst eine internationale Verständigung darüber erreicht sei. Zweifellos richtig. Aber wenn internationale Verständigungen zu erreichen wären mit der Garantie, daß sie nie wieder gebrochen würden, dann brauchten wir auch keine Armee. Ja, wenn die Verständigung mit derselben Garantie sich auch auf die einzelnen Menschen erstrecken könnte, so brauchten wir auch keine Justiz. Kurzum, alle staatlichen Einrichtungen sind bloß deswegen nothwendig, weil es allgemeine Verständigungen mit Garantie der Ewigkeit des Haltens bisher nicht gab, nicht gibt und zunächst nicht geben wird. So lange dies nicht der Fall ist, kann ein Staat seine Gerechtigkeit nicht bloß auf Befehl, sondern muß er sie auch auf Gericht und Zwangsvollstreckung, kann er seine Sicherheit nicht bloß auf Verträge, sondern muß sie auf Armeen, und sein Geld nicht bloß auf Stempel, sondern auf dessen inneren Werth begründen. Das Geld muß seinen Geltungsgrund in sich selbst haben, und ausschließlich dasjenige Geld ist gut, dem gesetzlich nur der Werth beigelegt ist, den man ihm freiwillig auch zugestehen würde.

Daher der alte Erfahrungssatz, daß schlechtes Geld das gute aus dem Lande treibt. Merkwürdig, bei jedem anderen Ding sind wir sicher, daß das Gute sich auf die Dauer behauptet, und bei dem Gelde sollte es umgekehrt sein? In dieser scheinbaren Verkehrtheit liegt gerade eine der wesentlichsten Seiten der Währungsfrage.

[1]) Vergl. Heft 6, März 1892.

Digitized by Google

Wenn ein Staat für zweierlei Geld denselben Werth erzwingt, wenn er verbietet, die bessere Sorte höher und die schlechtere geringer zu bewerthen, so wird Jedermann die bessere Sorte zur Zahlung an das Ausland verwenden und jeder Ausländer mit der geringeren Sorte nach Möglichkeit in dieses Land kommen, d. h. dieses Land wird bald mit der geringeren Sorte überschwemmt und von der besseren entblößt sein. — In solche allgemeine Sätze schieben sich die gewaltigen Schwankungen ein, welche den Gold- und Silbermarkt aufregen.

Dem Weltmarkt, welcher keine staatliche Gesetzgebung über sich anerkennt, welcher in den Gold- und Silberstücken nur Edelmetallstücke sieht, ist es an sich völlig gleichgültig, was hier und da über Währung beschlossen wird. Er nimmt als Währung jedesmal das den Verumständungen der jeweiligen Zeit passendste Metall, zuerst Kupfer, später Silber, dann Gold. Heutzutage ist das Silber auf dem internationalen Markte nur eine Waare, nicht anders als das Kupfer. In den sechziger und siebziger Jahren, in denen die heutigen Silberausprägungen sich feststellten, rechnete man, daß $15^1/_2$ Pfund Silber den Werth von einem Pfund Gold hätten. Durch die ungeheuren Silbermengen, welche die amerikanischen Minen auf den Markt brachten, durch den mangelnden Bedarf an Silber in den deutschen Münzstätten, aus der veränderten Zahlungsbilanz Ostasiens und aus anderen Gründen mehr, sank allmälig der Preis des Silbers; es waren 16, 18, 20, 22, ja 24 und mehr Pfund Silber nöthig, um ein Pfund Gold zu erwerben, oder, wie es in den Ausdrücken des Londoner Weltmarktes heißt: der Werth des Silbers sank von $60^7/_8$ Pence auf $39^1/_4$, oder endlich, wie man es am populärsten ausdrücken kann: seit der Zeit der Münzgesetzgebung in Deutschland und der Feststellung der Satzungen der lateinischen Münzcoalition ist das Silber auf zwei Drittel seines Werthes gesunken und der Thaler nur noch $^2/_3$ Thaler auf dem internationalen Markte werth, der Frank nur $^2/_3$ Frank.

Wenn nun trotz der Schwankungen im Silberpreis und trotz des constanten Niedergehens desselben ein Staat durch Gesetz bestimmen wollte, daß das Verhältniß von Silber zu Gold in allen seinen Münzstätten wie $1 : 15^1/_2$ oder auch nur $1 : 17$ sein solle, dann wäre eine Reihe von Folgen mit Bestimmtheit vorauszusehen. Zunächst würde nach der alten Regel das gute Geld durch das schlechte aus dem Lande getrieben werden, d. h. der Staat würde das Silber, dem er durch seinen Stempel einen hohen Werth erzwingt, behalten, und das Gold, das einen solchen Stempel nicht braucht, verlieren. Da der Staat somit lauter schlechtes Geld hätte, so würde man für Alles, was man auf dem Weltmarkt kauft, von dem schlechten Geld entsprechend mehr hergeben müssen. Alle Producenten und Händler würden die Freude einer ebenso allgemeinen wie trügerischen Preiserhöhung erleben. Die Schuldner, welche ihre Darlehen in theurem Gold ausgezahlt bekommen haben, hätten die Möglichkeit, sie in billigem Silber zurückzuzahlen. Und wenn man, um alledem zu entgehen, wirklich eine internationale Abmachung zu Stande brächte, so würde dem Staate, der zuerst den Muth hätte, die Abmachungen zu brechen, eine so hohe Vertragsbruchsprämie in Aussicht stehen, wie sie noch nie einem kühnen Finanzmann gewinkt hat.

Allein solche „theoretische Erwägungen" wirken nicht überall gleich stark. Wenn eine Waare, die in solchen Mengen kursirt, um den dritten Theil ihres Werthes sinkt (man schätzt den Silberverkehr der Culturwelt auf fünfzehn Milliarden Mark nominal, die Werthverminderung also auf fünf Milliarden), sind zu viele Interessenten dabei schmerzlich berührt, als daß sie nicht einen Gegendruck wenigstens versuchen sollten, zumal die Lehre vom Geld in ihrer Wahrheit noch nicht so vollständig in das Bewußtsein aller Gebildeten getreten ist, daß nicht irgend welche auffallenden Ereignisse zu verschiedenen Erklärungs- und Ausbeutungsversuchen gebraucht und mißbraucht werden könnten.

Am deutlichsten verräth sich die Zusammenballung der Interessenten in Nordamerika in der ihnen Allen gemeinschaftlichen Tendenz. Den festen Kern der Silbermänner bilden daselbst die Besitzer der Silberbergwerke. Die wollen möglichst viel Silber abbauen und es thunlich theuer und, wenn nicht anders, an den Staat ver-

Digitized by Google

kaufen. Neben dieser Gruppe, welche so zu sagen das Silber als Waare vertritt, stehen die zahlreichen verschuldeten Grundbesitzer des Westens, in denen die wirthschaftspolitische Seite der Währungsfrage verkörpert ist. Sie wollen billiges Geld, um ihre Schulden billig bezahlen zu können. Die alten politischen Parteigegensätze Nordamerikas sind überall gekreuzt und fast schon gesprengt von den mächtigen Gruppen der Silberinteressenten. Noch zwar haben diese ihren hauptsächlichsten Sitz innerhalb der demokratischen Partei, was allerdings nicht ausschließt, daß Genossen derselben Partei in Staaten wie Newyork und Ohio gegen sie auftreten und das Interesse ihrer Handelsplätze an gutem Geld wahren. Auf der anderen Seite gehen im Westen die republikanischen Grundbesitzer, ihrer Hypothekenschulden willen, Hand in Hand mit den demokratischen Silbermännern und wenden sich ab von den republikanischen Anhängern der Goldwährung.

Um die Verwirrung der Gegensätze zu steigern, haben die Silbermänner den Plan ersonnen, ihr Ziel auf versteckterm Wege zu erreichen. Die Union gibt gegenwärtig Goldnoten und Silbernoten aus. Beide sollen eingezogen und durch neue ersetzt werden. Bei den neuen Noten soll nach Wahl des Schatzamtes die Zahlung in Gold oder Silber erfolgen, d. h. die Union soll als Schuldnerin an derselben schwachen Seite gefaßt werden, bei der es gelungen ist, die verschuldeten Grundbesitzer zu fassen. Der demagogische Gedanke, daß sich auf diese Art „Geld" in beliebiger Menge „machen" lasse, fängt an auf die Massen zu wirken und die Neger sogar ihren ehemaligen demokratischen Bedrückern zuzuführen. Von Vorstellungen billiger Darlehen zu zwei oder weniger Procent, welche dann die Union jedem Mann aus dem Volke gewähren könne, hat sich selbst der Bund der „Ritter der Arbeit" einfangen lassen.

Aber der Stimmung der Menschen zum Trotz bleiben die ewig waltenden Naturgesetze des menschlichen Verkehrs unbeugsam. „Das schlechte Geld trieb das gute aus dem Lande." Das Geld floß in Strömen nach Europa zurück, wo die Gläubiger Amerikas es verlangten, so lange sie es verlangen konnten. Der amerikanische sogenannte Deckungsschatz, der ehemals überwiegend ein Goldschatz gewesen war, zeigte sich dem scharfsinnigen Auge der Statistiker als bereits zu drei Viertel versilbert. Die Silberfeinde, obgleich eingestandenermaßen im Congreß in der Minderheit, gaben den Kampf nicht auf und führten ihn im Gefühl der gerechten Sache mit einer Kraft weiter, die dem Fanatismus der Gegner nichts nachgab. Die Silbermänner, so rief man in den Verhandlungen des Hauses aus, wollen den Staat zwingen, eine Waare, die 90 Cents werth ist, ihnen für 129 Cents abzunehmen; wolle man das nach einem bekannten Hausthier bezeichnen, so würde dies eine Beleidigung jenes nützlichen Thieres bedeuten; es sei das nur zu vergleichen mit (eine Anspielung auf Mark Twain's Humoreske „Vom Teufel mit dem Greenback") des Teufels Gier. Divide et impera, sagten sich die Silberfeinde, und so brachten sie ein Amendement ein, daß Sparkassenbeträge und Arbeitslöhne stets in Gold zu zahlen seien, ein Zugeständniß, das die Silberbarone den mit ihnen verbündeten Arbeitern weder zu machen noch zu verweigern sich getrauten. Auf den 22. März war die Entscheidungsschlacht angesagt .... Wegen der Beschlußunfähigkeit des Hauses sprach der im Uebrigen silberfreundliche Sprecher die Vertagung aus, die bis zur Stunde noch fortdauert. Daß mit dem Schluß der Session alle Gegenstände als erledigt gelten, ist eine auch im amerikanischen Parlament geltende Bestimmung.

Ein Bild, völlig verschieden von diesem für den Augenblick ganz in Dunst gehüllten Versuch der amerikanischen Silbermänner, zeigt das gleichzeitige Vorgehen der österreichischen Staatsmänner zur Herbeiführung geregelter Währungsverhältnisse in ihrem Vaterlande.

Die Entwicklung der österreichischen Währungsverhältnisse, wie sie sich während des letzten Vierteljahrhunderts vollzogen hat, ist in ihrem Gesammtverlaufe wiederholt als ein ökonomisches Wunder bezeichnet worden, und sicher ist, daß dieselbe in der Wirthschaftsgeschichte der europäischen Völker nicht ihres Gleichen hat. Seit 1866/67 besaß Oesterreich drei Zahlungsmittel neben einander: das officielle Silbergeld,

Digitized by Google

gegründet in allen damaligen Ausprägungen auf jenes Verhältniß von 1 : 15½, das man im Vergleich zur Münze der lateinischen Münzconvention in die Formel: „8 Gulden sind gleich 20 Francs, 1 Gulden ist gleich 2,50 Francs" gebracht hatte; daneben die Banknoten der Nationalbank und österreichisch-ungarischen Bank, welche nach Jahrzehnte langen Leiden und unsäglichen Ausnutzungen durch den Staat nunmehr auf einen festen Vorrath von Edelmetall begründet waren, so daß jeder Inhaber einer Banknote ihren Betrag jeder Zeit bei der Bank in hartem Geld erheben konnte; endlich drittens Staatsnoten, die der österreichische Staat in seinen Finanznöthen ohne jede Deckung auszugeben fortfuhr und seinen Unterthanen aufzwang. Man muß den österreichischen Finanzmännern das Zeugniß ausstellen, daß sie ihre Versprechungen in Bezug auf die Schonung der Nationalbank und deren Banknoten gehalten haben. Da aber die Staatsnoten in immer größerer Zahl vermehrt wurden (auf drei- bis vierhundert Millionen), so erstreckte sich das Mißtrauen des Publicums auf alle Scheine, die ihm in der Form eines „Papiergeldes" entgegentraten. Der Papiergulden, Banknote wie Staatsnote, mußten auf dem Weltmarkte ein Agio zahlen, und im österreichischen Inlande jagte er alsbald den Silbergulden ebenso wie den Vereinsthaler zum Lande hinaus. Oesterreich hatte eben thatsächlich Papierwährung. Jeder österreichische Fabrikant, der für den Weltmarkt producirte, war genöthigt, mit dem schwankenden Werthe der österreichischen Valuta zu rechnen, d. h. jedes Fabrikgeschäft bekam einen Beigeschmack vom Bankgeschäft. Immer weitere Kreise der geschäftstreibenden Bevölkerung wurden so in die Bewegungen der Fondsbörse, die gleichzeitig die Valuta- und Wechselbörse ist, hineingerissen. Seitdem die lateinische Münzconvention und das Deutsche Reich den Bestand der Länder mit mehr oder weniger fest geregelter Valuta stark vermehrt hatten, nahm Oesterreich vollends eine isolirte Stellung in seinen Geldverhältnissen ein. Das große Becken des westeuropäischen Geldmarktes, welches sich in sich selbst durch Zu- und Abfluß von Baarzahlungsmitteln beständig in seinem Niveau regulirt, hatte an der österreichisch-ungarischen Monarchie eine durch Sandbänke gesperrte Ausbuchtung, in welcher der Zu- und Abfluß nur unter den größten Schwierigkeiten gelang. Die begreifliche Folge davon war, daß ein eintretendes Geldbedürfniß in Oesterreich sich langsamer befriedigte als in jedem anderen Lande, und daß daher der österreichische Zinsfuß durchschnittlich ein höherer war als im übrigen Mittel- und Westeuropa. Die unsicheren Währungsverhältnisse erzogen, wie gesagt, die geschäftstreibende Bevölkerung zur Betheiligung an der Börsenspeculation; die Schwierigkeit der Capitalbeschaffung wirkte gleichzeitig lähmend auf den Unternehmungsgeist gerade im legitimen Geschäftsverkehr.

Während die österreichischen Finanzmänner sich vergebens bemühten, ihrem Papiergulden eine höhere Bewerthung zu verschaffen, kam ihnen der Silbergulden freiwillig entgegen. Von 1866 bis 1870 hatte das Agio geschwankt, war aber im Durchschnitt in steigender Bewegung gewesen. Da trat die vorher besprochene Wendung in den Silberpreisen ein. Durch das allmälige Sinken des Silbers wurde die Differenz zwischen Silber- und Papiergulden immer kleiner; im Jahre 1870 war sie bis auf wenige Kreuzer zusammengeschrumpft; im Jahre 1879 war das Agio verschwunden. Für 100 Silbergulden wurden an der Wiener Börse gezahlt in Papiergulden:

1866	119,76
1870	121,89
1871	120,38
1872	109,27
1873	108,14
1874	105,24
1875	107,40
1876	104,60
1877	109,36
1878	103,15
1879	100,00.

Digitized by Google

Jetzt, wo Silber auf dem Weltmarkt billig zu haben war, stand Oesterreich vor der entgegengesetzten Gefahr einer Ueberschwemmung mit Silber. Dieser Gefahr begegnete die österreichische Regierung, indem sie im Jahre 1879 ihren Münzstätten die Annahme weiterer Aufträge zur Ausmünzung von Silbergulden im Verwaltungswege untersagte. Ohne daß der österreichische Staat ein Opfer gebracht hätte, war er von der Differenz zwischen Silber- und Papiergulden erlöst; die Schlacht war ohne Schwertstreich gewonnen; und da seit dem Jahre 1879 kein Rückschlag mehr erfolgte, so konnte dem oberflächlichen Beobachter die österreichische Valuta als fest geworden erscheinen.

Dennoch war es nicht so. Dem österreichischen Staate war es ergangen wie einem Menschen mit einem kurzen Bein, dessen früher gesundes Bein durch irgend welches Verhängniß nachträglich um ebenso viel Centimeter verkürzt wird. Es mag zuweilen aussehen, als ob er nicht mehr hinke; trotzdem hat er nunmehr statt eines verkürzten Beines deren zwei. Ebenso hatten sich auch in Oesterreich alle jene Uebelstände, die eine Folge der ungeregelten Valuta sind, nicht gemindert, sondern theilweise sogar verschlimmert. Wien blieb der Börsenplatz, an welchem das Waarengeschäft am schlimmsten vom Fondsgeschäft beeinflußt und am wenigsten durch geregelten Capitalzufluß unterstützt wird. Und selbst die Besserung war prekärer Natur. Es gab keine Gewähr dafür, daß die Vermehrung der Silbergulden, wie sie im Verwaltungswege sistirt war, nicht ebenso im Verwaltungswege wieder eingeführt werden würde. Es gab ebenso wenig eine Gewähr dafür, daß der niedrige Silberpreis, auf dem ja allein die Annäherung von Papier- und hartem Gelde beruhte, sich nicht, wenn auch nur zeitweise, heben würde, wie es ja gerade die amerikanischen Silbermänner wollen. Und endlich war es völlig unberechenbar, was geschehen könnte, wenn etwa (und die Meinung der Sachverständigen neigte nach dieser Seite) der bisherige Preissturz des Silbers demnächst durch einen noch schnelleren überboten würde. In dieser Lage faßten die Staatsmänner der österreichisch-ungarischen Monarchie den Gedanken, einerseits den billigen Preisstand des Silbers zu benutzen, um die Goldwährung gesetzlich einzuführen und die Silberschuld des Staates um ein entsprechend geringeres Quantum Gold rechnungsmäßig zu begleichen, andererseits aber damit vorzugehen, bevor etwa noch weitere Preisstürze des Silbers die Be- und Umrechnung ins Bodenlose führten.

Am 2. März 1882 traten Commissionen von Sachverständigen gleichzeitig in Wien und in Pest zusammen. Sie erklärten sich übereinstimmend für die Einführung der Goldwährung unter einstweiliger Zulassung eines beschränkten Quantums von Silbermünzen.

Die schwierigste Frage, welche zur Entscheidung stand, war die, nach welchem Verhältniß der Silbergulden zur neuen Goldwährung umzurechnen sei. Das alte Verhältniß von 1867, wonach 8 Gulden gleich 20 Francs sein sollten, ergab einen Werth von 1 Gulden gleich 2,50 Francs; nach dem gegenwärtigen Stande des Silbers hätte man den Gulden bloß mit 1,60 Francs zu bewerthen brauchen. Die österreichische Regierung wählte einen mittleren Weg, indem sie dem Silbergulden bei der zukünftigen Umrechnung einen Werth von 2,10 Francs beilegen will. Die Verhandlungen wurden glatt zum Ziele geführt. Seit langem sah man zum ersten Male in Oesterreich eine große Staatsfrage mit Zielbewußtsein und Sachverständniß der Lösung nahe gebracht.

Im Gegensatz zu vielen, zumal deutschen Zeitungsstimmen, finden wir es berechtigt, wenn die österreichische Presse es als einen Eingriff in die Souveränität ihres Vaterlandes abwehrt, daß die auswärtigen Gläubiger der habsburgischen Monarchie eine andere Bezifferung der Relation verlangten. Wer auswärts österreichische Papiere kaufte, wußte, daß es zu den unveräußerlichen Souveränitätsrechten des österreichischen Staates gehört, seine Valuta zu regeln. Der österreichische Staat hätte das Recht, wenn er es wollte, die Relation nach dem augenblicklichen Kurse festzusetzen, wonach er jedem Gläubiger für einen Gulden nur 1,60 Francs hätte zu zahlen brauchen. Wenn er statt dessen 2,10 Francs zahlen will, so ist das sein freier Wille, und Niemand hat ein Recht, ihm die Relation vorzuschreiben, die er zum Gesetz erheben

Digitized by Google

soll, oder ihn gar an eine Relation von 1 : 15½ zu erinnern, die niemals zwischen dem österreichischen Staate und seinen Gläubigern den Paragraphen eines Vertrages gebildet hat.

Nur in einem Punkte sind allerdings die ausländischen Gläubiger Oesterreichs nicht mit der richtigen Schonung behandelt worden. Oesterreich braucht eine nicht unbedeutende Anleihe für die erste Durchführung der Goldwährung. Mitten in den Verhandlungen, die hierüber mit der sogenannten Rothschild-Gruppe gepflogen wurden, tauchte der Gedanke auf, bei dieser Gelegenheit die ältere fünfprocentige Staatsschuld in eine vierprocentige umzuwandeln. Wenn nun auch das Recht des Staates zur Convertirung nicht bestritten werden kann, wenn vielleicht auch die Gelegenheit günstig ist, um unter dem Schatten des großen Geschäftes das kleinere durchzudrücken, so ist es doch nicht zu billigen, daß ein Staat den Moment, in welchem er seine Währung regelt, dazu benutzen will, im Teiche seiner Gläubiger im Trüben zu fischen. Oesterreich hat in seiner Finanzgeschichte der warnenden Beispiele genug, daß der Credit selbst bei guter Fundirung sich nicht behauptet, wenn er sich nicht auch äußerlich in voller Sauberkeit darstellt. Die Verbindung des Convertirungsgeschäftes mit der neuen Valutaanleihe mag klug sein, aber weise ist sie nicht.

In diesem Punkte ist eine Beeinträchtigung vor allen Dingen der deutschen Gläubiger um so weniger angebracht, als Deutschland soeben gerade in Valutasachen der habsburgischen Monarchie einen sehr coulanten Dienst erwiesen hat. Eine rechtliche Verpflichtung, die innerhalb unserer Grenzen befindlichen österreichischen Vereinsthaler einzulösen, bestand für uns nicht. Wenn wir einen Theil der Einlösungskosten freiwillig tragen, so ist das der billigen Erwägung zuzuschreiben, daß wir seit fünfundzwanzig Jahren den thatsächlichen Gebrauch dieser Zahlungsmittel mehr genossen haben als ihr Heimathsstaat, und daß wir jetzt nur Interesse daran haben können, sie los zu werden.

Leid thun wird uns das Opfer nicht, auch wenn die österreichischen Staatsmänner auf ihren Convertirungsplänen beharren. Die freiwillige Betheiligung des Deutschen Reiches an der Einlösung der österreichischen Vereinsthaler bedeutet eine gewisse moralische Unterstützung der österreichischen Valutabestrebungen, die, wenn sie gelingen, uns unseren politischen und wirthschaftlichen Verbündeten in neuer Kräftigung zur Seite stellt. Je inniger unsere Beziehungen zu dem habsburgischen Nachbar sind, desto mehr sind wir interessirt daran, daß seine Zahlungsverhältnisse geordnete und solide seien.

Freilich darf hier der Wunsch noch nicht der Vater des Gedankens werden. Wenn auch bisher in den Ministerien und Sachverständigencommissionen Alles glatt gegangen ist, wenn auch die Verhandlungen mit den Bankhäusern sich gut zu entwickeln scheinen, so haben doch die österreichischen Finanzmänner bei der Durchführung ihres Planes noch manche parlamentarische und andere Klippen zu umschiffen.

In Preußen stehen im Vordergrunde aller Finanzereignisse die Gestaltung und die Erträgnisse der neuen Einkommensteuer. Man kann die hauptsächlichsten Reformen des neuen Gesetzes unter zwei Gesichtspunkten zusammenfassen. Der Eine: die Neuorganisirung der Behörden und die Einführung einer unabhängigen Rechtscontrole, betrifft die Verwaltung, während der Andere: die veränderte Steuerscala und die Heranziehung der Steuerpflichtigen selber zum Veranlagungsgeschäft (die sogenannte Selbsteinschätzung) direct auf das finanzielle Ergebniß gerichtet ist. Wiewohl in der Veränderung der Steuerscala die Belastung der oberen Stufen bedeutender ist als andererseits die Entlastung der unteren, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß das Mehr, das der Steuerkasse aus der neuen Einkommensteuer in diesem ersten Jahre ihrer Durchführung schon zufließt, zum größten Theile aus der wahrheitsgemäßeren Ermittelung des Einkommens herrührt. Die Art, wie bisher durch wahrheitswidrige Einschätzung die Staatskasse und damit das Staatsganze geschädigt wurde (und wahrlich keineswegs bloß im Westen unseres engen Vaterlandes!) bildet in der

Digitized by Google

preußischen Verwaltungsgeschichte ein Unicum. In wenig Jahren wird man kaum noch begreifen können, wie ein Staat, der stolz darauf ist, daß seine Officiere keinen anderen Dienst als Kriegsdienst, seine Richter keinen anderen als den der Gerechtigkeit kennen, gerade seine Steuerverwaltung in den Dienst des persönlichen Eigennutzes gestellt hat. Neben Unterlassungssünden in der Ausführung der Gesetzgebung war diese selbst der Art, daß die Ermittelung des wahren Einkommens erschwert, um nicht zu sagen unmöglich gemacht war. Es ist charakteristisch, daß man in diesem Staate Preußen, der so großes Zutrauen zu seinen Behörden hat, gerade in Sachen der Einkommensteuer es seit Jahren als selbstverständlich hat betrachten können, daß diese einen Mehrertrag ergeben würde, sobald man an Stelle der rein behördlichen die sogenannte Selbsteinschätzung setzen würde.

Durch die fünf Monate vom Januar bis Mai 1892 erstreckte sich das Veranlagungsgeschäft von der Vertheilung und Ausfüllung der Fragebogen bis zu den behördlichen Verfügungen, dem Beschwerdeweg und den ersten Berufungsentscheidungen. Schon bei der ersten Probe zeigte sich, daß das neue Institut mancher Veränderungen bedürfe. Obwohl das neue Einkommensteuergesetz an und für sich zu den besseren (will heißen: weniger schlechten) philologischen Leistungen unserer neueren Gesetzesschule gehört, sind seine Bestimmungen doch so voll Unklarheiten, daß dem schweigenden Defraudanten fast immer die bona fides eines Mißverständnisses zur Seite steht.

Endlich hat ein merkwürdiger Umstand, der in dem ganzen Gesetz zu Tage tritt und vor allen Dingen die Uebergangsbestimmungen beherrscht, sich überall geltend gemacht. Das ganze Gesetz scheint nämlich von dem Gedanken auszugehen, daß es nur sogenannte gute wirthschaftliche Jahre gibt, daß Jahre mit Verlustsaldis bei den einzelnen Einzuschätzenden nicht vorkommen, wie es z. B. höchst auffällig ist, daß, während das Gesetz selbst auf derartige Verluste Rücksicht nimmt, doch die Einschätzungsformulare keine Rubrik führen, wo solche Verluste einzustellen sind. So hat auch eine Uebergangsbestimmung des Gesetzes gerade bei der erstmaligen Einschätzung einen zweifellos unerwarteten Einfluß geübt: Der Finanzminister selbst hatte vorgeschlagen, daß das erste Mal statt des dreijährigen Durchschnitts des Einkommens bloß ein zweijähriger deklarirt werden solle. Von den drei Jahren, welche dem Veranlagungsjahr vorausgingen, 1889, 1890 und 1891, war vor allen Dingen aber das letzte ein außerordentlich ungünstiges Geschäftsjahr; andererseits war 1889 ein Jahr von selten großem Ertragsreichthum. Indem 1889 für die Durchschnittsberechnung fortfiel und 1891 durch schnellen Bücherabschluß noch in dieselbe hineingebracht werden konnte, hatte eine große Anzahl von Einkommensteuerpflichtigen die Möglichkeit, mit dem Verlust des Jahres 1891 das Einkommen des Jahres 1890 auszugleichen und so einen Durchschnitt für beide Jahre von + null Mark zu zeigen. Daß von der für viele Censiten gegebenen Möglichkeit, sich so ganz oder fast ganz steuerfrei zu machen, verhältnißmäßig nicht allzu häufiger Gebrauch gemacht sein wird, beweist nichts gegen ihre finanzielle Tragweite. Denn, wenn auch nur selten die Steuererklärung eines notorisch reichen Mannes ohne steuerpflichtiges Einkommen in die Akten der Einschätzungscommission gelangte (wiewohl immerhin einer der reichsten Leute von Frankfurt a. M. sein steuerpflichtiges Einkommen thatsächlich mit 0 Mk. für das Jahr 1892/93 deklarirt hat), so ist doch die Zahl der Censiten, die, um diesem peinlichen Schritt zu entgehen, eine verhältnißmäßig kleine Summe als angebliches Einkommen angaben und so sogar mehr thaten, als sie nach dem Wortlaut des Gesetzes verpflichtet waren, zweifellos nicht klein.

Wenn trotzdem der Ueberschuß, den die neue Einkommensteuer über die normirten achtzig Millionen abgeworfen hat, etwa 50 % beträgt (nach den bisherigen Schätzungen wird die Steuer im Ganzen circa 120 Millionen einbringen), so beweist das nur, wie geradezu lächerlich ungenau die frühere Einschätzung war. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß in künftigen Jahren jenes Erträgniß größer werden wird, und so die Erträge der Einkommensteuer dazu bestimmt sein werden, eine viel größere Rolle im preußischen Staatshaushalt zu spielen, als ihnen augenblicklich angewiesen ist. Gewiß ist der Satz, den die französischen Volkswirthe gegen die Physiokraten angewandt haben:

Digitized by Google

l'impôt unique c'est l'impôt inique, auch den Träumen einer alle anderen verdrängenden einzigen Einkommensteuer gegenüber berechtigt. Aber in einem Budget von $1^1/_2$ Milliarden, wie es das preußische heute ist (selbst nach dem Ausscheiden der Eisenbahnausgaben bleibt immer noch ein Ausgabebudget von einer Milliarde übrig), entsprechen die bisherigen achtzig Millionen auch nicht annähernd der Bedeutung, die in einem gut organisirten und die Steuerkräfte gleichzeitig anspannenden Finanzwesen die Einkommensteuer beanspruchen darf. Trotzdem ist der bereits eingetretene und noch weiter zu erwartende Ueberschuß über jene achtzig Millionen aus dem Staatsbudget so ziemlich hinauscomplimentirt. Der hauptsächlichste Sinn der diesbezüglichen Pläne ist der, daß eine Verwendung des Ueberschusses zur Tragung der Grund- und Gebäudesteuer an die Communen, wenn auch noch nicht gesetzlich festgelegt, so doch in sichere Aussicht gestellt ist. Diese Verwendungsklausel involvirt einen für die Entwicklung der preußischen Finanzen gefährlichen Schritt, dessen Bedeutung dadurch nichts einbüßt, daß er von denen, die ihn gethan haben, offenbar nicht bemerkt worden ist. Die Grundsteuer ist ihrer ganzen Entstehung nach eine staatliche Steuer. Bei ihrer Reorganisation in den sechziger Jahren machte man geradezu geltend, daß sie für die Zeiten äußerster Noth dem Staat eine erste Hypothek auf sämmtliche Grundstücke des Landes in die Hand gäbe, die im schlimmsten Fall ein Verpfändungsobjekt auf Jahre hinaus darstellt. Dieser Gesichtspunkt scheint ganz vergessen zu sein, wenn man jetzt allgemein in dem Gedanken schwärmt, den Staatsfinanzen leichten Herzens diesen Sparpfennig für die äußerste Noth zu nehmen und jene Steuern den Communen auszuliefern. Das aber ist ein äußerst charakteristisches Zeichen für das leichte Herz, mit dem die moderne Finanzpolitik ihre Maßregeln immer nur unter dem Gesichtspunkt steigender Volkswirthschaft zu treffen scheint, als ob es noch gar nicht dagewesen wäre, daß der preußische Staatscredit versagt hätte!

Immerhin wollen wir hoffen, daß die Ueberweisung der Grundsteuer an die Gemeinden unausgeführt bleibt oder wenigstens vertagt werde. In dem Augenblick, in dem wir noch sechzehn- bis siebzehntausend Gutsbezirke ohne Communalverfassung haben, hieße das ja die ländliche Grundsteuer in die Taschen der Gutsbesitzer stecken.

Eine andere außerordentlich richtige Neuregelung des preußischen Steuerwesens beschäftigt im Augenblick alle Gemüther; das ist der Ausblick, den der Finanzminister auf die Einführung einer Vermögenssteuer eröffnet hat. Gewiß ist zuzugeben, daß eine Einkommensteuer in sehr vielen Fällen gar nicht ohne das Correlat einer Vermögenssteuer ausführbar ist. Die Beispiele dafür sind leicht findbar. Der Mann, der im Glauben, genug Vermögen zu haben, dasselbe, in Zwanzigmarkstücken umgewechselt, in seinem Keller vergräbt, und jeden Tag so viel Stücke davon herausholt und ausgibt, wie er nöthig hat, kann nicht zu einer Einkommensteuer herangezogen werden. Gewiß und zweifellos wird eine consequent durchzuführende Einkommensteuer zu ihrer Ergänzung Mittel finden müssen, wie sie derartige und anderswie einkommenslos liegende Vermögensobjecte, da sie bei ihrem Eigenthümer Steuerkraft beweisen, zur Steuer wird heranziehen können. Ob dazu die Durchführung des Plans einer allgemein anzulegenden Vermögenssteuer nöthig ist, darüber wollen wir uns an dieser Stelle zunächst nicht verbreiten, da es unsere Aufgabe in dieser wirthschafts- und finanzpolitischen Rundschau nicht ist, über Kommendes zu reden, sondern nur über Geschehenes zu referiren.

Nächst den Steuerfragen — und in diese hinein spielt ja auch die Reform der Erbschafts- und Gewerbesteuer — nehmen bei uns die socialen Reformversuche, denen wir in einem unserer nächsten Artikel näheres Eingehen zuwenden werden, den größten Theil der öffentlichen Aufmerksamkeit in Anspruch, und das mit vollem Recht. Alle unsere bisherigen sogenannten socialen Reformen sind ebenso sicher bloß die erste Einleitung für größere Reformen, wie alle unsere bisherigen Arbeiterbewegungen bloß die Einleitung sind für größere. Was jene Arbeiterbewegungen noch bringen werden, zeigt z. B. der letzte englische Bergarbeiterstreik, der, 400 000 Mann umfassend, seine Operationsbasis bis auf die australischen Kassen hin ausgedehnt hat und in einer Zeit rückläufiger Preisbewegung erfolgte, die man nach deutschen Erfahrungen als immun gegen Aus-

Digitized by Google

standskrisen hätte halten müssen. Das Merkwürdigste dieses Kohlenbergarbeiterstreiks Englands eben ist, daß die Bergarbeiter nicht trotz, sondern wegen der schlechten Conjunctur ihren Streik begannen; sie stellten es als ihre Absicht hin, durch ihren Streik die Kohlenpreise zu halten. Streik und Cartell im Bunde miteinander, das eröffnet ganz neue Aussichten!

Was wir aus Ost- und Südeuropa zu berichten haben, bedeutet bloße Fortsetzung der letzthin bereits signalisirten Ereignisse. Der Rubel scheint sich von seiner Ohnmacht zwar zu erholen, er ist bis auf 2,15 Mark circa gestiegen. Der Eindruck davon würde größer sein, wenn man nicht wüßte, daß diese Hebung wesentlich zu dem Scenarium gehört, dessen man, ohne Mühe und Kosten zu scheuen, für das große Drama der Uebertragung des Russenmarkts von Berlin nach Paris bedarf.

Auf unsern drei südeuropäischen Halbinseln herrscht überall Finanznoth. Die Italiens ist freilich vor allen Dingen darum die geringere, weil man den guten dort herrschenden Willen, zu bessern, allgemein anerkennt und die italienischen Regierungen, trotz aller politischen Krisen, unaufhörlich bemüht geblieben sind, durch Sparsamkeit den Credit ihres Landes zu heben. Die Gesammtausgaben Italiens betrugen 1888/89 noch 1987 Millionen und sollen pro 1892/93 nur noch 1560 Millionen betragen.

Geht man von Italien nach Westen, so findet man dasselbe Bild, das man im Osten schon lange zu sehen gewohnt ist. In Portugal herrscht Staatsbankerott; auf Portugiesisch heißt das: „Einkommensteuer auf die Coupons von Staatspapieren." Um auch nur für die Hälfte der Couponbeträge die nöthigen Summen aufbringen zu können, hat die portugiesische Regierung sich zur Duldung eines „Schutzcomités" entschließen müssen, wie es die Türkei von Seiten der Gläubiger schon lange zu dulden gewohnt ist, und dann gegen die Verpfändung von Zöllen in London eine Anleihe von fünf Millionen Pfund zu Stande gebracht, welche für die zweijährige Zahlung der Couponzinsen in halber Höhe ausreichen soll.

Nehmen wir hinzu, daß die Gläubiger von Argentinien und von Uruguay noch immer aus ihren Wunden bluten, und sehen wir die Lage vieler Industrien und den Curszustand der betreffenden Papiere, so können wir sagen, daß unter günstigeren Auspicien als mitten in diesem Verlustjammer unsere Börsenenquete wohl nicht zusammentreten konnte. Jener Jammer selbst wird das Privatpublicum wohl zunächst von der Börse fernhalten. Wird es der Enquete, der wir unsere besondere Aufmerksamkeit zu widmen haben werden, gelingen, hierin Dauer zu schaffen, um so besser.

Digitized by Google

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Wie verfehlt es auch wäre, der Begegnung des Zaren mit dem Kaiser Wilhelm, die am 7. Juni in Kiel stattgefunden hat, eine besondere politische Tragweite beizumessen, so kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß diese Zusammenkunft der beiden Monarchen um so mehr als ein friedliches Symptom aufgefaßt werden muß, als sie auf die Initiative des Kaisers von Rußland zurückzuführen ist und der Zeit nach mit den französischen Festlichkeiten in Nancy zusammenfiel. Deutschland, dessen auswärtige Politik auf dem europäischen Friedensbündnisse beruht, darf es nur mit Genugthuung begrüßen, daß auch von russischer Seite der friedliche Charakter der gesammten politischen Lage anerkannt wird, ohne daß deshalb von einer accentuirten Annäherung Rußlands an das benachbarte Kaiserreich die Rede zu sein braucht. Allerdings wird selbst in einzelnen französischen Organen hervorgehoben, daß die französisch-russische Flottenzusammenkunft in Kronstadt bisher ohne die Wirkungen geblieben sei, die in dem damals herrschenden Taumel enthusiastisch angekündigt wurden. Falls nicht alle Anzeichen trügen, ist sogar auf beiden Seiten eine gewisse Ernüchterung erfolgt. In den maßgebenden russischen Kreisen mußten die anarchistischen Verbrechen, die aus der französischen Hauptstadt gemeldet wurden, einigermaßen nachdenklich stimmen, zumal die Sühne, welche dieselben in dem Verdicte der Pariser Geschworenen fanden, vollgültiges Zeugniß dafür ablegte, daß die auf den Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung abzielenden Bestrebungen jenseits der Vogesen keineswegs mit der erforderlichen Energie bekämpft werden. Stände doch zu befürchten, daß diese Bestrebungen in Rußland selbst wieder einen Wiederhall fänden, falls den Sympathien für Frankreich allzu laut Ausdruck geliehen würde.

Die Studenten von Nancy, die sich in etwas tumultuarischer Weise an die Genossen in den übrigen Ländern — Deutschland ausgenommen — gewendet hatten, um sie zur Theilnahme an ihren Festlichkeiten einzuladen, mußten sich daher im Wesentlichen mit einigen Dutzenden „tschechischer Brüder" begnügen, die sie allerdings mit denselben volltönenden Worten feierten, mit denen sie die große russische Nation begrüßt hätten, falls deren Vertreter in Nancy erschienen wären. Allerdings traf der gerade in dem nahen Contrexéville zur Kur verweilende Großfürst Constantin zur Begrüßung des Präsidenten der französischen Republik ein; auch beeilten sich die Theilnehmer an den Festen von Nancy, dem russischen Prinzen die üblichen Ovationen zu bereiten; in durchaus correcter Weise wahrte jedoch Präsident Carnot den specifisch französischen Charakter seiner Reise in die Grenzprovinz. Die Chauvinisten werden allerdings nicht ermangeln, in der Erwiderung des Präsidenten der Republik auf einen vom Maire von Nancy ausgebrachten Trinkspruch eine Anspielung auf die „französisch-russische Allianz" zu erblicken. In dieser Erwiderung führte Carnot aus, daß die französische Republik, indem sie unerschütterlich in der ruhigen, friedlichen und ihrer Würde entsprechenden

Digitized by Google

Politik verharre, der sie werthvolle Freundschaften verdanke, auch fernerhin sich ihr Ansehen und die Achtung der Welt bewahren werde. Durch die Betonung des friedlichen Charakters der französischen Republik wird jedoch der Hinweis auf die „werthvollen Freundschaften" in die richtige Beleuchtung gerückt. So darf der Verlauf der Festlichkeiten von Nancy durchaus im friedlichen Sinne interpretirt werden, woran auch nichts durch das vordringliche Verhalten der tschechischen „Sokols" geändert wird, denen der französische Conseilpräsident Loubet noch vor ihrem Erscheinen das Epigramm anhestete, daß sie um so weniger ernst genommen werden dürften, als kaum drei von ihnen der französischen Sprache mächtig wären. Von besonderem Interesse waren die Ansprachen, welche die Bischöfe von Verdun und Nancy aus Anlaß der Reise des Präsidenten der Republik an diesen richteten. Gab sich in den Worten des Bischofs von Nancy, Turinaz, der zu den in jüngster Zeit vom Cultusminister gemaßregelten französischen Kirchenfürsten gehört, eine gewisse Zurückhaltung kund, so ließ sich der Bischof von Verdun, Pagis, die Gelegenheit nicht entgehen, die am meisten chauvinistische unter allen Reden zu halten, zu denen die Rundreise des französischen Staatschefs Anlaß bot. Msgr. Turinaz beschränkte sich darauf, auszuführen, daß, welches auch immer die Institutionen und die politischen Formen sein mögen, die Mitglieder des Clerus doch hinsichtlich der Regierung die Pflicht der Unterwerfung so, wie dies zugleich mit der katholischen Doctrin „die Vernunft selbst und die Traditionen der edlen Geister lehren", erfüllen. Dagegen betonte der Bischof von Verdun, der sich zur Begrüßung des Präsidenten der Republik nach Bar-le-Duc begeben hatte, nicht bloß, daß er und seine Geistlichkeit gute Franzosen wären, die ihr Land leidenschaftlich liebten, sondern er gab auch in Uebereinstimmung mit den Ermahnungen des Papstes an den französischen Clerus, den Anschluß an die republikanischen Staatseinrichtungen zu vollziehen, die Erklärung ab, daß er und die Geistlichen seiner Diöcese offen und ehrlich die Regierungsform acceptiren, die sich das Land freiwillig gegeben habe. So weit war das Verhalten des Bischofs von Verdun durchaus correct. Er fügte jedoch noch einen Excurs auf das Gebiet der hohen Politik hinzu, indem er daran anknüpfte, daß ihm und seinem Clerus von Frankreich noch eine geheiligte Mission: die Wache an der Grenze anvertraut sei. Pathetisch führte dieser streitbare Bischof aus, daß er und seine Geistlichkeit zwar die Aufrechterhaltung des Friedens wünschten, andererseits sich aber auch nicht vor dem Kriege fürchteten, und daß, wenn jemals die Stunde der höchsten Gefahren schlagen sollte, man den Bischof und seine Priester sich unter die Soldaten mischen und mit ihnen an Tapferkeit wetteifern sehen würde.

Die Ansprache schloß dann bombastisch: „Nach der Schlacht, ich will sagen nach den Siegen, werden Sie, unser Chef, da Sie der Chef Frankreichs sind, uns zurufen: Bischof, Priester, Soldaten, ich bin mit Euch zufrieden." Freilich stellte auch Msgr. Pagis seine Bedingungen, so daß die radicalen französischen Blätter darauf hinweisen, wie es sich bei den patriotischen Phrasen des Bischofs von Verdun lediglich um ein Tauschgeschäft handele. Msgr. Pagis betonte nämlich zugleich in seiner Ansprache, daß eine Regierung nur unerschütterlich wäre, wenn sie auf alle Kräfte des Landes zählen könnte, daß aber die katholischen Streitkräfte durch ihre Bedeutung und durch ihre Zahl die ersten wären. Der Bischof machte dann jedoch die Unterstützung durch den Clerus davon abhängig, daß die Staatsgewalt dessen „nothwendige Freiheiten beschütze". Erst wenn diese Voraussetzung sich erfüllte, würde die Geistlichkeit Alles, was sie an Einfluß, Intelligenz und Herz besitze, der Blüthe und der Größe Frankreichs widmen. Daß die radicale Presse jetzt bereits erklärt, von einem solchen Tauschgeschäfte nichts wissen zu wollen, kann nicht überraschen. Hierzu kommt noch, daß der Bischof von Verdun sich keineswegs auf die Zustimmung des gesammten französischen Episkopates berufen kann. Jedenfalls beweist die Art, wie Msgr. Pagis den in der Encyklika, sowie in dem Schreiben an die französischen Cardinal-Erzbischöfe ausgesprochenen Absichten des Papstes gerecht zu werden glaubt, daß auch Leo XIII. das Entgegenkommen der französischen Staatsgewalt voraussetzt, wenn er für die republikanischen Staatseinrichtungen Propaganda macht. Vor Allem erhofft der Papst

Digitized by Google

im Hinblick auf die gesammte politische Constellation seine Position Italien gegenüber durch Frankreich gestützt zu sehen, eine Erwartung, die sich allerdings als trügerisch erweisen muß.

Immerhin ist es in hohem Grade bemerkenswerth, daß die Italiener selbst in ihrer weit überwiegenden Mehrheit ein feines Gefühl dafür bekunden, mit welchen Factoren sie in der Stunde der Gefahr rechnen dürfen und müssen. Als unlängst, am Tage des Verfassungsfestes, der deutsche Botschafter Graf Solms nach der üblichen Revue in Uniform den Quirinal verließ, ertönte von allen Seiten der Ruf: „Es lebe Deutschland! Es lebe unser Verbündeter!" Diese spontanen Kundgebungen lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; jedenfalls beweisen sie am besten, wie wenig sich die italienischen Ultraradicalen auf die öffentliche Meinung ihres Landes stützen können, wenn sie hypnotisch starr nach Frankreich hinblicken, als ob sie von dort alles Heil, sowie den Sieg ihrer antidynastischen Bestrebungen erwarten. So darf denn auch mit Zuversicht angenommen werden, daß die jüngste Krisis, die Italien gegenwärtig bestehen muß, mit dem vollen Siege der auf die Erhaltung der ungeminderten Wehrkraft des Landes abzielenden Politik ihren Abschluß erhalten wird.

Allerdings mußte das nach dem Sturze des Ministeriums Rudini neu gebildete Cabinet Giolitti-Brin von Anfang an auf die heftige Opposition Nicotera's und seiner Anhänger, sowie der äußersten Linken und der mit diesen Parteigruppen verbündeten Rechten unter der Führung des früheren Conseilpräsidenten, des Marchese di Rudini, gefaßt sein. Die Lösung, durch welche die Ministerkrisis nach dem Sturze Rudini's beendet worden war, ließ sich allerdings vom streng constitutionellen Gesichtspunkte aus anfechten, da nicht Crispi oder Zanardelli als Führer der Linken zur Regierung berufen worden waren, um den leitenden Staatsmann der Rechten, Rudini, zu ersetzen, sondern Giolitti, der als Chef der piemontesischen Abgeordnetengruppe zwar beim Sturze des Ministeriums mitgewirkt hatte, jedoch nicht wie Crispi oder Zanardelli an der Spitze der parlamentarischen Opposition stand. Diese constitutionellen Bedenken durften aber nicht von der Rechten oder den Parteigängern Nicotera's geltend gemacht werden, nachdem die Letzteren trotz ihrer Zugehörigkeit zur entschiedenen Linken dem conservativen Marchese di Rudini von diesem bereitwillig angenommene Heeresfolge geleistet hatten. Nur Crispi selbst und seine Partei, die Linke, wären berechtigt gewesen, gegen die Constituirung des Ministeriums Giolitti Protest zu erheben. In Wirklichkeit fand dieses aber gerade bei der Linken und dem linken Centrum seine hauptsächliche Stütze, wobei allerdings nicht außer Acht gelassen werden darf, daß Crispi und Zanardelli gewissermaßen hinter den Coulissen gestanden hatten, zumal das neue Cabinet neben Giolitti eine ganze Anzahl politischer Freunde des anerkannten Führers der Linken aufwies. Daß andererseits die aus der Rechten, der äußersten Linken und dem gesammten Anhange Nicotera's bestehende Opposition sich beeilen würde, in der Deputirtenkammer den Kampf gegen das Ministerium unverzüglich aufzunehmen, kann nicht überraschen. Es gelangte denn auch nach der Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeiten ein Vertrauensvotum für das Cabinet Giolitti mit so geringfügiger Stimmenmehrheit zur Annahme, daß dieses sich veranlaßt fühlen mußte, dem Könige ein Entlassungsgesuch zu unterbreiten, welches jedoch nicht angenommen wurde. Vielmehr gab der Conseilpräsident in der Deputirtenkammer die Erklärung ab, es möchten diejenigen Gesetze, die keinen Aufschub leiden dürften, durchberathen und ein halbjähriges provisorisches Budget bewilligt werden. Diese Erklärung bedeutete die bevorstehende Kammerauflösung. Da das Finanzjahr in Italien am 30. Juni abläuft, das Budget für 1892—93 aber noch nicht genehmigt ist, soll die Regierung durch die Annahme eines provisorischen Budgets in den Stand gesetzt werden, die Neuwahlen für die Deputirtenkammer innerhalb der von ihr vorgeschlagenen halbjährigen Frist stattfinden zu lassen. Diesen Schlag der Kammerauflösung hatte nun die Opposition nicht erwartet; vielmehr hatte insbesondere Nicotera sich in der Hoffnung gewiegt, daß es ihm beschieden sein könnte, zur Regierung zu gelangen, sobald das Ministerium Giolitti-Brin sich den Schwierigkeiten der inneren Politik

Digitized by Google

nicht gewachsen gezeigt hätte. Andererseits verhehlen sich die Parteigruppen der Opposition keineswegs, daß die gerade am Staatsruder befindliche Partei als Siegerin aus den Neuwahlen hervorgehen würde. Hieraus erklärt sich denn auch das heiße Bemühen, noch in letzter Stunde das Cabinet zu stürzen, und zwar lediglich mit der Absicht, sich selbst an dessen Stelle zu setzen.

Von diesem Standpunkte aus muß der jüngste parlamentarische Kampf um die „provisorischen Zwölftel" des Budgets beurtheilt werden. Während das Ministerium sechs Zwölftel des Jahresbudgets bewilligt wissen wollte, um in aller Ruhe die Neuwahlen etwa im November d. J. anberaumen zu können, beschloß die in ihrer überwiegenden Mehrheit noch unter dem Cabinet Rudini gewählte Budgetcommission der Deputirtenkammer, nur die Bewilligung eines Zwölftels, also einer einzigen Monatsrate vorzuschlagen. Das Ministerium Giolitti würde also genöthigt gewesen sein, die Neuwahlen sofort auszuschreiben, damit die Kammer noch im Laufe des Monats Juli zur Bewilligung des Budgets einberufen werden könnte, ohne welches eine verfassungsgemäße Regierung unmöglich ist. Die Taktik der Opposition war durchsichtig genug. Ist es doch im Juli mit Rücksicht auf die landwirthschaftlichen Arbeiten beinahe unmöglich, eine angemessen starke Betheiligung an den Wahlen zu erzielen. Ebenso wenig eignen sich die folgenden Monate der Hitze und dann der für Italien so wichtigen Weinlese wegen zum Wahlfeldzuge, so daß es durchaus nicht willkürlich ist, wenn die Regierung auf eine sechsmonatliche Frist Gewicht legen zu müssen glaubte, zumal über die Tragweite der Neuwahlen alle Parteien einig sind.

Gerade weil die leitenden Minister der verschiedenen Regierungen, die in den letzten Jahren auf einander gefolgt sind, mit anerkennenswerther Treue an dem Bündnisse Italiens mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn festzuhalten erklärten, muß auf das Verhalten der äußersten Linken als ein charakteristisches Symptom hingewiesen werden. Wie ohnmächtig sich auch diese Parteigruppe mit ihren franzosenfreundlichen, irredentistischen Bestrebungen bisher stets erwiesen hat, darf doch nicht außer Acht gelassen werden, daß Nicotera gute Beziehungen zu Cavallotti unterhält, so daß ein Sieg der von diesen Beiden vertretenen Richtung eine ernsthafte Gefahr für die Fortentwicklung der auswärtigen Politik Italiens bedeuten könnte. Man wird denn auch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß Nicotera gewissermaßen die treibende Kraft der gegen das Ministerium Giolitti inscenirten Bewegung war. Als Minister des Inneren in dem Cabinet Rudini durfte der in allen Künsten der Wahlbeeinflussung wohlerfahrene Nicotera hoffen, daß die Wahlcampagne ihm selbst reiche Früchte tragen würde. Um so größer war daher seine Enttäuschung, als die Regierung, der er angehörte, gestürzt wurde. Wie wenig er sich durch feste Principien leiten läßt, erhellt am deutlichsten daraus, daß er nicht bloß trotz seiner zum Radicalismus neigenden politischen Gesinnung sich an den Führer der Rechten, Rudini, anschloß, sondern in der Zeit, in der er dessen Ministerium angehörte, einen einflußreichen Collegen, den Schatzminister Luzzatti, aufs Entschiedenste befehdete, weil dieser seinen ehrgeizigen Bestrebungen im Wege zu sein schien. Nicotera, falls er wider alles Erwarten zu einer leitenden Stellung berufen worden wäre, würde allem Anscheine nach der äußersten Linken weitgehende Zugeständnisse gemacht haben, die mit den Zwecken des europäischen Friedensbündnisses kaum in vollem Einklange ständen.

Trotz aller verzweifelten Anstrengungen der Franzosenfreunde in Italien erscheint jedoch die Gefahr eines Sieges dieser Richtung völlig ausgeschlossen; vielmehr bürgt vor Allem neben der unanfechtbaren Bundestreue der leitenden italienischen Staatsmänner das gesammte Verhalten des Königs Humbert am besten dafür, daß auch in Zukunft Italien sich seiner Großmachtstellung in vollem Maße bewußt bleiben wird. Es ist bezeichnend, daß, wenn insbesondere die Finanzfrage den Kernpunkt der jüngsten italienischen Ministerkrisis gebildet hat, der Ansturm der äußersten Linken vor Allem darauf gerichtet war, die Wehrkraft Italiens herabzusetzen. Hierbei secundirte an erster Stelle die französische Presse, die in allen Tonarten dem Nachbarstaate klar zu machen bemüht war, daß dieser im Hinblick auf

Digitized by Google

die friedliche Constellation weder seine Marine noch sein Landheer auf dem bisherigen Niveau zu erhalten brauchte. Die ohnehin verdächtige „Uneigennützigkeit" dieser Rathschläge wurde allerdings wesentlich dadurch beeinträchtigt, daß die französische Regierung genau zu derselben Zeit, in der die Pariser Organe aller Parteischattirungen bedeutenden Reductionen des italienischen Heeres- und Marineetats das Wort redeten, in dem eigenen Parlamente behufs Verstärkung der Leistungsfähigkeit der régiments mixtes die Verlängerung der Dienstzeit in der Reserve vorschlug. „Vous êtes orfèvre, monsieur Josse", pflegen die Franzosen selbst nach einem Worte Molière's in dessen Komödie „L'amour médecin" zu spotten, wenn sie einen allzu interessirten Rathgeber kurz abfertigen wollen.

Hervorgehoben zu werden verdient, daß die Widersacher der Tripelallianz die Stellung Italiens in dem Bündnisse so zu kennzeichnen pflegen, als ob dieses Land lediglich Pflichten übernommen hätte, denen keine gleichwerthigen Rechte gegenüberständen. Namentlich wird auch hier wieder mit den angeblichen „Opfern" exemplificirt, die Italien für sein Landheer und seine Marine bringen müßte. In Wirklichkeit kann jedoch auch nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß Italien, falls es unter den europäischen Staaten isolirt wäre, weit größere Opfer im Interesse seiner Großmachtstellung bringen müßte. Oder sollte es sich an Rußland und Frankreich anschließen, nachdem der Papst soeben seinen modus vivendi mit der Republik abgeschlossen hat? Was Rußland betrifft, so braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß keinerlei Interessen Italien mit diesem Lande verknüpfen. Vielmehr hat gerade die italienische Regierung in der bulgarischen Angelegenheit eine für die Unabhängigkeit der Balkanländer so entschiedene Politik sich zur Richtschnur genommen, daß eine Annäherung an Rußland völlig ausgeschlossen ist. Noch schärfer ausgeprägt ist die Verschiedenheit der Interessen Italiens von denjenigen Frankreichs, so daß die Allianz mit Deutschland und der diesem eng verbündeten österreichisch-ungarischen Monarchie sich als eine politische Nothwendigkeit ergibt. Durchaus unzutreffend ist dagegen die Argumentation der italienischen Radicalen, die stets von Neuem versichern, daß ihr Land nur für die Tripelallianz eine starke Armee und Marine erhalten müsse. Dies ist so wenig der Fall, daß die Zwecke des europäischen Friedensbündnisses im Wesentlichen auch erreicht werden könnten, falls die Wehrkraft Italiens vermindert wäre. In Rußland und Frankreich weiß man sehr wohl, daß im Falle eines europäischen Krieges im Hinblick auf die Tripelallianz die österreichisch-ungarische Armee ebenso ihren Rücken nach Italien hin frei hätte, wie Frankreich bei seinen Feldzugsplänen gegen Deutschland mit den italienischen Streitkräften rechnen müßte. Die Italiener dürfen andererseits wohl zufrieden damit sein, daß sie keineswegs als quantité négligeable gelten, vielmehr als werthvolle Bundesgenossen geschätzt werden. Wenn sie daher Gewicht darauf legen, ihre Wehrkraft trotz aller finanziellen Schwierigkeiten auf der erforderlichen Höhe zu erhalten, so glauben sie das ihrer eigenen Großmachtstellung schuldig zu sein, die bereits seit geraumer Zeit um so mehr die Eifersucht und Mißgunst der Franzosen erregt, als die italienische Bevölkerung, im steten Zuwachse begriffen, in absehbarer Zukunft mit der französischen den Wettbewerb um die erste Stelle unter den lateinischen Nationen aufnehmen könnte. Im Hinblick auf den oft bewährten gesunden Sinn des italienischen Volkes durfte daher von Anfang an als gewiß gelten, daß die Mehrheit der Deputirtenkammer, ungeachtet aller Parteizwistigkeiten, den Franzosen keineswegs den Gefallen erweisen würde, insbesondere in der Militärfrage die Regierung zu einer Politik der Ohnmacht zu verurtheilen. Obgleich die geheime Abstimmung nach der Auffassung der äußersten Linken der Opposition zu statten kommen mußte, wurden doch in der Sitzung vom 10. Juni die außerordentlichen Militärcredite mit 192 gegen 144 Stimmen bewilligt. Diese immerhin ansehnliche Mehrheit ist besonders deshalb charakteristisch, weil sie beweist, daß im Gegensatze zu allen Vorschlägen, die darauf abzielten, das Gleichgewicht im italienischen Staatshaushalte insbesondere auf Kosten der Wehrkraft des Landes herzustellen, das Parlament die Ueberzeugung hegt, gerade die Armee müsse auf der vollen Höhe ihrer Leistungsfähigkeit erhalten werden.

Digitized by Google

Das Ministerium Giolitti hat dann noch einen weiteren parlamentarischen Sieg errungen, da das provisorische Budget für sechs Monate mit großer Stimmenmehrheit zur Annahme gelangte. Auch hier mißglückte das von der Opposition in Scene gesetzte Manöver, durch geheime Abstimmung die schwankenden Elemente für sich gewinnen zu wollen. Ihrem Unmuthe über das erlittene Fiasko gaben Imbriani und Genossen Ausdruck, indem sie die Reise des König Humbert und seiner Gemahlin, Margherita, zum Gegenstande einer Anfrage in der Deputirtenkammer machten. Diese Taktlosigkeit erregte jedoch den allgemeinen Unwillen der Kammer, die sich den Segenswünschen ihres Präsidenten für den Besuch des Königspaares am Deutschen Kaiserhofe anschloß. Ist doch auch den Italienern sehr wohl bekannt, einer wie enthusiastischen Aufnahme König Humbert und Königin Margherita von Seiten der deutschen Bevölkerung sich stets versichert halten dürfen.

Wie in Italien, abgesehen von dem Antagonismus zwischen der Rechten und der Linken, im eigenen Feldlager der letzteren durch das rücksichtslose Vorgehen Nicotera's und seiner Freunde von der äußersten Linken, Cavallotti und Imbriani, ein heftiger politischer Kampf heraufbeschworen wurde, der insbesondere bei den bevorstehenden Neuwahlen für die Deputirtenkammer zum Ausdruck gelangen wird, ist auch in den Vereinigten Staaten von Amerika durch das Verhalten Blaine's in die republikanische Partei ein bemerkenswerther Zwiespalt gebracht worden. Das Entlassungsgesuch, das Blaine am 4. Juni dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, Harrison, überreichte, ließ von Anfang an nur die Deutung zu, daß er mit diesem bei der Nomination des republikanischen Präsidentschaftscandidaten den Wettkampf aufnehmen wollte. Am 7. Juni ist in Minneapolis die republikanische Nationalconvention zusammengetreten, die zwischen Harrison und seinem bisherigen Staatssecretär die Wahl zu treffen hatte. Der gegenwärtige Präsident der Republik hat dann aber seinen früheren Staatssecretär aus dem Felde geschlagen.

Von besonderem Interesse waren auch die in Belgien vollzogenen Neuwahlen für den Senat und die Repräsentantenkammer, die berufen sein werden, die Einzelheiten der bereits im Principe beschlossenen Verfassungsrevision festzustellen. In den neugewählten parlamentarischen Körperschaften wird auch der Streit um das allgemeine Stimmrecht ausgefochten werden müssen, durch den die politischen Leidenschaften innerhalb der belgischen Bevölkerung heftig erregt worden. Obgleich die Clericalen in beiden Kammern als Sieger aus dem Wahlkampfe hervorgegangen sind, verfügen sie doch nicht über die Zweidrittel-Mehrheit, die erforderlich wäre, um die Verfassungsrevision in ihrem Sinne gegen die Liberalen durchzuführen. Jedenfalls werden sich in nächster Zeit in den belgischen Kammern die lebhaftesten parlamentarischen Kämpfe abspielen.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Taine's Entwicklungsgeschichte des modernen Frankreichs.

Les Origines de la France contemporaine, par H. Taine. Vol. V—1. Le Régime moderne. Paris, Hachette. 1891[1]).

Wenn von einer fünf Bände umfassenden großen historischen Leistung gesagt werden kann, daß sie keinen Augenblick an der Klippe der Monotonie gescheitert ist, so ist damit allein kein geringes Lob gespendet. Ein solches gebührt der zwanzigjährigen Arbeit des französischen Historikers, die sich nun ihrer Vollendung nähert. In drei große Abschnitte getheilt, gibt sie in ihrem ersten Bande „das alte Régime", eine mit feuriger Beredtsamkeit geschriebene Geschichte der Ideen, aus welchen die französische Revolution hervorgegangen ist und die von Taine in der einen Formel zusammengefaßt erscheint, daß die revolutionäre Theorie zu ihrer Verbreitung die Herrschaft und Disciplin des classischen Geistes bereit fand. Die revolutionäre Aera, abermals in die Unterordnungen „Anarchie", „Jacobinische Eroberung" und „revolutionäre Regierung" eingereiht, umfaßt drei Bände und verarbeitet ein ungeheueres historisches Beweismaterial, unter dessen erdrückendem Zeugniß die falschen Lichteffecte der Apologien und das künstlich hergestellte Dunkel systematischer Gegnerschaft nur um den Preis wieder aufleben werden, die Resultate von Taine unberücksichtigt zu übergehen. Sein fünfter Band, der erste der beiden, die dem modernen Régime gewidmet, das ganze Werk abschließen, ist eine Biographie Napoleon's. Ihr könnten als Epigraph die Worte vorangesetzt werden, die zuerst Lavalette und Stendhal von Bonaparte gebrauchten, als sie ihn „einen Condottiere und Zeitgenossen der Borgia" nannten, oder jene anderen von Talleyrand an Alexander zu Erfurt: „Das französische Volk ist civilisirt, sein Beherrscher ist es nicht." Es bleibt der deutschen Geschichtschreibung überlassen, Erklärungen zu suchen und Milderungsgründe geltend zu machen. Taine entwirft einen Imperator großen Stils, eine vorbestimmte Herrschernatur, gewaltig und streng, ganz im Sinn und Geist der Renaissance, von der so manches in der Seele von Bonaparte pulsirte. Den bewundernden Ausruf jenes Düsseldorfer Verwaltungsbeamten, „c'est plus qu'un homme," ist Taine bereit, mit den Worten von Beugnot, „oui, c'est un diable," abzufertigen. Er leugnet den Genius nicht, aber er verneint die Größe der Schöpfung, die von Anbeginn den Keim der Vernichtung in sich trug, und die Bedeutung eines Werkes, das, auf dem antiken, heidnisch-römischen Begriff der Universalmonarchie aufgebaut, zwar kein Plagiat, aber

[1]) Die Entstehung des modernen Frankreich. Von H. Taine. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Dritter Band: Das nachrevolutionäre Frankreich. Erste Abtheilung. Leipzig, Verlag von Abel & Müller.

Digitized by Google

doch ein Anachronismus war. Hier bewährt sich noch einmal die Methode, die sich dem Menschen durch die auf ihn wirkenden äußeren Zustände und Lebensbedingungen erklärt, das Individuum als Product des Landes, der Rasse, der Erziehung erfaßt, als das Ergebniß eines Instinctes, einer wie unbewußt in ihm wirkenden Kraft, die dieses Mal von Gian Galeazzo Visconti, Julius II. oder Machiavelli bis zu dem jungen korsischen Artillerielieutenant hinüberleitet, der den Entschluß faßte, „die despotische Tradition des Königthums seit Richelieu zum tyrannischen Wiederaufbau des Cäsarismus von Bonaparte zu verwenden.“ Napoleon ist kein Franzose; die französische Orthographie hat er nicht gelernt, den Geist der Sprache nie bemeistert, die um ihn herrschenden Ueberlieferungen, Ideen, Hoffnungen und Illusionen nie getheilt. Bis zum Frühsommer 1793 spielte er die korsische Karte, deren letzter Coup, die Eroberung von Ajaccio, gegen den vergötterten Helden seiner Jugend, gegen Paoli gerichtet ist. Erst als dieser Coup mißlingt, wird der Korse zum Franzosen. Von der Revolution hat er nur dieses gelernt und behalten, daß sie den durchaus unfreien Begriff einer völligen Gleichsetzung der Einzelnen, die Nivellirung des Individuums zu Gunsten einer einzigen, übermächtigen Gewalt proclamirt hat, deren Namen wechselt und deren Despotismus bleibt, ob er nun als Staatsgedanke Ludwig's XIV. oder als die übertragene Volkssouveränität des Socialcontractes sich verwirkliche. Die vollständige Absorbirung aller Sonderautoritäten durch die Centralgewalt, die Auflösung der kirchlichen Organisation, die Abschaffung der provinziellen Rechte, Einrichtungen und municipalen Freiheiten, der Stände, Gilden und Corporationen, der Vorrechte, Privilegien und Immunitäten hatten jede Schranke niedergeworfen und jeden Widerstand gelähmt. Die isolirten Willensäußerungen wurden zu gefügigen Majoritäten zusammengeballt und die Opposition gegen das Machtgebot des omnipotenten Staates wie ein todeswürdiges Verbrechen gestraft. Erst als die über alle Widerstandsfähigkeit angespannte Maschine den Dienst versagte, der Schatz ohne Geld, die Kirchen ohne Priester, die Schulen ohne Lehrer, die Spitäler ohne Aerzte und Nahrungsmittel, die Findelhäuser ohne Milch, die Armen ohne Brot, die Departements ohne Straßen, die Städte ohne Beleuchtung und Gassenkehrer, die Beamten ohne Befehle blieben und die Regierung in den Händen der unfähigen Nullitäten des Directoriums stillstand, wurde der 18. Brumaire, nicht gegen die Freiheit, sondern gegen die Anarchie gemacht.

Taine hat das Kunststück zu Stande gebracht, einen starken Band über Napoleon fertig zu stellen, ohne darin mit einer Silbe des Feldherrn und Schlachtenlenkers zu gedenken. Die Entstehung und der Charakter des neuen Staates, der Zweck und die Vorzüge, die Fehler und Wirkungen des Systems sind ebenso viele Abschnitte zur Geschichte der Reconstruirung von Frankreich durch Napoleon. Was sonst die Arbeit von Generationen erfordert, leistete die Thatkraft des Mannes, der acht Stunden im Staatsrath über alle Einzelheiten der Verwaltung debattiren, dann vier bis fünf Stunden zu Pferde bleiben konnte, Nächte hindurch dictirte, kaum vier bis fünf Stunden schlief, die Station eines jeden Schiffes, die Stellung jedes einzelnen Bataillons kannte, in fünfzehn Jahren ungefähr 60 000 Briefe dictirt hat, am 17. März 1800 seinem Jugendkameraden Bourrienne die Stelle auf der Karte bezeichnete, wo er Melas zu schlagen beabsichtige, was drei Monate später zu Marengo geschah. Als er die Zügel der Herrschaft ergriff, gab es in Frankreich 300 000 Personen, die ihrer politischen Rechte und ihres Vermögens beraubt, ein elendes Dasein führten, während 146 000 Personen flüchtig außerhalb des Vaterlandes lebten. Er versöhnte die Parteien, rief die Emigranten zurück, sicherte den Käufern der Nationalgüter ihren Besitz, besoldete den Klerus, verfügte die Anlage von Schenkungen und Stiftungen in Staatsrenten statt in liegenden Gütern, dotirte die Wohlthätigkeitsanstalten aus Staatsmitteln, bestritt die Kosten des neu begründeten Unterrichtswesens fast gänzlich durch Besteuerung der Privatanstalten, führte die gleiche Vertheilung der Steuern und ihre pünktliche Erhebung durch und steigerte die Einkünfte, die 1789 475 Millionen betragen hatten, auf 750 bis 800 Millionen, während der Code Napoleon unter seinen Augen vollendet wurde. „Die Freiheit? das ist ein gutes bürgerliches Gesetzbuch,“ sagte er zum

Digitized by Google

Tribunen Gallois; „die modernen Nationen kümmern sich nur um den Besitz.“ Küchenjungen wurden Marschälle von Frankreich, der Gastwirthssohn Murat König; es gab Obersten, die fünfundzwanzig Jahre alt waren, und Zeiten unter seiner Regierung, wo für die einträglichsten Stellen die Candidaten fehlten.

Das Märchen, so schien es, war zur Wirklichkeit geworden, und der Zauber umfing den Gebieter selbst, der von einem Reich am Ganges und von Alexander träumte. Vom Werk des Eroberers ist kein Stein auf dem anderen geblieben. Die großen Institutionen des Consulates und des Kaiserreichs, „die Maschinerie vom Jahre VIII“, wie Taine sie nennt, bestehen mit geringen Veränderungen noch heute. Weder die Restauration noch das zweite Kaiserreich, ebenso wenig als die Julimonarchie oder die Republik haben auf Herstellung früherer Rechtszustände gedacht, sondern sich alle des einfachen, wirksamen Apparates bedient, welchen die demokratisch-revolutionäre Centralisation ihnen vererbt hat. Mit dem einzigen Unterschied, daß der Präfect, der unter Napoleon den Interessen der kaiserlichen Politik verpflichtet war, jetzt der parlamentarischen Majorität für die Wiederwahl ihrer Deputirten verantwortlich ist, und die Bänder der Ehrenlegion, die einträglichen Stellen und Concessionen die Ueberzeugungstreue des Republikaners ebenso wie früher die des Imperialisten belohnen. Denn nur die Regierungen, nicht der Staatsgedanke, und noch weniger die Menschen haben in Frankreich seit dem Tage sich verändert, wo Napoleon, zu Ségur gewendet, ihn fragte: „Was wird man sagen, wenn ich todt bin?“ und auf dessen Bemerkung, Frankreich werde in Klagen ausbrechen, achselzuckend erwiderte: „Nicht im geringsten, man wird sagen ouf!“

Lady Blennerhassett.

Digitized by Google

ad. **System der Ethik mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre.** Von Friedrich Paulsen. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz. 1891.

Die großen Umwälzungen, welche in der modernen Zeit fast auf allen Gebieten der Wissenschaft sich vollzogen haben oder vorbereiten, konnten auch die Moralphilosophie nicht unberührt lassen. Im Gegentheil, hatte sie sich vorher einer gewissen starren Ruhe zu erfreuen, so brach in den letzten Jahrzehnten ein um so heftigerer Sturm aus, der nicht bloß einzelne Stücke ihrer Lehre zu erschüttern versucht, sondern sie in ihren Grundvesten bedroht. Radicale Pessimisten, schroffe Individualisten, extreme Kommunisten und aristokratische Anarchisten (Nietzscheaner) rütteln von den verschiedensten Seiten her an dem bestehenden Lehrgebäude der Moral. In solcher Zeit scheint es um so mehr geboten, sich auf dem ethischen Kriegsschauplatze zu orientiren und alles Rüstzeug der alten Moral auf seine Tauglichkeit genauestens zu prüfen. Dieser Aufgabe hat sich Paulsen in seinem „System der Ethik" unterzogen. Das Buch zerfällt in drei Theile: einen einleitenden, der die großen geschichtlichen Moral- und Lebensanschauungen darstellt; einen andern, der die Grundfragen der Ethik behandelt, und einen dritten, der die praktischen Consequenzen für das Staats- und Gesellschaftsleben der Gegenwart zieht. Der Hauptvorzug des Werkes besteht in der außerordentlichen Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit, mit welcher die einzelnen Lehren und Lehrer der Ethik ihre Würdigung erfahren. Dabei hält Paulsen mit seiner eigenen Ansicht nirgends zurück, verfehlt aber andrerseits nicht, die Einwände, die gegen sie geltend gemacht werden können, sorgfältig zu registriren und sine ira et studio ihre Widerlegung zu versuchen. Somit gewinnt der Leser immer den Eindruck, daß der Autor lange und eingehend geforscht und nach bestem Wissen und Gewissen entschieden hat. Im Wesentlichen vertheidigt der Autor die ererbten und bekannten Pflicht- und Tugendbegriffe mit großem Geschick. Eine gewisse Subjectivität äußert sich nur darin, daß die Thatsachen manchmal allzu bereitwillig im Sinne einer optimistischen Weltanschauung ausgelegt werden. Viele feine und scharfsinnige Beobachtungen finden sich über das ganze Werk verstreut. Man vergleiche zum Beispiel die geistvollen Bemerkungen, die Paulsen über den Einfluß der modernen Bildung macht. „Die Cultur der Renaissance" — führt er aus — „hat ihren Bestand nur in einem kleinen Bruchtheil der Bevölkerung, demjenigen nämlich, der auf dem humanistischen Gymnasium eine gelehrte Bildung erhält. Diese Gruppe, welche durch die Stellung ihrer Mitglieder wichtig ist, steht außerhalb des Volkslebens: eben als Gelehrtenstand, der durch die klassische Bildung von der Gesammtheit mit scharfer Grenzlinie getrennt wird. Die unerfreuliche Folge dieses Zustandes ist, daß unsre Bildung und die auf ihr basirende Kunst nur wenig mit dem Volksleben gemein haben, daß die Massen künstlerisch verkümmern und die Kunst gleichfalls sinkt." —

Den Beschluß des Werkes macht eine längere Abhandlung über die sociale Frage, welche Paulsen von seinen ethischen Gesichtspunkten aus so behandelt, wie das jetzt in der „katheder-socialistischen" Schule allgemein üblich ist. Da der Stil endlich in seiner klaren und anspruchslosen Einfachheit einen durchaus sympathischen Eindruck macht, und Paulsen sich von der Manierirtheit, vieler andren Moralisten völlig fernhält, so ist das Werk des Interesses und der Freundschaft Aller werth, welchen die Fragen der Ethik am Herzen liegen.

xγβ. **D. Friedrich Lücke.** Von F. Sander. Hannover, Manz. 1891.

Das hübsch geschriebene Buch giebt ein deutliches Bild von dem Leben und von der Geistesentwickelung des bekannten Vermittlungstheologen Lücke, der zuletzt in Göttingen Professor war. Die Leistungen des Mannes haben natürlich bloß für Fachgenossen Interesse; aber seine Persönlichkeit besitzt einen typischen Zug. Noch heute würden die edelsten Vertreter der „Gottesgelahrtheit" Lücke's Grundansichten beistimmen, irgend eine Lehrordnung müsse in der Kirche walten; „wer dagegen jede Abweichung von der orthodoxen Formel . . von vornherein verdammt . . . , der ist ein feiger Ungläubiger, der zur ewigen Wahrheit in der Kirche kein Vertrauen hat." Die zukunftsfrohste Richtung in der protestantischen Theologie schwört auf dieses Programm: wird es zerfallen oder siegen? Jeder von uns hat seine persönliche Meinung darüber. Für die Zeitgeschichte interessant bleibt die Partei der „Vermittler" unter allen Umständen. Und soweit ist die Physiologie des von Schleiermacher geschulten Geistlichen gerade an Lücke gut zu studieren. Frühe Neigung zum Moralisiren, wie ein knabenhaftes Tagebuch sie zeigt, hindert den Jüngling nicht, fröhliche Studienjahre in Genuß ernster, warmer Freundschaft zu durchleben. Keine Kopfhängerei, kein Zelotismus, keine Beengung des Weltblicks. Wer sich jeden jungen Theologen scheu, düster und am Buchstaben haftend vorstellt, der soll hier einen heitern, sprudligen Menschen kennen lernen; allezeit liebenswürdig auch gegen Andersgesinnte. Aber nichts Rationalistisches liegt in der angeregten Seele: Lücke war Mystiker von Anfang an, nur eben liberaler Mystiker. Das durchdringt denn auch z. B. sein Liebesleben. Die Pastorenerotik ist ein ganz interessante Erscheinung. An Innigkeit und Gefühlsmacht fehlt es nicht; aber jener geistliche Ernst, dessen ein gläubiger Theologe nie ermangeln darf, gibt dem ganzen bräutlichen Verhältniß etwas Seltsames, für Weltmenschen schwer Verständliches. Der religiöse Ernst lähmt auch leicht die Thatkraft gerade bei vermittelnden Naturen. Jacob Grimm konnte sich über seinen lieben theologischen Freund ingrimmig ärgern, als dieser den Protest der „Sieben" nicht mitunterzeichnete. — Von den wissenschaftlichen Arbeiten Lücke's findet sich in Sander's Buch das Nöthige kurz angegeben, und ein hübsches Portrait des Fünfzigjährigen nach C. Oesterley schmückt den kleinen saubern Band.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bamberger. — Silber. Von Ludwig Bamberger. Berlin. Verlag von Rosenbaum & Hart. 1892.

Beaulieu. — Das weibliche Berlin. Von G. v. Beaulieu. Berlin, S. Fischer Verlag. 1892.

Bettelheim. — Die Zukunft unseres Volkstheaters. Zehn Aufsätze aus den Jahren 1882—1892 von Anton Bettelheim. Berlin, F. Fontane & Co. 1892.

Biefendahl. — Deutsches Theaterjahrbuch. Ein bibliographisches und biographisches Handbuch der dramatischen Litteratur der Gegenwart für Theater- und Litteraturfreunde. Herausgegeben von Dr. Karl Biefendahl. Mit 2 Porträts. Berlin, Verlag von Cassirer & Danziger. 1892.

Bormann. — Das Haus Steinert. Eine Erzählung von Georg Bormann. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1892.

Brandes. — Aus beiden Hemisphären. Anthropologisch-ethnologische Novellen von Bechtold Brandes. Berlin, Eduard Rentzel. 1892.

Bunsen. — Die Reconstruction der kirchlichen Autorität. Von Ernst von Bunsen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1892.

Capasso. — I Legati al Concilio di Vicenza del 1538. Di Gaetano Capasso. Venezia. Stabilimento Tipografico dei Fratelli Visentini. 1892.

Dickens. — Charles Dickens' (Boz) sämtliche Werke. Neueste, sorgfältigst durchgesehene Ausgabe. 1. Serie. Band I. Übersetzt von Dr. Carl Kolb. Aufs neue durchgelesen von Dr. L. Freytag. Berlin und Wien, Verlag von Carl Ziegler Nachf. (Ernst Rhode).

Dietrich. — Die Urüberlieferung des Lucasevangeliums und die kritisch-historische Theologie von Karl Dietrich. Leipzig, Gustav Fock. 1892.

Doehler. — Im Zukunftsstaat. Lustspiel in 4 Akten von Gottfried Doehler. Plauen i. V. Druck und Verlag von F. E. Neupert. 1892.

Ehrhard. — Henrik Ibsen et le Théâtre contemporain. Par Auguste Ehrhard. Paris. Lecène, Oudin & Cie. 1892.

Engel. — Das Buch der Eva. Von Alexander Engel. Dieben und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1892.

Erdmann. — Der Athenerstaat. Eine aristotelische Schrift. Deutsch von Martin Erdmann. Leipzig, August Neumanns Verlag, Fr. Lucas. 1892.

Faltenhein. — Kunst Fischer und die litterarhistorische Methode. Von Dr. phil. Hugo Faltenhein. Berlin, Verlag von Speyer & Peters. 1892.

Faulwasser. — Der große Brand und der Wiederaufbau von Hamburg. Ein Denkmal zu den fünfzigjährigen Erinnerungstagen des 5. bis 8. Mai 1842. Im Auftrage des Architekten- und Ingenieur-Vereins unter Benutzung amtlicher Quellen bearbeitet von Julius Faulwasser, Architekt. Mit 4 Plänen und zahlreichen Abbildungen. Hamburg, Otto Meißner. 1892.

Fournel. — Le Théâtre au XVII. Siecle. La comedie. Par Victor Fournel. Paris. Lecène, Oudin & Cie. 1892.

Ghibellinus. — Eine Frage an das französische Volk: Ist der Verrath der Knitur an die Barbarei eine Thatsache? Von Ghibellinus (Dr. Heinrich Fränkel). Weimar, Herm. Seyfarth. 1892.

Gumprecht. — Modernes Seelenleben. Betrachtungen über die Tendenz des modernen Seelenlebens von Richard Gumprecht. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. 1892.

Hammer. — Die Herstellung der Valuta. Projectirt von Eduard Hammer. Wien, Verlag von Carl Konegen. 1892.

Hauptmann. — Der Apostel. Bahnwärter Thiel. Novellistische Studien von Gerhart Hauptmann. Berlin, S. Fischer Verlag. 1892.

Herold. — Wachsen und Werden. Ausgewählte Gedichte von Franz Herold. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1892.

Heyse. — Merlin. Roman in sieben Büchern von Paul Heyse. Drei Bände. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1892.

Homberger. — Essays von Heinrich Homberger. Herausgegeben von Ludwig Bamberger und Otto Gildemeister. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1892.

Jacobsen. — Falsche Propheten. Socialer Roman von Friedrich Jacobsen, Verfasser von „Morituri te salutant". Zwei Bände. Leipzig, Verlag von Georg Wigand.

Jaeger. — Die Verwendbarkeit des afrikanischen Elefanten. Ein Beitrag zur Kolonisationstechnik von H. Jaeger. Magdeburg, Verlag von C. Grubitzsch. 1892.

Kleinpaul. — Das Stromgebiet der Sprache. Ursprung, Entwickelung und Physiologie. Von Dr. Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. 1892.

Kretschmar. — Aus Goethe's Freundeskreise. Erinnerungen der Baronin Jenny von Gustedt, herausgegeben von Lily von Kretschmar. Braunschweig, Georg Westermann. 1892.

Kürnberg-Stolberg. — Ueber d' Gangsteigln! Erzählung aus dem Hochgebirge von B. Grafen Kürnberg-Stolberg. Berlin, Verlag von Mitscher & Röstell. 1892.

Kurt. — Das Freiheitsdogma in seinen neuesten Gestaltungen. Kritische Weckrufe an die Gebildeten aller Stände von Dr. N. Kurt. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Lederstegen. — Oesterreichs Mission im Orient. Von Baron von Lederstegen. Berlin, Verlag von Cassirer & Danziger. 1892.

Lemmermayer. — Im Labyrinthe des Lebens. Gedichte von Fritz Lemmermayer. Leipzig, Verlag von R. Claußner. 1892.

Lindau. — Martha. Roman von Rudolf Lindau. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 1892.

Löwenfeld. — Leo N. Tolstoj, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung. Von Raphael Löwenfeld. Erster Theil. Berlin, Richard Wilhelmi. 1892.

Loewenthal. — Internationales Saecular-Album als Genius der Dichter und Denker des XIX. an die des XX. Jahrhunderts. Herausgegeben von Eduard Loewenthal. Deutsche, österreichische und schweizerische Schriftsteller. Berlin, Verlag von Karl Siegismund. 1892.

Lotusblüthen. I. Auszüge aus dem Buch der goldenen Lehren. Für den täglichen Unterricht der Lanoo's. I. Die Stimme der Stille. Uebersetzt und mit Randbemerkungen versehen von H. P. Blavatsky. Verdeutscht von Franz Hartmann M. D. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Lowe. — Four national Exhibitions in London and their Organiser. By Charles Lowe, M. A. With Portraits and Illustrations. London, T. Fisher Unwin. 1892.

Meliago. — Griechenland in unseren Tagen. Studien und Bilder von P. v. Melingo. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller. 1892.

Memoiren der Königlich Preußischen Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth, Schwester Friedrichs des Großen. Vom Jahre 1709 bis 1742. Von ihr selbst geschrieben. Erster Band. Neunte Auflage, fortgeführt bis zum Jahre 1758 mit 1 Porträt. Leipzig, Verlag von H. Barsdorf. 1892.

Mensch. — Neuland. Menschen und Bücher der modernen Welt. Von E. Mensch. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. 1892.

Meyers Reisebücher. Riesengebirge und die Grafschaft Glatz von D. Letzner. Achte Auflage. Bearbeitet unter Mitwirkung des Riesengebirge-Vereins. Mit 7 Karten und 2 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1892.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Erster Jahrgang. Erstes Heft. Leipzig, R. Voigtländer's Verlag. (In Commission).

Nur die Währungsfrage löst die soziale Frage. Eigenartiger Kurs des Sinceurus. Berlin., Verlag von Cassirer & Danziger.

Olafs. — Novellen von Edmund Olafs. Berlin, Verlag von R. Acker & Co. 1892.

Planta. — Chronik der Familie von Planta nebst verschiedenen Mittheilungen aus der Vergangenheit Rhätiens. Von P. v. Planta aus Fürstenau. Zürich, Druck des Art. Institut Orell Füssli. 1892.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg
Für die Redaction verantwortlich: Rudolf Schwartz in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Frauenrecht.

Novelle
von
Karl Frenzel.

IV.

Langsam verdämmerte der Augusttag in den Abend. Die Schwüle, der Dunst und der Staub, den der heiße Wind in den engen Straßen wie eine dünne, graue Wolke vor sich hertrieb, schienen das geschäftige Treiben gelähmt zu haben. Die meisten Läden waren geschlossen, das Hin und Her der Menschen, der Müßiggänger wie der Beschäftigten hatte, wenigstens um das Pantheon, den Luxembourg-Garten und das National-Theater, aufgehört. Nur vor den Häusern, in denen die Bezirksvereine ihre Sitzungen hielten, ging es lebhafter zu. In kleinen Gruppen, in halblautem Gespräch standen die Männer zusammen. Einige, Piken in den Händen, schienen wie Schildwachen zur Sicherung der Versammelten aufgestellt. Die rothen Mützen auf den Köpfen, die finsteren, gespannten Gesichter, die nackten Arme dieser, die Lumpen jener machten einen unheimlichen Eindruck . . . wie eine Rotte Verschwörer oder Mörder, die das Losungswort erwartet . . . Lanthenat ging es durch den Sinn, als er an dem Hause des Bezirks Beaurepaire vorüber nach der Wohnung der Roland's schritt. Wie immer in seinem schwarzen Tuchrock und seinem Kastorhut. „Verdammter Aristokrat!" murrte es hinter ihm her. Aber einer der Führer, den die dreifarbige Schärpe und ein Schleppsäbel auszeichneten, hemmte jede weitere Schmähung: „Still da, es ist ein Freund Danton's; ich habe ihn vor einer Stunde im Palais Royal an einem Tische mit ihm gesehen . . ."

Die Roland's hatten an dem Morgen des schönen, warmen Tages eine Spazierfahrt nach Montmorency gemacht und waren noch nicht zurückgekehrt. „Ich wollte, sie blieben auch noch morgen fort," sagte er zu Katharinen, die ihm eine Flasche Wein zur Stärkung hingestellt hatte, so erschöpft und hinfällig war er ihr erschienen. Schwer und müde wie Einer, dem die Beine den Dienst weigern, war er in einem Sessel zusammengebrochen. „Sie laufen in der Hitze zu viel umher, Herr Lanthenat," meinte die Magd; „Sie sollten aufs Land

Digitized by Google

hinausziehen; Sie haben ja keine Geschäfte in der Stadt wie wir" . . . „Sie wissen doch, Katharine, daß die Kleine nicht ohne mich in dieser häßlichen Stadt leben kann, und daß Frau Roland sie mir nicht anvertrauen will — ich wäre sonst längst mit dem Kinde nach St. Germain oder Fontainebleau in den Wald gegangen" . . . „Geschieht wäre es schon, aber Eltern und Kind gehören nun einmal zusammen . . ." Lanthenat hatte rasch ein und noch ein Glas Wein hinuntergestürzt . . . „Ich erwarte die Herrschaften hier, Katharine, und nicke ein wenig ein." Aber es war nur ein Vorwand, die Dienerin zu entfernen, er dachte nicht daran, den Schlaf zu suchen. Wie würde er es auch bei dem Sturm, der in seinem Gehirn sauste, vermocht haben! Mit halb geschlossenen Augen, in den Sessel zurückgelehnt, ließ er die Bilder, die auf seinem Wege von dem Kaffeehause Corazza im Palais Royal über den Platz vor dem Louvre, über den Pont Neuf bis in das stille Haus in der Straße de la Harpe an ihm vorübergezogen waren, noch einmal vor seinem Geiste erstehen: die drohenden Volksmassen, um schwarze und rothe Fahnen geschart, wilde Lieder singend, Flüche brüllend, freche Weiber, die aus den Fäßchen auf ihren Schubkarren Branntwein ohne Entgelt verschenkten, eine Fülle wüster Gestalten, in einander gemischt die Lastträger der Hallen, die Lumpensammler, das Vagabundenthum der Pariser Nächte mit Mordgesellen und Einbrechern, denen ihr Gewerbe gleichsam ins Gesicht geprägt war . . . Die Ohren gellten ihm wider von dem Geschrei, den Verwünschungen, abscheulichen Zoten und Drohungen . . . Als hätte eine unsichtbare Macht aus der Tiefe eine ungeheure Woge von Schlamm, Fäulniß und Blut emporgehoben und über Paris ausgeschüttet . . . „Morgen," hatte ihm Danton gesagt, „gibt es einen großen Tag der Revolution, entweder oder, wir oder der Tyrann! Pardon wird nicht wieder ertheilt, wie am 20. Juni."

Auch ohne diese Ankündigung einer Schlacht hätte Lanthenat aus seinen Beobachtungen auf ihre Unvermeidlichkeit geschlossen. Zwei Monate waren seit der Entlassung Roland's aus dem Ministerium des Innern verflossen. Seinen Brief an den König hatte er auf den Rath seiner Gattin an die Versammlung der Volksvertreter gesandt, die ihn mit unermeßlichem Beifall aufgenommen und angeordnet hatte, ihn in allen Gemeinden Frankreichs anzuschlagen. Sendboten der Clubs, Wanderredner unterstützten die Wirkung, die er hervorbrachte. Ueberall geriethen die Massen in Gährung. War auch nur eine kleine Minderheit zu einer revolutionären Erhebung bereit: schon schüchterte sie die zaghafte und furchtsame Mehrheit ein, trotzdem diese in allen Städten in der Nationalgarde noch eine Waffe besaß. In Paris konnte Lanthenat das Wachsen der Unruhe, des Uebermuths der Pöbelrotten, der Unentschlossenheit und Angst der Besitzenden von Tag zu Tag betrachten. Erhob sich einmal die öffentliche Meinung gegen die tollen und schrecklichen Ausschreitungen des Volkes, so begnügte sie sich mit Worten und Protesten, zu Thaten ermuthigte sie sich nicht. Am 20. Juni hatten die Massen das Schloß der Tuilerien überfluthet, den König stundenlang in einer Fensternische umlagert gehalten und ihn gezwungen, die rothe Mütze aufzusetzen und „Es lebe die Nation!" zu rufen. Aber weder die eingestandene noch die heimliche Absicht der Führer war in Erfüllung gegangen: der König hatte sich seine Zustimmung zu der Verbannung der Priester und zur Errichtung des Milizen-

Digitized by Google

lagers nicht abtrotzen lassen, und die Piken und Säbel, die sich gegen ihn gerichtet, um ihn zu ermorden, waren niedergeschlagen worden. Lanthenat selbst hatte mit einem Stockschlage den Stoß eines dieser Wüthenden abgewandt. Eine Weile war der Unwille der Bürgerschaft über diese Schandthaten laut gewesen, die Kühnsten hatten die Anstifter und Rädelsführer zur Rechenschaft ziehen wollen und die Schließung der Clubs der Jacobiner und der Franciscaner verlangt. Als die städtischen Behörden sich dessen weigerten, hieß es, dreihundert entschlossene Männer würden auf eigene Faust die Clubs auseinander sprengen. Auf dem Sammelplatz aber erschienen statt der dreihundert Spartaner, wie Danton, der Arm in Arm mit Lanthenat sich dorthin begeben, höhnte, dreißig nach Moschus duftende Zierbengel, die vor dem pockennarbigen Gesicht mit der aufgestülpten Nase des Tribunen, als wäre es das Gorgonenhaupt, die Flucht ergriffen. Auf der anderen Seite schürten die Redner der Gironde in der Versammlung, die Demagogen in den Clubs, die Zeitungen, die Bänkelsängerlieder das patriotische Feuer. Die Theuerung der Lebensmittel, die Seltenheit der Waaren in den Markthallen stieg: an jedem Morgen wurde der Schweif der Frauen, die vor den Läden der Schlächter und Bäcker standen, länger. Die Maurer und Zimmerleute, die, auf ihrem Gange zur Arbeit, in der Frühe gewohnt waren, ihren Milchkaffee in den Kaffeeschenken zu trinken, fanden diese geschlossen; es gab nur noch für die Wohlhabenden Kaffee und Milch. Noth und Hunger, Arbeitslosigkeit, Müßiggang und Erbitterung, Branntwein und Raubsucht flossen ineinander. Unerschöpfliche Vorräthe von Mehl, Fleisch und Wein, von Flinten und anderen Waffen sollten in den Kellern der Tuilerien aufgespeichert sein. Die Führer und die republikanischen Schwärmer sannen auf den Sturz des Königthums, auf die Gründung eines Freistaates, das arme Volk berauschte sich an der Vorstellung einer glorreichen Plünderung. Einer der Freunde der Roland's, der junge Barbaroux, hatte aus seiner Vaterstadt Marseille einige hundert entschlossene Männer kommen lassen, die den Kern des künftigen Lagers bei Paris gegen die von der Nordostgrenze unter dem Herzoge von Braunschweig vorrückenden Preußen bilden sollten ... eine gut bewaffnete, kampfbereite Schar, die in den Tumulten der Provence schon furchtbare Proben ihrer Kraft und Wuth abgelegt hatte und jetzt in der Hauptstadt Schrecken verbreitete wie eine riesige, zähnefletschende Dogge, die der Herr nach seinem Belieben auf jeden Vorübergehenden hetzen kann. Ein Lied hatten sie mitgebracht, das der Sturmwind der Revolution ihnen von Straßburg zugetragen hatte, ein Lied wie Trompetengeschmetter und Schwerterklang, von unwiderstehlicher, fortreißender, dämonischer Gewalt in Vers und Melodie ... Jedem, der es einmal gehört, sich einprägend, daß er es fortan weder aus dem Herzen noch aus dem Ohr verlieren konnte, daß er, wo immer seine Weise ertönte, in den Refrain einfallen mußte, gleichviel, ob sie ihn in die Schlacht oder auf das Schaffot, zum Siege oder zum Tode führte ...

„Allons enfants de la patrie," sang Lanthenat leise, beinahe unbewußt vor sich hin. Der Drang des Liedes ließ ihn nicht auf seinem Sitz ausharren. Er sprang auf und öffnete das Fenster. Am Eingang der Straße sah er einen Wagen von den Pikenmännern angehalten. Aber gleich darauf erdröhnte die

Digitized by Google

Luft von einem lauten Lebehoch, das dem Patrioten Roland gebracht wurde. Langsam schleppten die müden Pferde den Wagen weiter. Eudora klatschte jubelnd in die Händchen, als sie den guten Onkel an dem Fenster stehen sah und zeigte ihm den mächtigen Strauß von Blättern und Blumen, den sie heimbrachte ...

„Was gäb' ich darum, wenn ich Sie vergebens erwartet hätte," sagte Lanthenat, als Franchine nach den ersten Begrüßungen sich mit dem schlafenden Kinde entfernt hatte und er mit Roland und Marien allein war, „wenn Sie über Nacht und Tag in Montmorency geblieben wären!"

„Das ist ein wunderlicher Empfang," lachte Roland. „Warum sollten wir außerhalb der Stadt bleiben?"

„Hat Sie der Anblick der Straßen nicht belehrt, so sag' ich es Ihnen, daß morgen der Schrecken im Anzug ist. Die letzten Vorbereitungen werden in der Nacht getroffen, die Sturmglocken geläutet, der Generalmarsch geschlagen werden. Es gilt den Sturm auf die Tuilerien."

„Ich glaub' es noch nicht," erwiderte Roland, „zu oft ist davon schon gesprochen worden. Es ist ein aussichtsloses Unternehmen. Das Schloß ist stark besetzt, die Schweizer sind eine tapfere, unerschütterliche Truppe. Ja, wenn die Nationalgarde sich gegen den König erklärte! Aber sie ist unberechenbar und will nur eins: Ruhe. Könnte man ihr die Ruhe ohne den König verbürgen, riefe sie vermuthlich auch: Es lebe die Republik! So jedoch — wir Republikaner sind eine Handvoll!"

„Gewagt wird der Sturm sicherlich; wie er endet — das ist eine andere Sache. Ich hätte Ihnen die Greuel des Sieges und noch mehr die schrecklichen Folgen einer Niederlage ersparen mögen."

„Sollten wir feige fliehen, wenn sich die Hand der Tyrannei gegen unsere Freunde erhebt? Nein, Lanthenat, mein Platz ist hier. Ich bin mir keiner Schuld, keiner Untreue gegen das Gesetz und das Vaterland bewußt; ich bin kein Mitglied der Verschwörung und nicht mehr jung und kräftig genug, um mich in die Reihe der Kämpfer stellen zu können. Aber mein Name ist zu eng mit dieser neuen Revolution verknüpft, als daß mich nicht die Sieger wie die Besiegten mit in ihren Ausgang verwickeln würden. Triumphiren die Patrioten, werde ich wieder zur Leitung des Ministeriums berufen, siegt der König, so fällt mein Kopf. Gelassenen Sinnes erwarte ich mein Schicksal, weder Ehrgeiz noch Todesangst werden meinen Schlaf in dieser Nacht stören."

„Und Sie?" wandte sich Lanthenat an Frau Roland. „Wollen Sie nicht wenigstens mit dem Kinde die Stunden bis zum Schlusse der Thore benutzen, die Stadt zu verlassen? Ich habe Alles in Bereitschaft, einen Wagen, einen sicheren Diener, ein Häuschen in der Nähe des kleinen Trianon, Sie aufzunehmen —"

Frau Roland hatte den Männern den Rücken zugekehrt und keinen Theil an ihrem Gespräch genommen. Sie stand am Fenster, in die Wolken blickend, deren Weißgrau der letzte Abglanz der sinkenden Sonne mit einem fahlen, röthlichen Schimmer färbte. In einer wundersamen, räthselhaften Stimmung war sie aus Montmorency zurückgekehrt; sie entsann sich nicht, jemals in all' ihren Tagen bis in ihre Kindheit hinein diese unbestimmte, namenlose und doch süße Sehnsucht empfunden zu haben. Als hätte sich ihr Herz unter den alten

Digitized by Google

Bäumen, auf dem Rasen, bei dem ländlichen Mahle erweitert, als hätte die Welt seitdem ein anderes Aussehen gewonnen oder als wandle sie wie in einem Traume umher. Welcher Zauber hielt sie umfangen? Hatte sie nicht immer die stillen Reize der Natur geliebt? nicht immer die Bescheidenheit ländlicher Freuden den prunkenden Festen der Stadt vorgezogen? Kannte sie das Leben in und mit der Natur nicht? Hatte ihre Brust nicht den stärkenden Hauch der Bergluft eingeathmet? Die Erhabenheit der Alpen nicht ihr Gemüth ergriffen? Was bewegte sie heute so seltsam? War es nur der ergreifende Gegensatz zwischen der Einsamkeit des Waldes und dem Lärm von Paris, zwischen seinem Frieden und dem Kampf der politischen Parteien, der die seltsame Stimmung in ihr erweckt? Wollte sich etwas in ihr lösen, was bisher gebunden war? Zum ersten Male in ihrem Leben hatte sie das Gefühl, wie süß es sein müßte, sanft und leise, ohne Leidenschaft und Wunsch mit dem Abendsonnenglanz in das All dahin zu fließen.

„Beschließt, was ihr wollt," antwortete sie auf Lanthenat's Frage und entfernte sich vom Fenster. Sie hatte sie nur halb verstanden; es war ihr so gleichgültig, was geschah oder nicht geschah, „mich laßt in Ruhe." Wie entrückt aus Raum und Zeit kam sie sich vor und wollte die Wohligkeit dieses Zustandes ausgenießen. Sie dehnte und streckte sich in einer Nachlässigkeit, die sie sich sonst nicht gestattet hätte, die körperliche Mattigkeit erschlaffte auch die Strenge ihres Geistes. Aber dies Nachlassen der Kräfte war mit einem so angenehmen Gefühl verbunden und verjüngte sie gleichsam. Ein Lächeln wollte nicht aus ihrem Gesicht weichen und gab ihren ernsten Zügen einen milden und sonnigen Ausdruck.

Ihrem Gatten fiel die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, nicht auf, oder er schob sie auf ihre Müdigkeit und das lange Verweilen im Freien ... „Lanthenat schlägt Dir vor, in der Nacht nach Versailles zu fahren und dort die nächsten Tage zuzubringen, er befürchtet Unruhen . . ."

„Nein, lieber Lanthenat, ich will schlafen, lange schlafen und träumen; gönnen Sie mir die Ruhe nicht?"

„In dieser Nacht hoffen Sie auf einen ruhigen Schlaf? Wenn Paris unter dem Klang der Sturmglocken in seinen Grundfesten zittert?" Er betrachtete sie wie mit blöden Augen; er begriff die Verwandlung nicht, die ihr wie mit einem Zauberschlage jede Theilnahme für die bevorstehenden Ereignisse geraubt zu haben schien. „Haben Sie vergessen, was wir gestern besprochen? Erklärten Sie nicht selbst, daß die Entscheidung nahe sei?"

„Ja — gestern! Heute kann ich keinen politischen Gedanken fassen, der Wald hat es mir angethan. Vielleicht auf immer! Was für wunderliche Geschöpfe sind wir doch! Mit welchen Empfindungen werde ich morgen aufwachen?"

„Mit denselben, die Sie jetzt haben, wenn Sie mir nach Versailles folgten, die Bäume würden an Ihr Fenster rauschen, die Vögel singen — Roland, gebrauchen Sie ein Machtwort. Für die Stimmung, in der Ihre Frau jetzt ist, muß das Erwachen morgen früh in Paris ein verhängnißvolles sein."

Die Heftigkeit, mit der er redete, übte auf Marie die Wirkung eines Donnerschlags. Mit der Hand strich sie sich über Stirn und Haar, als müsse sie rasch die Schlafsucht, die sich ihrer bemächtigt, abschütteln. Ja wohl, hörte sie ver-

Digitized by Google

nehmlich eine Stimme in ihrem Herzen sagen, es würde verhängnißvoll für dich sein, wolltest du dich länger in diesen Traum einwiegen, dich weiter und weiter von diesen schmeichlerischen Bildern verlocken lassen, heiße den Kampf und den Schrecken willkommen, die sie verbannen! „Wenn Sie so ernsthaft sprechen, mein Freund," sagte sie laut, und ihr Antlitz war weiß und hart geworden, wie von Marmor, „darf ich freilich nicht schlafen und träumen. Und noch viel weniger die Stadt verlassen. Mein Platz ist an Roland's Seite, meinem Kinde wird Niemand Böses zufügen. Es ist spät geworden, und mein Mann wie ich bedürfen der Sammlung . . ."

„Sie zürnen mir, weil ich Sie unsanft geweckt habe, Sie waren wie eine Nachtwandlerin —"

„Nein, Sie haben mir damit einen großen Dienst erwiesen. Ich schwebte in Gefahr, mich an ein Phantom zu verlieren. Gute Nacht, Lanthenat," und sie reichte ihm zum Abschied ihre Hand. „Wohin gehen Sie?"

„Nach Hause, bis mich der Generalmarsch aufscheuchen wird."

„Wollen Sie die Tuilerien stürmen helfen?"

„Mit meinem Spazierstock? Bewahre! Aber ich würde es mir nie verzeihen, ein solches Schauspiel versäumt zu haben."

„Setzen Sie nicht muthwillig Ihr Leben aufs Spiel," bat Roland, „aus Neugier und Prahlsucht. Verzeihen Sie mir das Wort. Allein mit Ihrem Herzen sind Sie ja doch weder auf der Seite des Königs noch auf der Seite der Patrioten."

„Wagt nicht der Naturforscher, der Arzt oft genug sein Leben bei einem Experimente? Ich bin so eine Art Gelehrter; ich studire die Hundswuth an der Bestie, die ihr das souveräne Volk nennt; zweifellos werde ich einmal an ihrem Bisse sterben. Morgen indessen ist noch nicht meine Zeit."

„Sie sind ein Original, Lanthenat; wir werden also von Ihnen die ersten sicheren Nachrichten hören —"

„Ja, meine Freunde!"

Als er aus dem Zimmer gegangen war, zuckte Marie, die bis dahin regungslos wie eine Statue, die weit geöffneten Augen starr ins Leere gerichtet, da gestanden, zusammen, ein kalter Schauer lief ihr über den Rücken. Besorgt näherte sich ihr Roland, sie aber wehrte seine Sorge und Freundlichkeit ab . . . „Es ist nichts, ich bin übermüdet, und die Aufregung des Gesprächs läßt mich fiebern . . . Zu Bett! Zu Bett!" . . .

Inzwischen war Lanthenat die Treppe hinuntergestiegen und blieb nachdenklich vor der Hausthür stehen. Franchine hatte ihm in dem Corridor zugeflüstert, sie habe ihm eine Mittheilung zu machen und wolle hinunterkommen. Etwas Plötzliches, Ungeahntes mußte geschehen sein, um Marie so seltsam zu verwandeln. Und zwar heute, auf der Spazierfahrt oder im Walde von Montmorency. Denn in all' den Tagen, seit ihr Gatte von seinem Ministerposten enthoben war und sie wieder in ihrer bescheidenen Wohnung weilten, hatte Lanthenat keine auffällige Veränderung an ihr bemerkt. Ihre Theilnahme an den politischen Vorgängen, ihre Gleichgültigkeit gegen Vergnügungen und Zerstreuungen war dieselbe wie früher geblieben; ihr Ehrgeiz, die verlorene Gewalt

Digitized by Google

wieder zu gewinnen, verbarg sich nicht; in den Zusammenkünften mit ihren Freunden, den girondistischen Deputirten, führte sie nun schon das entscheidende Wort; von ihr ging der Plan aus, den König zur Abdankung oder zur Wiederberufung der patriotischen Minister zu zwingen; Roland ließ sich ziehen und stoßen: er hatte vor der Entschlossenheit der Gattin den eigenen Willen gebeugt. Der Wunsch nach Macht, die Schwärmerei für die Republik, die Erkenntniß, daß der Umsturz des Königthums nicht durch Reden, sondern nur durch einen Volksaufstand herbeizuführen sei, hatten ihre Abneigung gegen Danton abgestumpft: Lanthenat hatte ihn bei ihr einführen dürfen. Mit einer gewissen Befriedigung hatte er es gethan. Nicht um sich Danton zu verpflichten, nicht einmal, weil er seine Absicht erreicht zu haben glaubte, den Roland's den Beistand des Tribunen zu sichern. Aber der Gegenstand seiner heimlichen, grundlosen und doch unablässig wachsenden Eifersucht, Buzot, wurde dadurch in den Hintergrund gedrängt. Wenn es zu Thaten und zu Schlägen kommen sollte, mußte dieser Leonard eine klägliche Rolle spielen. Sieht er nicht aus, als ob er ein Madrigal aus der Tasche seines violetten Sammtrocks ziehen und der Frau vom Hause mit verzückten Augen vorlesen wollte? hatte er spöttisch Danton gefragt. Und Danton hatte geringschätzig seine vierschrötigen Schultern gezuckt. In den letzten Wochen hatte er überhaupt Buzot nicht mehr bei den Roland's getroffen; er sei verreist, hatte ihm Marie gesagt. Ohne sonderliche Bewegung weder in ihren Zügen noch in ihrem Gesicht. War er dennoch die Ursache, welche Mariens Stimmung so merkwürdig hatte umschlagen lassen? die Republikanerin am Vorabend der Entscheidung in ein hinschmachtendes Weib aufgelöst hatte?

Lange zu warten brauchte er nicht. Er hätte gern noch weiter vor sich hingeträumt, mit der rechten Schulter an die Nischenwand, in deren Tiefe die Hausthür sich befand, gelehnt, als eine leichte Hand seinen Arm berührte . . . „Kommen Sie, rasch, damit uns Niemand bemerkt," sagte halblaut Franchine und schob ihren zierlichen Arm in den seinen. Ging er, wurde er fortgezogen? Wortlos hatten sie sich raschen Schritts schon eine Strecke von dem Hause entfernt, ehe er fragte: „Wohin soll es denn gehen? An diesem Abend! Es ist neun Uhr vorüber, und Sie thäten besser daran, den Kopf in die Kissen zu stecken!"

„Nein, Sie müssen mich zu der Wahrsagerin begleiten. Sie nennt sich Henriette L'Avenir und wohnt in der Lohgerberstraße, gegenüber der Schenke zum goldenen Hirsch, am Grèveplatz."

„Dahin wollen Sie? Und heute?"

„Grade heute! Katharine hat mir gesagt, daß morgen die Straßen in Blut schwimmen würden. Ich hab' eine solche Angst, ich will wissen, was aus uns Allen werden wird."

„Sie sind eine kleine Thörin! Die Hexe wird sie gar nicht einlassen. Darüber wird es Nacht, vielleicht kommen wir nicht mehr über die Brücken zurück . . ." Aber während er sie so von ihrem Gange zurückzuhalten suchte, regte sich in ihm selber das Verlangen, den Schleier von der Zukunft zu heben. Ganz vergebens schalt er sich einen Unsinnigen, er hing am Angelhaken des Unsichtbaren . . .

Digitized by Google

„Ich habe die Losung, auf die sie ihre Thür öffnet. Und wenn wir nicht mehr zurückkämen, sind Sie nicht bei mir? Sie werden mich nicht im Gedränge verlassen.“ Aus der dunklen Kapuze, in die sie ihren Kopf gehüllt, schauten ihn ihre Augen so treuherzig und zugleich so schelmisch an, daß er keine Abweisung fand.

„Haben Sie auch bedacht, wie ungehalten Frau Roland über Ihren Streich sein wird?“ sagte er darum, um sie durch den Hinweis auf den Unwillen ihrer Herrin in ihrem Vorhaben umzustimmen.

An dem Ton seiner Stimme merkte sie, daß sie schon halb gewonnenes Spiel hätte. „Frau Roland wird gar nichts davon erfahren. Der Pförtner läßt mich ein, und Katharine verräth mich nicht. Und geht doch etwas schief, so werden Sie mich vertheidigen. Trotz der strafenden Blicke, mit denen die stolze Dame uns beide messen würde. Ich muß mir nur bei Zeiten ein Mäuseloch zum Unterkriechen suchen.“

„Davon mag ich nichts hören, Franchine! Frau Roland ist gütig und freundlich gegen Sie, selbst ihre Strenge entspringt einzig aus der Sorge und Neigung für Sie.“

„Nein, Herr Lanthenat“ — und Franchine schüttelte ihren Kopf. „So ist es doch nicht. Gewiß bin ich Frau Roland zu immerwährendem Dank verpflichtet. Ohne sie wäre ich als Waisenkind verdorben und gestorben. Alles, was ich bin, was ich habe und weiß, schulde ich ihr. Aber geliebt hat sie mich nie und jetzt weniger als je.“

„Welchen Grund hätte sie dazu?“

„Ich hab' einmal eine Geschichte gelesen von einer Mutter, die ihre Tochter haßte, weil sie hübsch war und leichtsinnig und den Männern gefiel. Mir ist sie heute wieder eingefallen —“

„Heute? Ist etwas Besonderes geschehen?“ Es klopfte stärker in seinem Herzen und seinen Schläfen.

„Nichts Besonderes. Die Herrschaften hatten sich in einer Laube des Wirthshauses den Tisch decken lassen, Eudora und ich, wir hatten Blumen gepflückt, ihn zu schmücken. Und als wir nun herbeiliefen und unsere Körbe ausschütteten, sagte Herr Buzot —“

„Wer?“ unterbrach sie Lanthenat und drückte unwillkürlich ihren Arm so fest, daß sie vor Schmerz die Lippen aufeinander preßte.

„Herr Buzot, Sie kennen ihn ja! Ein hübscher Mann, er trägt die feinsten Spitzenmanschetten. Er wohnt in Montmorency in dem Landhause eines Freundes und war uns an dem Eingange in den Wald entgegengekommen.“

„Und was sagte er?“

„Er sagte, Eudora und ich, wir sähen allerliebst aus und machten unsere Sache so zierlich wie die Feen. Darüber richtete Frau Roland einen Blick auf mich, als hätte ich etwas Arges begangen. Da mußte ich an jene Mutter denken. Und ich bin ja nicht einmal ihr Kind, sondern eine um Gotteswillen aufgenommene Bettlerin.“

„Hängen Sie doch nicht solchen Grillen nach!“ begütigte er sie. Je heftiger die Qualen der Eifersucht sein Herz zerrissen, desto größer wurde sein Mitleid

Digitized by Google

für sie. Waren sie nicht Schicksalsgenossen, nicht beide von derselben stolzen Frau gekränkt? „Vielleicht sollte der strafende Blick Sie nur warnen, die Schmeicheleien des Herrn Buzot nicht allzu ernsthaft zu nehmen —"

„Ach, Herrn Buzot fällt es gar nicht ein, sich mit mir zu beschäftigen. Aber mir war der ganze Tag verdorben, weil er mir ein freundliches Wort gespendet. Ich wagte nicht aufzuschauen und außer Nein oder Ja etwas zu sagen aus Furcht vor einer Strafpredigt."

„Was thaten Sie denn den langen Tag über?"

„Wir machten nach der Mahlzeit einen weiten Spaziergang, Frau Roland mit den beiden Herren voran, ich Eudora an der Hand hinterdrein. Ein schönes Vergnügen, nicht wahr? Die Herrschaften besuchten den Garten und das Häuschen, in dem ein berühmter Schriftsteller Rousseau vor einigen dreißig Jahren gewohnt hat. Sie hatten auf dem Wege beständig von ihm geredet..."

Lanthenat nickte mit dem Kopfe, als wolle er den Ruhm Rousseau's bestätigen. In Wahrheit war es ein Zeichen, daß er die Lösung des Räthsels, das ihm Mariens wunderliches Wesen aufgegeben hatte, endlich gefunden zu haben glaubte. Eine sentimentale romantische Stimmung hatte sie in dem Walde Rousseau's, im Angedenken an seine Leidenschaft für die Gräfin d'Houdetot ergriffen . . . Oder war es nicht der Abglanz einer fremden Liebe, sondern das Erwachen einer eigenen gewesen? Hatten sie, indem sie von Rousseau und seiner Freundin sprachen, nur den Gefühlen, die sie selbst beseelten, einen verhüllten Ausdruck verliehen und unter dem Schleier seiner Bekenntnisse sich ein Geständniß gemacht?

In diesen Gedanken hörte er nur mit halbem Ohr auf das Geplauder Franchinens, die in seiner Einsilbigkeit eine günstige Gelegenheit fand, ihr Herz auszuschütten, die Oede und Eintönigkeit ihres Lebens zu beklagen und nach Freiheit und Glück zu seufzen. So waren sie, fast ohne daß sie es merkten, über die Notre-Dame-Brücke geschritten. Heller Schein und dumpfes Stimmengebrause verkündigte ihnen, daß sie sich dem Grève-Platz näherten. Gigantisch erhob sich die breithin gelagerte, mit dem mächtigen Wachtthurm, den schlanken Glockenthürmen, Giebeln und hohen Schornsteinen in den dunklen Nachthimmel ragende Masse des Stadthauses. Die meisten Fenster des Gebäudes waren erleuchtet. In den Eisenringen an den Portalen brannten Fackeln. Nationalgardisten und Pikenmänner hielten Wache. Die Gemeindebehörden saßen trotz der vorgerückten Stunde noch in ihrer Sitzung zusammen; es war ein beständiges Kommen und Gehen von Boten, Sicherheitswächtern, Officieren der Bürgerwehr, Neugierigen. Eine der vielen auf den Platz mündenden Straßen nahm in ihrem Dunkel Lanthenat und Franchine, die sich an den Häusern dem Rathhaus gegenüber vorsichtig entlang geschlichen hatten, um nicht angehalten zu werden, schützend auf. Es war die Gasse der Lohgerber. Auch das Wirthshaus zum goldenen Hirsch war bald an seinem Wahrzeichen und den Lichtern hinter den mit Vorhängen in weiß-blau-roth gestreiftem Zitz auf der inneren Seite bedeckten Fenstern des Erdgeschosses aufgefunden. Der Eintritt in das Haus der Wahrsagerin wurde ohne Schwierigkeit gewährt. Henriette L'Avenir wohnte im vierten Stock; es galt, eine schmale, halsbrecherische Treppe hinanzuklimmen. Aber die Karten-

Digitized by Google

schlägerin hatte, in Erwartung und aus Rücksicht für ihre Kunden, an den Treppenabsätzen Laternen aufgestellt. Auf dreimaliges Klopfen an der Thür öffnete sich ein Schiebefenster darin; ein Kopf, die Stirn von einem schwarzen Tuch verhängt, ward dahinter sichtbar: „Salomon und Nostradamus," sagte Lanthenat und zog dabei durch die Luft ein Dreieck, nach der Anweisung Franchinens. Darauf öffnete sich die Thür, und eine ältere Frau ließ sie in ein Vorgemach eintreten. Ein langer, schmaler Raum, der außer einem Schrank, einem Tisch und einer Anzahl altmodischer verblichener Sessel an den Wänden nichts enthielt. Das Auffälligste war der Vorhang, der die Thür zu dem Nebengemach bedeckte: von rothem Tuch, mit schwarzen Schnüren und Troddeln aufgenommen, zeigte er in seiner Mitte in reicher Goldstickerei allerlei seltsame Embleme und geometrische Figuren. Eine von der Decke herabhängende Ampel erhellte mit einem matten durch rothes Glas schimmernden Lichtschein nur dämmernd den Raum. „Die Prophetin hat vornehmen Besuch," hatte die Alte, die sie eingelassen, mit hohler Stimme gesagt und dabei auf die Sessel gedeutet. Franchine, die bisher guten Muth bewahrt, war plötzlich still und ängstlich geworden und zitterte leise. So nahe der Zukunft, gleichsam nur durch einen Vorhang von ihr getrennt, erschrak sie über ihr Vorhaben. Es war ihr, als würde sich eine Todtenhand nach ihr aus dem Vorhange, der sich ein wenig hin und her bewegte, strecken. Am liebsten wäre sie davon geflohen, als jetzt in dem Gemach der Prophetin ein Stuhl umgestoßen ward und unmittelbar darauf ein trotziges Gelächter erscholl; aber es war zu spät. Aus der Thür des Nebenzimmers, den Vorhang heftig zurückreißend, stürzte ein Mann, den Hut tief in die Stirn gedrückt, mit allen Zeichen einer großen Aufregung, so daß er, ganz mit sich beschäftigt, der beiden, die in der halbdunklen Ecke bei dem Lärm sich von ihren Sitzen erhoben hatten, nicht weiter achtete. Dröhnend warf er die Thür des Vorgemachs hinter sich zu; das Haus schien unter den wuchtigen Schritten, mit denen er die Treppen hinab eilte, zu erbeben. „War das nicht" — rief Franchine, sich vergessend, aus, kaum, daß ihr Lanthenat die Hand auf den Mund legen konnte, ihr Weitersprechen zu verhindern . . . Die Alte hatte den Vorhang erhoben: „Tretet ein!" sagte sie mit ihrer Grabesstimme.

Henriette saß auf einem Sessel mit hoher Lehne, die von einer aus dunklem Holz geschnitzten Eule gekrönt wurde. Ein schwarzer, mit sternförmigen Goldflittern durchwirkter Schleier fiel von ihrem Haupte, der sie ganz einhüllte. Nur hier und dort wurde ihr hochrothes, mit Goldstickereien besetztes Gewand darunter sichtbar. Der lange Tisch vor ihr war mit einer schwarzen Tuchdecke verhängt. Mehrere Spiele Karten lagen darauf. Mit der Hand winkte sie Franchine und Lanthenat heran. „Mischen Sie," sagte sie mit einem im Gegensatz zu der Stimme der Alten wohlklingenden und sanften Organ und wies auf die Karten hin. Der Ton der Einladung wie die Unmöglichkeit, jetzt noch zurückzuweichen, ermuthigte Franchine. Sie griff nach einem Spiel Karten, mischte sie und legte die einzelnen Blätter, wie es die Prophetin verlangte, vor sie hin: zwei, dann drei, dann in Reihen von fünf. Als das Spiel aufgedeckt war, schien Henriette in ein tiefes und schweres Sinnen zu versinken. Keine Regung war in ihrem Gesicht bemerkbar. Es war wachsbleich, wie die Kerzen, die in den

Digitized by Google

beiden siebenarmigen silbernen Leuchtern auf dem Tische brannten, zwischen denen die Karten lagen.

„Dies sind Sie," fing sie nach längerer Pause an und deutete mit dem Zeigefinger auf die Herzdame. „Sie sind eine Waise und sind im Süden geboren. Erst kurze Zeit leben Sie in Paris, in dem Hause einer Dame, die vor wenigen Monaten sehr mächtig war und es übermorgen wieder sein wird . . ." Sie sprach, ohne den Blick von den Karten abzuwenden, eintönig, mehr vor sich hin, als für die beiden, die athemlos lauschten.

„Uebermorgen?" unterbrach sie Lanthenat, der nicht im Stande war, seine Ungeduld zu zügeln. „So würde morgen der König die Schlacht verlieren?"

„Morgen wird es ein großes Blutbad geben," erwiderte die Kartenschlägerin. „Sie aber," und sie kehrte sich wieder Franchinen zu, „verweilen nicht gern in dem Hause. Sie tragen sich mit Fluchtgedanken, Sie suchen einen Arm, auf den Sie sich stützen können — Sie werden ihn heut noch finden . . ."

Gerade die Tonlosigkeit ihrer Rede machte den stärksten Eindruck. Es lag so gar keine Absichtlichkeit, keine Schauspielerei darin. Da sie wenigstens dem Anschein nach ihr Gesicht über die Karten hingebeugt hielt, ohne auch nur mit einem Blick Franchinens oder Lanthenat's erstaunte Mienen zu prüfen, war jede Möglichkeit ausgeschlossen, daß sie daraus, aus einer unwillkürlichen Bewegung, aus einem verhaltenen Aufschrei in kühner Auslegung ihre Weissagungen zog. Einzig aus den Karten las sie wie aus einem aufgeschlagenen Buche Vergangenheit und Zukunft —

„Dieser Arm wird Sie ergreifen und mit sich fortreißen," fuhr Henriette fort; „Sie werden haben, was Ihr Herz wünscht, schöne Kleider, einen eigenen Wagen, Sie werden die Revolution überleben und auf ihren Trümmern singen und tanzen."

Mit zurückgedrängtem Athem, im Wechsel ihrer Gesichtsfarbe zwischen Röthe und Bläße hatte ihr Franchine zugehört. Eine solche Verheißung des Glücks berauschte sie. Wie hätte sie ihr den Glauben versagen sollen? Das Kartenorakel wußte, daß sie eine Waise war, daß sie aus dem Hause der Roland's fortwollte; war der Arm nicht schon da, der sie fassen würde? Lanthenat's Arm? Der Roman, den sie undeutlich und unbestimmt so lange in ihrer Phantasie hin- und hergesponnen hatte, gewann unter dem Eindruck der Prophezeihung Form und Gestalt. Sie wollte Lanthenat's Frau werden, und das Schicksal selber ebnete ihr die Bahn zu ihrem Ziel. Nicht ohne Absicht hatte sie ihn durch List und Schmeichelei, durch kluge Ausnützung seines Mitleides für sie und seiner Eifersucht auf Frau Roland bestimmt, sie in das Haus der Kartenschlägerin zu begleiten. Jetzt übernahm es das Geschick, das Band zwischen ihnen fester zu ziehen. Sie würden nicht mehr über die Brücken auf das andere Ufer kommen, sie würden die Nacht zusammen bleiben müssen, in furchtbare Gefahren verwickelt und daraus gerettet werden . . . Sollten ihr die Karten darüber nichts Genaueres mittheilen? „Sie haben mir so Wunderbares gesagt," beugte sie sich im Flüsterton über den Tisch zu Henrietten hin; „darf ich mir noch eine Frage erlauben?"

„Nein," entgegnete die Sibylle und strich die Karten zusammen. „Freiwillig enthüllt sich die Zukunft, nicht gezwungen. Es würde Ihnen nichts nützen,

Digitized by Google

mehr davon zu erfahren. Unbewußt und sicher werden Sie von Ihren Instincten geleitet. Und nun zu Ihnen, mein Herr! Wählen Sie!"

Wie Lanthenat eins der Kartenspiele in die Hand nahm und die Blätter mischte, war es ihm, als suche eine geheime Gewalt seine Finger von den Karten abzuziehen. Aber er überwand den inneren Widerstand, er mochte nicht feig erscheinen. Henriette ließ ihn eine Reihe von sieben Karten, darunter zwei Reihen von fünf, dann drei von drei und die sechs letzten Karten des Spiels je zwei zusammenlegen. Als er die Figur überschaute, machte sie einen häßlichen Eindruck auf ihn. Ein schwarzer Strich ging gleichsam mitten durch sie hin. Die mittelsten Karten der sechs ersten Reihen waren Pique-König, Pique-Sieben, Pique-Bube, Pique-Aß, Pique-Neun und Pique-Dame. Henriette versank wieder in ihre Starrheit. „Sie sind in der Gewalt des Pique-Königs," hob sie an, „er stößt Sie einen schlüpfrigen Abhang hinab durch Noth und Blutlachen; es gibt für Sie keinen Halt . . ."

„Wer ist denn dieser Pique-König?" fragte er ungeduldig. „Der mich wie einen Kreisel vor sich hertreiben soll?"

„Es ist der Dämon in Ihnen. Kämpfen Sie gegen ihn an, so lange es noch Zeit ist. Sonst werden Sie in Verzweiflung enden und das Liebste, was Sie auf Erden haben, durch Ihre Schuld vernichten."

In diesem Augenblick ließ sich aus weiter Ferne ein dumpfes Geräusch, wie Trommelwirbel, vernehmen und zugleich widerhallte die Lohgerberstraße von Geschrei und Waffenklang. Der goldene Hirsch und die anderen Schenken darin schienen ihre Gäste hinausgestoßen zu haben. „Fort, fort!" drängte die Kartenschlägerin und erhob sich; „der zehnte August ist im Anzug. Er wird das Antlitz Frankreichs verwandeln. Gedenken Sie meiner Warnung, unglücklicher Mann! Ein fester Wille bricht auch wohl den Zwang des Dämons."

War es die gebieterische Handbewegung Henriettens, war es der Unmuth und der Zorn Lanthenat's — hastig ergriff er Franchinens Hand, warf ein Goldstück auf den Tisch und stürmte hinaus. Von den letzten Reden der Prophetin war Franchine wie betäubt, alle ihre fröhlichen Hoffnungen waren in das Gegentheil verkehrt. Hatte sie auch den Sinn der Aeußerungen nicht völlig verstanden, daß sie Lanthenat ein finsteres Schicksal voraussagten, war klar und noch gewisser die peinliche und sorgenvolle Stimmung, in die sie ihn versetzt. „Ich werde das Liebste vernichten, was ich auf Erden habe," hörte sie ihn vor sich hinmurmeln, während er sie die dunklen Treppen sich nachzog.

Erst als sie aus dem Hause traten, fand Franchine die Sprache wieder. „Vergessen Sie den Unsinn, den Ihnen die Hexe gesagt hat," bat sie schüchtern, „und seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie zu ihr geführt. Sie hat ihren Spaß mit uns getrieben; da sie mir lauter Glück prophezeite, mußte sie Ihnen Schrecken und Schmerz verkündigen. Schon der Abwechselung wegen. Sollte aber nach ihren Karten Frau Roland nicht wieder zu Macht und Würden gelangen? Das mag uns eine Probe ihrer Kunst sein." An den Arm, der sie noch heute ergreifen und in ein neues Leben führen sollte, getraute sie sich nicht als an einen etwaigen Beweis der Wahrheit zu erinnern.

Die Erwähnung der geliebten Frau bannte Lanthenat noch mehr in den Kreis seiner düsteren Gedanken. „Ich könnte sie vernichten," sprach er vor sich

Digitized by Google

hin, „seh' ich aus wie ein Verbrecher, wie ein Ungeheuer? Wie kam diese Frau dazu, mir einen solchen Verrath, eine solche Gräßlichkeit ins Angesicht zu schleudern? Hab' ich ein Kainszeichen auf der Stirn?"

Aber für die Straße waren diese Grübeleien, diese Abwesenheit aus der Wirklichkeit nicht nur ungeeignet, sondern gefährlich, vor Allem an diesem Abend, und wenn man wie Lanthenat ein Mädchen am Arm hatte, das durch seine feine und schlanke Gestalt und seine saubere Kleidung auffiel. Im tobenden Gedränge wälzten sich Pikenmänner, Betrunkene, Galgenvögel mit langen Schleppsäbeln, die auf dem Pflaster klirrten, Arbeiter und Gesindel durch die Gassen dem Grève-Platz zu. Einzelne lärmende und zuchtlose Weiber in dem Haufen waren die ersten, die auf Franchine aufmerksam wurden und zu spotten und zu schimpfen anfingen. „Aristokratendirne!" „Stäupt sie! reißt ihr die Kapuze vom Kopfe!" „Werft das Püppchen in die Seine!" gellte es boshaft und drohend rings umher. Und keine Möglichkeit, sich aus dem Gewühl, vor den Ellenbogenstößen der Megären, vor den Zudringlichkeiten der Männer zu retten. Es war noch ein Glück, daß die Ungeduld vorwärts zu kommen, keinen Stillstand duldete. Der Trommelwirbel, der durch die Luft immer näher dröhnte, steigerte das Ungestüm der unaufhaltsamen Bewegung. Aengstlich klammerte sich Franchine, der die Thränen der Wuth und des Schmerzes die Augen füllten, an Lanthenat's Arm, um nicht von ihm losgedrängt zu werden. So waren sie gehetzt, beschimpft, gestoßen bis an den Ausgang der Straße zum Platze vor dem Stadthause gekommen. Hier verengten drei Prellsteine den Weg. „Mach' Platz, Aristokratenbrut!" schrie einer hinter Lanthenat und schlug ihn mit einem Knittel über den Kopf. Der Hut lähmte ein wenig die Kraft des Schlages, aber Lanthenat ließ doch vor Schmerz aufschreiend Franchines Arm los, um sich auf den hinterlistigen Angreifer zu stürzen. Mit einem gutgeführten Boxerstoß hatte er ihn niedergeworfen, so hart, daß er aus Mund und Nase blutete. Heulend, brüllend umringte ihn die Menge. „Franchine!" rief er. Allein er sah sie nicht mehr; eine Mauer von Menschen hatte sich zwischen ihn und sie geschoben, und die Lebensgefahr, in der er schwebte, da sich schon die Piken auf ihn richteten, verdrängten zunächst den Gedanken an das Mädchen . . .

In Todesangst, allein gelassen unter den Wüthenden, war Franchine vorwärts gestürzt, dem Stadthause zu, dessen helle Fenster ihr, sie wußte nicht warum, Zuversicht einflößten, in der unbestimmten Hoffnung, daß er sie dort aufsuchen, daß sie ihn dort am sichersten erwarten könnte. Den Mantel hatte man ihr abgerissen, die langen Haare flogen ihr um das Gesicht, ihre Ohrringe und ein kleines goldenes Kreuz, das sie an einem dreifarbigen Bande um den Hals trug, hatten die Habsucht der Weiber erweckt, die dicht an ihren Fersen waren . . . „Haltet sie auf!" schrien sie, „laßt sie nicht entwischen! Ihr Zuhälter hat eben den braven Gargousse erstochen . . ." Das Entsetzen beflügelte ihren Fuß, „rettet mich!" rief sie den Umstehenden zu. Ein herkulischer Mann drehte sich um . . . „Holla, Schätzchen, wo kommst du her?" Mit einem raschen Blick seiner kleinen durchbohrenden Augen hatte er sie erkannt. „Ach, Herr Danton" — schluchzend, aufgelöst, in dem jede Rücksicht, jede Ueberlegung verschlingenden Gefühl gerettet zu sein, warf sie sich an seine Brust, „schützen Sie

Digitized by Google

mich, sie wollen mich zerreißen, Herrn Lanthenat haben sie vielleicht schon getödtet . . ."

„Ohne Sorge, Täubchen! Dir wie ihm wird kein Haar gekrümmt werden. Auseinander," herrschte er den Nachdrängenden zu und hielt das Mädchen mit seiner Rechten fest, „ihr seht, ich kenne sie. Westermann," wandte er sich dann an einen der Männer, die ihn wie sein Gefolge umgaben, „einer meiner guten Freunde ist drüben in Noth. Rufe Lanthenat und befreie ihn. Schlag' den Bestien mit dem Säbel über die Köpfe, wenn sie nicht gehorchen wollen. Mach' kein Federlesen, bring' ihn nach dem Stadthause. Er ist ein reicher Mann und wird in der neuen Gemeindeverwaltung eine gute Rolle spielen. Um ein Uhr bin ich wieder bei Euch!" Und nun zischelte er ihm noch ein paar Worte ins Ohr, schlug sein breites, wieherndes, cynisches Gelächter auf und schritt nach dem Quai zu. Franchine fühlte sich von seiner Hand wie in einem Schraubstock festgehalten. Hätte sie sich von ihm losreißen können? Sie machte keinen Versuch dazu, nicht einmal der Gedanke daran kam ihr. Täubchen, hatte er sie genannt. Ja wohl, eine Taube in der Kralle des Adlers.

V.

An diesem Sonntag, den 30. September strahlten die Säle im Ministerium des Innern im festlichen Glanz. Frau Roland hatte Empfangsabend. Sie hatte doppelten Grund zur Freude. Von der nordöstlichen Grenze kamen jeden Tag tröstlichere Kunden über die Fortschritte des französischen Heeres. Seit Kellermann am Donnerstag, den 20. September, den Vormarsch der Preußen unter dem Herzog von Braunschweig bei Valmy durch ein heftiges Geschützfeuer und die Standhaftigkeit seiner jungen Truppen aufgehalten hatte, war das Glück, das die Preußen bisher begünstigt, von ihnen gewichen. Trotzdem der König zum Angriff drängte, hatte sich der Herzog nicht dazu entschließen können. Schrittweise wich er vor Dumouriez, der mit Verstärkungen zu Kellermann gestoßen war, zurück. In den ersten Tagen des nächsten Monats mußte der geheiligte Boden der jungen Republik von dem „bulgarischen Despoten", wie die Pariser Zeitungen den König Friedrich Wilhelm II. nannten, und seinen Horden befreit sein. Das Lied Rouget de Lisle's hatte sie mit seinem Feuerathem vor sich hergetrieben. Das Vaterland war nicht mehr in Gefahr, eine kurze Zeit noch, und die Heere der Republik würden Belgien und die Rheinlande siegreich, unwiderstehlich überfluthen. Marie Roland's Phantasie fand ihnen in Europa keinen ebenbürtigen Gegner, sondern flog ihren Fahnen zu den fernsten Eroberungen voran. An dem Allen würde sie durch ihren Gatten einen entscheidenden Antheil haben. Heute hatte ihn der neugewählte, am Freitag dem 21. September eröffnete Convent feierlich in seinem Amte als Minister bestätigt und ihn aufgefordert, seine Entlassung, um die er gebeten, weil er lieber ein Deputirtenmandat angenommen hätte, zurückzuziehen . . .

Als sorgliche Hausfrau, die sie auch in ihrer hervorragenden Stellung geblieben war, schritt sie noch einmal durch die Säle, um nach dem Rechten zu sehen. Noch prangte das Haus in dem Pomp und Glanz seiner alten königlichen Einrichtung. Kaum, daß die auffälligsten Zeichen des Königthums, die Lilien

Digitized by Google

und die Kronen, überall an den Gesimsen, den Spiegeln, den Seidenzeugen der gepolsterten Sessel hatten beseitigt werden können. Dreifarbige Bänder zu Festons verbunden, Stickereien mit phrygischen Mützen, römischen Lictorenbündeln und Freiheitsbäumen mußten sie nach Möglichkeit verdecken und den Räumen einen republikanischen Charakter verleihen. An besonders sichtbarer Stelle war die eroberte Standarte einer preußischen Husarenschwadron angebracht, die Dumouriez seinem „Freunde und ehemaligen Collegen Roland" aus Freundschaft und Verehrung zum Schmucke des Ministerhauses hatte überbringen lassen. Aber bei alledem erinnerten die Gobelins der Wände, die Spiegel in kostbaren Rahmen, die Tische von eingelegten Hölzern auf Füßen, die in vergoldeten Löwentatzen ausgingen, ruhend, die prächtigen Uhren auf den Kaminsimsen, die behaglichen Sessel, die geschweiften Sophas, die Diener mit Haarbeuteln, in ihrer alten Livrei, viel mehr an die eben gestürzte Tyrannei der Ludwige als an die Einfachheit und Strenge einer demokratischen Republik.

Mariens Herz hing nicht an Pracht und Flitter, sie wußte sich jeder Umgebung anzupassen und durch Haltung und Wesen sich ihr überlegen zu zeigen. Ob sie in diesem Staatskleide von braunrothem Sammet über den getäfelten Fußboden rauschte, oder im einfachen Hauskleide, mit einer Handarbeit beschäftigt, an ihrem Nähtische saß und den Gesprächen der Männer klug aufmerkend folgte — sie war immer eine Erscheinung, die Allen auffallen mußte. Aber sie ertappte sich heute bei einer Genugthuung und einer Freude an ihrem Putz und Schmuck zum ersten Male seit ihren Mädchentagen wieder, wenn sie ein Fest oder einen ländlichen Ausflug mitmachen sollte. Und blickte sie umher, so gefielen ihr diese prächtigen und zierlichen Dinge, die sie in ihrem Geiste für Nichtigkeiten erkannte, als beförderten sie den Reiz der Geselligkeit und die Freundlichkeit der Sitten und dienten zu einer ach! wie leicht zerbrechlichen Schranke gegen die Rohheit und die Duzbrüderschaft in Hemdsärmeln. An dem Ende jedes Gedankenganges, den ihre Seele wandelte, fand sie die Politik . . .

Ein Diener meldete Herrn Leonard Buzot. Als Freund des Hauses durfte er das Recht beanspruchen, vor der Stunde der Andern einzutreten. Mariens blasse Wangen färbten sich höher, und ihr Athem ging schneller. Da ist ein Herz, in das ich das meine ausschütten kann, schien ihr Auge ihm zu sagen. Er überreichte ihr lächelnd zum Gruß einen Strauß, in dem weiße, blaue und rothe Blüthen die dreifarbige Fahne der Republik nachahmten.

Mit dem eingeborenen, durch die Armuth seiner Jugend, durch seine Erziehung und seine Erfahrungen geschärften Instinct des Plebejers hatte Lanthenat in Buzot nicht nur einen ihm persönlich unangenehmen Mann, sondern den durch äußere Erscheinung, in Wesen und Geschmacksrichtung gleichsam gestempelten Aristokraten bei ihrer ersten Begegnung erkannt. Aus Ueberzeugung und Stimmung mochte Buzot ein Republikaner und ein Freund der Freiheit sein, aber aus dem Zwang des Unbewußten heraus war er ein Feind der Gleichheit. Wie harmonisch fügten sich seine Haltung, seine Gebärden, seine Weise, sich niederzusetzen, zu sprechen, Alles bis auf seine Kleidung der Umgebung in einem bis vor fünfzig Tagen noch königlichen Palaste an! Wie vortheilhaft stach die Sicherheit und Ungezwungenheit seines Ganges, seines Grußes von den linkischen und

Digitized by Google

täppischen Bewegungen der neu emporgekommenen Männer ab, die niemals vorher solche Räume betreten hatten und nun hinter Plumpheit und Herausforderung ihre Verlegenheit zu verbergen suchten! Für eine Frau verliehen ihm diese äußeren Eigenschaften neben dem melancholischen Ausdruck seines schönen Gesichtes und dem poetischen Anflug seines Geistes einen gewinnenden Reiz mehr. Marie wenigstens fühlte sich in seiner Gegenwart wie von einer sanften Wärme überstrahlt, wie durch einen zarten, undurchdringlichen Schleier vor jeder Rücksichtslosigkeit und jeder Berührung des Gemeinen bewahrt. Noch war sie zu stolz, in diesen Zeichen die Bedürftigkeit der weiblichen Natur zu erkennen, die einen Anschluß sucht, allein das Zusammensein mit ihm, die Wahlverwandtschaft ihrer Seelen that ihr wohl, die dunkle Empfindung, aus Sinnlichkeit und Schwärmerei gemischt, die sie im Walde von Montmorency mit dem Ueberdrang einer elementaren Kraft ergriffen hatte, glaubte sie durch ihren Willen und ihre Tugend überwunden zu haben. „Ich schütze nicht nur das Recht der Freundschaft vor, daß ich so früh gekommen," hatte Buzot gesagt, als er ihr gegenüber Platz nahm, „sondern auch Ihren Brief. Hoffentlich haben die Beschlüsse, die der Convent heut gefaßt hat, alle Ihre Besorgnisse zerstört."

„Alle? das wäre zu viel verlangt, mein Freund! Ich bin schon zufrieden, wenn die Festigkeit der Versammlung auch Roland seine Thatkraft und Tapferkeit wiedergibt. Seine Ohnmacht, der zunehmenden Verwirrung und Auflösung in den Provinzen zu steuern, die Aufläufe, Plünderungen und Mordthaten in Paris zu unterdrücken und ihre Anstifter dem Gesetz auszuliefern, hatte ihn zu seinem Entlassungsgesuch bestimmt. Den unaufhörlichen Unkenreden Lanthenat's ist es gelungen, meinem Manne einzureden, daß seine und meine Sicherheit von seinem schnellen Rücktritt in das Privatleben abhinge. Die Entscheidung schwebte an einem Haar, und ich hätte Paris verlassen müssen."

„Das kann, das darf nicht geschehen! Sie haben den Gedanken einer idealen Republik in so viele Herzen wie eine Feuerflocke geworfen, daß Sie uns alle an seiner Verwirklichung verzweifeln ließen, wenn Sie die Hand vom Werke nähmen. Herr Lanthenat ist ein aufrichtiger Freund Ihres Gatten, aber seine Verbindung mit Danton, seine Beziehungen zu den Mitgliedern der Pariser Commune haben ihn in eine Atmosphäre von Blut und Schrecken hineingetrieben, daß er die Welt wie durch eine rothe Wolke sieht."

„Wäre nur hier nicht eine Stimme," und sie legte die Hand auf das Herz, „die ihm in mancher kummervollen Stunde Recht gibt. Gestehen wir es uns doch ein, mein Freund, daß wir seit dem zehnten August von einer Enttäuschung in die andere fallen. Einem unsichtbaren Abgrund zu. Wider Erwarten hatten wir gesiegt, feige hatte der König das Schloß geräumt. Freiheit und Gleichheit! Wir umarmten uns auf den Straßen, wir weinten vor Freude. Von unsern Plätzen verschwanden die Standbilder der Tyrannen. In heiliger Begeisterung eilten unsere Jünglinge zu den Fahnen; sie wußten, daß sie ein freies Vaterland vertheidigten. Aber ach! wir hatten zu früh gejubelt. Schon der Eintritt Danton's in die Regierung als Justizminister beunruhigte mich. Und wie er sich nun aller Angelegenheiten mit seiner eisernen Faust bemächtigte, seine Collegen zu Werkzeugen herabdrückte, mit seiner Stentorstimme jeden

Digitized by Google

Widerspruch niederschrie, wie er seinen Spießgesellen bei den Plünderungen der Staatsgebäude und der königlichen Schlösser jeden Diebstahl und jeden Unterschleif nachsah — da überkam mich ein Schauder und ein Abscheu vor diesem neuen Regimente, und ich schämte mich vor mir selber, daß ich darin eine Rolle spielte."

„Arme Freundin, nur zu gut entsinne ich mich der traurigen Briefe, die Sie mir damals nach Evreux schrieben . . ."

„Ich wäre weniger verzweifelt, wenn Sie in Paris gewesen. Dann brechen die entsetzlichen Tage des Septembers herein. Mit cynischer Frechheit sandte der Minister der Gerechtigkeit seine Räuberbande gegen die Gefängnisse. Ein Haufe Gesindel, hätte es in Paris hundert entschlossene Männer gegeben, entschlossen wie ich, eher zu sterben, als diese Greuel zu dulden, einen Officier an ihrer Spitze, in wenigen Stunden hätten wir die Stadt von den Mördern gesäubert und Danton, Robespierre und Marat als gemeinschädliche Verbrecher vor das Tribunal gestellt. Aber der Schrecken lähmte Alle. Seitdem ist Paris eine verwünschte und verfluchte Stadt in meinen Augen. Ich hoffe nicht mehr, daß unter diesen Feiglingen die Freiheit gedeihen kann."

„Muth, meine Freundin, Muth! Mit dem Siege über die feindlichen Heere werden auch im Innern bessere Tage anbrechen. Vor der Sonne des Gesetzes wird das lichtscheue Gezücht wieder in seine Höhlen zurückkriechen. Wie schrumpfte der Ruhm dieses Pöbelgötzen Danton vor der Bürgertugend Roland's zusammen, vor dem herrlichen Beispiel von Unerschrockenheit, das er gab, als er die Schandthaten des Septembers, die unrechtmäßige Gewalt, welche die Gemeindevertretung von Paris an sich gerissen hatte, die Unthätigkeit der Nationalgarde vor dem ganzen Frankreich anklagte! Das ist ein Mann, sagten die Bürger in allen Städten unserer Normandie, der sein Haupt nicht vor den Mördern beugt, nein, das Vaterland ist noch nicht verloren, so lange es solche Männer die Seinen nennt. Und nun malen Sie sich den stillen Triumph aus, den ich bei diesen Freudenbezeugungen genoß, wenn ich an die dachte, die ihr Feuer in sein Herz gegossen hatte!"

Frei und offen würde Marie dem Blicke jedes andern Mannes auch nach einer solchen Aeußerung begegnet sein, vor dem Buzot's, in dem Zärtlichkeit und Schwermuth sich mischten, schlug sie die Augen nieder und erröthete bis zur Stirn, wie ein junges Mädchen. „Und wir schwebten auch beide in Lebensgefahr," sagte sie hastig, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben; „zwischen fünf und sechs Uhr Nachmittags an jenem zweiten September, als das Morden in den Gefängnissen begann, drangen in den Hof dieses Hauses die Pikenmänner ein. Sie schrien nach Waffen und wollten Roland sehen. Mein Mann war mit den andern Ministern zu einer Berathung im Ministerium der Marine. Die Diener konnten den Ansturm der Wüthenden nicht aufhalten. Ich ging einer Abordnung, die sie hinaufschickten, entgegen. Wir hätten keine Waffen im Hause, aber wenn sie es daraufhin durchsuchen wollten, würde ich sie selber führen. Ob sie meine Kaltblütigkeit lange eingeschüchtert hätte, bezweifle ich; zum Glück erschien Lanthenat, der damals noch zum Gemeinderath gehörte, mit seiner dreifarbigen Schärpe. Er war außer sich; nachher erzählte er mir, man hätte

Digitized by Google

in der Sitzung die Verhaftung meines Mannes beantragt. An jenem Tage wäre ein Verhaftsbefehl sein Todesurtheil gewesen, sie würden mir sein Haupt auf der Pike entgegengehalten haben. Das hatte Lanthenat in jenen Zorn versetzt, vor dem die in unser Haus eingedrungene Bande zurückwich . . ."

„Wie beneide ich ihn, daß er in jener Stunde an Ihrer Seite stehen durfte! Aber ich hoffe, daß wir über den Berg sind. Solche Ausbrüche der Leidenschaft und der Wildheit sind bei einem so plötzlichen Uebergang von dem Königthum zur Republik, wie wir ihn erlebt haben, unvermeidlich. Die Furcht ist ein schlechter Berather, und gewiß glaubten Viele, daß es zwischen den heranrückenden Preußen und den Verräthern in der Stadt eine geheime Verschwörung gäbe. Diese Greuel haben wenigstens das Gute gehabt, daß sie die Blutmenschen vor dem ganzen Frankreich bloßgestellt haben. Mit unumschränkter Machtvollkommenheit tritt der Convent auf; die Rechtschaffenen, die Gutgesinnten bilden die überwältigende Mehrzahl in ihm; er wird die Bösen und die Nichtswürdigen in seinem Schoß bald erstickt haben. Verbannen Sie die trüben Gedanken und Ahnungen, theuerste Freundin, das Morgenroth der Freiheit ist aufgegangen."

„Die Gewißheit, Sie wieder in Paris zu sehen, war mir ein Trost in allen Bekümmernissen. Es ist mir eine süße Gewohnheit geworden, Ansichten und Empfindungen mit Ihnen auszutauschen, ohne falsche Scham gestehe ich es. Solche Seelenfreundschaft ist für mich ein Bedürfniß, eine Sehnsucht, die mich schon in der Jugend bewegte, und die sich mir jetzt erst im Alter erfüllt. Ein Bedürfniß, um so dringender, je mehr die Arbeitslast, die Verdrießlichkeit der Geschäfte, der Unmuth und die Kränklichkeit seiner Jahre mir Roland entfremden. Zu Lanthenat konnte ich niemals eine innigere Beziehung gewinnen; etwas in mir widerstrebt ihm und warnt mich vor ihm. Lange habe ich mich gescholten, daß ich den treuen Mann so kalt und fremd behandelte; seit dem zehnten August hat mein Mißtrauen eine gewisse Rechtfertigung erhalten."

„Was ist geschehen? Ich habe keine Ursache, Herrn Lanthenat vor Ihnen zu vertheidigen, aber für seine Anhänglichkeit und aufopfernde Treue für Sie und Roland würde ich meine Hand ins Feuer legen."

„Erinnern Sie sich noch des jungen Mädchens, das Sie früher in unserem Hause gesehen?"

„Ich wollte Sie schon neulich nach ihm fragen und vergaß es wieder."

„Sie ist seit dem zehnten August verschwunden. Alle Nachforschungen, sie aufzufinden, sind vergeblich geblieben. Die Vermuthung lag nahe, daß die Siebzehnjährige, leichtsinnig und heftig, wie sie war, eines Verdrusses wegen das Haus verlassen und von dem Wirbelsturm jenes Tages mit fortgerissen worden sei. Ich war in den Krankenhäusern, meine Boten gingen von Bezirk zu Bezirk. Erst einige Tage später konnte ich mit Lanthenat, der im Hofe des Schlosses einen Schuß in den Arm erhalten und eine Weile im Wundfieber gelegen hatte, über Franchinens Verschwinden sprechen. Da legte er mir ein reumüthiges, seltsames Bekenntniß ab. Er war am Spätabend des neunten August mit dem Mädchen zu einer Wahrsagerin gegangen, die am Grèveplatz wohnte. Auf ihrem Rückwege wurden sie von den Volksmassen, die sich vor dem Stadthaus sammelten, getrennt. Seitdem wußte auch er nichts über Franchinens Verbleib . . ."

Digitized by Google

„Das ist merkwürdig; Herr Lanthenat, ein Voltairianer, bei einer Kartenschlägerin!“

„Nicht wahr? Und wenn ich selbst seiner Erzählung Glauben schenken wollte, welch' ein sonderbares Licht wirft sie auf seinen Charakter. Ein Mann in seinem Alter, der nächtlings mit einem siebzehnjährigen Mädchen durch die Gassen streicht, dessen Pflicht es doch gewesen wäre, statt der Leichtfertigen zu folgen, sie bei der Hand zu nehmen und zu mir zurückzuführen, ein Freund des Hauses, vor dem wir keine Geheimnisse hatten, der hinter meinem Rücken mit meinem Pflegekinde ein so unpassendes Verhältniß unterhält! Roland tadelt mich, daß ich die Sache gar so ernsthaft betrachte; es sei nicht Schuld, sondern ein Zusammentreffen von Zufällen, die beide zu dem Abenteuer geführt, und Lanthenat's Kummer über Franchinens Verschwinden sei eine Bürgschaft seiner Unschuld. Mir aber sträubt sich das Gefühl gegen solche Annahme; wer mich einmal hintergangen hat, sage ich mir, kann es wieder thun, und das zweite Mal vielleicht mit Bedacht und Ueberlegung.“

„Mißtrauen erweckt Mißtrauen,“ entgegnete Buzot; „strafen Sie einen langjährigen Freund nicht zu hart damit, Sie könnten sich leicht einen Feind aus ihm erziehen . . .“

Roland trat mit Lanthenat aus seinem Arbeitszimmer. In einer Aufregung, der er nicht Meister zu werden vermochte, schritt er nach kurzer Begrüßung Buzot's auf seine Gattin zu. „Bereite Dich auf eine Ueberraschung vor,“ sagte er, „Danton wird heute Abend bei Dir erscheinen; Lanthenat benachrichtigt mich eben davon . . .“

„Danton!“ Frau Roland war aufgestanden und warf Lanthenat einen kalten, beinahe feindseligen Blick zu. „Habe ich Ihnen diesen unwillkommenen Besuch zu danken?“

„Wahrhaftig nein! Ich melde Ihnen nur den Ueberfall, damit Sie gerüstet sind.“

„Danton ist mein College im Rath; es wäre gegen Sitte und Anstand, ihm unfreundlich zu begegnen.“

„Welche Qual!“ rief sie und rieb wie in einem plötzlichen Krampf die Hände, als wolle sie dieselben von einem Schmutzflecken rein waschen. „Haben wir den König gestürzt, um die Tyrannei eines Dictators aus dem Rinnstein über uns ergehen zu lassen?“

Allmälig begannen die Säle sich mit Besuchern zu füllen. Aber nicht mehr wie in den Salons der früheren Pariser Gesellschaft waren es schöne Frauen, geistreiche Lebemänner, Gelehrte und Künstler, Schriftsteller und Müßiggänger, die hier zusammen kamen — ausschließlich waren es Politiker, die sich um die eine Frau in all' den Prachträumen, die Herrin des Hauses, drängten. Die einzige Ausnahme machten drei junge Officiere aus Dumouriez' Heer, die mit Depeschen des Generals in der Hauptstadt eingetroffen waren. Die inneren Zustände, der Kampf der Parteien, die ersten Maßregeln des Convents, die Möglichkeit, Preußen von dem Bunde mit Oesterreich abzudrängen, der Einmarsch in Belgien — das waren die Dinge, die in einem endlosen Hin und Her erörtert wurden. Lanthenat erschien es wie ein unermeßliches Schaumschlagen von Worten

Digitized by Google

ohne Inhalt. Die Arme übereinander gekreuzt, stand er in einer Fensternische, ohne sich in das Gespräch zu mischen. Die Tage, die seit der Nacht von dem neunten zum zehnten August verflossen waren, hatten ihn umgewandelt. Sein Haar war grauer, sein Gesicht runzelvoller geworden; seine Augen hatten einen Stich in das Schielende bekommen. Die Prophezeihung der Kartenlegerin wich nicht aus seinem Sinn, und das räthselhafte Schicksal Franchinens lastete als Schuld auf seinem Gewissen.

Mit Mühe hatte ihn damals Westermann aus den Händen der Wüthenden gerissen und in das Stadthaus geführt. Es war ein nagender Selbstvorwurf Lanthenat's, daß er sich nicht auf der Stelle, die eigene Sicherheit hintansetzend, auf die Spur Franchinens begeben hatte, sondern in einem Saal des Hauses geblieben war. Die einzige Entschuldigung, die er für sich anzuführen vermochte, war die Betäubung, in die ihn der Schlag auf seinen Kopf und die Lebensgefahr gestürzt: eine nicht wieder einzubringende Viertelstunde hatte er dadurch verloren. Denn als er sich aufraffen und das Stadthaus verlassen wollte, fand er den Platz von den Volksmassen, die einem geheimen Befehl zu gehorchen schienen, abgesperrt. Nothgedrungen kehrte er in den Saal zurück, in dem die Versammlung der Abgesandten der achtundvierzig Bezirke immer zahlreicher ward. Man betrachtete ihn ohne weitere Förmlichkeit, ohne nach einer Vollmacht zu fragen, nachdem er seinen Namen und seine Wohnung genannt, als rechtmäßig zu der Versammlung gehörig. Er erfuhr, daß die Vertreter der Bezirke nach Mitternacht, wenn sie vollzählig sein würden, sich zum revolutionären Gemeinderath der Stadt erklären und den bestehenden Rath, der durch einen schmalen Corridor von ihnen getrennt seine Sitzung hielt, gutwillig oder gewaltsam zur Abdankung zwingen wollten. In den letzten Stunden hatte Lanthenat so Außerordentliches erlebt, war so plötzlich und ohne Uebergang aus einer gespannten Lage in die andere geschleudert worden, daß er selbst das Erstaunen verlernt. Jene Ergebung in das Unvermeidliche war über ihn gekommen, die sich schweigend und willenlos von den Ereignissen forttreiben läßt. In der Dumpfheit des Gefühls und der Erschlaffung des Willens that er, was die Andern thaten, maschinenmäßig, wie im Halbschlaf. Gegen ein Uhr erschien Danton in der Versammlung, in jovialer Laune, in Siegeszuversicht; er brachte Lanthenat eine Vollmacht des Bezirks „Französisches Theater", in dessen Umkreis die Straßen von dem Luxembourg-Garten zum Pantheon gehörten. „Wir sind Collegen," hatte er ihm die Schulter klopfend, gesagt, „ich war von dem Augenblick an, wo ich Ihre Bekanntschaft machte, Bürger Lanthenat, der Meinung, daß Sie ein großer Mann in der Republik werden würden." Lanthenat war dann, wie er später meinte, seines Geldes und seines Rufes wegen, als ein Ehrenmann und ein Gemäßigter, in die Commission gewählt worden, die mit dem alten Gemeinderath zu verhandeln hatte. Andere hatten gesprochen, er hatte den Statisten gespielt. In der Morgenfrühe war der Uebergang der Herrschaft von der alten zu der neuen Commune geschehen. Keiner von den früheren Räthen hatte den Muth gehabt, das Beispiel der römischen Senatoren nachzuahmen und auf seinem Sessel den Tod zu erwarten. Aber auch die neuen durften keinen Anspruch auf Heldenruhm erheben. Als um die elfte Stunde die Nachricht nach dem Stadthause gelangte,

Digitized by Google

daß die Tuilerien von dem Volke noch nicht genommen seien, sondern von den Schweizern, die sich zu einem erbitterten Kampfe anschickten, gehalten würden, erblaßten die Meisten; Lanthenat war der Erste, der seine Bereitwilligkeit erklärte, sich nach dem Schlosse zu begeben, um sich von dem Stand der Dinge durch den Augenschein zu unterrichten. Alle erschöpften sich in Bewunderung seines Muthes und seiner Vaterlandsliebe; er selbst kam sich mit der dreifarbigen Schärpe, dem Säbel und dem Federhut, den er aus der Kleiderkammer des Stadthauses riß und sich aufstülpte, wie der richtige Hanswurst vor. Hoffentlich ist dies dein letzter Thorenstreich: mit diesem Gedanken betrat er den Hof des Carousels, gerade als die Schweizer von den Fenstern und der großen Treppe des Schlosses ihr erstes und letztes Gewehrfeuer auf die anstürmende Masse richteten. Eine ihrer Kugeln traf auch Lanthenat's rechten Arm, aber er hatte eine Weile der Wunde nicht geachtet, war auf seinem Posten geblieben und hatte die unter Flüchen und Schreckensrufen davonflüchtende Menge zum Standhalten ermahnt. Er sah noch, wie Herr von Hervilly ohne Waffen und ohne Hut über den Hof eilte und den Schweizern den Befehl des Königs brachte, das Feuern einzustellen; während sie das Schloß räumten und durch den Garten sich zum Abzug anschickten, war er vor Ohnmacht und Blutverlust zusammengesunken: es gibt noch einen größeren Narren in Frankreich, als dich, dachte er, indem er die Besinnung verlor, das ist sein ehemaliger König . . .

Die Wunde heilte bald, allein sein Herz hatte einen Stoß erhalten, von dem es sich nicht erholen sollte. Franchine war verschwunden, verdorben, vielleicht todt. Durch seine Verschuldung. Es war klar, daß sie in dem Tumult jener Nacht nicht mehr in das Haus der Roland's hatte gelangen können, und am andern Morgen, wo immer sie die Nacht über sich verborgen, aus Scham sich nicht getraut hatte, es zu betreten. Hatte sie den Tod in dem Flusse gesucht? Er glaubte nicht daran, und Danton, dem er seine Besorgnisse mitgetheilt und dessen Beihülfe zur Auffindung der Verlorenen er in Anspruch genommen, hatte ihm mit seinem frechsten Gelächter geantwortet: „Bürger Lanthenat, Du bist sentimental, wie St. Preux, solche Früchtchen gehen niemals unter und schwimmen immer oben; bald genug wirst Du sie als eine gefeierte Schöne in einem Theater oder auf der Promenade im Tuileriengarten — Vergebung, das ist Hochverrath gegen die neue Ordnung, im Nationalgarten wiedersehen." Das Unwürdige und Empörende, das in dieser Aeußerung lag, ließ Lanthenat schaudern; er verdoppelte seinen Eifer, Franchinen nachzuforschen und sie um jeden Preis einem solchen Schicksal zu entreißen. Aber wie er auch Paris durchstreifte, wohin er auch im Schutz seiner dreifarbigen Schärpe eindrang, in die Höhlen des Lasters, in die Spielsäle, in die vornehmen Asyle der Sittenlosigkeit, Franchine blieb verschwunden, als ob die Erde sie eingeschluckt hätte. Die Vergeblichkeit seiner Bemühungen verdarb ihm die Laune: er ward grämlich und mißtrauisch, er stellte sein Geigenspiel ein. Die Ueberzeugung, daß er in der Achtung Mariens gesunken sei, gesellte sich als neuer bohrender Schmerz zu seinen Sorgen und Gewissensbissen. Danton's cynische Betrachtung der Dinge und der Menschen, die Eigensucht und der Hochmuth färbten allmälig auch auf ihn ab, wie sein Wesen die frühere gelassene, aus Philosophie und Güte gemischte Heiterkeit, büßte sein Be-

Digitized by Google

tragen die Höflichkeit ein. Im Grunde seines Herzens mochte er noch gutmüthig und gefühlvoll sein, aber er zeigte sich als Menschenverächter voll Spott und Rauheit. Eine Weile suchte er seine Natur an die blutigen Orgien des Gemeinderaths zu gewöhnen, zuletzt übermannte ihn der Ekel. Nach der Niedermetzelung der Gefangenen in den Septembertagen legte er sein Amt nieder: er schützte Kränklichkeit in der Folge seiner Verwundung vom zehnten August vor. Der Schrecken, der seine rothe Wolke immer weiter und dichter über Frankreich ausbreitete, flößte ihm keine Furcht oder Unruhe ein. Als Mitglied der revolutionären Gemeindevertretung, als Stürmer der Tuilerien hielt er sich über alle Drohungen und die Guillotine der Revolution erhoben. „Man muß der heiligen Canaille den Sand des Patriotismus in die Augen streuen," sagte er zu Roland, „dann führt man die Halbblinden an der Leine . . ."

Bisher hatte er theilnahmlos bei der Unterhaltung der Andern seinen mißmuthigen selbstquälerischen Gedanken nachgehangen, jetzt lockte ihn eine augenblickliche Pause allgemeinen Schweigens aus seinem halben Versteck hervor: Danton war in den Saal getreten. Daß die Mehrzahl der Anwesenden nicht nur zu seinen politischen Gegnern, sondern zu seinen persönlichen Feinden gehörte, wußte er: geflissentlich bemühten sich Bergniaud und Brissot, Guadet und Barbaroux, die Mitglieder der Rechten wie der Ebene im Convent ihm auszuweichen. Aber seine trotzige und in ihrer plebejischen Art stolze Haltung erfuhr dadurch keinen Eintrag. Er nickte Roland, der dem Collegen entgegenging, freundlich mit dem Kopfe zu, reichte Lanthenat die Hand und sagte, als er zu dem Sessel der Hausherrin gekommen war, zwischen Scherz und Ernst: „Machen Sie mir kein böses Gesicht, Bürgerin, weil wir in der Politik nicht zusammenstimmen. An die Kraft des bösen Blicks glaube ich nicht, allein es ist mir lieber, wenn eine Frau mich freundlich anschaut. Seien Sie wie die Sonne, die über Gerechte und Ungerechte scheint." Es hätte dieser Bitte nicht bedurft — Klugheit und Höflichkeit forderten Frau Roland zugleich auf, ihrer Abneigung Waffenstillstand zu gebieten und dem Eindringling freundlich zu begegnen. Es war ein Triumph ihrer Kunst, die Menschen zu behandeln, wenn es ihr gelang, zwischen ihm und ihren Gästen ein leidliches Verhältniß herzustellen und diesen Wildling der Cultur die Ueberlegenheit des Weibes fühlen zu lassen. Und in der That brachte sie durch Feinheit, Schmeichelei und gefällige Anmuth wenigstens eine äußerliche Annäherung zwischen den Girondisten und Danton zu Stande: sie waren zu sehr Patricier, um dem Demagogen die Hand entgegenzustrecken, doch sie boten ihm den kleinen Finger. Eine Weile wollte sogar ein heiteres Gespräch die Eintönigkeit der politischen Debatte verdrängen; Buzot und Danton bekannten sich zu denselben idyllischen Neigungen; ein kleines Haus in einem Garten, eine Wiese am Flusse, ein Weinberg und ein Wäldchen von Platanen und Kastanien schienen ihre besten und geheimsten Wünsche zu begrenzen . . .

Freilich mußte die Rousseau'sche Naturschwärmerei bald genug der Leidenschaft weichen, die Alle beherrschte. Unwillkürlich lenkte die Unterhaltung von der Idylle zu der Stille des Lebens in der Provinz und den Aufregungen der Hauptstadt, zu dem Gegensatz zwischen der Pariser Gemeindevertretung, welche ganz Frankreich ihrem Schreckensregimente zu unterwerfen sich anmaße, und dem

Digitized by Google

Convente, dem einzig rechtmäßigen Ausdruck der Souveränität des Volkes, hinüber. Es fielen scharfe Worte und bittre Anspielungen gegen eine Politik, die ihr Ende in einer Auflösung Frankreichs in seine verschiedenen Landschaften haben müsse. Anacharsis Cloots, der sich selbst den Redner des Menschengeschlechts nannte, obgleich er nur ein preußischer Baron aus Cleve war und jetzt in Danton seinen Herrn und Meister verehrte, hielt eine bombastische Rede gegen die Möglichkeit eines solchen Staatenbundes und warf die Behauptung, daß nur Vaterlandsverräther dies System vertheidigen könnten, in die Versammlung. Darüber geriethen die Girondisten in Zorn, und Buzot antwortete mit schneidiger Ironie: „Vortrefflich, Herr Baron, wenn die Geschichte der Menschheit, deren Redner, aber nicht Kenner Sie sind, nicht das Gegentheil Ihrer Ansichten lehrte. Woraus besteht die große Republik in Nordamerika? Aus zwölf unabhängigen Staaten, die sich zu einem Bunde vereinigt haben. Was ist die Schweiz? Ein Bund kleiner republikanischer Cantone. Sieben niederländische Provinzen trotzten der spanischen Weltmacht. Wie klein an Umfang und Menschenzahl waren die griechischen Republiken, Athen, Korinth und Syracus, nicht zu vergleichen mit unserer Normandie und Provence! Der Beweis, daß eine große, die ganze Staatsgewalt in einem Punkte zusammenfassende Republik lebensfähig sei, müßte zuerst von uns geführt werden, denn als Rom sich die halbe Welt unterworfen hatte, wurde es nach einander die Beute des Marius, Sulla's und Cäsar's. Niemand will Frankreich theilen; Demagogen beschwören künstlich dies Schreckgespenst herauf, um für die Uebergriffe des Gemeinderaths und die Unbotmäßigkeit der Pariser Vorwand und Entschuldigung zu schaffen."

„Es ist nicht gut," sagte Lanthenat, nachdem sich der Beifall und die Zustimmung, die Buzot's Worte gefunden, wieder beruhigt hatten, „beständig die Abneigung zu betonen, die so viele ehrenwerthe Männer im Convent gegen Paris empfinden. Sie vergeben, wenn ich als geborener Pariser etwas wie ein unbegründetes Vorurtheil darin finde; Idiosynkrasie, glaube ich, nennen es die Aerzte. Aber es ist auch unklug. Sie sind nun einmal in dieser großen Stadt, inmitten dieser unruhigen und ewig unzufriedenen Bevölkerung. Hüten Sie sich, daß man Ihnen nicht alle Leiden der Zeit, die Arbeitslosigkeit, die Theuerung der Lebensmittel auf das Kerbholz schreibt. Keiner hat mit größerer Betrübniß als ich aus seinen höflichen Parisern, den artigsten und liebenswürdigsten Menschen, die ich in der Welt kennen gelernt habe, eine Rotte hungriger Wölfe werden sehen. Seitdem heule ich mit den Wölfen, um nicht von ihnen zerrissen zu werden."

„Wenn alle Pariser Wölfe wie Sie wären, Herr Lanthenat," entgegnete Buzot verbindlich, „würde es uns nicht schwer fallen, mit ihnen zusammenzugehen."

„Paris ist zuchtlos geworden, weil Frankreich ihm wegen seiner Verdienste um die Sache der Freiheit seine Verbrechen gegen das Eigenthum und das Leben der Einzelnen zu lange nachgesehen hat," meinte Vergniaud hochfahrend; „aber diesen Fehler kann es jeden Tag wieder gut machen und die Strenge und Majestät des Gesetzes auch Paris gegenüber zur Geltung bringen."

„Nein, Herr Vergniaud," antwortete Lanthenat, „nicht die Nachsicht der verschiedenen Versammlungen und Regierungen, ihre Ohnmacht ist das Grundübel,

Digitized by Google

an dem wir leiden. Und woher diese Ohnmacht? Wenn ich der Hofnarr Ludwig Capet's gewesen wäre, würde ich ihm gerathen haben: Gevatter, wenn Du auf Deinem Throne sitzen bleiben willst, laß Dir Deine Stände nicht zu nahe kommen; schicke sie nach Blois oder Soissons. Meinen Kopf zum Pfande — es hätte nie eine Revolution gegeben; der König jagte heute im Walde von Rambouillet auf Rebhühner und Fasanen, und Frau Roland erwartete mich zur Weinlese in Thezée." Alle lachten darüber wie über einen guten Scherz, nur Danton sagte halblaut zu der Wirthin: „Dieser Lanthenat ist ein Narr, aber er versteht sich besser auf die Revolution, als Alle, die ihn verspotten." Er hatte sich bis dahin kaum in das Gespräch gemischt, wie einer, der über einen Entschluß oder eine Rede brütet und den Andern nur eine halbe Aufmerksamkeit schenkt. Jetzt schien er mit sich einig geworden zu sein und ergriff die Hand Mariens, ohne sich um ihr leises Widerstreben zu kümmern oder es zu merken: „Wollen Sie mir eine Unterredung unter vier Augen gestatten, Bürgerin? Ihre Diener reichen Erfrischungen umher, Sie können sich eine Weile der allgemeinen Unterhaltung entziehen und die Herren ihrer eigenen Weisheit überlassen."

In Mariens Seele gab es einen heftigen Kampf zwischen der gefühlvollen, ehrliebenden Frau, die von dem Blutgeruch und Weindunst um Danton zurückschreckte, und dem politischen Kopfe, dem die gewöhnlichste Klugheit widerrathen mußte, das Anerbieten des Volkstribunen ungehört zurückzuweisen. Oft genug hatte sie es schon bitter empfunden, daß sie das Recht der Frau, in den politischen Angelegenheiten mitzureden und mitzuhandeln, nur auf Kosten ihrer Weiblichkeit und jedes zarteren Gefühls ausüben konnte, daß die Politik gerade von der Frau, die sich in ihr bethätigen will, eine Art Hornhaut verlangt, die, um sie vor äußeren Angriffen zu schützen, ihr feinstes Nervengeflecht verhärtet und ihren Widerwillen gegen das Gemeine abstumpft. So schmerzlich aber wie in diesem Augenblicke hatte sie der Zwang ihrer Stellung, die Nothwendigkeit, um ihrer Partei willen einem der Anstifter der Septembermorde freundlich zu begegnen, noch nie berührt. Doch erhob sie sich und deutete nach einer Nische des Saales, wo sie fernab von den Andern ihre Gedanken ungestörter austauschen mochten. Neben ihr Platz zu nehmen, verweigerte Danton; er blieb vor ihr stehen, und seine breitschultrige Gestalt verbarg sie halb vor den Blicken der Uebrigen.

Da er sich nicht zum Reden anschickte, begann sie mit rascher Entschlossenheit: „War es in der That nöthig, Bürger Danton, daß Sie mich zu Ihrer Vertrauten wählten? Wie schmeichelhaft es auch für mich ist, hätte es sich doch nicht mehr empfohlen, wenn Sie sich an meinen Gatten oder an Herrn Vergniaud gewandt?"

„An die Leute, die eben meinen guten Lanthenat ausgelacht, weil sie den Tiefsinn seiner Rede gar nicht verstanden haben? Nein, Bürgerin, ich verschwende meine Zeit und meine Lunge nicht mit Wortklaubern. In diesem Saal gibt es nur zwei Menschen, die einander ebenbürtig sind, voll Verstand und Thatkraft, Sie und ich. Keine falsche Bescheidenheit! Wetter, Sie müßten kein Weib sein, wenn Sie nicht längst gemerkt hätten, wie überlegen Sie diesen Männern sind!"

„Ich widerspreche nicht und bitte nur, keine Schmeicheleien mehr! Was Sie mir zu eröffnen wünschen, ist sicher zu ernst dafür." Er merkte wohl, daß sie

Digitized by Google

das Gespräch nach Möglichkeit abkürzen wollte, aber es kränkte ihn nicht. Er betrachtete sie zwischen Theilnahme und Mitleid, wie man von Löwen erzählt, die in ihrem Käfig mit einem Hündchen gespielt. „Warum grollen Sie mir?“ fing er an, mit einer Art Vorwurf in der Stimme. „Der Mensch Danton mag Ihnen nicht sympathisch sein, unsere Temperamente sind zu verschieden; Sie lieben die Tugend, ich liebe das Vergnügen; allein können wir trotz alledem nicht politische Freunde sein? Lanthenat hat es Ihnen und Ihren Parteigenossen deutlich genug gesagt: Sie haben keinen Boden in Paris, Sie schweben in der Luft; vor dem Zorn des Pöbels werden Sie wie eine Seifenblase zerstieben. Nun komme ich zu Ihnen, der ich dies Volk und dieses Pflaster kenne und biete Ihnen ein ehrliches Bündniß an. Auch ich bin der Unordnung, der Greuel und des Blutvergießens müde; auch ich wohne lieber in solchen Räumen, wie diese hier, als bei einem Tischler, wie der grüngelbe Robespierre. Die Leute ohne Hosen und in Hemdsärmeln sind als Meute brauchbar, für meines Gleichen achte ich sie nicht. Sie und Ihre Freunde wollen eine patricische Republik herstellen, so etwas wie der Senat und das römische Volk, wie wir es in der Schule lernten. Meinetwegen, und ich würde mit meinen Schultern den Karren etwas weiterschieben — vorausgesetzt, daß unter den Patriciern auch für mich ein Stuhl bereit stünde.“

„Ich hätte Sie nicht ausreden lassen sollen, Bürger Danton. Denn ziemt es mir, solche Vorschläge anzuhören und gar darauf eine Antwort zu ertheilen? Das ist Sache der Männer. Aber Ihre Beredtsamkeit erzwingt sich Gehör, und die Klage über die jammervollen Zustände des Vaterlandes erklingt mir aus Ihrem Munde wie ein Trost für die Zukunft. Wenn ein Danton, sagte ich mir, die Metzeleien des Septembers bedauert und bereut, dürfen wir hoffen, daß ähnliche Greuel nicht wieder Frankreichs Ehre beflecken.“

„Oho, Bürgerin!“ und seine Stimme nahm ihren lauten und rauhen Ton an, „ich bereue nichts! Ich habe den zweiten September wie den zehnten August gemacht. Es steht Ihnen schlecht an, sich über den Tod dieser Pfaffen und Aristokraten zu entsetzen und doch die Früchte zu genießen, die dies Gemetzel der Republikanerin gebracht hat. Ohne den nützlichen Schrecken hätten uns die Provinzen Gemäßigte und Königsfreunde in den Convent geschickt und mit ihren Milizen den König wieder aus dem Tempel geholt. Statt seiner säßen Sie und ich, Ihr Mann und seine Freunde im Gefängniß.“

„Es würde uns ehren, während uns die Gemeinschaft mit den Mördern entehrte.“

„Zu dieser heroischen Narrheit kann ich mich nicht erheben. Ich sehe weder Ruhm noch Größe darin, mich als Opferthier zur Schlachtbank schleppen zu lassen. In der Revolution gilt nicht das Gesetz, sondern das Recht des Stärkeren. Ich oder Du — Nothwehr ist Alles. Sie werden bald in derselben Lage sein, wie der König am zehnten August. Darum verschmähen Sie meine Hülfe nicht. Ist die Bedingung, die ich stelle, so schwer zu erfüllen, das Vergangene vergangen sein zu lassen?“

„Und unerhörten Verbrechen Amnestie zu ertheilen? An einem Tische mit Robespierre und Marat niederzusitzen?“

Digitized by Google

„O, wenn uns weiter nichts trennt" — und er machte eine verächtliche Gebärde — „die werfen wir über Bord."

Aber dieser Cynismus verschärfte noch ihr Mißtrauen, ihren Widerwillen und Ekel vor ihm. „Ich werde meinem Gatten und unsern Freunden Ihren Vorschlag mittheilen, Bürger Danton," sagte sie. „Einzig ihnen steht die Entscheidung zu, ob sie aus politischen Rücksichten gutheißen wollen, was ihr Gewissen verwerfen muß."

„Halten Sie doch nicht hinter dem Berge mit Ihrer Meinung," rief er ungeduldig. „Ich frage viel nach diesen Schauspielern, die ihr Stichwort von Ihnen empfangen! Sie geben der ganzen Partei Antrieb und Losung. Seien Sie ehrlich gegen mich; ich habe mit der Ehrlichkeit den Anfang gemacht."

„Meine Meinung kann meinen Mann nicht binden, noch weniger die Deputirten des Convents. Eine Frau wie ich aber wird niemals Frieden mit dem zweiten September schließen; ich ziehe es vor, einmal wie allemal, zu den Opfern statt zu den Schlächtern zu gehören. Und nun gestatten Sie mir, die Pflicht der Hausfrau gegen meine Gäste zu üben . . ." Sie war aufgestanden, neigte leicht den Kopf gegen ihn und schritt der Mitte des Saales zu.

„Ein stolzes Weib," murmelte Danton, die Faust ballend. „Unter Piken und Säbeln würde sie noch trotzen und ihre Mörder mit den ruhigen Augen durchbohren." Er war gereizt und in zorniger Wallung, nicht nur, weil er einen vergeblichen Schritt gethan, sondern weil diese Frau, deren Großheit ihm eine gewisse Scheu und Hochachtung einflößte, ihm so offen ihren Abscheu ausgedrückt hatte. Dabei, um seinen Unmuth zu erhöhen, regte sich etwas in ihm, was ihr Recht zu geben schien. Das Bild seiner selbst, das ihm aus dem Spiegel dieser reinen Seele entgegentrat, hatte eine Aehnlichkeit, die ihn quälte und die er doch anerkennen mußte. Thorheit, sich darüber Grillen zu machen, aber er fürchtete, wenn er ihnen länger nachhinge, sich auf dem Wege der Reue zu ertappen, auf dem Wunsche, daß etwas nicht geschehen sein möchte . . . Nicht nur die patriotische Schreckensthat, eine persönliche Schuld gegen diese Frau drückte ihn . . . Es war unmöglich für ihn, in diesem Saal, in ihrer Gegenwart zu verweilen; immer sah er ihre Augen in einem Blick des Vorwurfs, des Grauens und der Verachtung auf sich gerichtet; er hätte seine Wuth auslassen oder daran ersticken müssen. „Komm," sagte er mit heiserer Stimme und faßte Lanthenat's Arm.

Mit Besorgniß hatte Lanthenat die Unterredung zwischen Danton und Frau Roland beobachtet; er hätte den Ausgang vorhersagen können. Hatte sich schon die Kluft zwischen ihm und ihr erweitert, je strenger sie ihre politischen Grundsätze betonte und den Localpatriotismus des Parisers in ihm beleidigte, zwischen ihr und Danton war die Kluft unüberbrückbar. „Sie will nichts von Ihnen wissen," sagte er zu Danton, als sie die Treppe hinabgingen.

„Luft!" stöhnte Danton und that einen tiefen Athemzug, als bedürften seine breiten Lungen der Kühle des Septemberabends, die von dem Ehrenhofe des Palastes durch das offene Portal drang. „Luft! Die ersticken oben in ihrer Selbstgefälligkeit, Bildung und Tugend, in Lavendelwasser und Balsam. Sie haben den Krieg gegen die Oesterreicher und die Preußen herbeigeführt, sie haben durch ihre Decrete gegen die Priester den Unfrieden in allen Gemeinden aus-

Digitized by Google

gesäet, sie haben am zehnten August theilgenommen und möchten nun die Republik in eine Schäferidylle verwandeln. Sie die Hirten und wir die Herde! Als ob die Erstürmer der Tuilerien Schafe wären! Sie werden bald genug erfahren, daß die Pariser eben so gut die Girondisten wie die ehemaligen Marquis beißen können. Mir ist die Kehle wie ausgedörrt. Laß uns eine Flasche Burgunder leeren und alle Gedanken und Sorgen hinunterspülen. Nichtswürdiges Schicksal! Warum bin ich kein englischer Lord mit zehntausend Pfund Renten! Dann wollten wir leben, Lanthenat, daß es sich noch des Lebens verlohnte, und diese ganze Revolution wie eine schlechte Comödie auslachen!"

„Und was hat Ihnen Frau Roland auf Ihre Anerbietungen geantwortet?"

„Sie rennt mit sehenden Augen in ihr Verderben. Du und ich, wir sind ihr zu gemein. Statt der Piken sollten wir Hirtenstäbe mit rothseidenen Bändern tragen. Sie wahre sich, daß sie den Barbaren nicht mehr in mir reizt. Hat sie eine spitze Zunge, ich habe eine Tatze."

„Die wirst Du nicht gebrauchen, Bürger Dantor."

„Warum nicht?"

„Um größer zu sein, als diese Frau!"

„Du bist verliebt," lachte Danton und zupfte ihn am Ohre. „Platonisch nennt man es ja wohl? Für solche Liebe, armer Thor, ist in der Revolution kein Platz. Du brauchst ein derbes Liebchen, Dein Blut wird dick."

VI.

Obgleich der Convent am 11. December 1792 Ludwig Capet als Angeklagten vor seine Schranke gefordert hatte, und der Proceß gegen den unglücklichen König, den mehr Schwäche und Unentschlossenheit, als ein ernsthafter Verrath, mehr Neigung zu einer Aenderung der Verfassung, als die Absicht eines Bürgerkrieges vorgeworfen werden konnten, ununterbrochen seinen Fortgang nahm, sprach ganz Paris in den ersten Januartagen des nächsten Jahres doch lebhafter und aufgeregter von einer Comödie, als von diesem Proceß. Mittwoch den 2. Januar war im Nationaltheater das Schauspiel „Der Freund der Gesetze" von Jean Louis Laya unter stürmischen Beifallsbezeugungen aufgeführt worden: ein Beifall, der sich bei jeder folgenden Vorstellung steigerte. Allgemein hieß es, Roland und seine Gattin hätten den Dichter zu seinem Werk begeistert und Alles gethan, um ihm die günstigste Aufnahme zu verschaffen. In dem Helden des Stückes, Forlis, einem ehemaligen Marquis, der sich offen und ehrlich den neuen Zuständen angeschlossen hat, konnten sich die Girondisten, die Gemäßigten, die wohlhabende Bürgerschaft mit Recht wiedererkennen; sein Wahlspruch: die Herrschaft der Gesetze! war auch der ihrige. Wie er verabscheuten sie den Schrecken, die aufständischen Banden, den Club der Jacobiner; wie er hätten sie gewünscht, Robespierre und Marat, die er unter dem Namen Gesetzfresser und Hartschädel in abschreckender Aehnlichkeit auf die Bretter geführt hatte, zurufen zu können: „Das Volk ist da, es hat euch erkannt, Verbrecher, zittert!" Wenn der Schauspieler Fleury dies Wort „Zittert!" in das athemlos lauschende Publicum hineinrief, gab es minutenlang einen tosenden, brausenden, immer von Neuem sich wiederholenden Sturm der Begeisterung. „Wären beide zufällig im Theater ge-

Digitized by Google

wesen und erkannt worden," erzählte Lanthenat nach der dritten Vorstellung, „die Zuschauer hätten sie durchgeprügelt." Aber gerade dieser Beifall der Gemäßigten erweckte den Zorn und die Wuth der Jacobiner. Schon sprach man davon, daß der Gemeinderath der Stadt gegen das Schauspiel, das der Revolution so feindlich sei und unter dem Schein der Vaterlandsliebe und der Gesetzestreue die Republik untergrabe, einschreiten würde. Am Sonnabend den 12. Januar ließ er in der That ein Placat anschlagen, das den Schauspielern des Nationaltheaters die Aufführung des „Freundes der Gesetze" verbot.

An diesem Abend gedachte Frau Roland mit ihrem Gatten das Theater zu besuchen. Beide kannten das Stück noch nicht, trotzdem ihnen das Gerücht einen nicht geringen Antheil an der Mitarbeiterschaft zuschrieb und die Feinde Roland's sogar behaupteten, es wäre auf seinen Antrieb und seine Bestellung geschrieben worden, um die öffentliche Meinung umzustimmen und im Sinne der Aristokraten und Girondisten zu beeinflussen. Buzot wollte sie begleiten. Es war gegen fünf Uhr Nachmittags, Marie wartete, daß ihr Gatte seine Arbeiten beendigt habe. Sonst hatte sie dieselben getheilt, und sie würde hinübergeeilt sein, ihm ihre Hülfe anzubieten. Seit einem Monat dachte sie nicht mehr daran; sie hatte Sinn und Leidenschaft für alle politischen Dinge verloren. Es war ihr, als sähe sie über das Geländer einer Brücke gleichmüthig in einen Strom, ohne zu achten, was Alles er in seinen wilden Wellen dahinführe. Sie fürchtete keine Gefahr für sich, aber sie empfand auch keine Theilnahme für die Zerstörung, die das reißende Gewässer anrichtete, weder die Kraft, seinem Wüthen Einhalt zu thun, noch Mitleid für die Unglücklichen, deren Habe, deren Leichen es dahinschwemmte. So oft Roland in den letzten Tagen davon gesprochen, die Bürde seines Amtes, unter der er zusammenzubrechen drohte, niederzulegen, sie hatte kein Wort gefunden, seinen Entschluß zu beschleunigen, keins, ihn zu längerem Widerstand gegen die Jacobiner, Danton und Robespierre zu ermuthigen. Eine geheime Gewalt hatte ihren Willen gelähmt oder ihr Herz gewandelt.

Wie sie so still dasaß, mit halbgeschlossenen träumerischen Augen, und die langen Seidenbänder ihres Gürtels durch ihre Finger gleiten ließ, zu jeder Arbeit zu müde, unfähig, eine Reihe ernster Gedanken zu verfolgen, kam sie sich wie ausgetauscht vor. Sie wollte sich selbst bedauern und konnte es doch nicht recht; Thränen traten ihr in die Augen, aber sie hätte nicht zu sagen vermocht, ob es Thränen des Schmerzes oder Thränen der Liebe waren. Denn wie sicher sie auch noch vor den Andern ihre Leidenschaft zu unterdrücken die Kraft besaß, vor ihrem eigenen Gewissen mußte sie aufrichtig sein. Sie liebte Buzot; niemals, gelobte sie sich in diesem Augenblicke noch einmal, wie sie es sich in schlaflosen Nächten schon so oft gelobt hatte, würde sie ihm ihre Neigung eingestehen, niemals sein Geständniß dulden — aber die Liebe selber war dadurch nicht zu verbannen, kaum zu verbergen. Sie brannte in dem Geheimniß nur um so verzehrender. Wie hatte dies Feuer sie nur ergreifen können? Eine Frau an der Schwelle der vierziger Jahre, eine Seele so rein und geläutert in der Fluth erhabener Gedanken und Gefühle! War sie wie Phädra ein Opfer der Göttin geworden, die sie verachtet? Nicht wie ein Wirbelwind hatte es sie erfaßt, langsam, schmeichlerisch, unmerklich war es über sie gekommen. Sie entsann sich

Digitized by Google

wohl des süßen Schauers, den ihr Buzot's Wiedersehen, nach Monaten der Trennung, erregt, des wunderbaren Augusttages in Montmorency, an dem ihr Welt und Leben in einem nie gesehenen Farbenzauber erschienen waren, aber immer wieder hatten ihr Verstand und das Gefühl dessen, was sie sich selbst, was sie Roland schuldete, die Herrschaft über Neigung und Sehnsucht gewonnen. Den Eifer, mit dem sie sich in die öffentlichen Angelegenheiten stürzte, den Haß, der ihr Herz gegen die Deputirten auf den Bänken des Berges im Saale des Convents erglühen ließ, hatte sie gleichsam wie eine Ableitung ihrer Liebe gepflegt, ohne zu merken, daß sie auf diese Weise das Band nur fester knüpfe, das sie längst unsichtbar mit Buzot vereinigte. Sie glaubte politische Gespräche mit ihm zu führen und freute sich im Grunde einzig seiner Gegenwart; wenn sie ihn bewunderte, konnte sie sich eine Weile damit täuschen, daß es dem Parteigenossen und nicht dem Geliebten gelte.

Allein diese Zeit des holden Selbstbetrugs war vorüber. Der Gang, den die Revolution genommen, erfüllte beide mit dem gleichen Widerwillen. Die Unentschlossenheit der Girondisten, die Unmöglichkeit, die Mehrheit des Convents den Drohungen der Jacobiner und der Pariser Pöbelrotten zum Trotz zu energischen Thaten fortzureißen, die Furcht, daß eine gewaltsame Unterdrückung des Berges alle Errungenschaften der Revolution in Frage stellen würde, erweckte in Buzot's wie in Marien's Herzen dieselbe Muthlosigkeit. Schwermüthig wandten sich ihre Blicke von dem traurigen Schauspiel des zerrissenen Vaterlandes ab, um sich in glückliche, idealische Gefilde zu verlieren. Nichts konnte ihre Neigung gleichsam ohne ihr Zuthun mehr begünstigen, als diese Flucht aus der Wirklichkeit. Mit den politischen Verhältnissen verflüchtigten sich auch die persönlichen, die sie an das Irdische banden. Ihr war es, als schwebten sie beide zwischen Himmel und Erde. Würde je der Augenblick kommen, der sie hinunterstürzte?

In sichtlicher Aufregung riß Roland die Thür ihres Zimmers auf — „Gesetz!“ rief er und ballte ein Papier in der Hand zusammen. „Was ist das Gesetz in der Revolution?“ Und das Blatt mitten durch reißend, warf er die Stücke auf den Boden. „Da liegen die Fetzen!“

„Was hast Du?“ fragte sie. „Ich dächte, die Jacobiner hätten uns längst daran gewöhnt, daß sie allein das Recht haben, weil sie die Macht besitzen.“

„Es ist eine Schande, der Minister eines Staates zu sein, dessen Anordnungen die Gassenjungen mit Füßen treten. Ich hatte dem Gemeinderath geschrieben, daß er kein Recht habe, die Theatercensur auszuüben und Laya's Schauspiel zu verbieten. Was ist die Antwort? Eben theilt mir der Maire Chambon mit, daß er sich nach dem Nationaltheater begeben habe, um das Verbot des Gemeinderaths aufrecht zu erhalten. Welche Tyrannei! Ich bin es müde, mich ihr länger zu beugen — noch eine Weile so weiter, und ich verfalle nicht dem Hasse des Pöbels, sondern der Lächerlichkeit.“

„Ich empfinde längst, wie Du,“ antwortete sie düster. „Nur eine eiserne Faust, einen siegreichen Degen schwingend, wird die Ordnung wieder in Frankreich zurückführen. Die Aufgabe war für uns beide unlösbar; dies Volk ist der Freiheit und der Bildung weder reif noch werth. Es ist ein Haufen Wilder, die einzig ein Despot regieren kann. Vergieb mir, Roland, daß ich Dir zugeredet habe, Barbaren Sitte, Tugend und Rechtschaffenheit zu lehren.“

Digitized by Google

„Die Vergebung ist der letzte Augenblick des Lebens," sagte er mit einem melancholischen Blick und einem bitteren Ton, „wie Vieles werden wir uns gegenseitig zu vergeben haben!" Es mochte ihm unwillkürlich aus der Tiefe des gequälten Herzens entschlüpft sein, denn als er die Bewegung bemerkte, die seine Aeußerung auf Marie ausübte, beeilte er sich, begütigend hinzuzusetzen: „Wie hätten wir so lange und so glücklich mit einander leben können, ohne beständig Nachsicht mit unsern Schwächen zu üben! Auch die beste Ehe entgeht diesem allgemeinen Loose nicht. Aber wir sind noch nicht am Tage der Abrechnung."

Abrechnung — hallte es dumpf in ihrem Inneren wider, könnte seine oder ihre Schale tiefer dabei sinken? Welch' dunkles Labyrinth, in das sich ihre Gedanken zu verirren drohten! Ein Bote aus dem Convent, den der Diener meldete, ließ sie aufathmen, indem er ihre Aufmerksamkeit auf das Nächste lenkte. Der Präsident der Versammlung, Vergniaud, bat den Minister, sich in der Sitzung einzufinden; Laya und die Schauspieler des Nationaltheaters hätten eine Bitte an den Convent gerichtet, das ungerechte und gesetzwidrige Verbot des Gemeinderaths aufzuheben und die Vorstellung des „Freundes der Gesetze" auch an diesem Abend zu gestatten. Vergniaud wollte unverzüglich die Petition vorlesen lassen und einen entscheidenden Beschluß der Versammlung darüber herbeiführen; er wünschte Roland's Mittheilungen über den bisherigen Verlauf der Angelegenheit zu vernehmen.

„Ich gehe in den Convent," sagte Roland, „und weiß nicht, wann ich zurückkommen werde. Willst Du Deinen Besuch des Theaters aufschieben?"

„Würde es nicht wie Verzagtheit aussehen, wenn wir beide der Vorstellung fernblieben? Wir hatten ausdrücklich für diesen Abend unsere Loge in Anspruch genommen. Mich zieht es nach dem Theater, etwas Geheimes und Unbeschreibliches. Als hätt' ich eine Pflicht dort zu erfüllen. Für Dich und mich, für die Heiligkeit der Gesetze. Auch werde ich ja nicht ohne Schutz sein, ich erwarte Buzot. Oder ist es Dir unangenehm, daß ich gehe?"

„Oh!" wehrte er schon auf der Schwelle der Thür ihre Vermuthung ab. „Du bist die Herrin Deines Willens. Es wird für Deinen Muth zeugen, wenn Du durch Deine Anwesenheit gegen die Tyrannei des Gemeinderaths Protest einlegst. Verschlimmern sich die Dinge, schicke ich Dir Lanthenat."

„Wollte er zu Dir kommen?"

„Nicht zu mir! Aber zu Eudora. Er hat ihr versprochen, heute Abend mit ihr zu musiciren. Sie ist glücklich darüber. Die Mignot hofft mit ihrer Schülerin Ehre vor dem großen Künstler und dem noch größeren Patrioten Lanthenat, wie sie in ihrer süßlichen Weise sagt, einzulegen."

„Fräulein Mignot ist eine gute Klavierlehrerin, wäre sie nur nicht auch eine Späherin!"

„Du fürchtest sie?"

„Lanthenat hat mich gewarnt, er will sie öfters auf der Tribüne des Jacobinerclubs unter den Strickerinnen Robespierre's gesehen haben. Daß sie nur Deine Scherze über ihren Götzen nicht einmal verräth!"

„Das wäre!" zuckte Roland verächtlich die Schultern. „Als ob sie Danton oder Robespierre damit etwas Neues sagte! Und Verrath? Früher saß der Schwamm in den Häusern, jetzt sitzen der Argwohn und der Verrath darin."

Digitized by Google

Im Drang der Geschäftigkeit und der Erregung mochte er vergessen haben, ihr die Hand zum Abschied zu reichen, aber sie hatten sich bisher noch nie ohne dies Zeichen der Freundschaft auch nur auf eine kurze Stunde getrennt, so daß ihr diese Unterlassung einen leisen Stich ins Herz gab. Oder war es ihr Gewissen, das sich darüber regte? Denn wenn er ihr auch keinen Vorwurf machen konnte, beging sie nicht doch eine Schuld gegen ihn, seit sich ihr Herz einem Andern zugewandt? Seit ihre Gedanken und Empfindungen sich um einen anderen Mittelpunkt, als um ihr gemeinsames Leben, Streben und Wirken drehten? Ist eine Frau, die im Sturm und Blutandrang der Leidenschaft die Treue bricht, schuldiger als jene, deren feinste und tiefste Gefühle sich mehr und mehr von dem Gatten entfernen und die nun diese Entfremdung mit der Ausflucht zu entschuldigen sucht, daß sie die Liebe erst jetzt, bei dem Anblick des Anderen, kennen gelernt habe und darum dem Manne nichts entzöge, worauf er einen Anspruch erheben könne? Je sophistischer sie diese Gewissensfrage zuspitzte, desto unruhiger wurde sie. Es war, als ob die Gedankenarbeit ihr Blut noch stärker erhitze. Säße sie doch schon im Theatersaale! Sie hoffte, daß die Aufregung, der Lärm des Publicums, die Erwartung, was geschehen würde, selbst eine drohende Gefahr ihr Gleichmuth und Gefaßtheit wieder verschaffen würden ...

Endlich kam Buzot, es war sechs Uhr. Der Convent hatte auf die Bittschriften Laya's und der Schauspieler beschlossen, daß der Gemeinderath kein Recht habe, die Vorstellung des Schauspiels „Der Freund der Gesetze" zu untersagen. Während beide nach dem Theater fuhren, theilte ihr Buzot die Einzelheiten der stürmischen Sitzung mit. Der Klang seiner Stimme, der sanfte Blick seiner Augen beschwichtigten auch diesmal den Kampf in ihrem Inneren. Die Ruhe, die von ihm ausströmte, milderte jeden Wunsch wie jeden Vorwurf. Je näher sie dem Nationaltheater auf dem linken Seineufer kamen, desto langsamer mußte der Wagen fahren. In den engen, halbdunklen, schlecht beleuchteten Straßen, die von den Quais und den Brücken zu ihm führten, drängten sich die Menschen, stauten sich die Kutschen. Geschrei und Streit, Ausrufe für und gegen das Stück Laya's wechselten mit einander ab, zuweilen erhoben sich aus dem Gewühl gellende Stimmen: „Reißt die Aristokraten aus den Kutschen! Hängt sie!" und Arme streckten sich aus, den Pferden in die Zügel zu fallen. In der Finsterniß, die von dem trüben Licht der wenigen, im Winde schaukelnden, von den über die Straßen gespannten Seilen herabhängenden Laternen und dem Widerschein der Lampen und Lichter aus den hohen Häusern kaum unterbrochen wurde, nahmen sich diese Drohungen, dies bald dumpfe, bald wild aufkreischende Grollen, diese gespenstisch sich aufreckenden Arme, die trotzigen Gesichter, wenn zufällig ein Lichtstrahl über sie hinirrte, um so unheimlicher aus. Die Zugänge und der kleine Platz vor dem Theater waren von Nationalgarden besetzt. Fackeln und die vielen Lampen in dem Säulengang des Theaters verbreiteten hier genügende Helligkeit. Nur schrittweise rückten die Wagen vor, von dem Gewühl und Geschrei umtobt, wie Boote im Gebrause einer hohlgehenden See. Der Eindruck der Außendinge war auf Marie und Buzot so übermächtig geworden, daß er jede andere Empfindung niederhielt und ihr Gespräch ausschließlich in seinen Bann zwang. Und dieser Eindruck verstärkte sich noch, als sie ihre Loge in unmittelbarer

Digitized by Google

Nähe der Bühne betraten. Bis auf den letzten Platz war der weite Saal gefüllt. Alle Logen, Galerien, alle Bänke und Stühle des Parterres. Aber Niemand saß, Alle, Frauen und Männer standen. Hunderte sprachen, kreischten, schrien durcheinander; jetzt erscholl ein donnerndes Geklatsche, wie Meereswellen, die gegen den Fels schlagen, und gleich darauf ein gellendes Pfeifen. Dann fuhren Hände, Stöcke, Hüte und Degen in die Höhe; es schien, als würde es unter dem mit Kerzen besteckten Kronleuchter zum Handgemenge kommen. Eine minutenlange Stille setzte ein, als das Orchester die Marseillaise zu spielen begann. In den Refrain: „Zu den Waffen, ihr Bürger!" stimmte die ganze Versammlung ein, die Männer schwenkten die Hüte, die Frauen die Taschentücher. Aber die freudige Erregung schlug sogleich in ihr Gegentheil um, als jetzt in phantastischer Uniform, den Federhut auf dem Haupt, die Rechte auf dem Griff des Schleppsäbels, als wolle er ihn aus der Scheide ziehen, der General der Bürgergarde Santerre, der Bierbrauer aus der Antonsvorstadt, erschien. Die Bühne stellte ein vornehm und geschmackvoll, noch im Stil Ludwig's XVI. eingerichtetes Zimmer dar: Laya's Stück spielt im Hause des ehemaligen Barons von Versac, um dessen Tochter sich Forlis bewirbt, mit der Zustimmung des Vaters, während die Mutter, eine leidenschaftliche Jacobinerin, ihm wegen seiner gemäßigten Gesinnung nicht nur abgeneigt ist, sondern ihn wie einen halben Vaterlandsverräther betrachtet. In der Umgebung dieser kostbaren und zierlichen Schränke, Tische und Sessel spielte der vierschrötige, ungeschlachte Brauer eine unfreiwillig komische Figur. Ein allgemeines Gelächter und Hallohgerufe empfing ihn darum. Dennoch trat er bis zu dem Souffleurkasten vor und versuchte zu sprechen. Aber der Tumult erstickte seine Stimme. Vor Wuth bebend, schrie er: „Hinaus die Lärmer! Ich lasse den Saal durch die Bürgerwehr gewaltsam räumen. Im Namen des Gemeinderathes . . ." „Hinaus Du selber, Brauergeneral!" unterbrach ihn das Parterre. „Nimm die Hand von Deinem Säbel, sonst setzt es Schläge!" — „Seht nur, wie er schäumt! Viel besser als sein Dünnbier," rief ein Spottvogel, und eine Beifallssalve belohnte das Witzwort. Und nun ein Geschrei, das von dem Parterre durch alle Ränge emporsteigt und von der Decke wieder zurückschallt und alle, die Santerre's Auftreten zu entschuldigen wagen, zum Schweigen bringt: „Das Stück oder den Tod!" Vergebens versucht das Orchester die Carmagnole anzustimmen. Die Musik wird niedergepfiffen, niedergetrappelt, überbrüllt: „Wir wollen keine Jacobinerlieder! Das Stück oder den Tod!" Vor Wuth außer sich, im Gefühl seiner Ohnmacht einem solchen Sturm gegenüber hat Santerre die Bühne verlassen. Wird er seine Drohung wahr machen und die Pikenmänner herbeirufen, um den Saal räumen zu lassen? Wird die Comödie mit einem Blutbade beginnen? raunen sich die Aengstlichen zu. Da erscheint der beliebte Schauspieler Fleury vor der Rampe: in Laya's Schauspiel hat er die Hauptrolle des „Freundes der Gesetze" zu spielen und ist schon in seinem Costüm. Seine Hände zittern, er ist von fliegender Hitze überflammt, wie im Fieber: „Meine Herren," ruft er, „der Convent hat die Aufführung des Stückes erlaubt! Hier ist das Decret!" Und er schwingt ein Blatt Papier wie eine Fahne in die Höhe. So groß ist seine Aufregung, daß er sich an einem der Sessel auf der Bühne festhalten muß,

Digitized by Google

um nicht zusammenzubrechen. „Es lebe der Convent!“ antwortet ihm vielhundertstimmig das Publicum. Der Vorhang fällt, und das Orchester fängt zu spielen an.

Unter den Klängen der Musik, der Ouvertüre zu Beaumarchais' Oper „Tarare“, besänftigt sich allmälig die wilde Bewegung, welche die Zuschauer so lange hin und her, aus einer Stimmung in die andere geworfen hat. Nach und nach nehmen Alle ihre Plätze ein. „Still, still!“ heißt es, so oft noch aus einer Ecke des Parterres lautere Rufe und Worte ertönen. Die Neugier, sich im Theater umzuschauen, bekannte Persönlichkeiten zu erkennen, die Eitelkeit, sich zu zeigen, macht sich geltend. Nach der Loge der Frau Roland richten sich, obgleich sich Marie in den Hintergrund zurückgezogen hat, die Operngläser. Man hat sie erkannt, als sie bei dem Erscheinen Fleury's an die Brüstung der Loge getreten ist und seine Meldung mit Händeklatschen begrüßt hat. Jetzt bei den letzten Accorden der Ouvertüre hebt sich der Vorhang; Versac und Forlis eröffnen, sich die Hände schüttelnd, das Stück. Im Saale herrscht eine Todtenstille, alle Augen haben sich der Bühne zugewandt, alle Ohren lauschen den trocknen und holprigen Versen Laya's, als ob sie eine himmlische Musik wären. Auch Marie und Buzot sind, gleichsam unter dem Druck der Atmosphäre des Hauses, gespannt und theilnahmsvoll dem Gespräch der Schauspieler zugewandt. Laya's Gedanken entbehren der Tiefe und ihr Ausdruck sowohl der Schönheit wie der ironischen Schärfe, aber sie entsprechen der Durchschnittsmeinung und dem Durchschnittsverständniß der Gemäßigten und des Bürgerthums. Indem sie das Gesetz im Gegensatz zu der Anarchie der rohen Gewalt verherrlichen, feiern sie die Lehren und Principien der Partei, zu der sich Buzot und Marie bekennen. Welch' andere Gefühle auch in Marien's Brust die politische Leidenschaft zum Schweigen gebracht haben — ganz frei ist sie noch nicht von ihr; mit einer gewissen Genugthuung vernimmt sie den Widerhall ihrer Anschauungen. Sie empfindet es wie eine Art Erleichterung, einmal wieder nach den letzten sentimentalischen Gesprächen mit dem Freunde, die so voll von Süßigkeit und Schmerz gewesen sind, im Zwischenact ungezwungen von Dingen reden zu können, die Alle beschäftigen. Früher bildeten sie den Inhalt ihres Denkens, nun sind sie ihr zu einem Spiel und zu einer Zerstreuung geworden, um wenigstens auf eine kurze Zeit ihr Sinnen von dem einzigen Gegenstande abzulenken, der für sie noch Werth und Bedeutung hat. Plötzlich, wie ihre Blicke lässig und flüchtig über die Menge schweifen, bleiben sie wie gebannt auf einer Loge ihr schräg gegenüber auf der andern Seite des Saales haften. Ist es eine Augentäuschung, ist es Wahrheit, was sie sieht? Sitzt wirklich dort drüben Franchine? Im auffälligen Putz, mit buntbebändertem Hut und weißseidenem, mit farbigen Blumen besticktem Busentuch, pfauenartig sich blähend, in berückender Schöne, Franchine, ihr Pflegekind, die Arbeiterwaise aus Lyon? Sie kann und mag es nicht glauben und macht Buzot darauf aufmerksam. Er bestätigt ihre Vermuthung. Indem wendet das Mädchen den Kopf zurück, und aus der Tiefe der Loge beugt sich der Kopf eines Mannes vor . . . unverkennbar, wie er auf einige Secunden im halben Lichtglanz sichtbar wird. „Danton!“ sagen Buzot und Marie wie aus einem Munde. Es bleibt ihnen kein Zweifel, daß die so

Digitized by Google

lang vermißte und verloren geglaubte Franchine sich als Danton's Geliebte wiedergefunden hat. Gleichviel, wie und wann er sie aufgelesen hat — sie blüht wie eine Rose und schimmert wie ein Demant. Schon ist sie, da die Vorstellung jetzt den Charakter einer gewöhnlichen Theateraufführung angenommen hat und die Parteistellung und Meinung der Zuschauer nur noch als Echo der auf der Bühne ausgesprochenen Sentenzen erklingt, von Vielen bemerkt und der Zielpunkt der Augengläser, ein Fragezeichen für die Vermuthungen, die Erörterungen und das Staunen geworden. Besonders, seitdem sich die Kunde von Danton's Anwesenheit in ihrer Loge im Parterre verbreitet hat. Alle Müßiggänger, alle Lebemänner wollen sich den Anblick des hübschen Mädchens nicht entgehen lassen; es wird ja nicht immer dem schrecklichen Danton angehören.

Eine unwillkürliche Bewegung, die stärker war als ihre Ueberlegung, hat Marie aus dem Halbdunkel hervorgezogen. Es ist ihr, als müsse sie sich von Neuem überzeugen, daß kein Spiel der Aehnlichkeit sie betrüge, daß dies Ungeheuerliche eine Wirklichkeit sei. Nun sieht sie freilich, daß sie sich nicht getäuscht hat, aber zugleich wird sie auch in der vollen Beleuchtung von Danton und Franchinen erkannt. Sein Bulldoggenkopf fährt scheu zurück, als suche er sich in der Finsterniß eilig zu verbergen; Franchine erblaßt und hält ihren Fächer vor das Gesicht. Wenn ihr daran gelegen war, die beiden Schuldigen zu überführen und zu demüthigen, kann Marie mit ihrem Erfolg zufrieden sein. Mit einer Miene, in der sich ihr halb unbewußt unsägliche Verachtung ausdrückt, läßt sie ihr Opernglas sinken. Der Stolz einer reinen und freien Seele strahlt von ihrem Antlitz. Einen Augenblick weidet sie sich an dem Anblick der Betroffenen, dann kehrt sie sich nach dem Freunde um. „Was wird Lanthenat zu diesem Streich seines bewunderten Helden sagen?" meint sie wegwerfend. „Diese Verführung eines armen, leichtsinnigen Mädchens!" Aber was ist das? Es zuckt und wühlt ihr in der Brust. Eine dunkle Röthe steigt ihr bis in die Stirn hinauf. Hat sie ein Recht, jene zu verurtheilen? Das Mädchen, das seinem jungen Drange nach Lebenslust ohne Wahl und Scham folgt, dem Manne, der rasch und keck aufgreift, was ihm gefällt?

Der Vorhang ist wieder in die Höhe gegangen; die Vorstellung setzt sich unter der athemlosen Aufmerksamkeit der Zuschauer, die nur durch den Lärm der Beifallsbezeugungen bei allen gegen die Schreckensherrschaft der Jacobiner gerichteten Stellen unterbrochen wird, fort, aber Marien's Seele ist nicht mehr bei der Sache. Die politische Frau ist in der liebenden, der träumerischen untergegangen. Immer wieder muß sie der Wandlung ihres Wesens nachsinnen, immer von Neuem drängt sich ihr der Vergleich zwischen ihrer sentimentalischen Neigung zu Buzot und dem Sturm der Sinnlichkeit auf, dem Franchine erlegen ist. Sie ist zu alt, um sich über die Natur ihrer eigenen Empfindung zu täuschen, zu gerecht, um das, was sie bei Andern verwirft, in ihrem Falle für erlaubt zu erklären. Sie ist mit kälteren Sinnen geboren; sie ist einundzwanzig Jahre älter als Franchine, eine verheirathete Frau; sie hat stets mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit gelebt — das allein bewahrt sie vor dem Versinken in das Gemeine, nicht ihr Wille und ihre Tugend. Und wie verschwindet dieser Vorzug, wenn es einer ist, gegenüber der moralischen Ver-

Digitized by Google

pflichtung, die sie bindet, während jenes Mädchen nur sich selbst Rechenschaft zu geben hat und über ihr Schicksal wie über ihren Leib frei schalten kann! Nein, sagt sie still für sich hin, so geht es nicht weiter. Ich bin keine Frau, meinen Gatten zu betrügen oder vor ihm zu erröthen. Unter den öden und langweiligen politischen Tiraden, die von der Bühne herab ertönen und die sie jetzt so gleichgültig und seelenlos anmuthen, wie die unaufhörliche Bewegung eines Rades in der Mühle, reift ein Entschluß in ihr. Die Leidenschaft, wie allmächtig sie auch ist, soll sie nicht auf den Boden der Alltagsmenschen niederdrücken. Die große Seele schwingt sich aus Rauch und Dunst zu freieren Sphären auf. Dieser Gedanke mildert das moralische Unbehagen, das sie verstimmt hat; ruhiger und gefaßter blickt sie umher, ihr Gegenüber ärgert sie nicht länger. Aber ihre Augen suchen Franchine und Danton umsonst. Sie haben sich aus der Loge entfernt. „Sehe ich aus wie die Meduse," fragt sie lächelnd Buzot, „daß die drüben vor mir geflohen sind?"

„Nein, der Verklärungsschimmer auf Ihrem Gesicht hat dieselbe Wirkung gehabt; die Tugend verwirrt das Laster wie der Schreck."

Indem öffnet sich die Thür der Loge; die Schließerin hat es nicht gewagt, dem mächtigen Mann, der Einlaß begehrt, ihn zu weigern. Danton steht hinter Marien's Sessel. Eine höfliche, kühle Begrüßung der beiden Männer: wenn auch politische Gegner, sind sie doch als Volksvertreter Collegen und voll Rücksicht gegeneinander.

„Heute haben Sie einen schönen Abend," sagte er halb zu ihr, halb zu Buzot. „Die Republik in Kniehosen und Schnallenschuhen hält den Ohnehosen und den Barfüßlern eine Capuzinerpredigt. Robespierre und Marat müssen die Ohren gellen, so werden sie durchgehechelt. Es lebe das Gesetz und die Ordnung! Drollig, daß die Pariser an solchen Albernheiten Geschmack finden, wo sie sich vorbereiten, einem Könige den Kopf abzuschlagen. Welch' nichtsnützige, boshafte Affen sind doch die Menschen!" Das Alles sprudelte er zwischen kurzem, stoßweisen Gelächter hervor, um seine Verlegenheit zu verstecken.

„Das Theater ist leider keine moralische Besserungsanstalt für die verstockten Verbrecher," antwortete Marie, „allein den Unschuldigen und Unterdrückten gewährt es, wenigstens im Spiegel der Dichtung, eine Genugthuung, wenn sie das Laster und die Unverschämtheit gegeißelt sehen."

„Ich gehöre nicht zu den Verstockten, Bürgerin Roland, im Gegentheil, ich bin der Reue zugänglich. Mir wäre es recht, wenn die Herrschaft des Gesetzes die Tyrannei der Piken für immer ablöste. Bürger Buzot weiß, um welchen Preis ich zu haben bin. Denn Alles in dieser Welt hat einen Preis; was keinen hat oder haben will, ist verlegene oder unbrauchbare Waare."

„Wollen wir die Politik, die sich schon auf den Brettern allzu breit macht, noch in der Loge fortsetzen?" fragte Buzot, der seiner Freundin anmerkte, wie peinlich ihr Danton's Anwesenheit fiel, im halben Scherz.

„Gewiß nicht, Bürger Buzot" — Danton's sonst so trotzige Augen hatten einen bittenden Ausdruck angenommen. Feinfühlig verstand ihn Buzot auch ohne Worte und trat in den Hintergrund der Loge, ihm den Stuhl neben Marie frei lassend. Aber Danton setzte sich nicht, sondern blieb, die Hand auf der

Digitized by Google

Lehne, stehen, das Gesicht im Schatten. „Bürgerin“ — und nur allmälig überwand er das Stottern seiner Stimme — „ich bin gekommen, um ein Mißverständniß aufzuklären. Es war unartig, daß ich mit dem kleinen Dinge Ihnen gegenüber Platz genommen habe. Aber man hatte es mir nicht gesagt, daß Sie heute das Theater besuchen, daß Sie hier sitzen würden. In dem Tumult vor der Vorstellung achtete Niemand auf seine Nachbarn. Franchine und ich erkannten Sie erst, als es zu spät war. Verzeihen Sie die unfreiwillige Kränkung. Durch schleunige Entfernung in der ersten Pause, in der wir es unbemerkt thun konnten, haben wir Ihnen das Aergerniß entzogen.“

„Ich habe Sie nie in Verdacht gehabt, Bürger Danton, mich absichtlich und so kleinlich verletzen zu wollen. Höchstens würde ich das bethörte Mädchen bedauert haben, das sich, ohne zu erröthen, freiwillig dem Blick ihrer Pflegemutter an der Seite ihres Liebhabers ausgesetzt hätte.“

„Lesen Sie mir tüchtig den Katechismus,“ meinte er, und drehte die großen Daumen seiner Hände unabläßig um einander, „von Ihrem Standpunkt aus verdiene ich die Strafe. Das Blut wallt heftiger in meinen und Franchinens Adern als in den Ihrigen. Aber heißt es nicht in der Glaubenslehre, daß allen Sündern vergeben wird, sobald sie Buße thun? Wollten Sie unerbittlicher sein? Das arme Mädchen ist ganz zerknirscht und zerfließt in Thränen. Wenn Sie ihr gestatten wollten, sich Ihnen zu Füßen zu werfen — bleibe ich auch Ihrer Verzeihung unwürdig, Sie könnten mit einem versöhnenden Wort ein gequältes Herz trösten.“

„Aber es schwerlich bessern, Bürger Danton. Ohne Anlaß ist Franchine aus meinem Haus geflohen; sie hat jede Pflicht der Dankbarkeit, jede töchterliche Rücksicht beiseite gesetzt. Nach einer Thorheit hat sie eine Schlechtigkeit begangen. Sie ist in ihrem Recht, ihren Neigungen zu folgen, ich in dem meinen, wenn ich ihr fortan den Zutritt zu mir verweigere. Nur Mitleid, nicht Verzeihung darf die Gefallene von mir beanspruchen.“

„Die Tugend ist hart, Bürgerin Roland, hart und stolz; ich erfahre es heute wieder, wie ich es schon oft erfahren habe. Wir gehören nicht zu den Gerechten und müssen als Sünder weiter leben. Zweimal bitten kann ich nicht. Gute Nacht!“

„Er ist im Zorn gegangen, Sie hätten ihn nicht reizen sollen,“ verwies sie sanft Buzot. „Sie gaben zu sehr Ihrer reinen Empfindung und zu wenig Ihrer politischen Klugheit nach.“

„Müßte ich, weil mein Mann Minister ist und der Unterstützung des Berges bedarf, Danton's Geliebte bei mir aufnehmen?“ fragte sie bitter zurück.

„Nicht doch, theuerste Freundin, aber Sie sind der Mittelpunkt unserer Partei; Sie allein setzen sie in Schwung und Bewegung, da Vergniaud zu faul zur Arbeit und zu läßig in der Durchführung eines Entschlusses ist.“

„Und Sie, Leonard?“ entgegnete sie und in dem Ton ihrer Frage klang unbewußt ihre Bewunderung für den Freund aus.

„Ich? Ach, meine Freundin, ich stehe auf der Schattenseite des Lebens und des Kämpfens. Wir gleichen alle mehr den Märtyrern als den Helden. Und ich nun gar! Ich bin ein schwermüthiger Gesell, ein Schwärmer wie Jean Jacques,

Digitized by Google

zum Dichten und zum Grübeln, nicht zum Handeln ausersehen. Auf einer weltabgeschiedenen Insel — wie glücklich wären wir da! Im Frieden der Natur den großen Geschicken der Menschheit nachzusinnen, von Heldenthaten zu träumen und der Freundschaft zu leben!"

„Welch' ein Loos ist doch das unsrige!" brach sie in schmerzliche Klage aus. „Das Glück zu kennen und zugleich zu wissen, daß es ewig unerreichbar für uns ist."

„Es ist immer noch erträglich," erwiderte er, ihre Hand drückend, „so lange wir es gemeinsam tragen. Darum bleiben Sie an unserer Spitze, überwinden Sie Ihren Widerwillen gegen Danton; er braucht uns so nöthig, wie wir ihn, und hat zu Keinem unter uns das Vertrauen, das er Ihnen entgegenbringt."

„O eitler Vorwitz, der mich aus der Verborgenheit auf dies Meer hinaustrieb!" hauchte sie. „Wie arg büß' ich ihn nun! Mit einer Frau, die sich in die politischen Händel mischt, glauben selbst die, welche sie achten und lieben, um ihre heiligsten Gefühle schachern zu dürfen . . ."

Erst nach Mitternacht gelangte Frau Roland in ihre Wohnung. Es hatte noch einen hinreißenden Augenblick in der Vorstellung gegeben, als Fleury ausgerufen: „Die Finsterniß ist vorüber, die Schatten weichen, Spitzbuben, Räuber, verschwindet mit ihnen!" Die allgemeine Begeisterung, die bei diesen Worten die Versammlung ergriffen, hatte sich auch ihr mitgetheilt und sie gleichsam wieder für die allgemeine Sache empfänglich gemacht. Roland erwartete sie. Auf seinem Arbeitstische lagen neben einer großen Karte Frankreichs zu kleinen Haufen geschichtet, Berichte, Briefe, Depeschen, Aktenbündel. Eins und das andere war auf die Erde gefallen und achtlos, wenn es ihn in seinem Gange hinderte, stieß er es mit dem Fuße zur Seite. Uebermüdung und Mißmuth prägten seinen Zügen etwas Hinfälliges und Krankhaftes auf. Das ruhelose Auf- und Abwandern im Gemach drückte für Marie bezeichnend den Kampf und die Arbeit seiner Seele aus.

„Du hättest Dich niederlegen sollen," sagte sie mit sanftem Vorwurf, nachdem sie kurz über den Verlauf der Vorstellung berichtet, ohne ihm zunächst das Wiedersehen Franchinen's und die erneute Annäherung Danton's mitzutheilen, „Du reibst Dich auf in diesem undankbaren Geschäft, in diesen Nachtwachen —"

„Ja wohl, undankbar!" unterbrach er sie. „Von West nach Ost, von Nord nach Süd ist ganz Frankreich der Gesetzlosigkeit, der Willkür der Jacobiner verfallen. Ueberall Mordthaten, Brandstiftungen, Diebstahl und Erpressung. In den kleinsten wie in den größten Städten haben sich die Besitzlosen, die Armen, die Strolche und Spitzbuben der Herrschaft bemächtigt und die Ruhigen und die Wohlhabenden eingeschüchtert. Sie bestimmen die Wahlen aller Beamten, sie erheben Steuern und setzen die Preise für die Lebensmittel fest. Meine Anordnungen werden mißachtet, die Decrete des Convents bleiben ohne Ausführung. Wirf einen Blick in diese Briefe, diese Depeschen — und schaudere! Als ob das Chaos über uns hereingebrochen wäre! Nur eins ist aufrecht geblieben: die Guillotine."

„Du bist am Rande Deiner Geduld, ich bin es längst," antwortete sie mit gesenktem Haupt. „Und noch mehr, auch am Ende meiner Kraft. Ich habe mir

Digitized by Google

zuviel zugemuthet. Es war eine Verirrung des Denkens und eine Vermessenheit des Willens, diese Revolution bändigen zu wollen. Wären wir der Stimme Deines Herzens gefolgt und hätten die Verlockungen Brissot's und Dumouriez' zurückgewiesen . . ."

„Es war eine Prüfung. Und wohl uns, wenn sie die einzige gewesen, die uns von dem Geschick beschieden war," sagte er dumpfen Tones, die Hände auf dem Rücken gefaltet.

„Die einzige?" fragte Marie zurück. Sie wollte von dem Sessel, auf dem sie saß, zu ihm aufsehen, aber hatte doch nicht den Muth, den Blick in sein gramvolles, wie es ihr schien, um Jahre gealtertes Gesicht zu versenken.

„Ich bin mit mir einig geworden," erwiderte er ausweichend, „von meinem Posten zurückzutreten. Weder zum Nutzen des Vaterlandes noch mit Ehren für mich kann ich ihn länger ausfüllen. Lanthenat wittert nach der Hinrichtung des Königs . . ."

„Ist das Todesurtheil über Ludwig so gewiß?"

„Täusche Dich doch nicht selbst," sagte Roland mit einiger Ungeduld, als wünsche er keine Unterbrechung, „er wird guillotinirt werden. In zehn, in zwölf Tagen. Nach seinem Tode sagt Lanthenat eine neue Bewegung voraus. Den Sturz unserer Partei. Seine Ansicht ist auch die meinige. Nur hoffe ich den Fall der Girondisten nicht mehr als Minister zu erleben. In wenigen Tagen gedenke ich meine Rechenschaftsberichte festzustellen, sie dem Convent zur Prüfung zu übergeben und meine Entlassung zu fordern. Wenn keinen Andern, den guten Lanthenat hat mein Entschluß glücklich gemacht. Wiederholt hat er mich umarmt, es wird noch Alles gut, sagte er mir; und die hellen Thränen standen ihm in den Augen."

„Glaubtest Du bei mir nicht dieselbe Gesinnung zu finden?"

„Im Kopfe wohl," antwortete er und blieb vor ihr stehen, „aber auch im Herzen, Marie? Dir wird die Seele nur weit, wenn es stürmt und wettert. Aus dem großen Strom der Dinge, in dem Du jetzt schwimmst, hab' ich kein Recht, Dich auf die Sandbank zu ziehen. Denn Du kennst nur die Hälfte meines Entschlusses. Einmal aller Verpflichtungen ledig, werde ich Paris verlassen, um auf meinem Gute Verborgenheit und Vergessenheit zu suchen — allein!"

„Allein?"

„Mit Eudora, wenn Du mir das Kind lassen wolltest."

„Und ich? Deine Frau, Deine Lebensgefährtin, Deine Freundin? Wo ist mein Platz in Deinen Plänen?" Sie war aufgesprungen. Ihr Herz pochte in heftigen Schlägen, ihre Hände griffen nach den seinen.

„Laß," wehrte er sie leise ab. „Wir wollen ohne Leidenschaft das Nothwendige bereden, haben wir doch ohne Leidenschaft bisher miteinander gelebt. Ich sprach von zwei Prüfungen, die uns auferlegt worden sind. Unsere hochmüthigen Gedanken haben die Demüthigung erfahren, die sie vielleicht verdienten, weder Du noch ich sind aus dem Holz geschnitzt, aus dem das Schicksal Könige und Dictatoren formt. Aber bitterer schmerzt es, daß auch unsere Ehe sich nicht auf der Goldwage bewährt hat."

„Unsere Ehe? Was kannst Du mir vorwerfen?"

Digitized by Google

„Nichts, was für die Dutzendmenschen auch nur als Atom ins Gewicht fiele. Aber Licht und Duft sind verflogen. Ich erhebe keine Klage, ich segne Dich für all' die Treue und Zärtlichkeit, die Du mir zwölf Jahre geschenkt hast. Das junge Mädchen, die junge Frau dem alternden Manne. Oft genug hab' ich mir gesagt: es ist zu viel des Glücks, und hab' mich doch jeden Tag sorglos und ohne Furcht ihm hingegeben. Und niemals gebangt, daß allein die Freundschaft und nicht die Liebe uns verbunden hatte. Nun ist der Zauber über Dich mächtig geworden, dem, wie es scheint, keine Frau entgehen kann. Du liebst . . ."

„Sprich seinen Namen nicht aus," bat Marie und verbarg schluchzend ihr Gesicht in den Händen. „Du weißt, daß ich Deiner und meiner trotz dieser Leidenschaft nicht unwerth bin, daß ich es niemals sein werde. Aber ich verleugne meine Liebe nicht. Du bist meinem Geständniß nur zuvorgekommen. Ich ahnte nicht, daß dieses Feuer, das mich verzehrt, auch Dein Glück und Deine Ruhe bedrohen könnte, darum schwieg ich gegen Dich und litt still!"

„Du hast Dich daran gewöhnt, mich im Schatten zu sehen," entgegnete er milder. „Ich bin wie der Mond, der vom fremden Lichte leuchtet. Nur in der Stille, im Halbdunkel war der rechte Platz für mich. Als ich mich auf die Weltbühne verlocken ließ, traten meine Schwächen und Unzulänglichkeiten grell und schroff hervor. Als Staatsmann wie als Gatte. Zu meinem Unglück hab' ich wohl die Erkenntniß meiner Mängel, aber nicht die Fähigkeit der Entsagung. Der zweite Platz in Deinem Herzen genügt mir nicht. Die Empfindung, Dich verloren zu haben . . ."

„Hast Du mich denn verloren?" brach sie aus und umfaßte ihn. „Bist Du es nicht, der mich aufgibt? Soll ich Dir noch einmal Treue und Tugend schwören?"

„Und soll ich Dein Opfer annehmen? Dem traurigen Kampfe zwischen Pflicht und Neigung in Deinem Innern zusehen? Ihn täglich durch die Empfindlichkeit meiner Natur reizen und verschärfen? Aus Deinem Freunde zu Deinem Todfeinde werden? Bis Du mich als solchen erkennst und von Dir stößt, während wir jetzt noch ohne Groll von einander scheiden können?"

„Vertreib' mich nicht von dieser Stelle," flüsterte sie, an seiner Brust liegend. „Es ist die einzige, wo ich Ruhe finde. Wenn Du mir fehlst, wenn ich Deine Augen nicht mehr auf mich gerichtet sehe, auch wenn sie vorwurfsvoll blicken — der Himmel bewahre mich vor dem, was folgen würde! Seit ich liebe, fürchte ich mich vor mir selbst. Du bist der Anker meines Lebensschiffes, darfst Du es den Wogen preisgeben? Komm" — und mit jener unwiderstehlichen sanften Gewalt, die sie so lange über ihn ausgeübt und die zu entbehren er noch nicht gelernt hatte, zog sie ihn an den Tisch — „arbeiten wir wie früher, der Schlaf würde uns diese Nacht doch fliehen. Was wir auch verloren haben, der Pflicht und uns selber wollen wir treu bleiben . . ." Ein Lächeln war auf ihre Lippen zurückgekehrt . . . „Allons enfants de la patrie," sang sie leise, „das tröstet auch über die Liebe und der Liebe Schmerz."

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Die drei Epochen der modernen Aesthetik und ihre heutige Aufgabe.

Von
Wilhelm Dilthey.

Motto:
„Möchte doch endlich die Forderung der Schönheit aufgegeben und ganz und gar durch die Forderung der Wahrheit ersetzt werden." Schiller.

Es gehört unter die lebendigsten Aufgaben der gegenwärtigen Philosophie, durch Fortbildung des ästhetischen Denkens das natürliche Verhältniß zwischen Kunst, Kritik und einem debattirenden Publicum wiederherzustellen. Dieses Verhältniß ist jederzeit sehr schwer festzuhalten gewesen, wie einmal Menschen und Dinge sind. Man weiß, wie viel Sorgfalt und Arbeit ihm Goethe und Schiller zugewandt haben. Heute ist es besonders unvollkommen. Der schaffende Künstler ist jederzeit sehr reizbar gegen die Kritik, die als eine fremde Gewalt in den mit Liebe gestalteten Organismus seines Werkes eindringt. Dazu ist ihm gegenwärtig die Aesthetik durch die abstrakten Speculationen über das Schöne verleidet, die so lange auf den Kathedern herrschten. Die Kritik ihrerseits besaß in den Tagen des Boileau, Lessing oder Wilhelm Schlegel an einer herrschenden Aesthetik einen festen Maßstab, ist aber heute allzusehr gegenüber den neuen Aufgaben auf eigenes Ermessen und momentane ästhetische Reflexion von Fall zu Fall angewiesen. Im Publicum bildet sich keine öffentliche Meinung, welche den zu höheren Zielen strebenden Künstler trägt. Es mangelt so die lebendige Circulation ästhetischen Denkens und ästhetischer Bildung in den leitenden Kreisen unserer Gesellschaft.

Sollen Künstler, Aesthetiker, Kritiker und Publicum einander beeinflussen und von einander etwas lernen: so muß die Aesthetik von einem unbefangenen Verständniß der großen Bewegung der Kunst ausgehen, in welcher wir heute leben. Und unbehagliche einzelne Kunsterscheinungen dürfen sie gegen das Recht dieser neuen Bewegung nicht blind oder taub machen.

Die Anfänge dieser Bewegung reichen weiter zurück. Aber mir scheint, daß die Generation, welche noch die Einflüsse der Julirevolution an sich erfuhr, zu-

Digitized by Google

erst sich ganz von Classicismus und Romantik löste. Damals wie 1848 wurden die Tritte der herannahenden Colonnen deutlicher vernommen, welche die Umgestaltung der europäischen Gesellschaft nach den Principien gänzlicher Diesseitigkeit und Erdenbedingtheit des geistigen Lebens herbeizuführen gedachten. Der Boden des alten Europa erzitterte. Die Lebensansicht, die seit dem fünfzehnten Jahrhundert sich ausgebildet hatte und deren Ausdruck die Kunst von Lionardo und Shakespeare bis Goethe gewesen war, löste sich auf. In dämmernden großen Umrissen begann ein Neues am Horizonte aufzutauchen. Aus dem Gefühl dieser Lage Europa's ist eine neue Literatur und Kunst entstanden. Sie selbst ein Zeugniß von der Gewalt der hereinbrechenden veränderten Lebensstimmung. Ich will versuchen in drei Sätzen die Tendenz derselben zu umschreiben.

Diese Literatur will erstens dem lastenden Gefühl Ausdruck geben, die Lebensordnungen der Gesellschaft seien alt, greisenhaft, brüchig, unhaltbar geworden. Wand an Wand mit dem Socialismus wohnt in Paris eine neue Literatur. Diese Schriftsteller schildern, und sie zersetzen im Schildern. Sie genießen die wurmstichige Civilisation und hassen sie. Sie berauschen sich daran, und dann deutet ihre Hand auf Krankheit und Tod darin. Man kann aber nur auflösen, wenn man ganz wahr, gründlich und genau in der Darstellung des Thatbestandes gewesen ist. Die neue Poesie und Kunst will also zweitens Naturalismus sein. Sie will das Wirkliche sehen lassen, wie es ist, und analysiren. Sie will die Anatomie und Physiologie eines gegebenen Theils der Wirklichkeit sein. Was heute um uns menschlich, gesellschaftlich lebt, athmet und pulsirt, was jeder an seinem eigenen Leben und an seiner eigenen Seele erfährt, das will sie, so lange es dem Messer der Wissenschaft noch nicht verfallen ist, unter ihr eigenes Secirmesser nehmen. Sie bevorzugt daher vor der Handlung die psychologische Tiefe. Sie will erkennen. Wie nun aber die herrschenden Ideen in Paris, als dem Centralpunkt dieser Bewegung, gleichmäßig bei einem Balzac, Taine und Zola sind: will die stärkste literarische Richtung vor Allem das Physiologische, ja das Bestialische deutlich in der Menschennatur sehen lassen: die unwiderstehlichen Instinkte, denen der Intellekt nur ihren Weg erleuchtet.

Dieselben Kräfte der Gegenwart machen sich in dem künstlerischen Charakter der neuen Dichter, Maler und Musiker geltend. Auch diese Eigenschaften der neuen Kunst und Literatur treten seit den dreißiger Jahren stärker hervor. Ich versuche sie in einem dritten Satze auszudrücken. Der Grundzug der neuen Kunst ist das von unten nach oben, die festere, massivere Basirung jeder Kunst auf die Wirklichkeit und auf die Natur des besonderen Mittels, in welchem sie arbeitet. Balzac wollte methodisch in einem zusammenhängenden Cyclus von Romanen die Physiologie der damaligen französischen Gesellschaft geben: der Zusammenhang der menschlichen Leidenschaften mit dem socialen Boden, auf dem sie wachsen, und die pathologische Bedingtheit der Personen, in denen diese Leidenschaften entstehen, beschäftigen ihn vornehmlich. Ihm folgte das französische Sittenschauspiel. Richard Wagner ging auf den elementaren Grund der Musik zurück; so war sie ihm Ausdruck des Gefühls zusammen mit der Sprache und neben der Mimik; er wollte diesen Ausdruck, den sie in Rhythmus und Tonfall mit der

Digitized by Google

Rede gemeinsam hat, zu idealer Darstellung in der Melodie bringen. Daher entsprang ihm aus seiner Auffassung der Musik die innige Verbindung derselben mit der Dichtung und der Mimik im Gesammtkunstwerk der Oper, zugleich aber ein mächtigerer Wuchs, eine potenzirte Wirkungskraft des Musikalischen. Semper, Richard Wagner's Genosse während der Dresdener Kunstblüthe und dann auch in den blutigen Maitagen von 1849, hat die Architektur, wie Wagner die Musik, sowohl durch theoretische Betrachtung als durch Schaffen aus ihren lebendigen Triebkräften von unten nach oben erneuern wollen. Folgerichtiger und tiefer als irgend Jemand vor ihm erkannte und benützte er ihre Bedingtheit durch das Material, den Ursprung ihrer Formensprache im Kunsthandwerk, in der textilen Arbeit, der Töpferarbeit, Metallarbeit, Zimmerei und ältesten Steinconstruction. Und auch ihm erwuchs so ein Gesammtkunstwerk, in welchem die architektonischen Massen gleichsam belebt werden durch Ornament, Farbe und ein Volk von Gestalten, gemalten und plastisch gebildeten. Sah er in der Renaissance die wahre Fortgestaltung der römischen Architektur und die Grundlage der heutigen, so hat doch nach ihm die Renaissancekunst „kaum die Hälfte ihrer Entwicklungsbahn erreicht, auf der sie durch die Ungunst des modernen Zeitgeistes von ihrer makrokosmischen Schwesterkunst, der Musik, überholt und in trostloser Entfernung zurückgelassen wurde" [1]). So hat Semper aus den wenigen uns erhaltenen Gesammtkunstwerken der gothischen, romanischen und Renaissancezeit die echte Aufgabe der im Räumlichen und Sichtbaren wirkenden Künste und ein volleres Ideal ihrer Leistung abgeleitet. Ist doch, was von solchen Gesammtkunstwerken noch existirt, theils unvollkommen, theils später wieder auseinandergerissen, entfärbt und durch den Geschmack verändert, welcher das Kunstwerk isolirte, um es zu steigern. Semper aber begriff, daß von dieser in Gliederung und Belebung eines Raumes einheitlichen Kunst der Stil zumeist ausgegangen ist und auch heute ausgehen muß.

Mitten in der Bewegung, welche damals begann, stehen wir heute. Die Principien des neuen Stils erweisen ihre Kraft darin, daß auch entgegenstehende Richtungen widerwillig von ihnen bedingt werden. So hat selbst ein Klassiker wie Gottfried Keller in seinen Leuten von Seldwyla den gesellschaftlichen Boden, auf welchem seine Gestalten, deren Leidenschaften und Schicksale erwachsen, in massivem Realismus sichtbar gemacht. Unsere Zeit kennt die zeit- und raumlosen Ideale, Iphigenie, Wilhelm, Lothario nicht mehr. Die Malerei ist zurückgegangen auf die Farbe als das Mittel, in welchem ihre elementare Wirkungskraft gelegen ist. Sie sucht alle überlieferten Schemata des Schauens und Bildens abzuthun und wie mit frischen Augen die Welt zu erblicken. Ueberall wird die natürliche Erhebung des Idealschönen über die gemeine Wirklichkeit, die überlieferte saubere und gebundene Abgrenzung der Formen dem Bedürfniß nach der unverstümmelten Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit der Sachen geopfert. Dies Wirklichkeitsehen, Sehenwollen wenigstens, dies Streben, ihr all unser Denken, Bilden und Handeln mit reinem Sinne unterzuordnen und ihrem Gesetze die

[1]) Semper, Stil II, 457. Er bezeichnet II, 371 diese von der Renaissance anhebende Baukunst als „Entfaltung einer großartigen Symphonie der Massen und Räume".

Digitized by Google

Wünsche und Ideale des Herzens anheimzugeben: das ist in unserem Zeitalter das Größte. Auch Donatello, Verrocchio, Masaccio, die älteren niederländischen und oberdeutschen Künstler, die Schöpfer des altenglischen Theaters, voran Marlowe, wollten mit neuen Augen das Wirkliche gewahren. Von diesem Impuls aus haben sie einen neuen großen Stil der europäischen Kunst geschaffen. Dessen Weltzeit ist nun erst abgelaufen. In einer ähnlichen Krisis leben wir heute. Aber jeder neuen Epoche menschlicher Kunst werden die Aufgaben schwieriger. Die individuellen Kräfte, ihr in ihrem Charakter gelegenes Schicksal, die Contraste und Beziehungen unter ihnen, ihr Verhältniß zu einem höheren Zusammenhang: das war der Gesichtswinkel, unter dem ein Künstler des 15. und 16. Jahrhunderts die menschliche Wirklichkeit faßte. Heute möchte die Kunst die realen Bezüge, in denen die Menschen unter einander und mit der Natur stehen, die Wirklichkeitsordnung, deren Gesetzen wir unterthan sind, im Kunstwerk erblicken lassen. Das gährt in der Verwendung des biologischen Gesetzes der Vererbung, die sich schon bei der Sand findet, in der Bevorzugung der anomalen Seelenzustände und des Seelisch-Complexen, die bei Balzac und Musset beobachtet werden kann, zumal aber in der Ableitung der Charaktere und Leidenschaften aus den socialen Bedingungen. Eine ungeheure Aufgabe!

Gewiß, auch auf den gebahnten, gewohnten Wegen werden schöne Erfolge errungen, wie Cornelius, Anselm Feuerbach, Gottfried Keller, die Neugothiker in der Baukunst und so mancher bedeutende Musiker zeigen. Dazu erleichtert der geschichtliche Sinn und das geschichtliche Studium den Genuß, die Benutzung und die Erinnerung der vorhandenen großen Formen. Aber unser Herz gehört dem frohmüthigen Wagen derer, welche in einer Erschütterung der menschlichen Gesellschaft und aller ihrer Begriffe, wie sie seit den Tagen der untergehenden griechisch-römischen Welt nicht gesehen worden ist, in der Seele dieser Gesellschaft zu lesen und von dem befreienden Wort, nach dem sie sich sehnt, etwas auszusprechen vermögen. Von ihnen erwarten wir die neue künstlerische Formensprache, die uns gemäß sein wird. Und um so zuversichtlicher werden wir ihnen folgen, je sicherer sie die vorhandene ältere Formensprache beherrschen, je unbefangener sie das Tüchtige und uns noch Gemäße in dieser verwerthen und je mehr sie die Gefahr vermeiden, von den elementaren Wirkungskräften ihrer Kunst zu dem niederen Sinnlichen und Brutalen, zur schreienden Aehnlichkeit der Copie mit dem ordinären Original herabzugleiten.

Damit nun zu diesen lebendigen Kunstbestrebungen der Gegenwart die Aesthetik in ein gesunderes Verhältniß trete, bedarf es keineswegs etwa einer Neuschöpfung der ästhetischen Wissenschaft. Denn diese Kunstbestrebungen selber mußten sich schon über die wahre Natur und die Mittel der einzelnen Künste klar zu werden suchen. Sie mußten sich schon ästhetische Principien schaffen. Man darf die Aesthetik unseres Jahrhunderts nur nicht in den Compendien und den dickleibigen Lehrbüchern suchen. Wie einst Lionardo und Dürer über ihre Kunst sannen und schrieben, wie Lessing, Schiller und Goethe eine neue Technik des Dramas und der epischen Dichtung durch die Verbindung von theoretischem Raisonnement mit Kunstübung schufen: so haben in unsern Tagen Semper, Schumann, Richard Wagner, die modernen Poeten der Franzosen wie der Deut-

Digitized by Google

schen, bei uns zumal Otto Ludwig, der tiefgründige Pfadfinder unserer neuen Richtung, sowie Hebbel, und bei den Franzosen von den Goncourts ab das ganze neue Dichtergeschlecht, ästhetische Speculation mit dem künstlerischen Schaffen verknüpft. Dazu lehren Anthropologie und Kunsthistorie uns heute durch Vergleichung der Formen und ihrer Entwickelungen uns über jeden beschränkten Zeitgeschmack zu erheben und auf die Natur der Kunst selber zurückzugehen. Sie gewähren die Mittel, in unbefangener Wissenschaftlichkeit, unbeirrt von überlieferter ästhetischer Metaphysik den ästhetischen Fragen und Thatsachen ins Gesicht zu sehen.

Wir versuchen zunächst, die Hülfsmittel und Methoden darzulegen und nach ihrer Tragweite zu prüfen, welche die Arbeit der letzten zwei Jahrhunderte einem heutigen Aesthetiker zur Verfügung stellt.

I. Die drei bisherigen Methoden der Aesthetik.

Die Entwicklung der ästhetischen Wissenschaft bei den neueren Völkern ist derjenigen ähnlich, welche Rechtswissenschaft, Theologie, Moral durchlaufen haben. Die Verwandtschaft ihrer Geschichte entspringt diesen Wissenschaften daraus, daß jede von ihnen einen bestimmten Kreis der Kultur erkennen und aus dieser Erkenntniß Principien der Fortentwicklung desselben ableiten will.

Die Wissenschaften begannen bei uns mit Erneuerung und freier genialer Fortbildung des von den Alten Gefundenen. Wir besitzen noch keine Darstellung der höchst merkwürdigen Aesthetik der Renaissance. Die Geschichte der Aesthetik hat sich bis zu der Arbeit von Stein auf der bequemen Heerstraße der großen Systeme gehalten. Noch ist nicht untersucht worden, wiefern die große schöpferische Zeit der Kunst im Zeitalter der Renaissance bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts von ästhetischem Denken begleitet und beeinflußt gewesen ist. Dieses ästhetische Denken war damals zunächst selber Renaissance, allein man commentirte nicht bloß die aristotelische Poetik, sondern las ebenso das von den Nachfolgern Erhaltene. Diese spätere ästhetische Literatur, wie sie uns in Cicero, Horaz, Plutarch, Plotin, Philostratus, Kallistratus, Pseudo-Longinus repräsentirt ist, enthält in sich ästhetische Stimmungen und Sätze, welche dem 16. Jahrhundert viel näher standen, als Aristoteles. Insbesondere war in ihr die Imagination, welche das Außerordentliche frei hervorbringt, stärker betont worden. Die Zeitgenossen der pergamenischen Schule oder der römischen Kunstübung mußten eine andere ästhetische Betrachtungsweise haben als die Zeitgenossen des Phidias und des Polyklet. Sie betonen das Erhabene, das Malerische, den individuellen und bewegten Ausdruck, zumal in der malerischen Behandlung des Auges. Sie heben in den Gesichtskreis der ästhetischen Erscheinung die Phantasie, welche nach der Einsicht des ästhetisch genialen Plotin die schaffende Thätigkeit der Natur fortsetzt. Nun verbinden sich aber wie in der Kunst, so auch in der ästhetischen Reflection das gewaltige kraftstrotzende Lebensgefühl dieser Menschen des 16. Jahrhunderts, ihre naive Freude an dem Ungeheuren, wie an der barocken Komik, mit dem Formensinn und den Regeln der alten Welt. In der Poetik bildete

Digitized by Google

das Bindeglied zwischen der ästhetischen Tradition der Alten und dem Geist des Jahrhunderts die rhetorische Literatur der römischen Kaiserzeit. Scaliger's wirksame Poetik (1561) hat weniger aus Aristoteles und Horaz geschöpft als aus Hermogenes, Alexander, Menander und Diomedes, und nicht Homer war sein Ideal, sondern Virgil.

Das natürliche System ästhetischer Gesetze und die ästhetischen Methoden des siebzehnten Jahrhunderts.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vollzog sich eine große Veränderung in der Kunst und in der Aesthetik. In dem politischen Leben der emporwachsenden absoluten Staaten, Frankreich voran, gelangte das Gleichmäßige, Verstandesmäßige, die Maschine der Finanz- und Verwaltungskunst zum Siege. In den höfischen Sitten erhielt auch über glühende Leidenschaften regelmäßige gehaltene Form das Uebergewicht, und die Herrschaft des Intellectes formirte das äußere Benehmen der vornehmen Persönlichkeit. So sah die Kunst andere Typen von Menschen vor sich, andere Ideale. Zur selben Zeit und nicht ohne Zusammenhang hiermit begann die mathematische Abstraction und Deduction ihren Siegeslauf und begründete die herrschende europäische Naturwissenschaft. So entstand neben dem Naturrecht und der natürlichen Theologie, wie sie im Deismus culminirte, auch das natürliche System der Aesthetik. Frankreich war seine Heimath. Es entstand dort damals, als die Poetik Ronsard's der von Boileau und d'Aubignac Platz machte. Heinrich von Stein hat gezeigt, wie im Zusammenhang mit Descartes und der Entwicklung seines philosophischen Rationalismus, zumal in Port Royal, die neue Aesthetik sich ausbreitete und Einfluß gewann. Stein hat aber die nächste Aufgabe noch nicht wirklich gelöst. Es wäre nachzuweisen, wie diese rationale Aesthetik, nach verschiedenen Vorgängern, unter denen Kepler am weitesten kam, doch erst in Leibniz und seiner Schule den Höhepunkt fruchtbarer Forschung erreicht hat. Ihr herrschender Einfluß geht dann bis auf Baumgarten, Meier, Euler, Sulzer, Mendelssohn und Lessing hinab.

Die Hülfsmittel dieser theoretisch solidesten Zeit der rationalen Aesthetik liegen bei Leibniz in einer tiefen Intuition über das Verhältniß der Hauptclassen des seelischen Lebens zu einander und in einer genialen Hypothese über die Causalverhältnisse des geistigen Geschehens.

Die Intuition ist ihm mit andern Philosophen des 17. Jahrhunderts gemeinsam. Spinoza sagt: „Wille und Intellect sind dasselbe" (voluntas et intellectus unum et idem sunt). Leibniz leitet hieraus eine genauer gefaßte Beziehung von Kraft, Trieb und Vorstellen ab. Die Vorstellungen sind innere Handlungen in der monadischen Einheit der Seele, sie entspringen daraus, daß die Seele Kraft ist, und die in dieser Kraft enthaltenen Strebungen (conatus), aus einem Zustande in einen anderen überzugehen, sind nun Appetitionen, sonach Willensvorgänge (Erd. 464, 714). Man möchte sagen, daß hier Leibniz das Seelenleben nach seinem schöpferischen und spontanen Charakter, welchem auch die Kunst angehört, richtig ausgedrückt habe. Nur daß die Tragweite dieser tiefen psychologischen Einsicht gemindert wurde durch deren Verbindung mit dem meta-

Digitized by Google

physischen Feenmärchen von den Monaden. Diesem entsprechend wird nämlich die ganze Repräsentation des Universums im Vorstellen von ihm nicht aus realen Wechselwirkungen zwischen der Seeleneinheit und den Objecten, sondern nur aus dem idealen Zusammenhang des Weltganzen und der in diesem gesetzten Einschränkung der Seeleneinheit abgeleitet. Hierdurch ist für die Erklärung des Auftretens von ästhetischen Bildern die Causalbetrachtung ausgeschlossen. Und als nun in der nachfolgenden Aesthetik Köpfe geringeren Ranges ihn berichtigten, ging von der genialen Energie, mit welcher Leibniz die Harmonie des Universums ausgesprochen und so den ästhetischen Gesichtspunkt zur Geltung gebracht hatte, viel verloren.

Das zweite Hülfsmittel von Leibniz war die Lehre von den kleinen oder dunklen Vorstellungen. Cicero hatte aus philosophischen Arbeiten der Zeit, vorwiegend aus stoischen Schriften, diese Lehre übernommen, deren er für die Begründung von angeborenen Ideen bedurfte. Schriftsteller des 17. Jahrhunderts hatten dann von dieser Lehre für die Auflösung anderer Probleme Gebrauch gemacht: so Montaigne, um den Grund unserer Entscheidung zwischen Motiven gleicher Stärke angeben zu können. Leibniz ergänzte nun Locke's Analysis der Intelligenz in ihre Bestandtheile, nämlich Empfindungen und zurückbleibende Vorstellungen, durch diese Hypothese, wobei Locke's geniale Erklärung der Wahrnehmung aus der Mitwirkung unmerklicher, beinahe unbewußter Urtheile (II 9) ihm vorarbeitete. Nun wurde zuerst eine wirkliche Erklärung der wichtigsten psychischen Erscheinungen möglich. Und so konnte jetzt auch eine rationale Aesthetik vermittelst der Verbindung jener Intuition von Leibniz mit dieser Hypothese desselben geschaffen werden.

Descartes hatte schon in seiner Schrift über die Musik (1618 vollendet) das Princip einer solchen rationalen Aesthetik angegeben. Dieses ermöglichte, von den Regeln der Poetik auf die mehr elementaren ästhetischen Verhältnisse zurückzugehen. Das mit der sinnlichen Wahrnehmung verbundene Gefallen entsteht nach diesem Princip aus der Leichtigkeit von Unterscheidung und Verbindung der Eindrücke, und sonach ist der Grund unseres ästhetischen Gefallens an sinnlichen Eindrücken das Rationale oder Logische (Descartes V, 446).

Dies Princip empfängt durch Leibniz psychologische Faßbarkeit. Er stimmt mit den französischen Classicisten zunächst darin überein, daß der logische Charakter der poetischen Form, zumal Einheit im Mannigfaltigen, der Grund des ästhetischen Gefallens an ihr sei. Und er führt in der Hauptstelle über die kleinen oder unmerklichen oder dunklen Vorstellungen (E. 197b) den Geschmack auf dies Rationale zurück. Vermittelst seiner Hypothese leitet er dann auch das sinnliche Gefallen aus einer verborgenen Verstandesmäßigkeit in der Sinneswahrnehmung ab. Er gibt die tiefste Begründung seiner Aesthetik in der kleinen Schrift ‚über die Glückseligkeit', an die ich mich nun anschließe (E. 671—673). Kraft, Vollkommenheit, Ordnung und Schönheit sind „aneinander verbunden". „Je größer die Kraft, je höher und freier ist das Wesen." „Alle Erhöhung des Wesens nenne ich Vollkommenheit." „Je größer die Kraft ist, desto mehr zeigt sich dabei Viel aus Einem und in Einem, indem Eines Viele außer sich regieret und in sich vorbildet." Drücken wir uns zunächst freier in unserer Art aus. Die Bethätigung

Digitized by Google

der einheitlichen seelischen Kraft ist überall eine Vereinigung des Vielen in Einem, und die seelische Kraft genießt den Grad ihrer eigenen Vollkommenheit, wenn sie das Mannigfache so ihrer Einheit unterwirft. Wir fahren nun in den Ausdrücken von Leibniz fort. Der Grad dieser „Einigkeit" manifestirt sich als „Uebereinstimmung," „Ordnung." „Von der Ordnung kommt alle Schönheit her, und die Schönheit erweckt Liebe." Interpretiren wir abermals. Die Freude an der Schönheit ist also die Bewußtseinsfolge der verstärkten Bethätigung psychischer Kraft nach dem ihr einwohnenden Gesetz, Einheit im Vielen zu erwirken. So kommt es, daß „die Schönheit eines andern Menschen, auch wohl eines Thieres, ja gar eines leblosen Geschöpfes, Gemäldes oder Kunstwerkes", indem sich „ihr Bild in uns eindrückt", erhöhtes vollkommenes Dasein und entsprechende Freude in uns „pflanzt und erweckt." Dann „empfindet unser Gemüth" eine Vollkommenheit, die der Verstand noch nicht begreift und die trotzdem ganz verstandesmäßig ist.

An diesem Punkte erklärt sich nach Leibniz der ästhetische Eindruck der Musik, und diese seine Erklärung, welche dann von Euler fortgebildet worden ist, war gleichsam die Probe der ganzen rationalen Aesthetik. „Alles, was klinget, hat eine Bebung oder hin- und hergehende Bewegung in sich. Alles, was klinget, thut unsichtbare Schläge. Wenn solche nun nicht verwirrt, sondern ordentlich gehen und mit gewissem Wechsel zusammentreffen, sind sie angenehm." Dies erläutert Leibniz an dem ästhetischen Eindruck des Rhythmus, der regelmäßigen Bewegung im Tanz, der regelmäßigen Folge langer und kurzer Silben, des Zusammentreffens von Reimen. Das Princip des Gefallens ist hier überall dasselbe. „Bewegungen nach Maß und Ordnung haben ihre Annehmlichkeit von der Ordnung; denn alle Ordnung kommt dem Gemüth zu statten." Wenden wir dies Princip auf die Musik an. „Eine gleichmäßige, obschon unsichtbare Ordnung findet sich auch in den nach Kunst verursachten Schlägen oder Bewegungen der zitternden oder bebenden Saiten, Pfeifen oder Glocken, ja selbst der Luft, so dadurch in gleichmäßige Regung gebracht wird, die dann auch ferner in uns vermittelst des Gehörs einen mitstimmenden Widerschall macht, nach welchem sich auch unsere Lebensgeister regen. Daher die Musik so bequem ist, die Lebensgeister zu bewegen" [1]). Und auf demselben Princip beruht dann nach ihm auch innerhalb des Gesichtssinnes das Gefallen an den Proportionen.

So erklärt sich nun auch das künstlerische Schaffen. „Jede Seele kennt das Unendliche, das All, aber dunkel. Wie ich, wenn ich am Ufer des Meeres lustwandele und das laute Geräusch desselben höre, die Einzelgeräusche jeder Welle, aus denen das Totalgeräusch zusammengesetzt ist, vernehme, ohne sie doch jedes vom anderen zu unterscheiden: so sind unsre dunklen Perceptionen das Ergebniß der

[1]) Dies Alles ist entnommen dem Gedankenzusammenhang der für die Aesthetik wichtigsten Abhandlung von Leibniz über die Glückseligkeit. Vergl. damit 718a über die Musik, und darauf: Les plaisirs que la vue trouve dans les proportions, sont de la même nature; et ceux que causent les autres sens reviendront à quelque chose de semblable, quoique nous ne puissions pas l'expliquer si distinctement.

Digitized by Google

Eindrücke, welche das ganze Universum auf uns macht“ [1]). Diese dunklen Vorstellungen und deren Verbindungen stellen sich auch in Gefühlen (sentiments) dar, und so entspringt aus ihnen weiter der Geschmack (goût). Hieraus erklärt sich ihm zunächst die Freude an der objectiven Schönheit oder der Harmonie des Universums: an dem Naturschönen. Man sieht, wie eine ästhetische Gemüthsverfassung in dem Geiste von Leibniz herrschend war. „Die Schönheit der Natur ist so groß und deren Betrachtung hat eine solche Süßigkeit, auch das Licht und die gute Regung so daraus entstehen, haben so herrlichen Nutzen, daß wer sie gekostet, alle anderen Ergötzlichkeiten gering dagegen achtet [2])“. Da nun diese Gemüthsverfassung als Trieb in der Seele wirkt, entsteht hieraus ein architektonisches Bilden in kraftvollen Monaden. Dieser Zug unserer Seele, architektonisch zu gestalten, ist an den Träumen zunächst sichtbar, in denen wir mühelos, absichtslos Dinge erfinden, über denen man im Wachen lange nachsinnen müßte. Derselbe Zug wirkt dann in willkürlichen Handlungen [3]). Und so entspringt neben dem Vermögen, die Harmonie des Universums durch die architektonische Einheit des Denkens zu erfassen, das andere Vermögen, einen Gegenstand durch architektonische Versuche nachzuahmen und ein Object in Aehnlichkeit Gottes gleichsam zu schaffen [4]).

Leibniz selbst hat keine näheren Anwendungen seiner Principien auf die einzelnen ästhetischen Probleme gegeben. Obwohl er sich an mehreren Stellen lebhaft für die französische Kunstrichtung jener Tage interessirt zeigt, greift er doch in die Debatten über Poetik nicht ein. Und seine Aeußerungen über musikalische Harmonie und über Proportion in Gesichtsbildern sind nur Formeln. Auch hier hat dies erfindungsreichste Genie nur ein Instrument zur Auflösung von Problemen, einen Schlüssel gleichsam, gefunden, aber die einzelnen Auflösungen selber den Nachfolgern überlassen. Und eben in diesem seinem Verhalten lag ein mächtiger Antrieb für seine Schüler weiter zu arbeiten. Freilich, als dann diese jüngere Generation emporkam, entwickelte sie sich zugleich unter den Einflüssen der englischen empirischen Schule.

So ist zunächst, auf Grund der Principien von Leibniz, durch Baumgarten und Meier unter Mitwirkung der englischen Gefühlslehre das erste System der Aesthetik geschaffen worden. Und was nicht weniger wichtig war, von den Principien des Leibniz aus sind Einzelerklärungen für den Eindruck der Harmonie durch Euler und für die Wirkung der schönen Linie durch Hogarth und andere Künstler gegeben worden. So wurden nun die realen ästhetischen Einzelfragen mit wirklichem Können angefaßt. Leonhard Euler (1707—1783) in seinem ‚Versuch einer neuen Theorie der Musik‘ geht davon aus, daß die Consonanz aus der akustischen Einsicht in die Verhältnisse der Tonschwingungen vermittelst eines hinzutretenden metaphysischen Princips erklärbar sei. Dieses Princip ist: „zwei oder mehrere Töne gefallen, wenn ein Zahlenverhältniß, das ihre zugleich auftretenden Schwingungen einhalten, aufgefaßt wird; dagegen wenn keine Ordnung empfunden wird oder die nothwendig anzunehmende plötzlich unterbrochen wird, dann besteht hierin das Mißfallen an Tönen“ [5]). Hogarth hat einem seiner Kupferwerke das Symbol

[1]) E. 717a. — [2]) E. 673b. — [3]) E. 717a, b. — [4]) E. 712a.

[5]) Binos pluresve sonos tum placere, cum ratio, quam numeri vibrationum eodem

Digitized by Google

der Schlangenlinie vorgesetzt und darunter geschrieben: „Die Linie der Schönheit". In seiner „Analyse der Schönheit" (analysis of beauty) führte er nun aus, wie die Schönheit der Linien in „der besonderen Eigenschaft der Zusammenfügung von Linien, welche dem Auge eine angenehme Art von Verfolgen zuführt", bestehe. Deutlicher noch vermag er in der Wirkung der Umrahmung den Werth jedes Hülfsmittels der Zusammenfassung von Mannigfaltigem für den ästhetischen Eindruck zu zeigen. Die Maler Richardson in ihrer Schrift über Malerei und Sculptur zeigen an Gemälden feinsinnig die Wirkung von Mannigfaltigkeit, Contrast und Einheit. Hemsterhuys in seinem Briefe über die Sculptur stellt die Nachbildungen von zwei Vasen hin, deren eine in Ornament und Malerei durch Einheitlichkeit wirkt, während der bunte Reichthum der anderen seines Eindrucks verfehlt. Und Lessing sagt einmal ganz leibnizisch: „Das Ganze des sterblichen Schöpfers, des Dichters, soll ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers sein; soll uns an den Gedanken gewöhnen, wie sich in ihm Alles zum Besten auflöse, werde es auch in jenem geschehen." So entstand ihm auch aus dieser rationalen Aesthetik seine Lehre von der wahren Einheit der dramatischen Handlung.

Werth der rationalen Aesthetik.

Die rationale Aesthetik begreift das Schöne als die Erscheinung des Logischen im Sinnlichen und die Kunst als eine sinnliche Vergegenwärtigung des harmonischen Weltzusammenhanges. Diesen gewahrt das sinnliche Schauen des Künstlers dunkel und gefühlslebendig. Und da dieser Zusammenhang ein einziger ist, müssen die in ihm obwaltenden sinnlichen Verhältnisse schließlich in einem Princip ausdrückbar sein. Diesen Zusammenhang sprechen dann das Naturschöne und das Kunstschöne jedes in seiner Sprache aus. So steht auch die freieste Aeußerung der Einbildungskraft unter Regeln. Solche Regeln bilden die Harmonik und Metrik; sie wirken in der Führung der Linien, dem Aufbau der Figuren und in dem Ornament des Architekten und bildenden Künstlers; der Geschmack des Dichters läßt sich als ein Inbegriff solcher Regeln entwickeln. Die Einheit der Handlung und die aus ihr folgenden Bestimmungen regieren das Drama. Und alle diese Regeln sind schließlich in der rationalen Ordnung des Universums begründet.

Diese rationale Aesthetik spricht zunächst eine werthvolle Stimmung der Zeit aus. Ihre Geschichte zeigt uns in einem ersten großen Beispiel, wie es die aus der Verfassung der Gesellschaft stammende Haltung des ganzen Menschen einer Zeit ist, was zugleich in der Kunst, dem Geschmack und der ästhetischen Theorie dieser Zeit regiert. So entstehen die ästhetischen Theorien neben den Kunstrichtungen und beeinflussen sie, wie sie von ihnen ihrerseits beeinflußt werden.

Aber diese rationale Aesthetik hat zugleich einen werthvollen Kern, dessen Gültigkeit von der Zeit des Klassicismus unabhängig fortbesteht. Das Problem wird nur sein, ihn auszuschälen und von den Irrthümern zu sondern. Es gibt Regeln der Künste, die allgemein gültig aus der Natur der Sache fließen, und

tempore editarum inter se tenent, percipiatur: contra vero displicentiam in hoc consistere, quando vel nullus ordo sentiatur, vel is qui adesse debere videatur, subito perturbetur.

Digitized by Google

es wird nur gelten, sie von dem historisch Variabeln im Geschmack zu sondern. Es bedarf dabei aber der schwierigen Umbildung der ästhetischen Metaphysik von Leibniz in eine psychologische Aesthetik. Ein Theil des Grundes, aus welchem Wahrnehmungsbilder und Kunstwerke uns gefallen, ist wirklich darin gelegen, daß die Handlung, durch welche wir das Mannigfache in ihnen vereinigen, (die man denn eine Denkhandlung nennen mag), in der Totalität unseres Seelenlebens die ästhetische Wirkung hervorbringt. Zwar hat keiner der rationalen Aesthetiker den Satz und das in ihm liegende Problem in dieser Allgemeinheit formulirt. Aber Leibniz, der Tiefgründigste von ihnen, besaß, wie wir sahen, in seinem System die Voraussetzung für eine solche Fassung des Problems. Und die Einzelarbeiten der von der rationalen Schule bedingten Aesthetiker enthielten schon Belege für den angegebenen Satz. Ebenso enthält die Leibniz'sche Lehre von der Harmonie des Universums in sich den weiteren Satz, daß ein metaphysischer Zusammenhang zwischen dem ästhetischen Vermögen und seinen äußeren Objecten besteht, und Kant hat denselben in gewissen Grenzen entwickelt. Das Verhältniß der das Mannigfache vereinigenden Handlungen unserer Intelligenz zu einer einheitlichen und gedankenmäßigen Ordnung des Wirklichen, zumal des Sinnlich-Wirklichen, wird stets die Bedingung oder, wenn man lieber will, das Postulat ausmachen, vermittelst dessen allein wir die ästhetische Auffassung der Welt uns faßbar machen können. Aber freilich weist diese Bedingung der ästhetischen Anschauung in ein Unergründliches, in einen Urquell der Harmonie, der unserem Denken unnahbar ist.

Die Analysis des ästhetischen Eindrucks und die ästhetischen Methoden des achtzehnten Jahrhunderts.

Im Verlaufe der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ändern sich die Bedingungen, unter denen die Künste und das ästhetische Nachdenken standen. Ging die Aesthetik der Renaissance von Italien nach Frankreich hinüber, war dann das natürliche ästhetische System in Frankreich gegründet und in Deutschland nachher vollendet worden, so übernimmt nunmehr England zunächst die Führung. Auch diesmal ist eine Umgestaltung der socialen Ordnung, 1688 in der englischen Revolution vollzogen, die Grundlage einer veränderten Stimmung der Menschen, und diese Stimmung wirkt dann gleichzeitig auf die Künste und das ästhetische Denken. — Hier im Lande der Industrie, des Handels und der politischen Freiheit übten allmälig der in der Form gehaltene und innerlich von fürstlichen und feudalen Impulsen bewegte Selbstherrscher, Prinz oder Höfling, nicht mehr die magische Gewalt über Willen und Einbildungskraft der Menschen; der unabhängige gebildete Mann begann sich zu fühlen; schon Locke's Erziehungsplan zweckte darauf ab, diesen gebildeten Mann hervorzubringen. Die Poesie formte nun auch Ideale und Typen der gebildeten bürgerlichen Gesellschaft neben denen der vornehmen Klassen. In der niederländischen Republik, dem Geburtslande der europäischen Freiheit, hatte die Malerei des siebzehnten Jahrhunderts in Rembrandt den Menschen in seiner Lebensenergie unbekümmert um den idealisirenden Glanz der Linien oder die Haltung und die Formen des Standes hingestellt.

Digitized by Google

Die holländischen Genremaler hatten die schlichte menschliche Zuständlichkeit gewähren lassen. Nun bemächtigte sich in England, nicht ohne Mitwirkung des politischen Zusammenhanges des Landes mit den Niederlanden, der neue Geist auch der Poesie, welche die klarste und wirksamste Aeußerung der ästhetischen Verfassung einer Zeit ist und mit der literarischen Kritik und ästhetischen Theorie im nächsten Zusammenhange steht. — Die neue englische Gesellschaft bedurfte einer Kunst, welche zur freien Bildung erzieht und das moralische Verhalten vorbereitet. Addison spricht einmal bei dem Blick auf London ergreifend aus, wie von all denen, die sich auf den Straßen drängen, die meisten nur eine Scheinexistenz haben: er möchte sie zu wirklichen Leuten machen, und das ist nun das Neue, daß er es nicht durch Religion, sondern durch ästhetische und moralische Kultur thun will. Diese beiden Arten von Kultur sind der neuen Denkart unzertrennlich. — Noch eine bemerkenswerthe Umwandlung vollzog sich. Neben der Poesie hatten bildende Kunst und Architektur von der Renaissancezeit an die Vorherrschaft behauptet. Die formvoll schöne Gestaltung der Persönlichkeit dieser aristokratischen Jahrhunderte, des sechzehnten und siebzehnten, redet von den Wänden der heutigen Museen und Schlösser in der Fülle der Bildnisse, in der Verherrlichung stattlichen Lebensglanzes. Die königliche Gewalt spricht sich prächtig und selbstbewußt in den architektonischen Massen, in der mächtigen Gliederung der Schlösser, in der fließenden Linienführung ihrer Ornamente und in der formgeregelten, beherrschten Naturfülle ihrer Gärten aus. Nun gewann die Kunst der Innerlichkeit, die im stillen Gemach, am Spinett jedem offen stand, neben der Poesie die Herrschaft und hat sie bis auf unsere Tage behauptet. — Und gleichzeitig erlangte formloses, stimmungstiefes Naturgefühl im ästhetischen Haushalt dieser neuen Zeit die breiteste Bedeutung. Mit der wissenschaftlichen und philosophischen Auffassung der Selbständigkeit der Natur hatte die Loslösung der Landschaft vom Figurenbilde sich vollzogen, und im Zeitalter des Spinoza, Leibniz und Shaftesbury haben Claude Lorrain, Ruysdael und Hobbema das selbständige landschaftliche Kunstwerk geschaffen. Dies Naturgefühl ward intimer, und es vertiefte sich mehr in das Detail unter dem Einfluß der Naturbeobachtung eines Büffon und Linné. So finden wir es nun in der Poesie des achtzehnten Jahrhunderts vor. Der erste große Dichter des Naturgefühls, Rousseau, war ein leidenschaftlicher Botaniker.

Diese Veränderungen des Geschmackes während des achtzehnten Jahrhunderts sind nun aber von der lebhaftesten ästhetischen Discussion begleitet. Die Kunstkritik erweist sich zuerst in den periodischen Schriften der Engländer, dann in den handschriftlich umlaufenden Diderot'schen Gemäldeausstellungsberichten und weiter in Lessing's Dramaturgie als leitende Macht. Viel von der ungeheuren Papiermasse der Zeitschriften des achtzehnten Jahrhunderts ist mit ästhetischem Raisonnement und mit Kunstkritik angefüllt. Der bürgerliche Roman, das Sittenschauspiel, die Oper Gluck's und das Drama Lessing's und Schiller's entstanden unter lebhaftester ästhetischer Reflexion und unter kunstkritischen Debatten.

Die Historiker der Aesthetik haben diese lebendigen Beziehungen zu wenig an der Fülle der ästhetischen Literatur sichtbar zu machen verstanden. Insbesondere stehen die verdienstlichen Arbeiten von Zimmermann, Lotze und Hartmann unter dem Bann des unfruchtbaren Streites über den Formalismus Herbart's. Dieser

Digitized by Google

Formalismus aber war in dem, was er zu der damals vorhandenen Zergliederung des Schönen in wirkungskräftige Elemente und der den technischen Autoren geläufigen Erkenntniß des ästhetischen Werthes der Formen hinzugefügt hat, eine müßige Gelehrtenspeculation, ohne allen Einfluß auf die Kunst. Sie war auch wissenschaftlich zwar durch ihre Einseitigkeit anregend, aber erwies sich doch nach vorübergehendem Katheder-lärm als bloße Episode. Noch stärker macht sich ein anderer Fehler bei diesen Historikern geltend. Sie überschätzen den Werth der ästhetischen Speculationen. Sie berücksichtigen nur in zweiter Linie oder gelegentlich die Schriftsteller, welche das sinnliche Material und die Formensprache der einzelnen Künste analysirt und hieraus deren Entwicklungsgesetze zu erkennen begonnen haben. Das Schicksal Semper's in diesen geschichtlichen Werken ist bezeichnend für die Einseitigkeit dieser Historiker der ästhetischen Wissenschaft, da dieselbe doch in unserem Jahrhundert Niemandem mehr als Semper verdankt. So bleibt auch heute noch nach so gründlichen und geistvollen Arbeiten die Aufgabe zurück, Entwicklung und Tragweite der beiden Methoden zu erkennen, welche von dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert zu dem natürlichen ästhetischen System des siebzehnten hinzugefügt worden sind und der Aesthetik ihre sicheren Ergebnisse geliefert haben.

Die erste dieser Methoden ist die Analysis des Eindrucks, welchen das ästhetische Object hervorruft, in die ihn bedingenden wirkungskräftigen Bestandtheile.

Die Methode entsprang aus dem Fortgang der analytischen Richtung in den Geisteswissenschaften seit Locke und Hume. Sie wurde dann in England und Schottland gleichzeitig auf Moral, Theologie, Aesthetik und politische Oekonomie angewandt. Sie erlangte ihren ersten und großen Triumph, als Adam Smith seine Theorie der hervorbringenden Factoren des wirthschaftlichen Lebens und ihrer Beziehungen aufstellte. In der Aesthetik bereitete sich die Analysis in dem Werke von Hutcheson 1726 vor, welches in der Lehre von einem ästhetischen Sinne das Terrain der Kunstphilosophie absteckte und ihr Problem aufstellte. Neben ihn und Harris (1744) tritt aber der Franzose Batteux (1746). Neben Burke 1756 tritt, unabhängig von ihm, Mendelssohn über die Empfindungen (1755) und über das Erhabene und Naive (schon 1757 geschrieben.) Neben Young, Webb (1762) und Home (1762 ff.) treten Diderot und Lessing. Die Beschreibung und Zergliederung reicht schon in diesen ersten Jahrzehnten der analytischen Methode von den elementaren psychophysischen Analysen von Rameau und d'Alembert bis zu der Description des Genies bei Dubos, Young und Wood, bis zu der Auffindung der unterscheidenden Principien der einzelnen Künste bei Dubos, Harris, Webb und schließlich Lessing in seinem Laokoon, sowie bis zu Lessing's berühmter Analyse tragischer Wirkungen. Dubos, Burke und Home sind die Hauptschriften, die auf dem Arbeitstisch unserer deutschen Aesthetiker bis in die achtziger Jahre lagen. Man ermißt den außerordentlichen Fortschritt, welcher vermittelst dieser Methode gemacht worden ist, einigermaßen, wenn man zwei Werke neben einander liest, deren eines die Analysis in ihrem Beginn, das andere in ihrer jetzigen Reife zeigt. Das erste sind die „Grundsätze der Kritik" von Home. Es begann 1762 zu erscheinen. Das andere ist die „Vorschule der Aesthetik" von Fechner. Die in diesem Werke vereinigten, theilweise aber schon früher erschienenen Abhandlungen wurden 1876 zusammen gedruckt.

Digitized by Google

Home schrieb in der größten Epoche des schottischen Geistes. 1696 geboren, hat er zu Edinburg, damals ein Centralpunkt der geistigen Bewegung, als Student, Advocat, schließlich Oberrichter und Lord Kaimes ein langes, höchst glückliches Leben geführt. Er war mit Hume, Adam Smith, Reid, Franklin befreundet. Ein höchst vielseitiger, fruchtbarer Schriftsteller von der moralischen Energie und praktischen Richtung der Schotten, dabei von einer ihm eigenen Sinnenfreudigkeit und ästhetischen Kraft. Der Sinn für Schönheit begleitete ihn, bis er demselben schließlich auf seinem Landgut in Bauen und Pflanzen volles Genüge thun konnte. So war sein Hauptwerk eine Analysis von Schönheit und Kunst: Elements of criticism. 1762.

Dies Werk war zu seiner Zeit sehr angesehen wegen der Vollständigkeit in den Analysen und in den ästhetischen Begriffsbestimmungen, durch welche es Burke's genialere, aber regellose Arbeit übertraf. Es erschien darin ein ursprüngliches Vermögen, ästhetische Eindrücke stark und richtig zu fühlen und auf sie zu reflectiren. Es glänzte durch eine seltene Belesenheit in den Dichtern und zugleich durch virtuose Handhabung des Instrumentes der damaligen schottischen Psychologie. Und es hatte schon ein umfangreiches analytisches Material vor sich in den Werken von Dubos, Hutcheson, Gerard, Rameau, Hogarth, Harris, Batteux, d'Alembert, Rousseau, Montesquieu, Diderot; zumal aber Burke's Analysen des Erhabenen und Schönen dienten ihm als Vorbilder. So ist dies Werk die reifste und vollständigste analytische Untersuchung des achtzehnten Jahrhunderts über das Schöne. Trotz mancher logischen und systematischen Schwäche läßt es uns begreifen, daß Adam Smith den Lord Kaimes als den „Meister" der damaligen schottischen zergliedernden Methode bezeichnete. Lessing, Herder, Kant und Schiller haben es vielfach benutzt. Darin bereitete es Schiller vor, daß es ausdrücklich der ästhetischen Erziehung seines Volkes gewidmet war, und darin anticipirte es Lessing und Goethe, daß es die einzige dramatische Größe Shakespeare's erkannte und dessen Werke hauptsächlich seinen Analysen zu Grunde legte.

Home's Zergliederung richtete sich auf das Eindrucksvolle an ästhetischen Objecten. Es war für die ästhetischen Analysen dieser Epoche so gut entscheidend als für ihre moralischen, daß sie zunächst an dem ästhetischen Gefallen und dem moralischen Urtheile reinlich durchgeführt wurden, während der Description des Genies die Psychologie noch nicht gewachsen war. Nun fand Home die seelische Bewegung des ästhetischen Eindruckes einfach an eine bestimmte Beschaffenheit des ästhetischen Objectes oder Vorganges von der Natur geknüpft. So entstand in diesen ästhetischen Analysen eine Zergliederung der Gefühle als des eigentlichen Sitzes der ästhetischen Auffassung.

In der Natur des Aesthetischen hat das entscheidende Moment gelegen, welches damals auf die Trennung eines Gefühlsvermögens vom Willen hinwirkte. Schon Burke hatte die große Einsicht von dem gänzlichen Unterschiede des ästhetisch beschaulichen und des willensthätigen Verhaltens hervorgehoben. Diese Einsicht wurde am einfachsten psychologisch interpretirt durch die Zurückführung des ästhetischen Genusses auf interesselose Gefühle, sonach solche, aus denen kein Verlangen hervorgeht. So entwickelte sich allmälig die Lehre vom Gefühl als einer selbständigen Provinz des Seelenlebens, die dann durch Tetens und Kant systema-

Digitized by Google

tisirt wurde. Home nahm in diesem Punkte eine überlegene Stellung ein. Er verfällt nicht mit in den Irrthum von einer selbständigen Provinz des Gefühlslebens im Reich der Seele. Und doch hat er scharf die Emotionen, welche den ästhetischen Genuß des Objectes ausmachen, als in kein Verlangen übergehend, sonach in Kant's Sinne als interesselos, von den Passionen gesondert, die in ein Verlangen übergehen und Handlungen hervorzubringen streben. So ruft ein schönes Gebäude oder eine schöne Gegend ein ruhiges begierdeloses Gefallen hervor. Wir erfassen aber die Natur des ästhetischen Eindrucks erst ganz, wenn wir die Emotion, welche durch die wirkliche Anwesenheit des Gegenstandes erregt wird, von der sondern, welche die bloße ideale Gegenwart des Objectes hervorruft. Die ideale Gegenwakt verhält sich zur Wirklichkeit, wie das Erinnerungsbild zu dem Gegenstande, den es repräsentirt. Sie ist energischer im Gemälde als im Wort, in der theatralischen Aufführung als im Gemälde, und darauf beruht nun alle Kunst, daß an diese ideale Gegenwart dieselbe Emotion geknüpft ist, als an wirkliche Anwesenheit, nur abnehmend mit der Energie der Bildlichkeit. Dieser von Home entdeckte Begriff der idealen Gegenwart ist die Wurzel der ganzen Lehre vom ästhetischen Schein. Und noch heute bleibt der negativen Fassung des Begriffs in dieser modernen Lehre die positive bei Home überlegen.

Diesem empirischen Standpunkt der Beschreibung und Analyse von Gefühlseindrücken wird nun erst die ganze Schwere des Problems sichtbar, das für den Nationalismus noch gar nicht bestand. Wie und in welchem Umfang ist eine allgemeine Geltung des ästhetischen Eindrucks, eine Allgemeingültigkeit des Geschmacks und der ästhetischen Wissenschaft möglich? Hume zuerst entwarf zur Auflösung dieses Problems in einem seiner Essays (I, 363. 1760) den Begriff des standard of taste. Diesen wichtigen Begriff entwickelt dann unser Lord im letzten Kapitel seines Werkes.

Es gibt eine ästhetische Wissenschaft, welche Richterin auf dem Gebiete des Geschmackes ist. Ihre Grundsätze folgen aus der Analyse des fühlenden Theiles unserer Natur. So treten sie neben die moralischen Grundsätze: ihnen verwandt und dennoch selbständig. Der Eindruck des ästhetischen Objectes enthält eine Mannigfaltigkeit von Gefühlen, welche an die Eigenschaften und Verhältnisse in diesem Objecte geknüpft sind. Die ästhetische Kritik ist also als allgemeingültig möglich, weil bestimmte ästhetische Eindrücke regelmäßig gemäß der Natur unserer Seele mit bestimmten Eigenschaften der ästhetischen Objecte verbunden sind. Hiervon liegt der Beweis in der durchgehenden Uebereinstimmung des ästhetischen Urtheils unter den Gebildeten. Diese festen Verbindungen durch psychologische Analyse entdecken, heißt die ästhetische Kritik als Wissenschaft begründen.

Eine solche regelmäßige Verbindung ist jedesmal ein festes Element, mit welchem die ästhetische Kritik rechnen kann. Und aus der Vereinigung dieser festen Elemente entsteht der standard of taste, d. h. das Muster oder der Typus des Geschmacks. Derselbe entwickelt sich durch Erziehung, Nachdenken und Erfahrung in einer ausschlaggebenden Minorität. Seine letzte Bedingung ist aber eine Sympathie der Menschen untereinander und mit den Dingen. Jedes ästhetisch fühlende Subject ist in diesen Gefühlen von dem Gemeinsamen der Menschen-

Digitized by Google

natur beherrscht. Und die Seelenvorgänge oder körperlichen Bewegungen, welche auf dies Subject einwirken, bringen in ihm Bewegungen hervor, die stets der Ursache ähnlich sind. Eine gezwungene Stellung, eine schräg hängende Säule, eine träge oder rasche äußere Bewegung rufen ähnliche innere Veränderungen in uns hervor. Man bemerkt, wie in dieser ganzen Lehre von der Allgemeingültigkeit des Geschmacks die Ideen der stoisch philosophirenden Römer fortgebildet werden, von denen ja auch schon Home's Lehrer Shaftesbury sehr beeinflußt war.

Und nun gibt dem Werke Home's doch schließlich seinen dauernden Werth, daß die geniale ästhetische Analyse hier eine große Zahl der ästhetischen Elemente, d. h. der constanten Beziehungen zwischen Objecten und Eindrücken entdeckt und lehrreich dargestellt hat. Home anticipirt in weitem Umfang Fechner, der ihn erwähnt, doch augenscheinlich nicht benutzt hat. Die Uebereinstimmung der beiden Analytiker wird gerade hierdurch höchst belehrend. Die Methode, welche den Eindruck wirklich zergliedert, ist bei Fechner und so auch bei Home zu der Entdeckung einer Mehrheit von solchen festen Verbindungen zwischen dem Gefühlseindruck und der ihn hervorrufenden äußeren Eigenschaft gelangt. Und zwar zeigt Home zunächst, wie ästhetische Gefühle an den Eigenschaften des einzelnen Gegenstandes haften, alsdann wie aus den Verhältnissen der Gegenstände zu einander weitere ästhetische Wirkungen hervorgehen.

Wir bemerken an Gegenständen des Gesichtssinnes einen Eindruck von sanftem und heiterem Charakter. Diesen bezeichnen wir als Schönheit. Er ist zusammengesetzt. Schon die sinnliche Schönheit des Gesichtsobjectes ist aus den Eindrücken der Farben, aus der Regelmäßigkeit und Einfalt der Figur und aus der Gleichförmigkeit, Proportion und inneren Ordnung ihrer Theile zusammengesetzt. Alsdann haftet dem Gesichtsbild eine Schönheit an, welche aus den Associationen entsteht, die hinzutreten. Hier wirkt besonders das Verhältniß der Zweckmäßigkeit, des Nutzens, in welchem das Object sich befindet. Die hier von Home eingeführte Unterscheidung der eigenen Schönheit, welche der schöne Gegenstand für sich in der sinnlichen Auffassung erregt, und der Schönheit, welche aus den im Denken hinzutretenden Beziehungen des Gegenstands entspringt, ist eine seiner schönsten analytischen Feststellungen. Auf verschiedene Weise sind sowohl Kant als Fechner ihm in dieser Unterscheidung gefolgt, letzterer ohne ihn zu kennen. Und welche Blicke im Einzelnen! Home experimentirt bereits mit der ästhetischen Wirkung des Kreises, des Quadrats, des länglichen Vierecks, des Dreiecks. Hierbei ist interessant, daß ihm wie auch Anderen das Quadrat wohlgefälliger erscheint als das Rechteck, während Fechner das Rechteck bevorzugt, in welchem sich nach der Regel des goldenen Schnittes die kleinere Seite zur größeren verhält, wie diese zur Summe beider. Benutzt hat Home in diesem Capitel über die Schönheit besonders Hutcheson und Gerard.

Alsdann sucht Home die Eigenschaften auf, aus denen an einem Gegenstande der Eindruck des Erhabenen entsteht. Und zwar findet er in der Erhabenheit eine Verbindung der unseren Gesichtssinn und unsere Aufmerksamkeit ganz ausfüllenden Größe mit Eigenschaften der Schönheit. Hier beruft er sich auf folgende Erfahrung, um das Verhältniß des Erhabenen zum Schönen sichtbar zu machen. Wenn wir zu einem kleinen kegelförmigen Hügel hinzu-

Digitized by Google

treten, so fassen wir jeden Theil genau ins Auge und bemerken die leichteste Abweichung von Regelmäßigkeit und Proportion. Gesetzt der Hügel wird ansehnlich vergrößert, so daß seine Regelmäßigkeit uns weniger merkbar wird, so wird er uns weniger schön erscheinen. Er wird aber deswegen ganz ebenso eindrucksvoll ins Auge fallen, weil eine leichte Empfindung von Erhabenheit an die Stelle desjenigen tritt, was an Schönheit verloren gegangen ist. Wird endlich der Hügel zu einem hohen Berge vergrößert, so wird der kleine Grad von Schönheit, der noch übrig ist, von der Erhabenheit verschlungen. Solche Sätze sind in stillem Zwiegespräch mit Burke niedergeschrieben. Home betont ihm gegenüber mit Recht die Uebergangsstufen, die vom Schönen zum Erhabenen führen, und den positiven Charakter des erhabenen Eindrucks, welcher in der Erweiterung und Erhöhung der Seele sich äußert.

Er analysirt dann sehr schön den Eindruck, welchen die verschiedenen Formen der Bewegung und der sich in ihnen äußernden Kraft hervorbringen. Ruhig heiter wirkt die bloße Bewegung, wenn ich etwa an einem stillen Morgen den Rauch aufsteigen sehe. Dagegen Leben und Energie geht von der Aeußerung der Kraft in dem aufsteigenden Wasser eines Springbrunnens aus, da hier diese Kraft die Wirkung der Schwere beständig überwindet. Er analysirt dann den Charakter des Neuen und Unerwarteten an Objecten und die unfehlbaren Wirkungen davon auf die große Menge. Er analysirt endlich die Beschaffenheit eines Objectes, lächerlich zu sein, welche stets etwas Kleines, Geringfügiges oder Abgeschmacktes in ihm einschließt. Es ist bewundernswürdig, mit welcher Freiheit er die verschiedenen ästhetischen Gefühlszustände in ihrem Eigenwerthe anerkennt.

Hierauf geht Home zu den Relationen fort, in welchen mehrere Gegenstände untereinander stehen, und zeigt, wie aus deren Auffassung weitere ästhetische Wirkungen fließen. (Anf. C. 8, C. 3). Er zeigt mit großer ästhetischer Feinheit an der Hand schlagender Beispiele, besonders aus Shakespeare, die ästhetischen Wirkungen der Aehnlichkeit und des Contrastes, der Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit. Er weist auch in dem Gefühl des Schicklichen und Anständigen eine Wirkung aus der Relation von Uebereinstimmung bei verbundenen Gegenständen nach. Und er verfolgt schließlich die Mitwirkung von Beziehung und Vergleichung auch in dem Eindruck des Würdigen und des Ridiculen, in welchem letzteren das Lächerliche sich mit der Unangemessenheit mischt. So hat er scharfsinnig aus dem Eindruck der Relationen verschiedener Gegenstände eine ganze Mannigfaltigkeit ästhetischer Gefühle abgeleitet. Wobei freilich überall der Mangel einer Grundlage für die ästhetische Analyse in der Wahrnehmungslehre, wie wir sie heute besitzen, sich nachtheilig bemerklich macht.

Ich folge nicht Home in die Anwendung dieser Ergebnisse auf Poesie, Architektur und Gartenkunst, vielmehr fasse ich schließlich das gemeinsame Ergebniß der beiden großen Analytiker der ästhetischen Wirkungen, Home und Fechner, zusammen. Empfindungsinhalte als solche rufen Gefallen hervor. Im Maß und Wechsel der Beschäftigung und in den formalen Verhältnissen des Vorstellungsablaufs liegen überall wirksame Elemente von Unterhaltung, Langeweile oder Lust der Auffassung. Verbinden sich dann ästhetische Lustwerthe zu einem Ganzen, so tritt zu diesen Elementen aus den Verhältnissen in ihren Verbindungen ein

Digitized by Google

Princip der Steigerung. Einheit des Mannigfaltigen, Symmetrie, Proportion, Zusammensetzung aus Theilen von gleicher Structur, und dann wieder Eindrucksreichthum und Contrast sind Elemente ästhetischer Wirkung. Hierzu tritt aber nun das Verhältniß dieses Außen zu einem Innen, des Bildes zu dem hineinverlegten Leben, der äußeren Bewegung zu dem durch sie hervorgerufenen und ihr entsprechenden inneren Vorgang: Alles was Fechner als ästhetische Association zusammenfaßt. So zeigt sich jeder ästhetische Eindruck als aus Elementen zusammengesetzt. In jedem zeigen sich verbindende geistige Vorgänge wirksam. Aus Einfachen bestehen alle ästhetischen Wirkungen.

Würdigung der Analysis des ästhetischen Eindrucks.

Ein langer Weg ist von Home bis zu Fechner's „Vorschule der Aesthetik", von welcher ich nicht spreche, da sie in Aller Händen ist. Ueber ein Jahrhundert liegt zwischen beiden Werken. Insbesondere das Studium der Sinnesempfindungen und Sinneswahrnehmungen durch die Physiologen hat inzwischen eine viel festere Grundlage für die ästhetische Analysis geschaffen. Dennoch bemerkt man, daß gewisse Grenzen in der Methode selber gelegen sind, welche auch Fechner nicht zu durchbrechen vermocht hat.

Zunächst bewegt sich die auf die Analyse des Eindruckes gegründete Aesthetik in einem *Cirkel*, welchen sie für sich nicht ganz aufzulösen vermag. Indem sie die Factoren des Schönen aufzufinden strebt, hat sie zum Kriterium derselben deren Wirkungskraft auf das Gefühl. Nun ist aber nicht jede Gefühlswirkung ästhetisch, vielmehr besteht hier eine Grenze zwischen den brutalen, durch den Bezug auf die Person wirkenden Gefühlseffecten und dem ästhetisch Ergreifenden. So muß die Analyse einen gewissen *Begriff des ästhetisch Wirksamen schon voraussetzen*. Langsam erwuchsen in der Aesthetik die Begriffsbestimmungen über das Schöne, welche dann Kant in überaus wirksamer Weise an die Spitze seiner Untersuchung gestellt hat. Sie scheiden sinnliche, brutale, materielle Gefühlswirkungen aus dem Gebiet des Schönen mit fester Hand aus. Aber weder ist von Kant der Beweis für diese Begriffsbestimmungen geliefert noch ist durch ihn die Grenze richtig gezogen. Hier liegt also zunächst für die ästhetische Analyse das fundamentale Problem. Sie hat durch irgend eine Methode eine Entscheidung über die Natur ästhetischer Wirkungen herbeizuführen. Aesthetik und Kunstkritik haben kein wichtigeres, ja heiligeres Amt, als Wache zu halten und die brutalen, durch die directe Beziehung auf den Zuhörer wirksamen Gefühls- und Sinneseffecte als solche zu kennzeichnen und zu bekämpfen. Die isolirte Methode der Analysis von Gefühlseindrücken vermag aber nicht der Aesthetik und Kunstkritik den Rücken fest zu machen, damit sie diesen Wachtposten tapfer versehe.

Alsdann trifft die *Ausführung der Methode* auf eine eigenthümliche *Schwierigkeit* in der Sache. Diese macht es fraglich, ob die Methode je für sich allein zu objectiv sicheren und allgemeingültigen Resultaten gelangen kann.

Ihr Gang ist nämlich durch folgenden Kunstgriff bestimmt. Ich kann den Gefühlseffect eines ästhetisch wirksamen Thatbestandes nur als einen verhältnißmäßig allgemeinen erkennen, indem ich an mir und an Andern wider-

Digitized by Google

holte Versuche anstelle und bei denselben nach den bekannten Regeln der Induction mit den Bedingungen wechsele. So geht die Analyse in das Experiment über. Die Aesthetik wird eine experimentelle Wissenschaft. Und je mehr sie die Bedingungen variiren und die Wirkung an vielen Fällen und an sehr verschiedenen Personen prüfen kann, desto allgemeiner und sicherer können ihre Sätze formulirt werden. Da diese Methode ein Causalverhältniß zwischen dem Gefallen und den Eigenschaften, welche die Wirkung des Gefallens hervorrufen, aufsucht, so kann sie auch als inductiv bezeichnet werden. Das gefundene Causalverhältniß selber kann Gesetz genannt werden. Sofern es eine Regel ausdrückt, unter welcher Wirkungen stehen, kann es Princip heißen.

Diese Methode vermag nun für sich folgende Schwierigkeit nicht zu überwinden. Der ästhetische Eindruck irgend einer Eigenschaft von Gegenständen kann nur an einem beschränkten Kreis von Personen und zu einer gegebenen Zeit der Prüfung unterworfen werden. Indem ich einen einzelnen wirkenden Bestandtheil, eine Linie oder Figur, ein Zusammen oder Nacheinander von Tönen experimentell isolire, entsteht nur eine Erfahrung über eine erworbene Gewöhnung. Zunächst mache ich sie an mir selbst. Auf mich, diesen gebildeten und historisch bedingten Menschen, wirkt etwas ästhetisch in einer bestimmten Art. In diesem Eindruck sind die Folgen langer denkender Sinneserfahrung enthalten. Sein ursprünglicher einfacher Charakter ist psychologischer Schein. Er steht zu den dunklen Vorstellungs-, Trieb- und Gefühlsmassen des erworbenen seelischen Zusammenhangs in Verhältniß; er ist hierdurch orientirt, bedingt; daher ist auch, wo sich eine durchgreifende Gleichmäßigkeit der Gefühlswirkung irgend eines Thatbestandes im ganzen Umkreis der Experimente herausstellt, doch die wirkliche Ursache dieser Wirkung schwer festzustellen. Nun ergänze ich mein Verfahren; ich erprobe den ästhetischen Eindruck des Thatbestandes auch an anderen Personen. Aber auch so bleibt der Kreis der Experimente local und zeitlich eingeschränkt, und er muß es bleiben. Denn da in unserer Sinneserfahrung lange denkende Gewöhnung enthalten ist, kann diese in Generationen Geschmacksurtheile hervorbringen, welche sich dann als einfach und unmittelbar darstellen. Das Formgefühl der Generation von Perikles ist ein gänzlich anderes als das der Barockzeit, und es kann sein, daß seine Gewöhnungen auch das Geschmacksurtheil über einfache Linien bedingen. Ich weiß nicht, ob diese Schwierigkeit überhaupt jemals aufgelöst werden kann. Soweit es aber der Fall sein wird, kann es nur durch die Erweiterung des Gesichtskreises vermittelst der geschichtlichen Betrachtungsweise geschehen. Denn die Analysis für sich besitzt kein Hülfsmittel, das Historisch-Bedingte im Geschmack vom Allgemeingültigen zu sondern. So erweist sich die analytische, inductive, experimentelle Aesthetik auch an diesem Punkte als eingeschränkt und bedingt.

Ueberblickt man dann die Ergebnisse der Methode, so macht sich eine neue Schwierigkeit geltend. Die Analyse des ästhetischen Eindruckes gelangt zu einer unbestimmten Zahl regelmäßiger Beziehungen zwischen den eindruckskräftigen Thatsachen und den Eindrücken selber. Hiernach erscheint die Wirkung eines Kunstwerkes oder einer Landschaft als ein höchst Zusammengesetztes: und zwar zusammengesetzt aus sehr disparaten Eindrucksmomenten. Nun ist aber die Wir-

Digitized by Google

kung selber einheitlich. Das Kunstwerk ist nicht ein Haufen wirkungskräftiger Eigenschaften.

Auch bleibt die Frage offen, ob nicht hinter den einzelnen gesetzlichen Verhältnissen ein tieferer Zusammenhang sich verbirgt, welcher zumal in dem von der Analysis vorausgesetzten Verhältniß des auffassenden Vermögens zu den ästhetischen Eigenschaften des Wirklichen oder dem sogenannten Naturschönen gegründet wäre. Es kann dem Schönen ein solches umfassendes gesetzliches Verhältniß zu Grunde liegen, das sich dann in den analytisch aufgefundenen Einzelverhältnissen zwischen Eigenschaften des ästhetischen Objectes und daran gebundenen Eindrücken äußert. Bestünde ein solches allgemeines Verhältniß, dann könnten auch die geschichtlichen Veränderungen des Geschmackes mit ihm schließlich in Zusammenhang stehen. So haben sich denn zu allen Zeiten speculative Principien für die Erklärung des Schönen gebildet. Formeln für eine verborgene und doch auf das Gefühl wirksame Rationalität der Wirklichkeit haben zunächst im siebzehnten Jahrhundert als Metaphysik des Schönen regiert und auch im achtzehnten noch vielfach Geltung gehabt. In der Zeit der Naturphilosophie Goethe's ist man von der Einheit zwischen einem unbewußt und doch zweckmäßig wirkenden und organisirenden Trieb in der Natur und dem schaffenden Vermögen des Künstlers ausgegangen. Und einige der genialsten Aesthetiker, wie Goethe selber, Oersted und Semper, erprobten höchst glücklich am Einzelnen diesen Gedanken. Ihm ist ein anderer neuerdings viel benutzter verwandt. Die Schönheit, der künstlerische Eindruck und das künstlerische Schaffen bestehen überall in der Beziehung der in die Sinne fallenden Formen auf eine innere Bedeutung, die aus ihnen spricht.

Endlich kann durch die isolirte Analysis von Eindrücken das wichtigste, allgemein menschliche, Künstler und Publicum gleichmäßig bewegende Interesse an aller Kunstbetrachtung nicht befriedigt werden. Dies Interesse hängt nämlich an der Frage nach der Function der Kunst im geistigen Haushalt des Menschenlebens. Soweit diese Frage einer strengeren Lösung zugänglich ist, muß man dieselbe von der Verbindung der Analysis der Eindrücke mit der geschichtlich-socialen Betrachtung der Kunst erwarten. Auch hier ist ein Punkt, an welchem leicht ein Cirkel in den Bemühungen der Analytiker des Eindruckes sich geltend macht. Irgend eine innere Stellung zur Kunst, eine Idee von ihrer inneren Bedeutung wird die Arbeiten derselben leiten, auch wo sie kein Bewußtsein solcher Voraussetzungen haben.

Die historische Methode und die Aesthetik des neunzehnten Jahrhunderts.

Eine dritte Methode hat sich entwickelt, welche die beiden anderen zu ergänzen geeignet ist: die historische. Sie hat es in erster Linie mit den schöpferischen Köpfen und den wirkungsfähigen Kunstwerken zu thun. Verwerthet sie die Psychologie zur Interpretation der Thatsachen: dann entwickelt sich aus ihr auch eine Analysis, nämlich die Zergliederung des schöpferischen ästhetischen Vermögens. Ich habe versucht, die Insufficienz der experimentellen Methode aufzuzeigen. Nun möchte ich, in Fortsetzung meiner

Digitized by Google

früheren Arbeiten über Literaturgeschichte und Poetik, noch ausführen, wie von der Mitverwerthung dieser Analysis des schöpferischen ästhetischen Vermögens die Fortbildung der Aesthetik zu einer Erfahrungswissenschaft abhängt, welche die von der ästhetischen Speculation aufgeworfenen Fragen allmälig auflösen und so den praktischen Bedürfnissen von Kunstkritik und genießendem Publicum entsprechen kann. Die Künstler haben nämlich irrthümlich die Aesthetik in Verdacht, dieselbe habe es vornehmlich auf sie und auf die Beeinflussung ihres Schaffens abgesehen. Dazu sind wir zu bescheiden und auch — zu wohl unterrichtet über die Reizbarkeit der Künstler. Aber das ästhetische Raisonnement schafft in der Kunstwissenschaft, in der gar nicht genug gewürdigten Kunstkritik und in den Debatten des Publicums das lebendige Milieu von Theilnahme, Werthschätzung der Kunst und Gefühl ihrer höheren Bedeutung, dessen der Künstler bedarf und von welchem das Fortschreiten der Kunst erheblich beeinflußt wird. Hat doch gerade unsere deutsche Aesthetik die Einsicht begründet und ausgebreitet, daß die Kunst eine höchste und unsterbliche Aufgabe in der Menschheit hat. Hat sie doch den brutalen oder sentimentalen Masseninstinkten gegenüber die echte große Kunst vertheidigt und interpretirt.

Die Anfänge der historischen Methode traten in der Aesthetik zugleich mit den Beschreibungen des Genies und des schöpferischen Vermögens seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf. Sie folgten also der Analysis des ästhetischen Eindrucks auf dem Fuße. Zwei Vorgänge wurden entscheidend. Montesquieu und Dubos zeigten, wie künstlerische Talente aus einem gegebenen Milieu der Gesellschaft hervorgehen. Indem Dubos den Ursprung der Kunst tiefblickend im Bedürfniß des Menschen nach einem lebhaften Gefühl seines Daseins erkannte, war nun der Zusammenhang zwischen geselligen Zuständen und dem Auftreten der Kunst mit Händen zu greifen. Winckelmann wandte dann mit siegreicher Kraft eine hermeneutische Kunst an, welche, dem Gegenstande sich anschmiegend, einen Kreis großer Kunstleistungen wirklich wieder über den Horizont unserer geschichtlichen Einsicht erhob. Eine ästhetische Realität lebte so wieder auf und wurde in ihrem Kern verstanden, d. h. nicht bloß vorgestellt, sondern nachgelebt. Diese wissenschaftliche Operation fordert inneres Einvernehmen des Darstellenden mit seinem Gegenstande. So ist die Wiederbelebung der bildenden Kunst der Griechen durch Winckelmann nur darum möglich gewesen, weil wir ein inneres Verhältniß zu Plato, und durch diesen zur ästhetischen Weltauffassung der Griechen festgehalten hatten. Plato konnte daher als Organ des Verständnisses antiker Kunst dienen. Der Begriff des Griechenthums entstand, welcher der Ansatzpunkt all unserer Constructionen der Kunstgeschichte und Kunstlehre geworden ist. Der Werth der griechischen Plastik ein unbedingter; ihr Gegenstand das Ideal als „bloß im Verstande entworfene geistige Natur;" dieses eine Nachbildung schöner Körper in ihrem Gesammtumriß oder ihrer Contour; der specifische Gehalt dieses Ideals eine edle Einfalt und eine stille Größe sowohl in der Stellung als im Ausdruck. Durch Winckelmann's Einfluß ist dann bedingt, daß unsere ästhetische Reflexion in der Schönheit den wahren Endzweck und Mittelpunkt der Kunst und in der Darstellung des Ideals ihre Summe erblickt hat. Ja auch die Beziehung des Schönen auf einen metaphysischen Zusammenhang, welche unsere specu-

Digitized by Google

lative Aesthetik regiert, ist in Winckelmann's Platonismus schon angelegt. So wurde die bildende Kunst von uns an der Realität des Griechenthums zunächst begriffen, wie die Religion an der Realität des Christenthums oder das Recht am römischen Civilrecht. Herder ging im Gegensatz zu Winckelmann von der Sprache und Poesie aus. Seine geniale Begabung war, im Laut die athmende Seele nachzufühlen. So ging ihm das Elementarste und Lebendigste im Gebiete der Kunst, die Naturpoesie auf. Im Anschluß an Winckelmann untersuchte Lessing das Verhältniß der plastischen Schönheit zu den Bedingungen der Darstellung im Raum. Im Gegensatz zu dieser Raumkunst bestimmte er die Poesie als Zeitkunst und ihren Gegenstand als Handlungen. So ergänzte er Winckelmann's Methode, indem er das Verhältniß der Kunstübung zu den Bedingungen und Mitteln der Darstellung in den einzelnen Künsten untersuchte und Regeln für den Künstler und den Stil der einzelnen Künste hieraus ableitete. In dieser Untersuchung herrschte die Lessing eigene Meisterschaft, reinliche, unanfechtbare Ergebnisse aus dem Zweifelhaften abzusondern, und Lessing's Regeln gewannen auf die Kunstübung großen Einfluß.

In der Winckelmann und Lessing folgenden Entwicklung der deutschen Aesthetik scheinen mir vier Momente zusammenzuwirken: auf deren Verbindung beruht die allmälige Ausbildung der historischen Methoden in der Kunstwissenschaft.

Die deutsche Transscendentalphilosophie hat auf allen Gebieten das schaffende Vermögen der Menschennatur wieder zur Anerkennung gebracht. Hierin liegt der große Athem eigener innerer Erfahrung über den Menschen, der von Kant ausgeht und Alles rings um ihn hob und belebte. Das Genie ist nach Kant ein eingeborenes, schöpferisches Vermögen, welches der Kunst die Regel gibt. Es macht nach Fichte den transscendentalen Gesichtspunkt zum gemeinen. Und Schelling hebt in ihm das Unbewußte heraus, von welchem die unergründliche Realität in seinen Schöpfungen herstammt. Hieran schließen sich die Bestimmungen von Solger, Schleiermacher, Hegel und Vischer. Freilich bleiben doch diese Alle vor dem entscheidenden Punkte stehen: der psychologischen Analysis des Schaffens in einer bestimmten Kunst. — Das zweite Moment liegt in dem Verhältniß dieses schaffenden Vermögens zu den naturschönen Objecten, welche es nachahmt. Dieses Verhältniß schließt eines der tiefsten ästhetischen Probleme in sich. Eine principielle Auflösung gab Schelling im Geiste des Platonismus durch die Lehre vom ästhetischen Charakter des Weltzusammenhanges. Aber alle Debatten der Hegel'schen Schule über dies Verhältniß und die Stellung des Naturschönen im System führten nicht über die höchst problematische principielle Auflösung hinaus in sichere und fruchtbare Einzelerkenntnisse. Diese können erst aus der psychologischen Analyse des Vorganges in den einzelnen Künsten hervorgehen. — Das dritte Moment lag in dem Verhältniß des Kunstwirkens zu den Bedingungen und Mitteln der Darstellung. Dies Verhältniß haben die Künstler, welche zugleich Aesthetiker waren, stets mit Vorliebe behandelt. Zumal an Lessing's Untersuchung haben sich fruchtbare Arbeiten von Malern, Dichtern und Architekten angeschlossen. Und diese Einzelarbeiten haben nach der Verschiedenheit der Künste eine sehr große Mannigfaltigkeit künstlerischer Formen und Regeln ableiten können.

Digitized by Google

Nun aber tritt ein viertes Moment hinzu, welches diese Mannigfaltigkeit ins Grenzenlose vermehrt und die Aufgabe der Regelgebung unauflöslich zu machen scheint. Winckelmann hatte gesetzmäßige Stufen der griechischen Plastik unterschieden. Er hat hierbei eine Angabe von Jos. Just. Scaliger über die Stufen der griechischen Poesie benutzt (Opusc. 1612, p. 323, vergl. des älteren Scaliger Poetik VI, 1 über die Epochen der römischen Poesie). Schlegel übertrug dann Winckelmann's Charakteristik der vier Epochen der bildenden Kunst wieder rückwärts auf die Geschichte der griechischen Poesie. So ward zuerst die griechische Kunst als ein gesetzmäßig sich entfaltender Organismus aufgefaßt. Indem nun aber das moderne Bewußtsein sich dem gegenübersetzte, erwuchsen hieraus jene Arbeiten, welche von Schiller und Friedrich Schlegel bis auf Hegel die Epochen der Kunst in der Menschheit als aufeinanderfolgende Stellungen des künstlerischen Bewußtseins zur Wirklichkeit tiefsinnig unterschieden und bestimmten. So ist man damals zuerst in den inneren Zusammenhang eingedrungen, durch welchen die Entwicklung der Künste in den umfassenderen Verlauf der Cultur und des geistigen Lebens gleichsam eingewebt ist.

Von den vier Momenten, welche die historische Methode an dem Kunstwerke so zu berücksichtigen lernte, war der geschichtliche Gehalt zuletzt erfaßt worden. Doch nach der deutschen Geistesart und zumal nach der Richtung der speculativen Epoche überwog dieser Gesichtspunkt des geschichtlichen Gehaltes der Kunstwerke damals die übrigen ebenso berechtigten Momente der geschichtlichen Betrachtung. Hierdurch war der Fortgang der historischen Methode auf diesem Gebiete bedingt. Die geschichtsphilosophische Methode Hegel's dominirte. Die Momente, welche in der Einzelkunst, in deren Verhältniß zu den Objecten und in ihren Bedingungen und Darstellungsmitteln gelegen sind, wurden vernachlässigt. Formensprache und sinnliche Mittel, Stil und Technik wurden zurückgeschoben. Und doch hätte in ihnen allein das Können des Künstlers erfaßt werden können. Selbst in so bedeutenden Leistungen wie denen von Gervinus und Schnaase treten diese Eigenheiten nachtheilig hervor.

Langsam, spät, wenig beachtet vom deutschen Publikum, gelangte eine allseitige, auch das Sinnliche und Technische erfassende Kunstbetrachtung, wie sie Goethe und Rumohr vertraten, zu methodischer Leistung. Zu derselben Zeit, in welcher Band auf Band von Vischer's Aesthetik hervortrat und in dieser die Summe der speculativen Aesthetik gezogen wurde, schrieb Semper an seinem Werk über den Stil in den technischen und tektonischen Künsten. Er gab das erste Beispiel der positiven historischen Methode, welche unter gleichmäßiger Berücksichtigung der entscheidenden Momente die innere Structur des geschichtlichen Körpers einer Kunst erforscht. Hierdurch that er trotz mancher erheblichen Fehlgriffe einen bedeutenden Schritt vorwärts. Er durfte sein Werk als praktische Aesthetik bezeichnen, im augenscheinlichen Gegensatz gegen die speculative und allgemeine. Wie er von den Gesetzen der in Raumbildern wirkenden Einbildungskraft ausgeht, deren Wirken in einfachen Kunstleistungen verfolgt und so zu den großen Schöpfungen aufsteigt: das ist ein leuchtendes Vorbild dafür, wie ein großes historisch ästhetisches Problem aufzulösen ist. Er ist mit dieser Art von Kunstbetrachtung der wahre Erbe Goethe's; an dessen Erörterungen über Phantasie,

Digitized by Google

künstlerisches Schaffen und Stil schließt er sich überall an. Ebenso knüpft an Goethe's Verfahren ein anderes groß gedachtes Werk an, das freilich nicht gleichen Ranges und nur in Bruchstücken da ist. Otto Ludwig dringt in die Technik der dramatischen Kunst, und insbesondere die Shakespeare's, mit dem Blick des Hellsehers ein. Durch solche Arbeiten hat die positive und allseitige historische Methode immer mehr Terrain gewonnen.

Wir haben nun zu fragen, wiefern die Methoden, welche positiv historisch die schöpferische Kunstthätigkeit des Menschen darstellen und zergliedern, die Lücken in den Ergebnissen der beiden älteren Verfahrungsweisen zu ergänzen vermögen. Denn das ist nun eben die lebendige Aufgabe der Aesthetik; in dem Streite der Kunstrichtungen heute soll sie sich Gehör verschaffen, eine Verständigung zwischen Künstlern, Kunstkritik und debattirendem Publicum soll sie fördern. Welche Mittel, welche Gesichtspunkte stehen ihr hierfür zu Gebote?

II. Ideen über die Auflösung der gegenwärtigen Aufgaben.

Die experimentelle Aesthetik vermag das nicht zu erklären, was am Kunstwerk mehr als ein Haufen von Eindrücken ist. Sie gelangt durch die Analysis der ästhetischen Eindrücke nur zu einem Aggregat von wirkungskräftigen Bestandtheilen. Die Einheit des Kunstwerkes ist ihr eben auch nur eine wirkungskräftige Eigenschaft desselben neben anderen. Fehlt diese Einheit, so ist eben Ein lusterregendes Moment weniger da, muß aber natürlich durch Häufung anderer ersetzt werden können. Der Stil eines Kunstwerkes und dessen eigenthümliche Wirkungen können sonach von ihr aus nicht wirklich begreiflich gemacht werden.

Die rationale Aesthetik ihrerseits gewahrt im Schönen nur eine verstandesmäßige Einheit. Diese Einheit ist von der logischen nur durch den geringeren Grad von Deutlichkeit unterschieden. Und das Schöne kann daher nach den Principien dieser Aesthetik auch nur eine schwächere Wirkung üben als das Wahre. Die ästhetischen Sinneseindrücke selber sind in Denkbeziehungen auflösbar, und so ist die Theorie der Musik von Leibniz und Euler die nothwendige Consequenz dieses Standpunktes. Nun ist jeder Versuch der Auflösung von Harmonie, Klangverwandtschaft, Farbenwirkungen in Denkbeziehungen mißlungen. Verzichtet man aber auf solche Auflösung, dann schwebt eine matte Luft an der verstandesmäßigen Beziehung über diesen elementaren Sinneswirkungen: fremd und äußerlich. Die einheitliche und machtvolle Wirkung des großen Kunstwerkes bleibt unverstanden. Die Einheit des Kunstwerkes, der Stil desselben durchdringt und beseelt eben dasselbe ganz. Sie wohnt in jeder Linie, in jeder Melodie.

Beide Methoden sind sonach unzureichend. Ich muß die Analyse des Eindrucks ergänzen durch die des Schaffens. Und ich muß an die Stelle des abstracten Theorems von der Einheit und Ordnung im Mannigfaltigen solche Begriffe setzen, welche aus der Zergliederung der lebendigen Geschichtlichkeit der Kunst gewonnen werden.

Digitized by Google

Schaffen und Genießen.

Ein paar Töne einer Melodie von Mozart unterscheiden sich für den Kenner von jeder anderen Musik. Das Bruchstück eines Marmors aus der besten griechischen Zeit kann von dem Archäologen geschichtlich localisirt werden. Die Linienführung von Raffael wird von dem Kenner mit der keines anderen Malers völlig verwechselt. Also hat die seelische Handlung, in welcher Sinneselemente verbunden werden, bei demselben großen Genie in jeder wiederkehrenden Verbindung denselben Grundzug. So ist in jedem Kunstwerke eine Art und Weise der einheitlichen Handlung, gleichsam eine innere Linienführung von der Gliederung der Massen bis zum kleinsten Ornament wirksam. Dies nennen wir den Stil desselben.

Der Stil eines Kunstwerkes ruft nun einen Eindruck hervor, der nicht zureichend als Lust, Gefallen oder angenehmes Gefühl charakterisirt wird. Dem Seelenleben des Auffassenden wird vielmehr eine bestimmte Form von Handlung mitgetheilt. In dieser erweitert, steigert, dehnt sich die Seele gleichsam. Es vollzieht sich eine Kraftentwicklung, welche die Vitalität des Auffassenden, seine Lebendigkeit und deren Gefühl erhöht. Die Nachbildung der Handlung in einer großen Seele, die in einem Fresco des Michelangelo oder in einer Fuge von Bach verkörpert ist, ruft in mir eine entsprechende Kraft auf und erhöht so in einer ganz bestimmten, durch das Object fest gegebenen Art meine eigene Lebendigkeit. Das Gefühl ist hier also nur der Reflex der seelischen Kraftäußerung und Handlung, in welcher ich das Kunstwerk umspanne. Im Gefühl werde ich dieser inneren Handlung inne. Sonach sind die Vorgänge im ästhetischen Auffassen der Wirklichkeit, im Schaffen des Künstlers und im Genießen des Kunstwerkes einander nahe verwandt. Denn das Genießen des Kunstwerkes ist ebenfalls eine Handlung der Seele; nur eine unangespannte, gelassene. Ihre Theile verlaufen unmerklich, aber die Erhöhung der freien Lebendigkeit, welche für den ästhetischen Genuß so charakteristisch ist, entspringt doch gerade aus der Form dieser Handlung. Man kann weiter gehen. Die Erhöhung und Erweiterung meines Daseins im ästhetischen Schaffen oder Genießen ist der Freudigkeit verwandt, welche aus der Form der Willensbethätigung in dem tapferen und folgerichtigen Denken oder in dem muthigen und charaktervollen Handeln entspringt. Hier wie dort erhebt sich die Seele über die grobe Erfüllung der Triebe durch die Freude an der inneren Form ihres eigenen Thuns. Diese Freude ist unter allen Lustgefühlen allein unabhängig von dem Aeußeren und kann die Seele dauernd, ja immer erfüllen. Die Geschichte der moralischen Cultur der Menschheit ist der fortschreitende Sieg dieser höchsten Lebendigkeit, welche an die äußere und innere Arbeit, sowie an die durch sie bedingte Form unseres geistigen Daseins geknüpft ist und stetig, beständig, vom Aeußeren unabhängig wirkt.

Will ich mit den Augen und gleichsam durch die Seele eines großen schöpferischen Menschen das Wirkliche erblicken, will ich das räumlich Große, das dynamisch oder moralisch Erhabene erfassen: dann fordert dies eine verstärkte Kraftentwicklung; alle meine Sinnes-, Gemüths- und Geisteskräfte werden aufgerufen, belebt und gesteigert, ohne daß doch die Anforderung an sie meine

Digitized by Google

Kräfte überstiege, weil ich mich nur nachbildend verhalte. Indem ich einer dramatischen Handlung von Schiller folge, in welcher der große Athem eines mächtigen Willens wirkt, muß ich mich zu einem analogen Verhalten erhöhen und steigern. Zugleich gehen nun in diesen Vorgang der Aufnahme eines Kunstwerks die einzelnen Bestandtheile ästhetischer Freude ein, welche die Analysis des ästhetischen Eindrucks von Burke und Home bis Fechner zergliedert hat. Sie schmelzen in den geschilderten umfassenden Vorgang der Aufnahme hinein. Sie erhöhen nicht nur die Freude durch eine Zufügung neuer Lustelemente: mehr noch wirken sie, indem sie alle Partien unseres Seelenlebens gleichmäßig und vollständig mit Befriedigung erfüllen, und der Seele das Bewußtsein eines unergründlichen, weil aus vielen Quellen fließenden Reichthums mittheilen: wie ein Bergstrom anschwillt, zu dem aus unzähligen Rinnen Wasser herabfließen.

Daher ist die Bedeutung des Kunstwerks nicht in einem Aggregat von Lustgefühlen gelegen, sondern sein Genuß erfüllt uns darum völlig, weil es die Lebendigkeit des Gemüthes steigert, und zugleich doch kein in uns aufgeregtes Streben unausgefüllt läßt, vielmehr zugleich unsere Sinne befriedigt und unsere Seele erweitert. Ein Kunstwerk, das nun eine so anhaltende und totale Befriedigung in den Menschen verschiedener Völker und Zeiten hervorbringt, ist classisch. In dieser Wirkung allein liegt die Entscheidung über die Echtheit und den Werth eines Kunstwerks, nicht in einem abstracten Begriff von Schönheit, welchen das Werk zu verwirklichen hätte. Allzulange hat die Aesthetik und die Kunstkritik diesen unfruchtbaren Begriff des Schönen an die Spitze der Kunstlehre gestellt. Ebenso ist die isolirte Betrachtung der Lusteindrücke, welche vom Kunstwerke hervorgebracht werden, ganz unvermögend, dessen Bedeutung faßbar zu machen. Die gewaltige und heilige Bedeutung der Kunst für die Menschheit wird nur verstanden, wenn man ausgeht von der Einwirkung der naturmächtigen, großen Seele des Künstlers, und der in dieser bedeutungsvoll erfaßten Wirklichkeit auf ein aus allerhand Menschensorten gemischtes Publicum, das dennoch vom Großen fortgerissen werden kann. So begreift man die Steigerung der auffassenden Kräfte, die Erweiterung der Seele, ihre Entladung und Läuterung, wie sie das große Kunstwerk hervorbringt.

Freilich kann die Psychologie nach dem jetzigen Grade ihrer Ausbildung nur wenige allgemeine Sätze über die schöpferische Einbildungskraft ableiten. Der Aesthetiker muß von den schöpferischen Vorgängen in den einzelnen Kunstgebieten ausgehen. Diese beschreiben, feststellen, analysiren ist sein Geschäft. Er muß sie in ihrer ganzen Singularität und mit all den Räthseln, die sie noch für unsere Psychologie enthalten, hinstellen. Die Raumphantasie und die mit Tönen spielende Einbildungskraft, dann die in Bildern von Menschen und Handlungen wirkende zeigen ganz verschiedene Züge und müssen jede für sich dem Studium unterworfen werden. Ich habe versucht, in einer solchen Beschreibung und Analyse der dichterischen Phantasie der Poetik eine festere Grundlage zu geben, und hierbei ergab sich in den Selbstbekenntnissen der Dichter über das Walten ihrer Einbildungskraft ein sehr wichtiges Hülfsmittel. Seit ich vor mehr als einem Vierteljahrhundert meine ersten Bemerkungen hierüber

Digitized by Google

veröffentlichte, dann auch wieder seit der 1887 Zeller gewidmeten Abhandlung haben sich die Mittheilungen auf diesem Gebiete so gemehrt, daß ich eine sehr erweiterte und vertiefte Beschreibung der dichterischen Einbildungskraft würde bieten können. Die Zeugnisse stimmen in höchst auffälligen Zügen der dichterischen Phantasie überein. Derselbe Weg muß in den anderen Künsten begangen werden; sind hier die Künstler schweigsamer, die Selbstzeugnisse spärlicher: so haben dafür Architektur und Musik an dem gesetzlichen Wirken der Gesichts- und Tonphantasie in deren einfachsten Formen, wie diese Goethe, Purkinje, Johannes Müller, Semper u. A. entwickelt haben, einen zweiten Stützpunkt, und die Untersuchung der plastischen Phantasie kann durch anatomische Erwägungen, wie sie Henke angestellt hat, sich ebenfalls den Intentionen des Künstlers von einer anderen Seite nähern. Nur daß man die Thatsachen zunächst hinnehme, beschreibe, zergliedere, nicht aber auf unsre gegenwärtig vorherrschende Psychologie reduciren wolle. Vielmehr geht diese nach meiner Ueberzeugung einer Umgestaltung vermittelst der Analysen in den einzelnen concreten Gebieten des geistigen Lebens entgegen. Wer vermöchte aus unsrer Psychologie den pädagogischen Genius, etwa Sokrates oder Pestalozzi, verständlich zu machen? Pestalozzi in seiner Schulstube, Fröbel unter seinen Kindern in den Thüringer Bergen, Kinderspiele und Kinderlieder erfindend: dieses in Liebe sich Herabmindern in das dunkel Beschlossene, Reine der Kinderseele: vor einer solchen unerschöpflichen großen Thatsächlichkeit steht die Psychologie rathlos. Nicht bloß weil diese Erscheinungen sehr complex sind, sondern weil sie eben mehr enthalten, als in den Erklärungsgründen der gegenwärtigen Psychologie gegeben ist. Noch viel machtvoller und souveräner erweist sich der ethische Genius, welcher dem sittlichen Leben der Menschheit neue Bahnen weist und ein neues Lebensideal zur Geltung bringt. Die Psychologie wird in jedem Stadium von dieser gewaltigen Thatsächlichkeit Mehreres in die Theorie aufnehmen. Das nächste Bedürfniß ist jedoch heute, diese großen Erscheinungen der Menschennatur zu beschreiben und zu zergliedern, ohne jene Hypothesen, deren die aus einer bestimmten Zahl von analytischen Befunden alle übrigen ableitende Psychologie natürlich nicht entbehren kann. Ganz so verhält es sich auch mit der Beschreibung und Zergliederung des schöpferischen künstlerischen Vermögens.

Nach diesem Allen gibt es in der Kunst keine wahre Richtung im Gegensatz zu den falschen, keine absolute Schönheit und kein Richteramt. Vielmehr Ein Genie oder ein halbes Dutzend kommen und zwingen die Menschen mit ihren Augen zu sehen. Alsdann lernen andere Künstler, in derselben Art wahrzunehmen und vorzustellen. Eine Partei, eine Schule bildet sich. Nun ist die Machtfrage da — keine Principienfrage. Denn darum handelt es sich jetzt, ob der Stil dieser Marlowe und Shakespeare die Bühnen beherrschen und die vornehmsten Zeitgenossen ergreifen kann, voran die große Königin; ob dieser Michelangelo Paläste und Kirchen bauen und sie mit Menschengestalten füllen wird, sodaß auch die widerstrebenden Künstler neben und nach ihm in den Bann seiner Formen gerathen. Alle großen Schlachten der Kunstkritik betreffen diesen Thatbestand: die Würdigung von etwas, das schon da ist: das Recht eines Prätendenten, den Thron zu besteigen oder den Sturz einer schwachsinnig ge-

Digitized by Google

wordenen künstlerischen Dynastie. Diese kritischen Schlachten sind sehr nützlich und wirksam gewesen, und ich werde zeigen, daß die Aesthetik Gründe genug zur Entscheidung in solchen Kämpfen aufgespeichert hat; wofern nur der Kritiker nicht nur die Kunst, sondern auch seine Zeit, deren Geheimniß der Künstler aussprechen soll, versteht. Denn „Wir, wir leben! Unser sind die Stunden. Und der Lebende hat Recht." So muß die Kunstkritik unserer Tage einer großen Thatsache vor Allem ins Gesicht sehen, dem Naturalismus, der in allen Künsten und in allen Kulturländern sich geltend macht. Wenn die Superklugen davon orakeln, daß die Heiligenbilder, die Visionen und die symbolische Poesie ihn zu verdrängen in Begriff seien: so zeigt das, daß sie den Charakter unserer Zeit nicht verstehen und Capricen derselben mit ihrer dauernden Richtung verwechseln.

Formensprache und Kunstregeln.

Der allmächtige Drang, welcher das künstlerische Genie treibt, sein Inneres in Bildern zu versinnlichen, gibt zunächst allen wahren Kunstwerken ein gemeinsames Gepräge.

In der Art, wie uns die Außenwelt aufgeht, nämlich als Willenswiderstand für einen Willen, ist es begründet, daß wir ursprünglich und unwillkürlich, unaufhebbar dem Sinnlich-Aeußeren ein Inneres unterlegen. Der Kern des ästhetischen Auffassens und Schaffens, die Beziehung von Gefühl und Bild, Bedeutung und Erscheinung, innen und außen, beruht hierauf. So entstehen dann die festen symbolischen Verhältnisse sinnlich äußerer Formen zu seelischem Gehalt. Zunächst ist es in dem Verhältniß unserer Seelenbewegungen zu unseren Reflexmechanismen begründet, daß die Seelenbewegungen sich in Miene, Gebärde und Tonverhältnissen entladen und wir dann rückwärts überall ein Inneres in diesem Aeußeren lesen können. Insbesondre in die Musik hinein wirken die Schemata, welche in den Beziehungen von Stärke, Höhe, Geschwindigkeit und Rhythmus zu den Emotionen die Rede durchziehen. Diese Beziehungen können an dem mit seiner Stimme spielenden Kinde beobachtet werden. Denn die Stimmungen des Kindes sprechen sich in der Höhe und Stärke der Töne wie in dem Zeitmaß ihrer Abfolge aus. Nun lösen sich in der Musik solche Beziehungen gleichsam von ihrer Grundlage los. Eine andere Quelle solcher musikalischen Schemata ist dann in der Tanzbewegung; denn auch sie versinnlicht seelische Vorgänge. In allen diesen Fällen entstehen aus der Verknüpfung unserer Seelenbewegungen mit unseren Körperbewegungen feste Verbindungen eines Inneren mit einem Aeußeren. Neben diese treten dann zweitens die Vorgänge des Auffassens, in denen wir die äußeren sinnlichen Eigenschaften des Objectes durch eine dem Willen analoge Kraft zusammengehalten denken. Hier entspringen der Animismus der Naturvölker, das mythische Denken und die unvertilgbare Neigung der Poesie, die innere Lebendigkeit der Natur immer neu aus dem lebendigen Verhalten des ganzen Menschen wiederherzustellen. Dem Dichter ist und bleibt die Natur stets lebendig, weil und sofern er als ganzer Mensch zu ihr sich verhält. Aus diesem Mitwirken des Willens im ästhetischen Auffassen stammen viele einzelne Beziehungen innerer Zustände zu äußeren Vorgängen, vor Allem der Eindruck des Erhabenen. So entstehen auch hier wieder mannigfache Schemata ästhetischen Auffassens.

Digitized by Google

So bildet sich der Grundstock einer Formensprache der einzelnen Künste. Hierbei sind die tiefen Beziehungen wichtig, die auf diesem Wege zwischen der Formensprache der bildenden Kunst, der Ornamentik und der Architektur, zwischen der Formensprache der Musik und der Poesie entstehen. Denn auf diesen Beziehungen beruht die Möglichkeit des architektonischen und des musikalisch-poetischen Gesammtkunstwerks. Das Reich dieser Formensprache erstreckt sich dann noch über die Künste hinaus. Sitte, Religion und Recht sind vermittelst ihrer gerade in ihren Anfängen sinnlich eindrucksvoll und stehen dadurch mit den Künsten in Verbindung.

Von dieser Erörterung über das Genie des Künstlers aus kann nun das praktische Ergebniß erweitert werden, das wir aus der Betrachtung über Schaffen und Genießen ableiteten. Erkannten wir das Persönliche in den höchsten Wirkungen der Kunst, so ist doch eben in der Persönlichkeit des Genies ein Allgemeingültiges und Nothwendiges, wodurch es mit seinem Publicum verbunden ist. Wir verstehen die Sprache der sinnlichen Erscheinungen durch es. Wir lesen durch es in den Gebärden und Handlungen der Menschen. Die innere Bedeutung alles Aeußern, schließlich der ganzen Erscheinungswelt wird den anderen Menschen durch es aufgeschlossen. Wir lernen sehen durch die Augen der großen Maler. Wir lernen durch Shakespeare verstehen, was auf der Bühne der Welt geschieht, und durch Goethe, was in der stillen Tiefe einer Menschenseele sich ereignet. Die Kunst deutet uns das Gleichniß des Vergänglichen. Daher ist nur der ein wirklicher Künstler, der uns in dieser Deutung weiterführt. Die Kopisten des Wirklichen lehren uns nichts, was nicht ein gescheidter Mensch und guter Beobachter auch ohne sie wüßte. Sie sind nicht besser als die Idealisten, die das längst in der Sprache der Kunst Gesagte wiederholen. Beiden gibt nur die Langeweile, welche nach vorübergehender Beschäftigung verlangt, Existenzrecht. Wir warten des ästhetischen Eindrucks, dessen Energie und Mächtigkeit der ungeheuren Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises entspräche. Und nie hatte ein Künstler die Arme so frei als heute, sein Genie zu bethätigen.

Auf diesen Unterlagen entstehen nun die einzelnen Künste. Sie scheinen aus drei ganz verschiedenen Wurzeln zu entspringen. Die Einen wollen das von der Natur Hervorgebrachte oder den menschlichen Zwecken Diensame verschönern oder bedeutsam gestalten. Dies beginnt mit kriegerischem oder weiblichem Schmuck, Tätowirung, Masken, Bekleidung der Wände, und die Gewöhnungen der Phantasie, die hier aus den Wirkungen der Gewebe, der Metall- oder Holzbekleidung entstehen, wirken nach Semper's Beobachtungen bis in die höchste Kunst, welche das Zweckmäßige verschönert: die Architektur. Hiervon ist eine andere Wurzel der Kunst ganz getrennt. Es ist ein unwiderstehlicher Trieb im Menschen nachzuahmen. „Die Zeichnungen und Schnitzereien der alten Höhlenbewohner Europa's zeigen einen so hohen Grad von Vollendung, daß einige den Verdacht hegten, sie seien Fälschungen". Buschmänner und Australier bedecken die Wände ihrer Höhlen und Indianer die Wände von Felsen mit Zeichnungen. So entstehen die nachahmenden Künste, Malerei, Sculptur, aber auch Epos und Drama. Eine dritte gesonderte Wurzel der Künste liegt in dem Drang, den Affect im Ausdruck zu entladen und mitzutheilen. So entstehen Tanz, Lyrik und

Digitized by Google

Musik. Hiernach entspringen die Künste aus geschiedenen tiefen und starken Motiven, die dann ihr besonderes Wachsthum bedingen. Wenige und dürftige Gesetze haben sie miteinander gemein. Aus der Verschiedenheit ihrer Mittel, gleichsam aus den besonderen Bedingungen ihres Wachsthums entspringen alsdann Kunstgesetze von stufenweise immer enger abgegrenzter Geltung.

Die allgemeinsten Eigenschaften des zusammenfassenden Bewußtseins, wie sie im räumlichen Gewahren und zeitlichen Verknüpfen wirksam sind, enthalten Formen und Regeln, an welche künstlerisches Schaffen und ästhetisches Genießen gleichmäßig gebunden sind. Das natürliche System der Aesthetik, d. h. die erste der von uns geschilderten Methoden hat diese Formen und Regeln entwickelt. Dieselben zeigen sich als mit dem ästhetischen Schaffen und Auffassen selber gegeben, weil sie bei dem Hinstellen und Gewahren von Bildern im Raum oder von Vorgängen in der Zeit aus der Anforderung einer ästhetischen Erfüllung des zusammenfassenden Bewußtseins entspringen. Hier hat die große Regel des natürlichen ästhetischen Systems ihren Platz: in der Einheit einer reichen Mannigfaltigkeit ist die erste Bedingung des ästhetischen Eindruckes gegeben. Die sinnliche Kraft und herrschergewaltige Energie künstlerischen Schaffens thut sich nur in der Verbindung eines Reichthums sinnlicher Eindrücke Genüge, und nur eine solche Einheit eines Mannigfaltigen, das gleichsam das ganze Feld unserer Receptivität erfüllt und deren ganzes Vermögen sättigt, vermag uns zu fesseln. Hierzu tritt eine zweite Regel, welche eine so allgemeine Formulirung noch nicht gefunden hat, wohl aber in dem schon von Home aufgestellten Associationsprinzip enthalten ist. Die erste Regel bezog sich nur auf die sinnlichen Eindrücke und deren Einheit. Aber ein solches Sinnesganze steht zugleich in Verhältnissen zu dem ganzen erworbenen Zusammenhang des Seelenlebens. Daher dieser theils, ohne zu klarem Bewußtsein in seinen einzelnen Theilen erhoben zu werden, mitwirkt, theils reproducirt wird und so zu den Bildern ergänzend hinzutritt, jedenfalls aber den tiefen Hintergrund der Bilder ausmacht. Je reicher, normaler und tiefer nun dieser erworbene Zusammenhang des Seelenlebens ist, je vollständiger er zu den Bildern in Beziehung tritt und diese gleichsam erfüllt und sättigt: um so mehr gestaltet sich das künstlerische Gebilde zu einer Repräsentation der Wirklichkeit in deren wahren Bedeutung. In demselben Maße wird dann auch das aufnehmende Bewußtsein in seinen Tiefen erregt und befriedigt.

Nun tritt die besondere Natur von Bilden und Auffassen in räumlichen Verhältnissen oder im Zeitverlauf hinzu; so entsteht eine unbestimmte Zahl von weiteren Bedingungen, unter denen die Künste stehen, von weitern Regeln, an welche Schaffen und Eindruck in ihnen gebunden sind. Solche Regeln hat Lessing's Laokoon aus dem Unterschied der Mittel des Raumes und der Zeit abgeleitet. Dann differenziren sich die Bestimmungen näher nach dem Verhältniß des Gegenstandes zu der Natur des Mittels, in welchem er sich darstellt. Unweigerliche Gesetze binden hier den Künstler, und zum größten Schaden der Kunst werden sie heute mißachtet. Das Behagen an der Regellosigkeit und Formlosigkeit ist immer nur das Zeichen, daß die Zeit eines Stils abgelaufen ist, noch aber ein neuer sich nicht gebildet hat. Dann werden mit den Regeln einer geschichtlich bedingten Technik die ewigen Kunstgesetze verworfen.

Digitized by Google

Ein Gesetz der Malerei, das den Vorzug hat, leicht erprobt werden zu können, ist zunächst, daß äußere Wirklichkeit durch eine Einrahmung in eine ideale Ferne gerückt wird. Der Fuß, mit welchem ich den Boden trete, die Hand, mit der ich Gestein betaste, werden durch diese Einrahmung von einer Landschaft getrennt. Diese ist dann nur für den Gesichtssinn da. Ihre Wirklichkeit wird so gemindert. Wir gehen nun ein Stück weiter. Das Frescobild, welches in einen architektonisch gegliederten Raum hinein construirt wird, muß auch bei der größten Lebendigkeit eine gewisse architektonische Gliederung der Massen festhalten und sich in seiner Stimmung und Haltung an den gegebenen architektonischen Raum anschließen. Die Einordnung desselben in die Gliederung der Raumverhältnisse, ja gleichsam in die Aeternität des Architektonischen fordert rhythmischen Fluß der Linien und Concentration der Gestalten wie der Handlungen auf das Bleibende. Selbst aus den landschaftlichen Hintergründen muß die bloße Stimmung, welche das heutige isolirte Landschaftsbild beherrscht, fern bleiben. Die unerschütterlichen Formen und großen Bildungsgesetze der Natur, zu denen wir in festen Verhältnissen leben, müssen herausgehoben werden. Hier hat dann auch die Vertheilung der Farben in einem architektonischen Ganzen und die farbige Sculptur ihre Stelle, durch welche der architektonisch gegliederte Raum, die Fresken und die plastischen Werke in den Zusammenhang eines lebendigen Ganzen gebracht werden. In wie ganz anderer Freiheit vermag das Staffeleibild Wirklichkeit aller Art hinzustellen. Und doch muß sein Umfang und die eindringliche Macht farbiger, leibhaftig heraustretender Wirklichkeit in einem gesetzmäßigen Verhältniß zu seinem Gegenstande stehen. Wer ertrüge eine Carricatur in der Farbenpracht eines großen Gemäldes? Ja das, was in leibhafter Nähe unglaubhaft oder durch seine Häßlichkeit heftig abstoßend wirken müßte, haben die deutschen Künstler des 16. Jahrhunderts mit echtem Formgefühl am liebsten in die farblose Schattenwelt der Abstufungen von Hell und Dunkel verwiesen.

An dieser Stelle entscheidet sich auch der Streit über das Gesammtkunstwerk der Raumkunst. Ihm liegt das Princip der Verwandtschaft der Formensprache in Architektur, Ornament und Geräth, weiterhin in Plastik und Malerei zu Grunde. Die Raumkunst stellt hier ein Gewaltiges und ganz Lebendiges hin, in welchem Ein Geist sich in der Sprache verschiedener Künste ausdrückt und in den Wänden, Säulen, Statuen und Bildern als in seinen Gliedern lebt: gleichsam ein Ens sui generis. Dieses Ideal schwebte Raffael und Michel Angelo vor, wenn sie zu architektonischen Arbeiten sich hingezogen fanden. Es ist die leitende Idee gewesen, in welcher Schaffen und Schriftstellerei des großen Semper verknüpft waren. Daß dieser doch heute noch lebte, da solche Aufgaben da sind, aber kein Künstler seines Gleichen! Und dieses Ideal hat nach meiner Ueberzeugung die Kraft, ungeahnte Wirkungen und Entwicklungen der ganzen Raumkunst herbeizuführen. Aber die Erwägung der Kunstgesetze lehrt uns zugleich, wie in dem Gesammtkunstwerk die independente Wirkungskraft der Einzelkunst eingeschränkt werden muß. So muß neben ihm die selbständige Einzelkunst ihren Platz behalten. Die unabhängige Lebendigkeit des Gemäldes, das nur sich selbst will, behauptet sich. Ganz so wird zwar Wagner's Gesammtkunstwerk, das auf den musikalischen Verhältnissen sich aufbaut, sich siegreich entwickeln, aber die independente Wirkungskraft der in ihm vereinten Einzelkünste neben sich walten lassen müssen.

Digitized by Google

Ein großer Theil des Mißbehagens, welches heute bei den künstlerisch Gebildeten viele poetische Leistungen der naturalistischen Richtung von unbestreitbarem Verdienst hervorbringen, beruht auf der Nichtachtung gültiger Kunstgesetze. Der Drang, Wirklichkeit sehen zu lassen, möchte sich von den Fesseln befreien, welche rückständige Stilregeln ihm anlegen. Das Neue will sich aus eigener Kraft bewegen. Insbesondere im Drama, wie einst beim Auftreten von Marlowe, Lope, Goethe. Manche geschichtlich bedingte Regel wird man los werden. Um so entschiedener wird sich zeigen, wie an andere Regeln die theatralische Wirkung gebunden ist. Die Zeit, welche die Aufnahme eines Vorganges in Anspruch nimmt, die Nähe, in welche derselbe durch directe theatralische Repräsentation zu uns gestellt wird, müssen in festem und angemessenem Verhältniß zu dem Gegenstande in jeder Dichtung stehen. Bin ich während eines langen Abends gemeinsam mit vielen Anderen der sinnfälligen, theatralischen Darstellung eines Gegenstandes preisgegeben, soll dieser Vorgang angemessen während dieser ganzen langen Zeit auf mich wirken und dann auch nach seinem Ablauf ein Gefühl entsprechender Ausfüllung in der Seele zurücklassen: dann müssen Behandlung und Gegenstand bestimmten Anforderungen entsprechen, welche die Aesthetik nicht ersinnt, sondern die aus der Natur der Sache fließen. Schon die Zerlegung des Dramas in Scenen, die Trennung des Vorganges durch Pausen fordert einen viel höheren Grad von Einheit, eine gediegenere Einfachheit als die epische Erzählung braucht. Alsdann bedarf die Sinneskräftigkeit und Sinnfälligkeit theatralischer Bilder eine viel festere Verkettung und stärkere Steigerung als in der Erzählung nöthig ist; sonst treten Verwirrung und Ermüdung ein. Gerade manche bedeutende Stücke zeigen besonders deutlich, daß der sehr große Vortheil, in loseren Bildern die ganze Breite des Lebens zu schildern, doch den Verlust an Wirkungskraft nicht aufwiegt, der aus der Auflösung der Handlung in solche Bilder entspringt. Dagegen ist das Streben, für die üblichen reinen Abschlüsse im Schauspiel einen Ersatz zu suchen, jedenfalls beachtenswerth; da der Tod allein ein solcher Abschluß ist, das Leben selber aber, wenn es weiter geht, immer höchst problematisch bleibt und die Kunst nicht mit einer Lüge endigen soll.

Betrachtet man dann den Gegenstand des Dramas, so kann diesen das Kleine, Niedrige und Häßliche nur insofern ausmachen, als es zu dem Werthvollen und Großen der Menschennatur in Beziehung gesetzt wird. Die Kunst strebt heute, ihr Stoffgebiet zu erweitern. Wir sahen, daß die Aesthetik ihr dies Streben nicht verschränken darf, indem sie einen Begriff der Schönheit als Maßstab zu Grunde legt. So ist die Arbeit der speculativen Aesthetik werthlos geworden, in einer Dialektik des Schönen auch dem Häßlichen seinen Ort anzuweisen. An sich gibt es keine Grenze für das Gestalten des Künstlers. Nur aus dem Ziel der Kunst, den Genießenden dauernd zu erfüllen und sein Leben zu erhöhen, sowie aus dem Verhältniß dieses Ziels zu Stoff und Darstellungsmitteln fließen Kunstgesetze, die über dem größten künstlerischen Genie stehen; denn sie sind in der Natur der Sache gegründet.

Wo der Stoff so den ihm eingeborenen Kunstgesetzen entsprechend behandelt wird, entsteht ein Stil des Kunstwerks, eine innere Form desselben. Andererseits ein unendlicher und unergründlicher geistiger Gehalt, wie er aus dem Verhältniß

Digitized by Google

des einzelnen Gegenstandes zum ganzen reichen Bewußtsein des Künstlers fließt. Im wahren Verstande genommen, hat die speculative Aesthetik Recht. Jedes echte Kunstwerk hat einen unendlichen Gehalt. Denn es orientirt seinen Gegenstand an das ganze Universum, welches im Geiste des Künstlers gegenwärtig ist. Es ertheilt seinem Gegenstande innere Bedeutung, indem es die Beziehungen desselben zu diesem Universum sichtbar macht. Und dieses ganz naiv, unwillkürlich, nur durch die Art, wie der Künstler sieht und sehen lehrt.

Der Naturalismus.

Ich versuche schließlich durch Verbindung der Methoden wie der Ergebnisse die Frage zu beantworten, in welchem Sinne innerhalb der nachahmenden Künste, insbesondere der Malerei und Poesie, von Nachbildung der Wirklichkeit die Rede sein könne.

Am Abhang eines Berges im Schwarzwalde lehnen Bauernhäuser, deren Dächer dem Vorüberfahrenden herüberwinken. Ihr Anblick ruft eine melancholisch süße Stimmung von heimlichstem Frieden hervor. Das Naturschöne, das sich hier so einfach darstellt, ist aus subjectiven Zuständen des Beschauers und objectiven Wirkungselementen vermittelst vieler Denkprocesse oder ihnen äquivalenter Vorgänge zur Einheit zusammengewoben. Ich ergänze das äußere Bild durch all meine Vorstellungen über Innenzustände von stiller Gleichförmigkeit in Arbeit und Genuß, jahraus jahrein. So durchdringt und erfüllt nun gleichsam dieses Bild der Ernst der Monotonie, der auf solchem Leben lastet, der Seelenfrieden, mit dem es beglückt. Und mein eigener augenblicklicher Zustand entscheidet dann über die besondere Färbung des Bildes. In mir sind vielleicht gerade die Schutztriebe, die nach stiller Sicherheit streben, das Ruhebedürfniß überwiegend. Oder es regt sich leiser Thätigkeitsdrang, und die Wehmuth über die Monotonie und Weltabgeschiedenheit dominirt dann. So ist der Sinneseindruck, auch wo er für sich zu wirken scheint, d. h. ohne bewußte Beziehungen auftritt, verwebt mit den dunklen Vorstellungs-Trieb- und Gefühlsmassen im Hintergrunde meines Seelenlebens. So gut als die Sinneswahrnehmung, ist der ästhetische Eindruck nicht nur zusammengesetzt, sondern durch unzählige intellectuelle Vorgänge bedingt und zur Einheit gebracht. Wie langsam hat sich der Zusammenhang, in welchem wir heute musikalisch oder architektonisch denken, aus Erfahrungen und intellectuellen Processen gebildet! Es gibt so gut eine Intellectualität des ästhetischen Gefühls, als eine solche der Sinneswahrnehmung. Ich sondere ein Intervall ab, aber sein Eindruck beruht auf der Beziehung zum Tonsystem. Ich gebe eine Melodie an: unzählige Beziehungen treten auf, machen beim Fortschreiten anderen Platz, verbinden sich. Die Erhabenheit, welche wenigen leisen Tönen beiwohnen kann, liegt nicht in dem, was ich höre, sondern in dem Meer wogender Vorstellungsmassen, das den Hintergrund bildet.

Was ist hier gegebene Wirklichkeit?

Ich fasse ein Gesicht auf und präge es meinem Gedächtniß ein. Ein Aggregat von Farben, räumlichen Abständen, in Länge, Breite und Tiefe. Nun ist aber die Einheit meines Bewußtseins in der Auffassung von diesem Allen vermittelst einer großen Zahl unmerklicher, rasch verlaufender Handlungen

Digitized by Google

thätig. So werden Bildbestandtheile vereinigt und durch ein hineintretendes seelisches Innere ergänzt. Mein eigenes Seelenleben klingt mit. Der Zusammenhang wird von einem besonders eindruckskräftigen Punkte aus erworben, welchen ich den ästhetischen Eindruckspunkt nennen will. Jedes aufmerksam betrachtete Gesicht wird von einem solchen dominirenden Eindruck aus verstanden. Der Zusammenhang der Züge wird von ihm aus aufgebaut. Unter diesem Eindruck werden zumal bei wiederholter Erinnerung gleichgültige Züge ausgeschieden, sprechende betont und widerstrebende zurückgestellt. Immer entschiedener wird der übrigbleibende Zusammenhang vereinigt. Denn die aufmerksame, zur Lebendigkeit erhebende Erinnerung ist nicht todte Wiederkehr des Dagewesenen, sondern ein Inbegriff neuer Vorgänge, die denen der Wahrnehmung ähnlich sind. Und nun prüfe man sich selbst. Die Wahrnehmung uns bekannter Gesichter ist ein Hineinsehen des so geschaffenen Zusammenhanges in die Sinnesdata.

Das Genie des Porträtmalers besteht zunächst in der normalen und doch mächtigen Erfassung des dominirenden Punktes und in dem Aufbau des Bildzusammenhanges durch Ausscheidung, Betonung und Zurückstellen. So nähert sich das Porträt nicht dem Original, von dem bloß die photographische Platte etwas weiß, sondern dem Auffassungsbilde im Kopfe derer, welche das Original kennen und genau kennen. Und eben darin liegt nun sein Vorzug vor der Photographie. Das Porträt gibt das vertraute Auffassungsbild, in welchem die ganze Kenntniß vom Original gleichsam aufgespeichert ist. Daher gibt es nun nicht einen Moment, sondern wie überall jedes echte Kunstwerk ein zur Dauer Erhobenes. Denn nur solches verträgt immer wiederholte Betrachtung und bleibt dabei unerschöpflich. Gelingt das Porträt gut, dann vermißt man nichts in ihm und wird durch nichts Fremdes gestört. Gelingt es im höchsten Grade, dann schließt das Porträt denen, die das Original seit lange kennen, doch das Gesicht tiefer auf. Und dies ist dann der höchste Triumph der Porträtkunst.

So zeigt sich im einfachen Fall des Porträts, daß die nachahmende Kunst nicht Abmalung der Wirklichkeit, sondern Anleitung zum tieferen Verständniß derselben vermittelst des Durchgangs der Bilder durch einen genial auffassenden Kopf ist. Diese Wirklichkeit gibt es überhaupt innerhalb eines Bewußtseins nicht: sie ist eine contradictio in adjecto. Vielmehr verdankt die Menschheit dem Künstler etwas ganz Anderes. Dies kann von der Gefühlsästhetik so wenig erfaßt werden als von der formalen oder speculativen. Eben darum handelt es sich vielmehr bei dem Verständniß der Kunst, wie in ihr Bild, Form, Gefühl, Denken, geistiger Gehalt von innen verknüpft sind. Alle nachahmende Kunst stellt einen Lebenszusammenhang dar; sahen wir doch, wie auch die dem abstracten Denken todte Natur für den Eindrucksfähigen lebt. Wo aber Leben ist, da werden Functionen und Theile eben durch das, um welches in Energie und Gefühl gerade diese bestimmte Existenz sich dreht, zusammengehalten. Von dem aus, was ich den Eindruckspunkt nenne, bemächtigt sich nun dessen der Künstler. Und so wird ihm von hier aus Structur und Form verständlich und bedeutsam, darstellbar und eindruckskräftig. Wir haben das Glück, in Lenbach einen Porträtisten zu haben, welcher durch sein Beispiel dies Alles bestätigt. Geht man dann weiter in der Zeit zurück, so ist gerade für das Dominiren des Eindruckspunktes der

Digitized by Google

große Erzähler Dickens besonders belehrend. Aus solchem Lebenszusammenhang ziehen auch mindestens einige der Wirkungselemente, welche die analytische Aesthetik einzeln auffindet, ihre Kraft. Und nicht anders als mit dem Künstler steht es doch auch mit dem Geschichtschreiber. Concentrirtes geniales Auffassen einer geschichtlichen Persönlichkeit, künstlerisches Darstellen und Anleitung gleichsam für Andere, sie zu erblicken, sind hier eins. Sucht dann die Phantasie nicht Nachahmung eines einzelgegebenen Wirklichen: so ist sie in den Vorgängen von Ausschaltung, Verstärkung, Minderung zur Herstellung eines eindrucksmächtigen Bildes nur an die Bedingungen gebunden, die aus dem Zusammenhang des Wirklichen fließen, innerhalb dessen das freigeschaffene Bild möglich sein soll. Arbeitet der Künstler besonders durch Ausschaltungen, so entsteht eine hohle verblasene Idealität. Benützt er besonders Verstärkungen und Minderungen, so entsteht die charakteristische Kunst von Thackeray und Rembrandt.

Welchen Sinn haben für den, der sich in solchen Einsichten gefestigt hat, die Forderungen des Naturalismus? Können sie mehr besagen als Opposition gegen eine nunmehr verbrauchte, vernutzte Art, Wirklichkeit aufzufassen und darzustellen? Das ist es; der Naturalismus tritt jedesmal auf, wenn eine Epoche der Kunst abgelaufen ist. Er ist in unseren Tagen der Protest der Wahrhaftigkeit gegen die ganze überlieferte Formensprache, welche einst das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert für Menschen ganz anderer Art, mit anderen Augen und anderen geistigen Organen geschaffen hatte. Er weiß es nicht, aber was er will, ist, eine neue innere Form des Kunstwerkes, einen neuen Stil, eine neue Technik in den einzelnen Künsten zu schaffen. Das heißt eben nur, die Menschen zwingen, mit seinen Augen zu sehen.

Denn Stil ist ja eben die constante Auffassungs- und Darstellungsweise, welche, durch Ziel, Mittel und Gesetze einer Kunst bedingt, von der genialen Kraft eines Künstlers geschaffen ist. Die Energie, einen solchen Stil zu gestalten, ist der Gradmesser schöpferischen Vermögens. Shakespeare, Lionardo, Dürer zeigen, wie unabhängig ein fester Stil vom sogenannten Idealisiren ist: gerade das Sprödeste, Thatsächlichste, Partikulare wird im größten Stil als Moment, Wirklichkeitseindruck hervorzurufen, verwandt.

Die Kunst der Gegenwart.

Wir sahen, wie die Auffassungsweise und der Stil durch den geistigen Gehalt des Künstlers bestimmt sind. Dieser Gehalt ist nun aber historisch bedingt und zu einem großen Theile den Künstlern einer Epoche gemeinsam. Auch tritt in dem genießenden Publicum einer Zeit die Neigung zur selben Auffassungsweise hervor, und dies wirkt ebenfalls auf die Künstler. So habe ich früher nachweisen können (Bausteine zur Poetik, S. 426 ff.), daß die Technik des Dichters immer nur der Ausdruck einer geschichtlich begrenzten Epoche ist. Es gibt Kunstgesetze der Poesie, aber keine allgemein gültige poetische Technik. Versuche, wie der Freytag's, eine Technik des Dramas zu entwerfen, können nicht gelingen. Form und Technik sind vom Gehalt aus geschichtlich bedingt. Und die Kunstgeschichte hat eben die einander folgenden Typen dieser Technik zu entwickeln.

Digitized by Google

Der Stil und die Technik von Raffael, Michel Angelo, Shakespeare, Cervantes, Corneille sind nicht mehr die unsern. Dieser Stil war der höchste seit den Tagen der Griechen. Wie er allgemein gültige Elemente von der Antike aneignete und verwerthete, so wird auch er selber weiter wirken. Aber er war eben auch nur der Ausdruck einer Zeit. Es kann gewagt erscheinen, seine Züge in den verschiedenen nachahmenden Künsten, deren Gegenstand der Mensch ist, herauszuheben. Andererseits ist eine solche Betrachtungsweise eben für die Gegenwart und ihre Aufgaben aufklärend. Die individuelle Kraft der Menschen, ihre Autonomie, zugleich doch auch ihr Zusammenhang mit einem rein ideellen Ordnungssystem und mit den von diesem befaßten Individuen: dies war das Geheimniß, das alle großen Kunstwerke dieser Epoche aussprachen, in vielfachen Modificationen. Daher dominiren im Stil ideelle Beziehungen zwischen Personen, Contrast, Parallelerscheinung, Abstufung, harmonische Gliederung der Gruppen. Die Figuren sind gleichsam alle in einen ideellen Raum construirt. Dies ist nicht nur der Stil von Raffael, Michel Angelo und Corneille, sondern auch der von Shakespeare, Lope und Cervantes. Parallelhandlungen, Contrastfiguren, analogische Figuren ꝛc. sind schließlich bei Shakespeare um einen Mittelpunkt in einen idealen Raum construirt. Schiller's Arbeit am Wallenstein hat die ungeheure Bedeutung, daß hier entgegengesetzte politische Mächte, die einander mit gleicher Berechtigung gegenübertreten, wirklich als Grundlage für die Structur der Handlungen verwandt, ja daß im Lager des Wallenstein bereits die politischen Lebensbedingungen der Handlung wirklich hingestellt werden.

Die Wissenschaft hat uns gelehrt, überall gesetzlichen Zusammenhang des Wirklichen aufzufassen. Wir verstehen heute auch den Menschen nur in dem naturgesetzlichen, socialen und geschichtlichen Zusammenhang, von dem wir ihn bedingt finden. In jeder Darstellung ist ein Reflex dieses Strebens. Wir wollen die realen gesetzlichen Beziehungen innerhalb eines Kreises von Erscheinungen zum Ausdruck bringen, selbst in einer einzelnen Gestalt. Der Künstler sucht das reale naturgesetzliche Gefüge, in welches der Mensch gestellt ist, nach seinem Charakter und Werth mit grenzenloser Wahrhaftigkeit auszudrücken. Das Verhältniß des Arbeiters zur Maschine, des Bauern zu seinem Boden, die Verbindung von Personen in einem Werk und einer Arbeitsleistung, genealogische Abfolge und Vererbung, reales Verhältniß der Geschlechter, die Beziehung der Leidenschaft zu ihrer socialen und pathologischen Grundlage, des Helden zu einem bunten Gemenge von ungenannten Menschen, die ihn tragen: solche reale Bezüge sucht die Kunst überall. In dieser Gährung warten wir der Genies, welche den einzelnen nachahmenden Künsten ihren neuen Stil schaffen.

Jedesmal in einer solchen Krisis tritt der Naturalismus auf. Er zerstört die abgebrauchte Formensprache. Er saugt sich fest an der Wirklichkeit, Neues ihr abzugewinnen. So sind Donatello, Verrocchio, Masaccio, Marlowe gekommen. Sie bereiteten Stil und Technik der großen schöpferischen Genies vor.

So werden auch heute neue Mittel für neue Wirkungen gesucht.

Wer könnte sich der Macht dieses fortschreitenden Elementes verschließen! Es wird auch weiterhin unsere Literatür umgestalten und einen neuen Stil in allen Künsten hervorbringen. Denn die Macht einer von der Wissenschaft er-

Digitized by Google

rungenen neuen Denkweise spricht sich darin aus. Aus dem Gefühl dieses Zusammenhangs der Literatur mit der Wissenschaft, welches seit Voltaire, Diderot und Rousseau beständig zunimmt, ist in der neuen Schule die Vermischung beider Gebiete entstanden. Besonders Zola vertheidigt sie. Wir haben nachgewiesen, wie ein achtungswerthes Wahrheitsgefühl hier die Literatur doch in die Irre führt. Zwar hat auch der Dichter das wirkliche Leben zum Gegenstande, und sonach die Wahrheit. Aber ihm wird jede Existenz von dem Punkte aus, um den sie in Energie und Gefühl sich schließlich dreht, verständlich, nie aber durch die Abstraction begrifflichen Verhaltens. Mit allen Organen seiner Lebendigkeit saugt er am Leben sich fest, umschließt es und erfaßt es. Die Poesie, welche Wissenschaft sein möchte, geht noch ärger irre als die, welche Moral predigen will. So muß der Poet auch die Antworten, welche eine unkritische Wissenschaft auf die große Frage gibt, was das Leben sei, dahingestellt sein lassen. Er lernt von der Wissenschaft. Er kann keiner wirklichen Wahrheit widersprechen wollen. Er sollte sich aber von der populären naturwissenschaftlichen Schriftstellerei nichts vormachen lassen. Wenn das künstlerische Genie dem Leben auf seine Art ins Antlitz blickt, geduldig, ernst und anhaltend: wird es wie Dante, Shakespeare und Goethe dieses tiefer erkennen, als aus allen physiologischen und psychologischen Büchern. Dann wird auch die Theorie von der Animalität der Menschennatur, das graue Gespenst, das in unserer Literatur umgeht und sie so trübselig macht, aus ihr verschwinden. Hat doch einen Idealisten wie Tolstoi ein halb barbarischer, halb französischer Schrecken vor der menschlichen Bestialität bis zur Verneinung des Lebens fortgerissen. Während Andere trübselig vergnügt in diesem Element sich bewegen.

Es ist ein tiefer und ehrlicher Zug unserer neuen Literatur, daß sie die heutige Gesellschaft, wie sie ist, mit rücksichtsloser Wahrhaftigkeit hinstellen und so der Kritik überantworten will. Aber wie viel glücklicher waren doch Cervantes, Erasmus, Rabelais, als sie gegen die feudal-priesterliche Gesellschaft ihre Schlachten schlugen. Sie thaten es im Namen des gesunden bürgerlichen Verstandes. Sie hatten das Gefühl der Sieghaftigkeit ihrer Sache. Daher strahlt aus ihren Werken souveräner Humor. Unsere bürgerlichen Dramen haben keinen Helden. Unsere scharfen Bilder der Gesellschaft, wie sie ist, entbehren des Gefühls, daß auch in den gesellschaftlichen Krisen die menschliche Natur geheime sieghafte Kräfte in sich hat und daß der Mensch all die Fratzen, die uns heut verdrießen, abschütteln kann. Unseren Schriftstellern imponirt bald das romanische Ideal der Vernichtung von Familie und Eigenthum zu Gunsten staatlicher Tyrannei, bald der rückständige skandinavische Kultus des Rechtes der verbandlosen Individualität, bald das barbarische slavische Wühlen in den Partien des Menschen, wo für die Bestie Raum ist. Nur aus den Tiefen des germanischen Wesens kann unseren Dichtern ein der Gegenwart mehr entsprechendes Bewußtsein kommen, was das Leben sei und was die Gesellschaft sein soll. Ein Bewußtsein, das uns eben für heute genug thut; mehr nicht. Denn in dem geheimnißvollen, unergründlichen Antlitz des Lebens, mit dem lachenden Munde und den schwermüthig blickenden Augen, suchen alle Geschlechter denkender und dichtender Menschen zu lesen, und auch das hat kein Ende.

Digitized by Google

Römische Briefe von Karl Stauffer-Bern.

Herausgegeben
von
Otto Brahm.

XVI.

Rom Via Margutta 54.
Sonnabend, den 8. Juni 1889.

Eine lettera von Ihnen verbreitet immer Glanz in meiner Hütte, auch wenn nichts von Pariser salles de conférences drin steht. Ich schreibe Ihnen, weil es mir Bedürfniß ist, Ihnen mitzutheilen, was meine Wenigkeit denkt und thut, weil ich fühle, daß Sie mit Wohlwollen ansehen, was und wie ich's treibe, und danke Ihnen für jeden Ihrer Briefe als ein Zeichen unserer Freundschaft. Falls Ihnen das Schreiben beschwerlich fiele, Krankheits oder anderer Umstände halber, so empfehle ich Ihnen das etwas lakonische aber verständliche „well"; aber nur im Nothfall, denn Briefe sind mir lieber. — Wie gerne käme ich bald wieder zu Ihnen, sind es doch in Kurzem anderthalb Jahre her, daß ich von Zürich wegfuhr nach Italien, ich kann wohl sagen mit Furcht und Zittern vor dem, was nun kommen sollte oder werden sollte. Ich gedenke gegen Mitte August mich hier auf ein paar Wochen frei machen zu können. Vor meiner Abreise möchte ich gerne die Figur im Ganzen wenigstens so zusammenarbeiten, daß Photographien den Totaleindruck gut wiederzugeben im Stande wären, denn Sie können sich denken, wie viel mir daran liegt, Ihnen etwas Positives zeigen zu können. Wenn nun Alles gut geht, so hoffe ich doch bis Mitte August dahin zu kommen. Eine fatale und von mir vorher nicht bedachte Sache ist der schlechte römische Thon, der, wenn man ihn nicht täglich mit der größten Sorgfalt gleichmäßig feucht erhält, sofort Risse bekömmt, wodurch die Arbeit leicht in Frage gestellt werden kann. In Zukunft (man macht eben seine Erfahrungen) werde ich mich der weißen Porcellanerde bedienen, die nie reißt, sich aber dafür schwieriger behandeln läßt. Meine Figur ist nun auch nicht mustergültig armirt, und ich lebe in beständiger Angst, daß Theile herunterfallen könnten, wie es schon wiederholt passirt ist. Ich habe zwar, als ich genau

Digitized by Google

einmal gesehen hatte, wie die Bildhauer ihre Figuren aufbauen, meine Armatur nachträglich verbessert, da aber die Eisen, die drin stecken, nicht überfirnißt sind, so könnten sie, wenn die Arbeit lange steht, durchrosten, dann ade doriferos! Man muß eben auch alle diese Dinge kennen, um mit Erfolg zu modelliren. Da ich nun nicht in dem Fall war, so bin ich in des Wortes bester Bedeutung im Studio einstweilen festgenagelt, und je höher die Temperatur, desto größer die Gefahr. — Ich arbeite übrigens wieder mit großer Lust, denn der Jüngling wird besser. Bis zum Guß wird es noch ein Weilchen dauern, aber ich hoffe es über das Mittelmäßige hinauszubringen und nicht die Zahl der Pfuschereien um eine neue zu vermehren. Ich habe Ihnen noch keine Skizzen oder Photographien gesandt, weil ich erst wirklich über Alles schlüssig sein möchte. Bis August, so Gott will, soll es so weit sein.

Gestern war ich im Vatican und den vaticanischen Gärten, wandelte auch ein wenig Lust in den schattigen dunkeln Gängen von Lorbeer und Cypressen. Es gibt Augenblicke, wo ich mir unwahrscheinlich vorkomme mit meiner Existenz und mich ordentlich besinnen muß, daß ich wirklich nicht mehr in Berlin, sondern leibhaftig in Italien bin. Der Zauber der vaticanischen Gärten gestern in den Mittagstunden — sie lagen wie träumend in der Sonne, ringsum nur Stille, Glanz und Duft, das Plätschern einer Fontaine, Cypressen und Lorbeer, leise bewegt vom Meerwind, ein paar Schmetterlinge, sonst nur Duft, Sonnenglanz und Stille. (Entschuldigen Sie.) Wenn mir Jemand vorher gesagt hätte, welch tiefen Graben diese Uebersiedelung durch mein Aeckerlein ziehen würde, ich würde ihm kaum geglaubt haben. Daß die Dinge, die der Mensch und Künstler hier zu sehen bekommt, mich beeinflussen würden, ahnte ich wohl, aber in welcher Weise und in welchem Maße, das konnte ich nicht im Voraus wissen. (Die Ueberraschung war denn auch danach.) Ich sehe das Meiste anders an als früher; mein Urtheil hat sich verbessert, und ich hoffe, es soll noch besser werden mit der Zeit. Gestern im Vatican (ich sah seit October die Sammlungen nicht mehr) habe ich wieder gemerkt, daß das Studium nicht umsonst ist und daß ich auf verschiedene Kunstwerke inzwischen das Verslein gefunden hatte. Die weltberühmten Antiken des Vaticans übrigens, nehmen sie mir die Ketzerei nicht übel, sind, glaube ich, lange Zeit überschätzt worden (ich sage das immer mit dem schuldigen Respect, aber um anderen Werken gerecht zu werden). Ich glaube, daß weder der Apoll noch der Meleager, noch die Laokoongruppe älter sind als die Kaiserzeit, ebenso wenig die capitolinische Venus. Der pergamenische Altarfries ist offenbar das Werk, dem die Laokoongruppe ihren Ursprung verdankt, und sehr viel größer und bedeutender im Styl. Der belvederische Apoll ist jedenfalls kein Original, sondern die römische Nachbildung eines griechischen großartigen Werkes; sehr schön beide, aber im Vergleich zu griechischer Kunst kalt und manirirt, wozu die Politur, die sie beide erdulden mußten im 17. Jahrhundert, nicht wenig beitragen mag. Es ist verhältnißmäßig wenig griechische Kunst im Vatican, und nach dem, was mir Klinger sagt, ist das Museum von Neapel sehr viel bedeutender. Diesen Hauptgenuß spare ich mir aber noch auf für übers Jahr, wenn ich meinen Jüngling fertig habe und den Adoranten wieder vornehme. Wunderbar, vielleicht das Beste im Vatican, ist der Herculestorso, der

Digitized by Google

sogenannte borghesische Hercules, der ist wohl aus der guten griechischen Zeit; überhaupt sind ja eine Anzahl Meisterwerke dort, die einem nur verleidet werden, manchmal durch eine Menge mittelmäßiges Zeug und vor Allem durch die schauderhaften Restaurationen, die man erbarmungslos an den schönsten antiken Torsis vorgenommen, man hat sie überarbeitet, überpolirt, falsche Beine, falsche Köpfe angesetzt, daß es ein Jammer ist, es anzusehen. Es kommt überhaupt bei solchen weitgreifenden Restaurationen nie was Rechtes heraus; es bleibt immer ein geflicktes Zeug und geschieht nie ganz im Sinne des Meisters, natürlich, weil er todt ist, und ein späterer, wenn auch sehr guter Künstler, sicher nur annähernd das ursprünglich Gewollte erräth. Nun sind es aber meist Professions-Restauratoren, die sich mit diesen Dingen befassen oder befaßt haben; was dabei manchmal herauskömmt, kann man sich denken, oder vielmehr ansehn im Vatican. Es wurde besonders in früheren Jahrhunderten und noch im Anfang dieses hierin das Unglaublichste geleistet an Verballhornung. Seit zwanzig oder dreißig Jahren ist man aber klüger geworden und läßt die Sachen stehen wie sie sind, ergänzt höchstens, was sich von selbst ergibt. Früher sammelte man Antiken, hauptsächlich um Paläste und Villen damit zu schmücken und mit der Menge zu prahlen. Kritisch und wissenschaftlich angelegte Museen zum Zwecke von Studien und Instruction existirten dazumal noch nicht; man hatte mehr die famose decorative Wirkung, die sich mit antiker Plastik erzielen läßt, im Sinne, Aufstellung wie bei den Alten. Beide Auffassungen haben ihre Berechtigung; für das specielle Studium, Fachstudium ziehe ich aber die neueren Museen der Villa Albani und des Vatican vor; man sieht wirklich nur Antike, wird durch die ungeheure Menge nicht ermüdet und durch die Ergänzungssucht, die aus ein paar antiken Füßen eine ganze Statue restaurirt, nicht beleidigt. Der Conservatorenpalast auf dem Capitol ist wirklich ein wahres Schatzkästlein. Es sind zwar auch dort, wie überall in römischen Museen, verhältnißmäßig wenig griechische Arbeiten aus der guten Zeit, wie ich schon oben sagte.

Was griechische Kunst übrigens bedeutet und wie weit sie allem Andern, was Menschen je gebildet haben, überlegen, davon kann man aus dem Wenigen, was hier ist, doch schon einen Begriff bekommen. Das wunderbare Verständniß der menschlichen Formen, die Geheimnisse ihrer Verhältnisse und Bewegung, ihr vollendeter Rhythmus klingt nur aus griechischen Arbeiten voll heraus. Gewiß hat die spätere griechisch-römische Epoche eine Menge Schönes geschaffen, arbeitete sie doch der Hauptsache nach in demselben Sinne weiter. Ihre Verdienste sind hauptsächlich groß, wo es weniger auf hohen Stil, als auf Kenntniß des menschlichen Körpers und auf guten Geschmack ankommt; aber alle Typen plastischer Vorwürfe, Gottheiten, Athleten, Jünglinge, männliche und weibliche Gewandfiguren, waren durch die Griechen schon endgültig und unübertrefflich festgestellt, so daß einer späteren Zeit eigentlich nichts übrig blieb, als sich so gut wie möglich an diese Vorbilder zu halten. Für Abwechselung und Variationen sorgte die verschiedene Individualität der Talente und der veränderliche Modegeschmack, welcher auch dazumal schon eine Rolle spielte, allerdings keine solche, daß man sich nicht immer von Neuem wundern müßte über die Geschlossenheit antiker Kunst in ihrem Wollen. Die griechischen Vorbilder überzeugten Jeder-

Digitized by Google

mann ohne Weiteres, daß darin alles Erreichbare enthalten sei, und zwangen während einem Jahrtausend alle künstlerisch (plastisch) veranlagten Talente, dasselbe zu wollen: die Verherrlichung des menschlichen Körpers durch die Form; und durch diese Jahrhunderte lang andauernden, immer auf dasselbe wahrhaft plastische Ziel gerichteten Massenbestrebungen, die nur nach Zeitgeschmack und künstlerischer Individualität variiren, aber immer in der Hauptsache auf dasselbe herauskommen, ist diese Kunst entstanden, deren harmonische Vollendung uns zerfahrenen Barbaren nie zu erreichen möglich sein wird, und die vom grandiosesten Götterbild bis zum kleinsten Genrefigürchen alle plastische Erfindung erschöpft. — Und doch gibt es heut zu Tage (ein Zeichen unserer Unkultur) eine Menge Leute und Künstler, die allen Ernstes glauben, etwas „Neues" leisten zu können, zu müssen und dies zu bewerkstelligen suchen durch Motive, die sie an den Haaren herbeischleppen und die durch sich selber schon wirken sollen, oder durch ungeheuerliche verblüffende Composition, durch Technik, Pose. Sie kommen alle nicht über das Theater hinaus, denn die Kunst des Bildhauers besteht in der organischen Durchbildung des menschlichen Körpers als Träger einer darzustellenden plastischen Idee. Seine Phantasie besteht, da jeder Affect sich durch Bewegung und Gegenbewegung plastisch ausdrückt (oder Ruhe und Bewegung) in dem Vermögen, sich diese so vorzustellen und zu ordnen, daß eine überzeugende Darstellung möglich wird, und die gewollte Stimmung oder Affect vollendet zum Ausdruck kommt; aber nur wahre Empfindung überzeugt im Leben wie in der Kunst und stellt sich ergreifend dar. Mangelt wirkliche Empfindung, ist sie verkünstelt, affectirt, so hilft keine Paradetechnik über das Manco weg; unwahr gedacht, unwahr gemacht, das wußten die Alten, und wir müßten es auch wissen, wenn wir drüber nachdenken wollten. Natürliche Empfindung, Denkvermögen und Darstellungstalent sind aber viel seltener bei einander als man denkt, denn so viele Künstler ich kenne, so wenige denken über ihr Metier genau nach; die meisten begnügen sich mit dem, was sie auf der Akademie eingepaukt bekamen, oder stecken in der jeweiligen Modekunstweise, Hell- oder Dunkelmalerei u. s. w., kurz in der Gegenwart bis über die Ohren, treiben sehr oft ihr Handwerk mit Geschick und Talent, nehmen aber ohne Weiteres an, daß die gegenwärtige Richtung, der sie gerade angehören, die Quintessenz alles künstlerischen Fortschrittes bedeute, und sind damit zufrieden. Solche Leute sind unfähig, die Natur und die Werke der großen Meister anders als durch ihre Brille aus der Froschperspective anzusehen. Paßt ihnen ein Stück Natur oder die Weise eines alten Meisters gerade zum Recept, so wird bewundert, sind aber z. B. Flachlandschaften Mode, so wird der als ein Esel bedauert, der Gebirge malt, und nähert sich die Malmanier den Aeußerlichkeiten der alten Holländer, so wird über die Florentiner die Nase gerümpft u. s. w. Für die meisten Neuern haben aber die großen alten Meister nicht existirt, und wenn sie dieselben auch viel im Munde führen, so geschieht es mehr aus Gewohnheit, als aus wirklicher Ueberzeugung, es müßte sonst vieles anders aussehen. Jemand, der ein gewisses fertiges Kunstrecept kritiklos sich aneignet, wird, wenn Talent vorhanden, sich bald darin zurechtfinden und zur sogenannten „Meisterschaft" gelangen; daher so viele „jeunes maîtres" (wie man sie in Paris respectvoll nennt). Es hat mich früher, d. h. bis vor Kurzem fast

Digitized by Google

zur Verzweiflung gebracht, wenn ich sah, daß dieser oder jener so überraschend früh mit einem Meisterwerk hervorgetreten; heute läßt mich das viel kühler, wenn ich sehe, daß es meist dabei sein Bewenden hatte und die Betreffenden auf derselben Stufe stehen blieben. Man kann nicht zugleich Knabe und fertiger Meister sein. Natürlich gibt es auch Genies, die sich früh und bedeutend entfalten und bis ins Alter fortschreiten und sich vervollkommnen. Sie sind aber rar, und für uns andere Sterbliche, die nicht so verschwenderisch ausgestattet sind von der Natur, ist es besser, man mache sich die Aufgabe, welche zu lösen ist, so klar als möglich, studire und überwache sich genau, wenn man zu reifem Urtheil und reifen Werken gelangen will; denn Erkenntniß ist die erste Bedingung und sogenanntes naives Künstlerthum existirt wohl nur in Romanen. Alle die großen Künstler, welche Geschriebenes hinterlassen, Lionardo, Dürer, Alberti, Schumann, Schadow, Goethe, Herder u. s. w., gaben sich genau Rechenschaft über ihr Thun und arbeiteten nicht in den Tag hinein, und wenn diese artistoni es nöthig fanden, so vorzugehen, wie viel mehr denn unsereiner.

Es ist wahr, man kann auch beim besten Willen und Streben neben das Ziel schießen, kann sich zu viel zutrauen, mit Gewalt etwas erreichen wollen, was außer dem Bereich des betreffenden Talents liegt, oder wozu die Kraft nicht ausreicht; dann hat die Sache aber einen Haken, man hat sich Gewalt angethan, weil man nicht klar ist über sich selbst. Ich denke dabei an mich; meine Mutter ist nicht glücklich über mein Vorgehen, daß ich meine Carrière so im Stich gelassen, wie es den Anschein hat: unbedacht oder capriciös. Aber Sie wissen am besten, daß das nicht der Fall ist; denn als Sie mir zum ersten Male von einem italienischen Aufenthalt sprachen, war ich von der Nothwendigkeit einer solchen Unternehmung nur halb überzeugt; ich ging erst, als es mich an den Haaren hinzog; dasselbe ist mir passirt mit der Plastik. Ich habe diese Schritte nicht gethan aus Neugierde, um die übliche italienische Kunstreise zu machen, oder auch ein wenig zu probiren, wie das Modelliren thut. Die Sache lag anders, tiefer. Es war ein Bedürfniß, und ich hoffe, es soll sich herausstellen, daß ich Recht hatte. Hätte ich mein Geschäft in Berlin fortsetzen müssen, so wäre ich der unglücklichste Mensch der Welt, zweifellos.

Gott, wie werden Sie nach diesen zwanzig Seiten das Ende herbeisehnen, nun, ich bin auch für heute ziemlich fertig, und wenn ich zu viel fachgefimpelt, so entschuldigen Sie gütigst. Gestern war Enthüllung vom Monument, das dem armen Giordano Bruno errichtet wurde, am Platz, wo man ihn con fuoco lento lebendig verbrannt hatte. Die Demonstration war colossal. Zweitausend Fahnen: ich zog auch mit als socio del circolo artist. internazionale. Ganz Italien war da, ein Mordsspektakel. Sie werden sich im Vatican doch wohl ein bischen geärgert haben drüber. Ein Student soll ein Telegramm an den Papst geschickt haben: Tutto pronto manca soltanto la Sua Santità. — Die Statue selber hat jedenfalls nichts von dem Feuer abgekriegt, das einst den armen Ketzer verbrannt hat; das Uebliche, weder kalt noch warm. — Das Defilé dauerte 1¾ Stunden, und die römische Sonne schien, wie sie es an einem schönen Junitag zu thun pflegt. Zugleich war Garibaldifeier, kurz, ganz Rom war aus dem Häuschen, nur die Pfaffen blieben drin, ich sah keinen einzigen

Digitized by Google

den ganzen Tag. Die Demonstration ist die Antwort auf die Katholikencongresse. Einstweilen ist es jedenfalls Essig mit dem potere temporale, denn so ohne Weiteres spazieren die Italiener nicht wieder aus Rom heraus. Siebenundneunzig Musikbanden spielten zusammen auf der Piazza de' Termini. Si figuri!!

In Bälde wird, wie Sie schreiben, auch das Escher-Denkmal enthüllt. Ich denke, daß es mit Sockelfiguren, Architektur auf freiem Platz in edlem Material aufgestellt, bedeutend besser wirken wird als im Studio. Die Portraitstatue kommt in eine Höhe, wo störende Details nicht mehr so in die Augen fallen; die Bronze ist dunkel und läßt außer der Silhouette nicht viel erkennen. Trotzdem das Denkmal einen Akt der Verehrung und Pietät für den großen Landsmann darstellt, kann ich mir doch denken, daß Sie froh wären, die Enthüllungsfeier hinter sich zu haben, denn außer der wirklichen Pietät fühlt doch so ein Comité-Mitglied (so zu sagen) auch noch ein bischen Ehrgeiz. Die Gelegenheit „bestrahlt von seines Ruhmes Glanz" (entschuldigen Sie, aber ein classisches Citat können Sie mir auf der dreiundzwanzigsten Seite schon gestatten, nachdem ich bisher an mich gehalten) selber ein wenig zu phosphoresciren, es ist ja zu verlockend. Gedruckte Festreden, vorher die edle Geschäftigkeit, die Aufopferung für den großen Zweck machen einen ausgezeichneten Eindruck und verleihen eine gewisse Würde. — Ich nun, ganz abgesehen von dem Kunstwerth des Denkmals, dessen Mehr oder Weniger eine rein ästhetische Frage ist und nur dem Künstler Ehre oder Schande macht, die Zürcher jedenfalls kühl läßt bis ans Herz und an dem Ruhm und den Verdiensten des gefeierten Mannes kein Jota hinzufügt oder hinwegnimmt, — ich bin der Ansicht, daß das eigentliche Escher-Denkmal das Loch im Gotthardt ist. Punktum.

XVII.

Rom, Dienstag den 9. Juli 1889.

Mein letterone ist, denke ich, auf dem üblichen Wege angelangt, ob Sie aber durch die vierundzwanzig Seiten künstlerisches Reflexionsgetrümmer mühelos ans ersehnte Ende angelangt sind, lasse ich dahingestellt. Ich sollte für solche Unthaten um Entschuldigung bitten, doch ziehe ich es vor, dieser Epistel einfach ein Inhaltsverzeichniß und die Versicherung vorausgehen zu lassen, daß es sich diesmal nicht um Kreuz- und Querfahrten in meinem Kopfe und das, was darinnen spukt, sondern um Dinge handelt, die theils dem lieben Gott, theils Leuten, die er nach seinem Ebenbilde geschaffen, ihre Existenz verdanken. Also ich werde erzählen von einer zweieinhalbtägigen Fahrt nach Viterbo und Cometo-Tarquinia, und es wird unter Anderm die Rede sein von rauschenden Eichenwäldern, verfallenen Städten, blühender Clematis, dem blauen classischen Apennin, von einer stillen Villa, vom bethürmten mittelalterlichen Viterbo, einem Fremdenführer, dem guten Wein, von geheimnißvollen Thälern und klaren Bächen, von etruskischen Vasen, Goldschmuck, Scarabäen, von griechischem Marmor und vom uralten Tarquinia am weithinglänzenden blauen Tyrrhenischen Meer. So habe ich es wenigstens im Sinn und schicke diesen Prämisso voraus, um Ihren Muth beim Anblick des Briefes zu stärken, falls er wieder mehr als drei Bogen füllen sollte. Ja, das war wieder einmal eine schöne Fahrt, und wenn

Digitized by Google

ich sie nicht in einer Ode besinge, so ist es nicht der gute Wille, der dazu fehlt. In tanto kann man das Referat auch in meiner Prosa lesen, denn Dinge, wie die eben indicirten, brauchen nur genannt zu werden, um sogleich eine Fülle schöner Stimmung wach zu rufen, die sogar das holperige Vehikel, womit unwürdige Schriftsteller wie meine Wenigkeit ihre Eindrücke zu kutschiren pflegen, erträglicher gestaltet.

Mittwoch. So weit kam ich gestern, dann ging ich ins Restaurant, sah im Bücherladen die divina commedia, übersetzt von König Johann von Sachsen, genannt Philaletes, kaufte sie, fing an zu lesen und las die ersten achtzehn Gesänge des inferno. Eine eigenthümliche Dichtung; wenn ich sie vergleichen sollte, so kämen ihr nach meiner Meinung die Werke von Giotto am nächsten. Dieselbe gigantische Composition und Darstellung. Vor solchen Werken steht man wirklich wie ein Knabe. Unmöglich, sich eine Zeit- und Geistesbewegung vorzustellen, die von solchen Werken gekrönt wird. Alles riesenmäßig wie im Homer und rührend einfältig wie dort, überhaupt in den großen Zeiten der Kunst. Die Raumandeutung, der Hintergrund, worauf die Chose vor sich geht, wie ein zeitgenössisches Bild. Daß ich dieses Buch jetzt gerade zum ersten Male unter die Hände bekommen und nicht früher, weiß ich zu schätzen. In Original könnte ich es jetzt noch nicht lesen, aber im Lauf der Jahre wird auch das möglich werden. Die Uebersetzung von König Johann scheint übrigens sehr getreu und fleißig zu sein. — Das reine Wunderland, dies Italien; wo man das Näschen hinstreckt, überall etwas Schönes, man kann der Eindrücke nicht Herr werden. Das immerwährende Fühlen und Sehen großer Kunst aus allen möglichen Epochen kann nicht anders als den Geist, die Anschauung läutern und concentriren auf das wirklich Erstrebenswerthe, denn setzt man diesen Eindrücken nicht die ganze Arbeitskraft entgegen, um sich ein bischen im Gleichgewicht zu halten, so wird man einfach erdrückt. Aber trotzdem gethan wird, was möglich, so kann man certi momenti doch nicht los werden, wo, ma non sene parla. An meiner Figur arbeite ich mit großem, immer größerem Eifer so fleißig als möglich, in der Hoffnung, diesmal wirklich Etwas zu Stande zu bringen, was einen Fortschritt über meine früheren Arbeiten bedeutet, denn der Adorant, wie Sie ihn aus der Photographie kennen, ist doch erst eine Studie zu einer anzufertigenden Figur oder Statue. Diesmal aber, wenn der liebe Gott will, soll eine Statue wirklich gelingen. Noch fehlt Verschiedenes oder ist richtig zu stellen an der großen Pose, aber ich habe einen frischen Blick, und die Mängel bleiben mir nicht verborgen. Ich lebe in Angst und Hoffnung, denn nun ich eine Reihe der Hauptschwierigkeiten schon überwunden, kann ich etwa taxiren, was zu thun noch übrig bleibt, und es ist noch genug. Bringe ich die Figur zu Stande, so wie ich denke, dann ist es mit Aufwand aller meiner Kunst geschehen, certo.

Doch ich halte mein Programm schlecht ein und will lieber von Viterbo erzählen. Wenn Sie mal nach Italien kommen, sollten wir uns diese Gegend mit einander ansehn. Bei Attigliano, der zweiten Station verso Firenze, zweigt die Bahn ab, und man steigt durch bewaldete Basaltthäler auf das Plateau von Grotta S. Stefano immer mit der Aussicht ins schöne Land, aus welchem ruhig und schön geformt Berg um Berg aufsteigt bis in die Fernen von Perugia

Digitized by Google

und dem Trasimenischen See. Das reiche wechselvolle Bild des Tiberthales mit seinen Uferpappeln, den Olivengärten, bethürmten Städten auf den überragenden Höhen, wie es nach unendlichem farbigen Hin- und Widerspiel allmälig in einem Meer von Glanz und Duft zerfließt, aus welchem still und blau der ferne Apennin hervorleuchtet, vermag ich Ihnen nicht zu schildern, bisogna vedere. Die Gegend von Grotta S. Stefano, Montefiascone und Viterbo bildet eines der eigenthümlichsten Landschaftsbilder, die ich je gesehn, und die Fülle und Großartigkeit der Motive läßt vermuthen, daß der liebe Gott auf diese Composition besondere Sorgfalt verwendet. Große Eichenwälder auf weiten welligen Lagen im Vorder- und Mittelgrund, auf die man aus mäßiger Höhe herunterblickt und die, indem sie das Thal zum Theil verbergen, sich abheben von dem Chor der Berge, welche jenseits wie die Sitzreihen eines ungeheuern Theaters sich aufbauen bis hinüber zum Centralapennin. Ziehen nun zufällig große Wolkenschatten über die Landschaft bis zum Ende des weiten Mittelgrundes, wo dieser sich ins Thal senkt, so brechen sie dort jäh ab; das ganze Amphitheater dahinter bleibt aber erleuchtet, und das Auge fühlt zwischen beiden Plänen einen Raum, den es zu messen nicht im Stande ist, und der Eindruck der schon an und für sich großartigen Landschaft steigert sich auf unsagbare Weise.

Von Viterbo, Bagnaja, Ferento aus immer dasselbe Schauspiel. Als wir bei Montefiascone vorbeikamen, dachten wir an den theuern Wein vom vorigen Jahr und ließen uns die Stimmung dadurch nicht weiter verderben. In Viterbo selbst stiegen wir in dem braven Albergo ab und machten einen Gang durch die alterthümliche Stadt, wo einst Kaiser Friedrich dem Papste die Steigbügel hielt. Als wir den Weg zum Dom nicht gleich zu finden wußten, fragte ich einen alten, Vertrauen erweckenden Herrn, der „zufällig" dieselbe Straße ging, um Auskunft, die er auf die liebenswürdigste Weise gab; er begleitete uns und war so höflich und zuvorkommend, daß wir ihn Anstands halber zum Abendessen einladen mußten und den ganzen Abend nicht los wurden. Zur Strafe mußte er dann in schon etwas vorgerückter Stunde mit einem gehörigen Zöpflein nach Hause traben. Als ich den Kellner fragte, wer der Herr sei, stellte es sich heraus, daß wir auf den einzigen Fremdenführer, den es in Viterbo gibt, mit gewohnter Schlauheit hereingefallen waren. Man lernt nie aus. Der dienstfertige Herr wollte auch Alles für den folgenden Tag arrangiren, und um das zu verhindern, hatten wir dem Mann das Zöpflein angehängt, damit er morgens ein wenig länger schlafen möge. Wir aber fuhren in der Morgenfrühe nach dem verfallenen Theater von Ferentum, das, überspunnen von Epheu und blühender Clematis, mitten im weiten Lande und Sonnenschein einsam und vergessen aufragt, als der einzige Ueberrest einer volkreichen Stadt, die wohl schon recht lange zerstört sein mag, denn außer dem Theater sieht man nur noch zwei oder drei kleine Mauerreste. Die Fahrt durch die blühenden Gründe bis nach Ferentum, die völlige Einsamkeit und Stille des frühen Morgens, das Theater in der summenden Wildniß, — es war der 30. Juni. Wir lagen wohl eine Stunde auf dem mächtigen Bogen des völlig erhaltenen Hemicyklus für die ehemaligen Zuschauer und blinzelten über das Proscenium weg nach dem Apennin und über das weite Land zwischen Toscanella, Montefiascone und Viterbo. Wir zwei, Klinger und

Digitized by Google

ich, passen entschieden gut zusammen; keiner stört je des Andern Stimmung, und für alles Schöne hat jeder dasselbe Gefühl und Interesse wie der Andre. Als wir unsern Gaul und Kutscher, die wir auf der entfernten Landstraße in der Sonnenhitze hatten warten lassen (fece un bel caldetto), wieder gefunden, trabten wir weiter nach der prächtigen Villa Lati in Bagnaja, vier Kilometer von Viterbo. Es soll, und ich glaube wohl, daß es so ist, eine der schönsten Villen von Italien sein. Steineichen, Platanen, vorzügliche Statuen, Säulengänge, kühle Wasserkünste nach den Plänen von Bramante, das Ganze immer mit der Aussicht auf die zuvor angedeutete Landschaft; doch das sollten Sie selber sehen; unterdessen hatten sie uns im Albergo zwei Hühnchen gebraten, und bis spät Abends saßen wir in der kühlen Halle beim guten Wein von Viterbo im Zwiegespräche über das Schöne, was wir an dem Tage gesehen und empfunden hatten — es war einer der schönsten, die ich bis jetzt erlebt.

Am andern Morgen früh mit einer Vettura von Viterbo hinüber nach Corneto Tarquinia. Eine der packendsten Sachen hier in Italien bildet der spontane Wechsel des Landschaftcharakters. Eine halbe Stunde Wegs von Viterbo, diesem Paradiese, beginnt eine schwermüthige, unfruchtbare Hochebene, die sich ausdehnt nach Toscanella und Monte Romano. Vorüber an Vetralla und den Erhebungen von Bracciano langten wir nach fünfstündiger Fahrt auf den verbrannten kahlen Höhen über Corneto an, wo die Straße nach dem Meer abfällt. Längs dem alten Aquäducte von Tarquinia, geblendet vom glühenden Sonnenschein und Meerreflex, der dort jede Vegetation zerstört hat (nachdem einmal die Wälder abgeholzt waren), zuletzt zwischen den berühmten Gräbern von Tarquinia gelangten wir endlich, eine wandelnde Staubwolke, nach Corneto. Im Albergo war es äußerst gemüthlich. Ich empfinde es so angenehm, jetzt ganz ungehindert mit den Leuten verkehren zu können, wie wenn's deutsch wäre (wenigstens was die Dinge betrifft, welche auf Reisen in Frage kommen). Man versteht mich immer aufs erste Wort, und es fallen dadurch eine Menge Schikanen weg, die mich früher nie zum völligen Genuß kommen ließen. Wenn nicht Klinger mit seinem barbarischen Italienisch manchmal dazwischen führe, was kein Christenmensch verstehen kann, würde ich oft denken, ich reise um Bern herum. — In Corneto ist ein ganz einziges Museum von etruskischen Vasen und Alterthümern, wirklich eine stupende Sache. Der Custode erzählte uns (ein Zeugniß, wie früher in Italien gewirthschaftet wurde), daß vor einigen Jahren noch jeder Fremde oder Einheimische graben konnte, wie und wo es ihm beliebte und was er fand, für sich behalten. Auf diese Weise füllten sich die Museen aller Herren Länder mit den Vasen von Tarquinia, der Haupt- und Mutterstadt Etruriens, von welcher nichts übrig geblieben als die Gräber. Die Lage von Corneto ist prachtvoll, man sieht vom Monte argentaro bei Orbetello bis nach Fiumicino, aber überall dort, dem Meere nahe, Malaria der schlimmsten Sorte. In der Stadt selbst alte Kirchen, gothische Paläste und vor der Stadt fußhoher Staub. Den Besuch der Gräber versparten wir uns deshalb auf ein andermal, denn wir hatten für diesmal genug, sowohl Staub als Eindrücke. Vervollständigen werde ich Ihnen dieses Racconto mündlich, denn, auch wenn ich noch viele Bogen dazu schriebe, ich könnte doch nicht ein erschöpfendes Bild geben von den tausend Sachen,

Digitized by Google

die wir in den Museen von Corneto gesehen. Gemmen, Goldschmuck u. s. w. u. s. w. Zuletzt ferrovia Corneto, Civita vecchia, Roma. — trattoria — cena — letto — sonno — sogno.

Montag, den 14. Juli 1889.

Immer liegt der Brief noch da und harrt eines Schlusses. Meine Arbeit macht immer mehr Fortschritte trotz der etwas sehr hohen Temperatur, die in bassa Roma, wo mein Atelier sich befindet, gestern und Freitag 36½ Cel. im Schatten erreichte; letztes Jahr wurde es nur zwei Tage 35 oder 34½, während die ganze letzte Woche die mittlere Temperatur 34½ war. Doch die Temperaturfrage kommt in zweiter Linie; bis ich die Figur in Gips formen kann, muß ich bei der Stange bleiben unter allen Umständen. Rom ist wie ausgestorben; alle Künstler, Herrschaften, wer es nur ein bischen vermag, ist verreist ins fresco ans Meer oder ins Gebirge; selbst unsere Portierfrau reiste heute Nachmittag in die Bäder von Viterbo. Ich aber will gerne noch bessere Hitze ausstehen, wenn, wie es allen Anschein hat, diesmal der Wurf ohne große Vorbehalte gelingt.

In nicht allzu ferner Zeit kann ich wenigstens photographiren lassen; wie ich den Moment ersehne, Ihnen nach so viel Briefen endlich etwas Wirkliches zeigen zu können!

XVIII.

Rom, Sonntag den 4. August 1889.

Rom hält Siesta, Alles schläft hinter geschlossenen Läden; auch ich verhalte mich ruhig im dunkel verhängten Studio, und nur meine Gedanken wagen sich heraus, weil ihnen als körperlosen Wesen die Sonne nicht auf den Buckel brennen kann wie ihrem Herrn. Die stillen Nachmittagsstunden eines römischen Augustsonntages erzeugen eine eigenthümliche Stimmung. Ueber das Nächste, Wirkliche hinweg kriechen aus allen Ecken Erinnerungen und Bilder, die den Geist angenehm beschäftigen: große Kunstwerke und die Fortschritte in deren Erkenntniß, schöne Landschaftsbilder, gute Freunde, kurz Alles, was zum Seelenfrieden eines Künstlers beiträgt. Da fühle ich auch zu meiner Beruhigung eine alte Präoccupation schwinden, die noch von München her in mir spukte und durch die Beobachtungen an meinen Bekannten und Freunden viel Wahrscheinlichkeit gewonnen hatte. Ich hatte, wer weiß woher, den Glauben, daß der Künstler mit dem circa fünfunddreißigsten Jahre die Fähigkeit zur Weiterbildung verliere und sich von da an darauf beschränken müsse, das bisher Erlernte möglichst gut zu verwalten und zu verwerthen. Je näher ich nun diesem Alter komme, um so fühlbarer wird zwar der Contrast zwischen dem, was ich etwa zu lernen gedenke, und dem, was ich bis zum ominösen fünfunddreißigsten Jahre, wenn die Fortschritte im bisherigen Tempo marschiren, noch zu bewältigen im Stande wäre — um so klarer wird mir aber auch die Thorheit; denn die Natur hat uns gewiß nicht von vorn herein dazu verdammt, mitten im Leben, gerade da, wo Erfahrung den Bemühungen zu Hülfe kommen könnte, auf weiteres, erfolgreiches Studium verzichten zu müssen und kurz nach endlich erlangter Erkenntniß der zu lösenden Aufgaben mit gesundem Geist und Körper stille zu stehen. So lange man klar zu denken vermag, sehe ich kein Hinderniß für Weiterentwicklung;

Digitized by Google

freilich gilt das Gesetz der Trägheit auch im Reiche der Geister. Bequemlichkeit und Eitelkeit in ihren vielen Formen hindern gewöhnlich am Fortschritt noch mehr als materielle Schwierigkeiten.

Ich kann ein gewisses Heimweh nicht verleugnen und wünsche sehr den Moment herbei, wo ich die Arbeit an meiner Statue vorläufig abschließen und eine kleine Pause machen kann. Die anderthalb Jahre in Italien hatten ihre Wirkung; ich habe zu viel in dieser kurzen Zeit gesehen, gelernt, erlebt, um nicht sachte das Bedürfniß eines kleinen Halts zu fühlen. — Dadurch, daß ich die Plastik lerne, hat sich nicht nur mein Verständniß für Werke dieser Kunst sehr ausgebildet und ist mir eine ganz neue Welt der Thätigkeit und des Genusses aufgegangen; auch meine Ideen von Malerei haben sich unter dem Einflusse dessen, was der Künstler hier in Italien zu sehen bekommt, verändert. Jedenfalls habe ich jetzt ein klareres Bild, worauf ich bei meiner späteren Malerei abzielen werde, als vor anderthalb Jahren. Welcher wirklich künstlerisch beanlagte Mensch ginge wohl ungerührt vorbei an dem Massentriumphe italienischer Kunst. Man muß Antike und Italiener von Giotto bis Raffael kennen, um so recht zu fühlen, wie die Freude an den Werken der Natur unter Meisterhänden sich herrlich zu gestalten und eine zweite Welt für die Feiertage zu schaffen vermag. Keine christliche Kunst wirkt so in der Gesammtheit wie die italienische. Auch der Norden hat seine unsterblichen Meister, Eyck, Rogier, Memling, Schoen, Wohlgemuth, Dürer, Holbein, Rubens, van Dyck, Rembrandt, Hals, aber ich nehme, indem ich diese Meister aufzähle, schon drei Jahrhunderte und drei Nationen zusammen, während die einzige Nation der Italiener in einem einzigen Jahrhundert mehr große Künstler hervorgebracht hat, als alle anderen zusammen. Zwar haben die Italiener nicht tiefer empfunden als die Deutschen, oder gar besser gemalt oder großartiger gedacht — es gibt wohl in der ganzen italienischen Kunst kein Werk von solcher Seelentiefe und Inbrunst wie die Holzschnittpassion von Dürer, oder Figuren von zwingenderer Gewalt, als seine vier Apostel in München, Lionardo nicht ausgenommen. Aber — die Kunst des Quattrocento ist wie keine andere der Spiegel einer glücklichen, prächtigen Zeit, und die naive Freude am Schönen blüht förmlich aus ihr hervor. Schöne Menschen in reichen Gewändern handeln und wandeln in marmornen Palästen und goldenen Hallen; stille Madonnen ruhen auf blühenden Wiesen und empfinden ihr Mutterglück, und die Himmel hängen voller Engelein und voller Geigen. Wird auf einem Bilde gekämpft, so geschieht es in prachtvollen Kunstrüstungen, und man hat so ziemlich die Garantie, daß Helden von solch entwickeltem Kunstgeschmack und angethan mit so köstlichem Gewehr, sich die Ornamente gegenseitig nicht zu sehr ruiniren und sich kaum arg was zu Leide thun werden. Brät oder quält man aber wirklich einmal einen Heiligen, oder schlägt Johannes dem Täufer den Kopf ab, so geht derselbe ja unmittelbar zur ewigen Glorie und Seligkeit ein, und man möchte ihm eher zu seinem supplicium gratuliren, als ihn beweinen, zumal ihm als einem wahren Heiligen (und andere als solche werden auf guten italienischen Bildern nicht umgebracht) Braten oder Viertheilen ein wahres Capitalvergnügen sein muß, wo bliebe sonst die Heiligkeit? Also der Santo freut sich, daß er geköpft wird, die Heiden, daß sie

Digitized by Google

ihn beim Wickel haben, der Henker, daß er was zu thun hat, und Herren und Damen, welche der Künstler zum Schauspiel versammelt, sind vergnügt, daß sie was zu sehen kriegen (wie heutzutage auch). So ist für Jeden gesorgt und auch hier eitel Lust und Freude.

Ich wollte aber eigentlich von der Cappella Sistina erzählen, und daß ich endlich auch zur Würdigung dieser Kunstwerke durchgedrungen bin. Nach anderthalb Jahren! werden Sie denken. Die Verzögerung erklärt sich aus verschiedenen Ursachen leicht. Im Anfang meines hiesigen Aufenthalts hatte ich für Malerei nicht viel übrig, und dann hatte ich bei meinen drei früheren Besuchen sehr schlechtes Licht getroffen für die Decke, so daß mich die Wandfresken der älteren Florentiner hauptsächlich interessirten. Diesmal war die Beleuchtung vorzüglich, und außer einem Perser im Nationalkostüm mit Dolmetsch, zwei Herren von der französischen Akademie, die hoch auf Gerüsten saßen, und meiner Wenigkeit Niemand weiter im schönen Raum als ein langhaariger Deutscher mit Gattin à la Frau Prof. . . . . Er (Jägernormalianer) schien mit der Kunst in irgend einer Weise (vielleicht als Lehrer für Freihandzeichnen in einer höheren Töchterschule) zusammenzuhängen, denn er „bannte" den ganzen Vormittag den Geist Michel-Angelo's, oder besser ein paar magere Contouren mit den classischen Gebärden künstlerischer Begeisterung auf einen Bogen Zeichnungspapier. (Wie einer überhaupt zeichnen mag in der Sistina?!) Wenn er so, den edlen Strohkopf kühn nach hinten werfend, die blitzenden Augen zum Gewölbe aufklappte, schien der Bleistift in seiner Rechten zum Speer zu werden, und ich dachte an Cervantes' unsterblichen Helden. Die Frau unterdessen hatte sich auf eine Sitzreihe hingegossen und verzückte egal, bis sie's endlich lassen mußte, weil ihr das Genick zu weh that. Seit ich in Rom bin, habe ich nie das Bedürfniß gefühlt, ins Theater zu gehen; wer sich ein Bischen auf Komik versteht, der kann hier sein Geld sparen. — Ein Mensch, der sich innerhalb seines Berufes und Ideenkreises bewegt, wirkt immer proportionirt und natürlich und gibt zum Lachen nicht mehr Anlaß als der größte Geistesheld; nur wenn er für etwas Anderes gelten will, als er wirklich ist, fangen seine Schellen an zu klingeln. So z. B. ein Parvenu ist an und für sich nichts weniger als etwas Komisches, erst die Eitelkeit macht ihn zum Narren. Eine der weit verbreitetsten Narrheiten hat aber entschieden die Langeweile zur Welt gebracht, ich meine die, mit dem Reisebuche in der Hand den Kunstwerken der ganzen Welt nachzulaufen und davor Begeisterung oder gar Verständniß zu heucheln. Gewiß nicht Vielen offenbart sich so rücksichtslos ein Theil der menschlichen Tragikomödie wie einem Künstler, der das reisende Publicum in den italienischen Sammlungen beobachtet. Unsereiner plagt sich sein ganzes Leben zum Verständniß der Kunstwerke durchzudringen, nähert sich ihnen nur völlig gesammelt und in bester Stimmung und ist gezwungen, jedesmal Zeuge zu sein, wie vor jedem Kunstwerk die Komödie wieder losgeht: keiner, der der Dumme sein will, der weniger sieht oder empfindet als die Anderen, gerade wie bei Kaisers neuen Kleidern in Grimm's Märchen. — Daß nicht alle Leute gleichmäßig empfinden und daß dem Einen sin Uhl, was dem Anderen sin Nachtigall ist, erklärt sich hinlänglich aus der Verschiedenheit der Beschäftigung eines Jeden, und Niemand braucht sich deshalb zu geniren.

Digitized by Google

Einem Berner Metzger ist der Ostermontags-Ochse, was mir z. B. der David von Donatello u. s. w., jeder secondo gusto, nur keine Affectation und keine Phrasen. Zu diesem schon perfecten (in Geschmack und Urtheil) Publico gesellt sich die lernbegierige ästhetische Jugend, die englischen Jungfrauen, meist begleitet von einem alten Drachen mit Brille und wenigstens drei Bänden Kunstgeschichte, aus denen stundenlang vor den Kunstwerken laut vorgelesen wird. O madonna mia! ist das eine Plage. Am schlimmsten erlebte ich es in Florenz vor den Fresken Giotto's in Santa Croce und half mir in der Verzweiflung wie ich konnte, denn auch dem Wurm ist sein Stachel gegeben. Skizzenbuch heraus und unverfroren die Vortragende zu konterfeien angefangen — brutal aber probat. (Auge um Auge, Zahn u. s. w.) Wie gleichgültig können einer englischen Lady Giotto's Fresken sein, von denen es schlechterdings nicht möglich ist, etwas zu capiren, wenn nicht langes Studium der Malerei und speciell der gothischen Kunst vorangegangen. (Burkhardt sagt zwar das Gegentheil im Cicerone.)

Freitag, den 9. August 1889.

Seit ich das Obige geschrieben, ist Freitag Nachmittag geworden und nach der gestrigen infernalen Hitze ein Scirocco übers Land gekommen, der noch bei Weitem schlimmer ist, so daß ich heut Nachmittag den Giovanni zu seinem großen Vergnügen laufen ließ. Hitze, meinetwegen, nur nicht Scirocco. Ich bin bei dem Publicum in italienischen Galerien stehen geblieben. Ja, die Barbarenhorden ziehen immer noch heran in das bel paese che il mar circonda e le alpi, nur sind es heutzutage nicht mehr die Italiener, welche die Invasion bezahlen.

Gegenüber Kunst verhält sich der Italiener viel richtiger als der Deutsche oder Franke; es fällt hier zu Lande keinem Menschen ein, Museen der Mode halber abzuklappern. In Italien steckt eben noch ein gutes Theil antiker Menschenverstand und Lebensart trotz aller Decadenz und Verlotterung. Ein Deutscher, der herkommt, mag zehnmal mehr wissen (was heißt überhaupt wissen?) als ein gebildeter Italiener, etwas Barbarisches hängt ihm neben diesem fast immer an. Nun vollends die deutschen Frauen im Auslande haben mehr oder weniger alle etwas von jenem fatalen Typus à la Frau Professor . . . . — was ich so von Weitem wenigstens sehen und hauptsächlich hören konnte. Der Reisende in der Fremde, wenn er sich nicht eine gewisse Reserve auflegt und sucht so wenig als möglich aus der Menge herauszufallen, bietet dem Eingebornen zu leicht Anlaß zum Spott, ob mit oder ohne Grund kommt nicht in Betracht, und Deutsche, speciell Norddeutsche, haben dafür meist gar keinen Sinn, sondern geriren sich immer wie bei sich zu Hause. (Siehe Feuerbach, Vermächtniß, letzter Theil.) Einmal in Rocca di Papa traf ich bekannte Berliner Herren und Damen, die auf ihre Weise mit dem „Volke" glaubten ihren Spaß zu haben und auf italienisch (Si figuri che roba) Witze machten; das „Volk" aber invece war ihnen weit über und gab's ihnen fein und grob in jeder Nummer; glücklicherweise verstanden die Herrschaften nur ihr eigenes Italienisch und das der Roccapapaner nicht; ich war aber nicht in derselben glücklichen Lage und machte, daß ich wegkam. Witze machen auf italienisch ist nicht so leicht!

Digitized by Google

Sonntag, den 11. August, so und so viel Grad Réaumur. Seit Freitag immer die gleiche Hitze mit Scirocco, infernal. — Also Fortsetzung. Ich bin hier schon in der Mitte des fünften Bogens angelangt, quasi am Schlusse eines schon über Normalgröße angewachsenen Briefes und habe das eigentliche Thema noch gar nicht berührt vor lauter Allotria. — Ich bemerke, daß meine Scripta immer länger werden, und doch kann ich Ihnen nicht den kleinsten Theil von alle dem Material, welches ich in meiner Plaudertasche aufspeichere, mittheilen. Ich möchte so in einem fort schreiben und (Gott sei Dank, daß es nicht geschieht, werden Sie denken) käme doch zu keinem Ende. — Für heute will ich die Sixtina und die Stanzen noch in Frieden lassen und bitte Sie, diese Blätter nur als Einleitung zu einem nächsten Scriptum anzusehen, worin dann aber (so Gott will) wirklich von den schönen Sachen die Rede sein soll.

Es war doch zum großen Theil noch ein gewisses Vorurtheil, welches mich im Anfang hinderte, die Sixtina und die Stanzen ganz zu genießen, und das erst zu überwinden war: seit ich Kunst zu studiren anfing, hatte ich diese Werke immer nur in Reproduction (und meist sehr schlechter) gesehen, Contourzeichnungen, Stiche, undeutliche Photographien und diese meist auf den Katheders der Kunstgeschichtsprofessoren Traechsel, Carriere u. s. w. Dann sah ich mit Berufung auf diese herrlichen Menschen so viel langweiliges akademisches Zeug pfuschen, man denke nur an die Schule Kaulbach's und Schnorr's und Cornelius' maustodten Angedenkens, die diese Namen (Raffael) immer im Schilde führte und sich einbildete, daß ihre Contourmonstren und Linien-Phraseologien Kinder desselben Geistes wären, diese Sorte „monumentaler Malerei", welche in München und Berlin an allen Wänden blaßt und sich ausgibt als Kunst im Sinne der italienischen Renaissance (was ich früher aus Unkenntniß der Originale gläubig hinnehmen mußte) — das alles hatte mich gegen Raffael und Michel Angelo (lachen Sie nicht) erst mißtrauisch, dann gleichgültig gemacht; abgesehen davon, daß die langweiligsten deutschen Kunstgeschichtsprofessoren dieselben fortwährend in ihre ästhetischen Wassersuppen einbrockten. Wenn, dachte ich mir, Das (das „Das" wird gleich erläutert) die höchste Kunstblüthe sein soll, so ist mir Anderes lieber. Aus all dem, was ich hörte und sah, mußte ich nothwendigerweise annehmen, daß die Zeit Ludwig's des Ersten ungefähr das wäre, was die Epoche der Medicäer und Julius' des Zweiten, und in meinem jugendlichen Verstande warf ich Raffael mit Schraudolph, Michel Angelo mit Cornelius, Fra Angelico mit Overbeck zusammen, und da mir dieses glorioſe Dreigestirn der „Wiedergeburt" der deutschen Kunst von jeher verdächtig war, so erging es eben den drei anderen auch nicht besser, und ich konnte mir die italienischen Fresken Jahre lang nicht anders vorstellen, denn als schlechte Malereien aus den vierziger Jahren oder als Holzschnitte aus einem billigen Grundriß der Kunstgeschichte für Schule und Haus. — In welchem Höllenpfuhl würde wohl Dante diese Nahrungsmittelfälscher peinigen lassen?

O, um diese moderne Verständnißvermittelung von unberufenster Seite! Man will eben heutzutage Alles fertig kaufen, auch das Urtheil; auf diese Weise riskirt man keine eigene Meinung, wenn man eine hat, und falls dies nicht der Fall ist und man doch über eine Sache sprechen möchte, von der man nichts versteht,

Digitized by Google

so finden sich in diesen Büchern die nothwendigen Phrasen, Schlag- und Stichwörter, um sie an Stelle von lebendigen Begriffen zu verwenden. (Ich spreche hier nicht von Werken wie Burkhardt's Cicerone.) Aber auch der verständige Beschauer wird durch Vorgelesenes, Gehörtes oder Gesehenes am naiven Genuß des Originales verhindert, weil er unwillkürlich mit vorgefaßter Meinung vor die Werke tritt, manchmal mit dem fertigen Urtheil schon in der Tasche. Wie man solche gang und gäbe Phrasen, z. B. Michel Angelo hätte keinen Farbsinn gehabt, oder Tizian hätte schlecht gezeichnet, fertig, ohne weiter darüber nachzudenken, übernimmt und unwillkürlich den Einen nur auf Form, den Anderen nur auf Farbcontraste hin ansieht, auf die anderen Vorzüge aber gar nicht erst achtet, also nie Tizian auf Zeichnung und Michel Angelo als Coloristen genießt und so ein ganz falsches Bild bekommt, habe ich an mir selbst erfahren. Ob dieser Mangel an richtiger Beobachtung lediglich der schlechten Lectüre oder zum Theil auch der stufenweisen eigenen Entwicklung zuzuschreiben sei, welche die völlige Erkenntniß aller Vorzüge, somit die Totalwürdigung (wenn man von einer solchen überhaupt sprechen kann) eines Werkes erst spät zuläßt, kann ich nicht entscheiden; es wird ein Bischen vom Einen und ein Bischen vom Anderen sein. Wie viele Stufen zählt die Leiter künstlerischer Erkenntniß; von wie tief unten müssen wir den Anstieg beginnen, und wie langsam geht es damit. Habe ich doch erst ganz kürzlich in der vaticanischen Pinakothek Tizian begriffen oder glaube es wenigstens. Böcklin sagt: Jeder, der heutzutage etwas Gutes leisten wolle, sei gezwungen, sich die Kunst neu zu erfinden. Dies ist richtiger, als es auf den ersten Blick scheinen sollte (cum grano salis), dürfte aber immer so gewesen sein, denn wenn Einer nicht Andere blindlings nachahmen will, so muß er schließlich trotz der besten Schule selber suchen, das, was ihn umgibt, die Natur, künstlerisch zu erkennen, Anschauung davon zu erwerben und die Mittel zu finden, sich künstlerisch auszudrücken, d. h. das Vorgestellte plastisch oder malerisch erschöpfend darzustellen. Fremde Hülfe, Schule, kann ihm nur die Mittel der Darstellung zeigen und geläufig machen und den Schüler lehren, sein Machwerk immer mit der natürlichen Erscheinung in strengen Vergleich zu bringen. Da hat's aber ein Ende. Nachher muß er sich selber weiter bringen durch das Studium der großen Meister, durch Forschen nach deren Naturauffassung, durch Meinungsaustausch mit Gleichstrebenden, vor Allem aber durch fortwährende Beobachtung der Natur und Uebung in der Darstellung. Auf diese Weise lernt er die malerische und plastische Erscheinung der Dinge immer besser erkennen, Darstellungsvermögen und Anschauung klingen schließlich zusammen: aus dem Schüler ist ein Meister geworden (nach meiner unmaßgeblichen Vorstellung von der Sache). — Die Anschauung und Künstlerschaft eines Anderen kann man aber nicht so ohne Weiteres fertig übernehmen und für sich verwenden, das sollte sich eigentlich von selber verstehen; der Nachahmer bleibt in den Aeußerlichkeiten stecken, wie die Bildhauer und Schriftsteller im Anfang des Jahrhunderts, die das Wesen griechischer Kunst in gewissen Körpermaßen suchten, statt in organisch vollendeter Darstellung. Es ist sonderbar, daß auch Goethe, von dem doch, wenn ich nicht irre, der Spruch herrührt: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", glaubte, daß plastische Schönheit in gewissen bestimmten Maßen bestände, und

Digitized by Google

daß, um mit den Griechen Gleichwerthiges zu produciren, man sich einfach dieser Zauberformel 7½ oder was weiß ich wie viel Kopflängen u. s. w. zu bedienen hätte. Künstlerische Production ist überzeugende, bildgewordene Naturanschauung und Empfindung.

P. S. Ich werde nächstens meine Briefe erst brochiren lassen, ehe ich sie abschicke. Verzeihen Sie!!

XIX.

Rom, den . . . August 1889. Via Margutta 54.

Gedenkend der Stylungeheuer, die ich von Zeit zu Zeit fabricire und an Sie als Römerbriefe (der Apostel Paulus halte zu gut) absende, spricht mein Gewissen laut und deutlich etwa Folgendes: Mensch, wie kannst Du, bei sonst leidlich entwickeltem Geschmack, die schönsten Dinge der Welt fortwährend erbarmungslos in Deiner Prosa herumziehen, ohne im Stande zu sein, ihnen eine neue Seite abzugewinnen, oder Deine Empfindung klar und präcis in Worte zu fassen. — Dagegen ist schwer viel zu sagen. Jedennoch läßt sich zu meiner Rechtfertigung einiges anbringen. Diese meine Schreiberei ist zwar nicht künstlerisch im Stande, von den Dingen, über welche sie handelt, eine complete Vorstellung zu erwecken; doch ist es auch kein directes Blech, und wenn von bildender Kunst in Italien oder anderswo die Rede ist, so möchte ich diese negative Thatsache schon beinahe Verdienst nennen. — Wenn manchmal bei Nennung eines stillen Werkes Ihre Erinnerung klingt und die Bilder aus Italien sonnig heranziehen, so ist mein bescheidener Zweck erreicht, dem freilich öfter als nöthig meine breite Figur im Wege stehen mag. Ich denke, somit durch diese Briefe nichts Schlimmes anzurichten, am allerwenigsten an den Dingen, von welchen manchmal drin die Rede ist, denn mit Worten allein fügt man der bildenden Kunst nichts zu, weder Gutes noch Böses. Das haben auch Winckelmann und Goethe erfahren, denn trotz ihrer Schriften hat man nach ihrem Tode genau so schlecht gemalt wie vor ihrer Geburt. Der bildende Künstler kann für sein Metier vom Schriftsteller, auch wenn er Goethe heißt, nichts profitiren, und wenn er noch so sehr den Beruf zur Lehrerschaft in sich fühlt. Poet und Maler gehen verschiedene Wege, und keiner hat dem andern ins Zeug zu reden. — Merkwürdig ist, daß man gerade zu Goethe's Zeit, als man dachte, die Gleichberechtigung der Künste entdeckt zu haben, doch versuchte, die Malerei durch ästhetische Schriften zu fördern und gewissermaßen das Verständniß des Malers für seine Kunst durch literarische Mittel zu heben. Wenn es nicht beruhigend wäre, zu sehen, daß sogar ein Mensch wie Goethe manchmal irrte und wie andere Sterbliche mit Mängeln behaftet war, so möchte man diejenigen seiner Schriften, wo er darthut, daß neben dem großen Dichter auch ein großer Dilettant in ihm steckte, beinahe bedauern. Dilettirt hat er als Staatsmann (Minister), Maler, Bildhauer, Musiker, Naturforscher u. s. w., und seine vielen Steckenpferde waren ihm gewiß ebenso theuer als der Pegasus.

Man lese nur seine italienische Reise. Ich sagte vorhin, die Goethe'schen Schriften über Malerei und Plastik hätten der Entwicklung dieser Künste direct weder geschadet noch genützt; das ist wahr, aber si tacuisses etc., sie haben das

Digitized by Google

schlechte Beispiel gegeben und das moderne Berufsrecensententhum geschaffen. Gestützt auf Goethe'sche und Winckelmann'sche Autorität, schreiben heutzutage alle möglichen Ignoti über Kunst und machen Gesetze und Vorschriften. Passiren bei solchen Gelegenheiten einem Mann wie Goethe schon wunderliche Sachen, um wie viel mehr einem uomo qualunque. Schreibt Goethe über bildende Kunst, so bleibt er auch auf dem Holzweg der größte Genius seiner Zeit, und sein persönliches Beobachten und Empfinden auf diesem Gebiete ist, auch wenn man heute anders denkt, eben Goethe's Empfinden und in seiner Sprache geschrieben. Das Wesen seiner jeweiligen Kunst erkennt der Künstler selber gewiß tiefer als Andere, denn von künstlerischer „Erkenntniß" geben die Werke allein Zeugniß (das Publicum empfindet bloß nach); Glossen über dieselben bedeuten auch nur insofern etwas, als wir nach dem Genuß eines Kunstwerkes, einer schönen That überhaupt uns freuen, Näheres über den Urheber zu vernehmen (das von der Persönlichkeit kennen zu lernen, was sich aus dem Kunstwerk nicht direct ergibt), wie er sich zur Geisteshöhe, die wir an ihm bewundern, aufgeschwungen hat, wie er denkt, sich ausdrückt u. s. w. Solche Schriften, wenn sie vom Meister selber herrühren, sind im hohen Maße bildend und belehrend, weil sie von dem handeln, was sein ganzes Wesen ausmacht; aber Winckelmann und Goethe haben angefangen, außer über ihre Kunst, die Schriftstellerei, als Fachleute, auch über anderer Leute ihre als Laien, Dilettanten zu schreiben. Und das war überflüssig. Ihre Lehre von der stillen Größe und den klassischen Maßen wäre an und für sich recht schön, wenn man anders als auf dem Wege intimen Naturstudiums zur Classicität gelangen könnte, für die es übrigens in keiner Epoche lebendiger Kunstentwicklung meßbare Normen gegeben hat. (Es gab immer nur die Gesetze des guten Geschmacks.) Die Goethe'sche Saat ist denn auch aufgegangen, wie, sit venia verbo, Unkraut zu thun pflegt. Es begriffen sogleich eine Reihe speculativer Köpfe, daß da ein Acker brach liege und daß es kein dankbareres, bequemeres Handwerk geben könne, als über eine Sache zu schreiben, von der die meisten Menschen nichts verstehen und es doch nicht Wort haben wollen. So entstanden in diesem Jahrhundert die vielen Kunstbücher, von denen keines so dumm ist, daß es nicht sein Publicum fände. Goethe hat übrigens als Greis Eckermann gegenüber eingestanden, daß er fühle, von bildender Kunst nichts verstanden zu haben. Hätte zur damaligen Zeit ein wirklicher Maler, vom Schlage Tizian's existirt, Goethe würde (hätte er ihn gekannt, persönlich) wohl manche seiner Schriften über Kunst anders verfaßt haben.

Sonntag, 25. August 1889.

Die Hitze, welche mit constanter Bosheit fortdauert, und das fortgesetzte Arbeiten an einer Sache, wo ich jeden kleinsten Fortschritt unter ungewöhnlichen Schwierigkeiten und Geistesanstrengung erkaufe, machen schließlich etwas müde. Klinger, welcher der Hitze Tags über viel mehr ausgesetzt ist, als ich, wurde in hohem Grade nervös, kriegte auch Fieberanfälle (er hat sein Studio beim Colosseum) und ist nach Frascati geflüchtet. Der gegenwärtige Sommer ist bedeutend heißer als der letzte. Ich habe Nachts in meinem Schlafzimmer schon während circa drei Monaten 21—24° Reaumur mit den obligaten Zanzaren, die vom Pincio

Digitized by Google

her diese Häuser im Sommer belästigen. Der Schlaf gestaltet sich in Folge dessen etwas anders, als man es von Hause aus gewöhnt ist. Ich arbeite die letzte Woche nur Morgens und benütze die Nachmittagsstunden theils zur Lectüre, theils, wie Sie sehen, zur Correspondenz mit Ihnen. Unter guter Lectüre verstehe ich diesmal den Trattato della pittura des genialsten aller Menschen, Lionardo, und andere Kunst betreffende Schriften der Renaissance. Je mehr ich mich in die Werke und Schriften jener Zeit versenke, um so fremder wird mir das Meiste aus der Gegenwart, was ich noch vor nicht langer Zeit geschätzt und bewundert. Es geht mit Kunstwerken wie mit Freunden; auf die Länge bleibt wenig bestehn; und auf einer Fahrt wie auf der andern: man wirft in dem Maße Ballast aus, als man Ladung aufnimmt. So ist von allen meinen Freunden resp. Mitkunstjüngern ein einziger, Klinger, geblieben, dessen Denkweise und Bestrebungen ich noch mit gleicher Theilnahme gegenüber stehe wie vor Jahren. Die andern alle, theilweise Leute von verblüffender Virtuosität in gewissen Sachen, wobei es aber sein Bewenden hat, lassen mich immer kühler. Diese Herren denken nicht über ihre betreffende moderne Specialität hinaus und treiben die Kunst nicht, wie es Lionardo verlangt. Weil sie nicht immer und immer ernsthaft studieren, so bleibt ihr Form- und Farbverständniß, ihr Kunstwissen beschränkt; da man aber nur vermittelst dieses Wissens die natürliche Anlage in künstlerische Production umsetzt, die Reife der letzteren lediglich von dem Kunstbegriff abhängt, zu dem einer durch Naturstudium gekommen, so sind die Producte auch danach. Sie zeigen mehr gewisse Geschicklichkeiten, Manieren, Bravouren, als künstlerisch verarbeitete menschliche natürliche Eindrücke, denn dazu will es mehr als die Virtuosität des Specialisten, welche die Uebersicht übers Ganze ihrer Natur nach ausschließt und confus und urtheilslos in der jeweiligen Gegenwart stecken bleibt, deren oberflächlichem künstlerischen Tagesbedarf sie die entsprechende Waare liefert, die Kunst der jeweiligen Mode — gegenwärtig ist der sogenannte Naturalismus an der Tagesordnung (um ein Beispiel anzuführen). Kunstwerke, die bei ihrem Erscheinen gleich modern sind und Furore machen, sind selten weit her; was von jedem Hans gleich verstanden wird und bewundert, muß nothwendiger Weise eine banale Sache sein. Es wird zwar immer das Gegentheil behauptet, ich weiß es aber besser.

Montag, den 26. Diese Präludien habe ich nicht deshalb angestimmt, darauf mit mehr Emphase von meiner Statue declamiren zu können, die übrigens stetig fortschreitet (eine Phrase, die ich seit so und so langer Zeit wohl in jedem Briefe wiederhole). Aber bitte noch etwas Geduld; ich thue mein Möglichstes und komme zum Ziel, freilich etwas langsamer, als ich zuerst gedacht, aber woher sollte mir die Wissenschaft über die Dauer einer Arbeit gekommen sein, die ich vorher nicht einmal hatte von Andern machen sehn, geschweige denn selber versucht. Klinger sagte freilich Dies und Jenes, aber gute Räthe existiren für mich gewöhnlich nicht im Leben, theilweise zum Schaden, in der Kunst nur zum Vortheil. Ich bin kein Starrkopf oder arger Selbstüberschätzer, habe aber meinen Kopf meist so voll eigener Meinung, daß diejenige Anderer keinen Platz mehr drin hat. — Der August geht seinem Ende entgegen, und immer noch muß ich mit dem Photographiren noch ein paar Wochen warten, wenn ich Ihnen

Digitized by Google

nicht ein falsches Bild von der Arbeit geben will. Einstweilen sage ich bloß, daß ich vor der Figur manchmal das Gefühl habe, ein gutes Stück in meiner Entwicklung weiter gekommen zu sein. Jetzt um jeden Preis bei der Stange bleiben und nicht nachlassen, denn nur das fertige Werk ist etwas Positives und gestattet ein Urtheil in der Kunst, bei plastischen Sachen besonders. Ergo!

Das Modelliren ist eben ein ganz anderer Proceß als Malen oder Zeichnen; um dies recht inne zu werden, mache man's wie ich, d. h. man probire. Der Maler stellt den Menschen nur in einer Ansicht und immer im Verein mit andern Sachen, als Theil eines malerischen Ganzen dar, welches vermittelst farbiger Gegensätze auf der Fläche die Illusion des Wahren hervorbringen soll (wäre es auch nur ein Kopf auf einer weißen Wand — immer bedarf es wenigstens *eines* Contrastes um malerisch zu wirken, oder besser gesagt, zweier Factoren). Für den Bildhauer ist der Mensch an sich Vorwurf, denn an der Oberfläche des Steins hat sein Reich ein Ende, besteht recht eigentlich nur in dieser. Was bleibt ihm anders? Geist und Gefühle, welche der lebendige Mensch durch Bewegung seines Körpers, durch stets wechselnde Form und Farbe in Rede und Handlungen kund gibt, zu veranschaulichen, steht dem Maler außer der Form das ganze Reich der coloristischen Combination und Composition zu Gebot, dem Bildhauer die Form allein, die Gestalt der Oberfläche von Marmor oder Erz. So scheint auf den ersten Blick die Sculptur im Vergleich mit den andern Künsten von reicherem Apparat am Ausdrucksvermögen verkürzt — aber nur auf den ersten Blick, denn ist sie weniger fähig, menschliche Empfindung wach zu rufen und darzustellen, als eine von den andern? Daß sie die gegenwärtig am wenigsten verstandene und deshalb am wenigsten ausgeübte Kunst ist (von den bildenden, die übrigens alle drei unter dem Schlitten sind), möchte ich dem barbarischen Opern- und Balletgeschmack unserer Tage, dem Pappdeckelunfug mit bengalischer Beleuchtung zuschreiben, der das directe Gegentheil von Kunst, von künstlicher Naturerscheinung bedeutet in seinem infamen Trachten, durch Verquickung aller sieben freien Künste ein sogenanntes scenisches Ganzes — einen Theatereffect (wohl zu unterscheiden vom Dramatischen) zu erzielen. Man sollte beim Schauspiel in Bezug auf scenische Zuthaten nicht anders, als beim Placement eines Kunstwerkes überhaupt verfahren; d. h. einfach die Bedingungen herstellen, welche ihm möglichst vollständige Wirkung sichern, nicht aber, wie gegenwärtig fast immer geschieht, neben der dramatischen, noch eine für sich nebenher existirende decorative Wirkung schaffen, welche Sache man gemeinhin Naturalismus auf der Bühne nennt, und mit dem es sich genau so verhält, wie mit dem sogenannten Naturalismus in der Malerei, der heut modern ist: Nebensachennaturalismus, nicht derjenige der großen Erscheinung. — Zur Darstellung eines Dramas gehören nothwendiger Weise nur zwei Dinge, der Dichter und der Schauspieler; der Decorateur im modernen Sinne bleibt besser weg, denn das Ausstattungsstück mit Ballet hat mit dramatischer Kunst so wenig zu thun als der Cirkus. Man hat ob der heutigen Theatereinrichtung verlernt, einzelne Werke bildender Kunst zu goutiren, die nur Wenigen und diesen nur in Stunden der Sammlung ihre Schönheit offenbaren, dem Barbaren aber unter allen Umständen ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Weil gute Malerei

Digitized by Google

so wenig verstanden wird, drum machen die Panoramas, wo es auf gewisse Kniffe, Augentäuschereien allergröbsten Genres ankommt, nicht auf Kunst, so colossale Geschäfte.

Dienstag. Ich fange ohne Erbarmen den sechsten Bogen an, denn ich habe mein Herz noch nicht völlig ausschütten können gestern. So oft ich an gegenwärtige Kunst denke, so steht immer die der Griechen daneben. In diesem Fall das griechische Theater im Vergleich zum jetzigen. Der Hauptunterschied war jedenfalls der, daß keine Frauen auftraten. Denken Sie sich, bitte, einmal die Frauen vom gegenwärtigen Theater, sowohl von der Bühne als aus dem Zuschauerraum, weg, so bleibt — Nichts. Kein Theater könnte sich mehr halten, Alles ginge aus dem Leim, denn 99/100 dessen, was man heutzutage Interesse an Oper und Schauspiel heißt, ist in Wahrheit Interesse an den Acteurs und Actricen auf der Bühne und in den Logen.

An und für sich ist das etwas durchaus Lobenswerthes, nur mit der Kunst hat es nichts zu thun. Es gibt natürlich jetzt auch wohl hie und da Gläubige, die nur der Kunst halber ins Theater gehen; der größten Mehrzahl Damen und Herren ist aber das gespielte Stück mit seiner Scenerie grade gut genug, um einen günstigen Hintergrund zum Präsentiren der eigenen Person abzugeben. Wenn Ihnen diese Behauptung zu exagerirt erscheint, so wird zu Ihrer völligen Ueberzeugung genügen, wenn Sie versuchen, sich den Fall wirklich vorzustellen: Ein Theater ohne Damen — und doch, bei den Griechen war es so. Weil man dazumal wirklich der Kunst halber ins Theater ging, nicht wie heute um den Abend zu passiren, so verstand es sich von selbst, daß nicht so oft gespielt wurde, wie jetzt, denn man ist nicht immer aufgelegt, Kunstwerke zu genießen, am wenigsten Abends, wo die tägliche Portion Spiritus schon beinahe aufgebraucht ist. Damals wurde am Tag gespielt, am Morgen der Festtage und von Staatswegen. Diesen Luxus konnten sich die griechischen Staatskassen leisten, denn in jenen Zeiten war die kostspielige moderne Bühne noch nicht erfunden, und wenn einmal das Theater erbaut war, so kamen die Aufführungen jedenfalls nicht hoch. Gasrechnungen fielen eo ipso weg. Am Sonntag Morgen ging man also dort ins Theater, wie heut zu Tage in die Predigt. Von welcher Wirkung unter solchen feierlichen Verhältnissen ein gutes Kunstwerk sein kann, ermesse man daraus, daß sogar eine protestantische Predigt mit zwei Chorälen am Sonntag Morgen auf eine frischgewaschene Seele erbauend wirken kann. Ach, was war das für ein Volk, wo man am Sonntag Morgen das Feierkleid anzog und hinging, um in der Reihe der Männer von Staatswegen statt einer Predigt ein Sophokleisches Drama anzuhören. Lamentiren über die öde Gegenwart ist gewiß banal, und ich hüte mich es zu thun, aber wenn ich ans alte Griechenland denke, so möchte ich manchmal einfach heulen.

XX.

Roma, 29. August 1889.

Ich komme wieder einmal aus dem Vatican, wo ich seit einigen Tagen regelmäßig einige Stunden zugebracht habe, um für meine Person endlich Ordnung in das dortige Chaos zu bringen, d. h. mich zu orientiren. Wäre ich Papst,

Digitized by Google

ich würde drei Viertel des dort aufgestellten Zeuges in die Provinz verschenken, wo der Glaube noch kräftig ist, das vierte Viertel aber in derselben Localität sachgemäß, d. h. vorzüglich aufstellen. Was sollen alle diese handwerksmäßigen Copien fünfter und sechster Ordnung, alle diese schauderhaften Restaurationen und Zurechtmachungen antiker Bildwerke? Wann kommt man endlich dazu, eine gefundene Statue zu lassen wie sie ist, und dem Beschauer die Restauration selber zu überlassen, d. h. seine Phantasie nicht zu beeinträchtigen durch Aufnöthigen einer andern Meinung? Eine einzige Statue außer dem Torso des Herkules haben sie gelassen, wie sie gefunden wurde; allerdings wer hätte wohl die Courage, an der Arbeit seine Pfoten zu verbrennen. Das Weib ohne Kopf und Arme im Museo Chiaramonti, man hält sie für eine Tochter vom Niobidengiebel, Einzelcopie sagt Burkhardt, Originalfigur sage ich. Was es für eine Bewandtniß hat mit den Niobidensculpturen, weiß überhaupt Niemand. Es heißt, sie waren aus Griechenland an einen römischen Apollotempel geschafft worden. Chi lo sa? So viel ist sicher, daß die Florentiner Niobiden, welche man in Rom gefunden, schlechtes Zeug sind, resp. sehr mäßige Copien, nicht einmal nach den Originalen. Das Schicksal jedoch scheint nicht so brutal gewesen zu sein, Alles vom griechischen Originalwerk zu vernichten. Ich wenigstens empfinde, wenn je eine Arbeit, diese als griechisches Originalwerk. Einzelcopie — schnell fertig ist der Kunstgelehrte mit dem Wort. Du lieber Gott, wie denkt sich denn ein solcher Mensch ein Original. Die Sache ist zum Lachen. Man steht vor einer Arbeit, die an Ausführung ihres Gleichen nicht hat, nicht einmal an der milonischen Venus, nicht am borghesischen Fechter, nicht am sterbenden Gallier, nicht an der esquilinischen Venus. Sie können alle daneben nicht bestehen; und dann heißt es Einzelcopie. Wie sagt Goethe: „und die Form bleibt ein Geheimniß den Meisten." Ich für mein Theil erlaube mir, dies herrliche Fragment für ein Original zu halten.

Wenn ich manchmal den Burckhardt zur Hand nehme, so wundere ich mich über die Fülle des Wissens und Verständnisses, aber es scheint doch auf dieser Welt Alles seine Grenzen zu haben. Von jetzt an glaube ich in Kunstsachen nichts mehr als was ich selbst gesehen und zu beurtheilen Gelegenheit gehabt. Sancta simplicitas, ich kann mich gar nicht beruhigen. In Bezug auf eine ganze Menge seit Jahrhunderten feststehender Größen hingegen kommen mir mehrfach starke Zweifel. Ich sehe nun den Laokoon zum so und so vielten Male, und dem Herrn sei's geklagt, ich bringe es nicht fertig, die Arbeit für etwas Anderes zu halten als ein hervorragendes Werk der griechischen Decadenz, d. h. griechisch-römischen Zeit. Es kann den Vergleich mit dem Berliner Original, dem pergamenischen Fries, entschieden nicht aushalten, auch wenn man davon absieht, daß der Laokoon auf die übliche Weise im sechzehnten Jahrhundert verruinirt worden ist durch Politur. Es kommt mir vor, als hätte kein Kunstwerk solchen Schaden angerichtet in der Welt wie die Laokoon-Gruppe; ich sehe ordentlich die Barockkunst drin schlummern.

1506 wurde sie ausgegraben beinahe intact, gerade als man im Begriffe war, die Schwierigkeiten des Nackten ganz überwunden zu haben. Michel Angelo hatte zu der Zeit gerade den David fertig, dann wurde dieses Bravourstück ge-

Digitized by Google

funden, und die ganze Welt ließ sich davon natürlicher Weise imponiren, weil das, was den Renaissancekünstlern noch Mühe machte, das Nackte, in einer gewissen Weise hier spielend überwunden ist. Durch diese Statue und die Werke, die Michel Angelo unter ihrem Einfluß machte, verlor Alles den Kopf. Wann hat sich die Welt nicht durch Bravour imponiren lassen? (Damals gar, wo das ganze Streben seit Jahrhunderten darauf ausging, der Form absolut Meister zu werden.) Von da an fing man an, Kartoffelsäcke zu meißeln und gab sie für Helden aus, suchte die Körperbewegung, welche im Laokoon schon an der äußersten Grenze des Darstellbaren angekommen, sogar zu überbieten. Kurz, diese Statue brachte eine absolut falsche Vorstellung von Antike (griechischer Kunst) in die Welt. Sie, nicht Michel Angelo ist die Mutter der Barockkunst (Lessing und Winckelmann-Goethe halten zu Gnaden, aber die Sache ist so). Sie kam zur fatalsten Zeit; hätte man damals die Parthenon-Figuren nach Rom gebracht, es würde wahrscheinlich vieles anders geworden sein. Auch die Composition als Gruppe ist dürftig und zeigt zur Evidenz die ursprüngliche Friescomposition, welche gegenwärtig in Berlin aufgestellt ist. Der pergamenische Altarfries hat zwar im Vergleich mit den Arbeiten aus der besten griechischen Zeit unverkennbar schon etwas Barockes, gehört aber immer noch der grandiosen griechischen Epoche an, die Laokoon-Gruppe hingegen hat nach meiner Ansicht alle Qualitäten eines vorzüglichen Werkes der Decadenz, wo die Kunst vorübergehende Affecte darzustellen anfing. Das laokoonische, sentimentale Pathos ist eine der guten griechischen Kunst völlig fremde Sache. Man vergleiche den Kopf des Laokoon mit dem Giganten auf dem pergamenischen Fries, überhaupt den Ausdruck des Schmerzes auf griechischen Statuen, sogar die schlechte Niobe-Copie in Florenz — und die Inferiorität des Laokoon wird sofort in die Augen springen. Ich kann mir nicht helfen, er hat für mich etwas Modernes, bewußt Sentimentalisches, was ich sonst in der griechischen Kunst vergebens suche. Sei er nun griechisch-römisch, aus der Zeit des Titus oder etwas früher; aus der Diadochenzeit ist er niemals.

Von Meleager, Antinoos, Apollo möchte ich eigentlich nicht sprechen, es sind wie der Laokoon Bildwerke, die ihre ursprüngliche Haut verloren haben durch die infame Politur der früheren Jahrhunderte, welche sie, falls sie überhaupt jemals wirklich Meisterwerke waren (was ich mir zu bezweifeln erlaube), mehr oder weniger auf den Zustand glatter Saloncopien heruntergebracht hat. Der Apollo ist in Anzio gefunden worden beim Fortunatempel. O diva gratum quae regis Antium, wohin ich mich jetzt, nachdem ich diesen Brief an Sie abgesandt haben werde, hinbegebe für zwei Tage, um meine Nerven, die absolut nichts mehr werth sind, im blauen Meere etwas zu beruhigen. Klinger scheint sich nach einer Karte, die mir eben der Briefträger bringt, ebenfalls dort in den alten Mauern und Wellen herumzutreiben. Vom Vatican und seinen Schätzen, Torsen, Aren, Vasen, Candelabern, Mosaiken, von antiker Malerei überhaupt ein nächstes Mal; der Zug fährt um sieben, und jetzt ist's sechs. Ach, wie erwarte ich mit Sehnsucht die Zeit, wo ich meinen Kopf ausruhen kann. So Gott will, wird's nicht lange mehr dauern, ein paar Wochen. Dann aber via, via.

Digitized by Google

XXI.

Rom, den 2. September 1889.

Heute, als an meinem dreiunddreißigsten Geburtstage, arbeite ich nicht, sondern habe mich an den Schreibtisch gesetzt und meiner Mutter zum so und so vielten Male für das Licht der Welt, welches sie mich erblicken ließ, gedankt; denn es ist ein Vergnügen, zu leben und inne zu werden, was für schöne Kunstwerke, schon während sie steht, gemacht worden sind. So sehr ich Feuerbach als Künstler verehre — daß er sein „Vermächtniß" mit den Worten: „Meine Geburt ist als ein dreifaches Unglück zu betrachten, erstens daß ich überhaupt geboren wurde" ꝛc. — anfängt, finde ich affectirt. Denn wenn es ihm auch im Anfang knapp ging; von da an, wo seine Werke anfingen, etwas werth zu sein, hat es ihm nie an verständiger Anerkennung gefehlt, so viel wenigstens, daß sie genügte, ihn über Wasser zu halten. Ja mehr, die Crême des Kunstverständnisses hat sofort seine Leistungen gebührend geschätzt. Es war also zum Weltschmerz kein Grund, denn Mißerfolg beim Haufen, sobald er nicht auf letzteren angewiesen ist, kann doch dem Künstler, wenn er die wenigen Besten auf seiner Seite hat, gleichgültig sein. Es ist wohl im „Vermächtniß" auch ein klein bischen von der Pose, woran einzelne Figuren auf seinen besten Bildern leiden — z. B. die drei schönen Römerinnen auf der Pietà in München (bei Schack), welche vielmehr an ihre süßen Mäulchen denken als an den Schmerz einer Mutter, der man den Sohn zu Schanden gepeitscht und ans Kreuz genagelt. Wenn ich von Feuerbach dieses sage, so brauche ich wohl nicht zu erinnern, daß ich ihn für einen der großen Künstler des Jahrhunderts halte und meine Bemerkungen unter dieser Voraussetzung zu verstehen sind. Seine Werke haben aber eine gewisse bewußte Classicität und zwar oft auf Kosten wahrer, unmittelbarer Empfindung, so daß die Figuren nicht immer präcis und kräftig das ausdrücken, was sie sollen, beinahe wie wenn sie sich vor dem zuschauenden Publicum genirten, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen, aus Angst sich zu prostituiren. Male, bildhauere, baue ꝛc. immer so wie Du denkst, resp. empfindest, denn nur Deine Empfindung, welche Du in das todte Material hineinlegst, macht das Kunstwerk aus, welches eigentlich nur das Medium ist, um Dein Empfinden Anderen zu vermitteln. Also was nicht drin ist, kommt nicht heraus, es wachsen keine Feigen an den Dornen. Die Persönlichkeit allein spricht im Kunstwerk — je nach ihrer Qualität bildet sich die große Scala von Erzeugnissen, vom kindischen, dilettantischen Versuch an gerechnet bis zum Werk des Genius. Auf diese Erklärung paßt wohl Alles, was „Kunstwerk" gescholten wird, und folgt daraus etwa dies: Bilde Dich, Deine Empfindung, Gesinnung so, daß es sich lohnt, sie Anderen mitzutheilen, und mache Dich zum Herrn des Apparats, dessen Du bedarfst, um das Werk nicht nur zu träumen, sondern zu schaffen, so daß Andere verstehen können, was Du meinst, resp. im Stande sind, Dir nachzuempfinden. (Das scheint mir nicht übel gesagt.)

Donnerstag, den 5. September.

So weit kam ich Montag, und dann blieb der Brief liegen. Heute schließe ich nur noch einen kleinen Bericht über meine Statue an. Trotz einiger Müdigkeit läßt mich der Erfolg, welchen ich damit habe, nicht lahm werden. Der

Digitized by Google

Jüngling steht beinahe jetzt schon präcis so da, wie ich mir die Chose dachte, und die Besuche, welche mir einige der tüchtigsten unter den hiesigen Malern machten, nachdem letzthin einer zufällig die Arbeit gesehen hatte und den Anderen davon gesprochen, haben mir eine Freude gemacht, die nur der versteht, über den der vorausgegangene Jammer hereingebrochen war. Jetzt, wo die Sache sicher steht, kein Zweifel ist am Gelingen, kann ich sagen, was Sie übrigens schon ab und zu zwischen den Zeilen gelesen haben werden — daß mir lange Zeit schlimmer war, als ich wollte merken lassen, und ich hie und da zu glauben anfing, ich hätte mich „überlüpft". *ὁ μη δαρεις ἀνθρωπος οὐ παιδευεται.*

Die Gesellschaft in arte libertas, ein kleiner Cirkel von circa fünfzehn Künstlern, die alle Jahre für sich sehr distinguirt ausstellen, hat mich eingeladen, im Februar den Jüngling bei ihnen in die Ausstellung zu geben. Was mir aber am meisten Befriedigung gewährte, ist, daß Jeder sofort die bewußte Opposition gegen die moderne Gips- resp. Naturgußplastik merkte; es scheint also, daß es mir gelungen, zum Ausdruck zu bringen, worauf es mir ankam. — In Summa, man plagt sich nicht umsonst. Sie werden es in einigen Wochen sehen. Diese Arbeit wird mein opus I.

Freitag. Eben als ich im Begriffe war, die Epistel gestern zu schließen, kam Ihr liebenswürdiger Brief, welchen der Hauptsache nach zu beantworten ich mich sofort anschicke.

Mit meiner Abreise ist das eine eigenthümliche Sache; so nöthig wie ich's hätte (denn in der ersten Frische bin ich gerade nicht mehr) und so sehr ich mich nach Hause sehne, so kann ich doch nicht, ohne die Arbeit aufs Spiel zu setzen, länger als acht oder zehn Tage fort, so lange nicht in Gips geformt ist; wann das Formen aber stattfinden wird, das wissen die Götter. Bei der nächsten Arbeit, dem Oranten, will ich mir die Sache gescheidter einrichten, das steht fest, aber wie immer: erst Erfahrung, dann Klugheit. Lasse ich die Figur in unfertigem Zustande formen, so bin ich gezwungen, zur Vollendung ein Material anzuwenden, das ich noch nicht kenne, den Gips, was unter Umständen die Schwierigkeiten ins Ungeahnte steigern könnte. Dann, und das ist die Hauptsache, wächst der Junge gegenwärtig rasend (in acht Tagen letzthin 12 mm). Ein Monat Pause vor der endgültigen Vollendung kann den Bengel zum Mann ausreifen — und dann neue Complicationen und Schwierigkeiten. Ich fürchte, ich fürchte, die Flucht aus dem Studio wird sich sobald nicht bewerkstelligen lassen, denn eine unfertige Thonfigur ist ein böser Kerkermeister. Und jetzt, wo ich glaube, endlich am Ziele anzulangen, dem ich so lange entgegenstrebte: ein geschlossenes freies Kunstwerk zu schaffen, jetzt um Alles in der Welt bei der Stange bleiben und die Leistung auf den höchstmöglichen Vollendungsgrad hinaufschrauben. Ich bin es mir und Ihnen schuldig. Der vielversprechende junge Mann kommt nachgerade ins Schwabenalter, und auf alle die vielfachen Versuche und Anläufe muß endlich ein Werk folgen, damit man sehe, daß, so zerstreut jene auch geschienen haben mögen, sie doch ganz bewußt von jeher auf das Ziel losgingen; dann, und das ist die Hauptsache, muß es eben sein.

Was die Kunstliteratur anbetrifft, die ich Ihnen manchmal vortrage, so sind Sie entschieden zu gütig und legen der Sache einen größeren Werth bei,

Digitized by Google

als ihr von Rechtswegen zukommt. Wenn ich auch zugebe, daß diese oder jene Beobachtung, welche wir Künstler, speciell Klinger und ich machen, sich wesentlich und nicht zu ihrem Nachtheil von der übrigen Kunstgelehrtheit, deren Verdienste in gewissen Grenzen übrigens durchaus nicht zu unterschätzen sind (darüber ein anderes Mal) unterscheiden, so sind doch meine Briefe, so sehr ich mir auch Mühe gebe, klar zu denken und das Gedachte entsprechend auszudrücken, doch viel zu ungelenk, und logisch und sprachlich viel zu wenig durchgebildet, als daß sie außer ein paar selbständigen Gedanken, die sich in der Seitenunzahl befinden mögen, viel Kurzweiliges oder gar Neues zu bieten vermöchten.

Die Schriftstellerei ist wieder eine Sache für sich; gebrannte Kinder aber, Sie wissen, scheuen das Feuer, und die edle Sculptur hat mir meine Fingerlein einstweilen verbrannt genug. Offen gestanden, als ich die letzten Machwerke meines Schwanenkiels vor der Versiegelung nochmal überlas, kamen mir einige ernste Zweifel, ob eine Lectüre, wo jedes vierte Wort „Kunst" und „künstlerisch" heißt, noch zu den Genüssen gerechnet werden dürfe. Immerhin, wes das Herz voll ist, läuft die Feder über. Des Neuen, was ich hier sehe, der Beobachtungen, die ich mache, sind so viele, daß noch mancher Bogen weißes Papier unbrauchbar gemacht werden muß, bis sich mein Gemüth, auf welches seit anderthalb Jahren Antike und Renaissance unbarmherzig lostrommeln, einigermaßen beruhigt und mein Verstand auf alle die neuen Erscheinungen sich sein Verslein gemacht hat. Gut schreiben wäre schon schön, aber woher die Zeit nehmen, um seinen dämmerigen Gedankennebel so zu verarbeiten, daß er sich wirklich zu faßbaren Ideen und Begriffen zusammenzieht und gestaltet; für diese dann die passenden Worte zu finden, welche sich mit dem Begriff genau decken, so zwar, daß nicht die Gedanken hütt und die Worte hott gehn; diese Bautheile dann sorgfältig einander bei- und unterzuordnen und das Gebäude des Themas schön aufzubauen, in seinen Theilen klar zu gliedern und fest zu fügen; endlich mit Witz und Geist die strenge Architektur lieblich zu schmücken und zu verzieren, hie und da aus den Fenstern eine schöne Fernsicht gewährend, und so die verehrte Leserin mit allen Mitteln der Kunst bis ans Ende angenehm zu unterhalten, das würde mir schon gefallen; wie's gemacht wird, habe ich eben beschrieben — aber — Einstweilen bitte mit meinem gegenwärtigen Stylo vorlieb zu nehmen, etwas holprig, das ist wahr, jedennoch. Vielleicht wenn ich nicht außer dem Beruf des Briefschreibers auch noch den des Bildhauers triebe, und zwar nicht ohne eine gewisse Hingebung, würde es mir, wie sagt man? leichter aus der Feder fließen.

Die Hitze und der Scirocco sind immer noch infam; man kommt Nachmittags und Abends beinahe um.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohlergehen verbleibe ich

Ihr hochachtungsvoll ergebenster
Stauffer.

Digitized by Google

Bettina.

Die immer tiefer dringende Beschäftigung mit Goethe und denen, die ihm nahe standen, wendet sich neuerdings mit gesteigertem Interesse seinen jüngeren Zeitgenossen zu. Diese, die Romantiker, hatten begeistert die auf deutsche Art und Kunst gerichteten Jugendtendenzen Herder's und Goethe's aufgenommen und in den Mittelpunkt ihrer Bestrebungen gestellt. Der warme, vaterländische Geist, der in ihren Dichtungen strömt, scheint seine belebende Kraft von Neuem bethätigen zu wollen.

Die Zeit der Romantiker ist weit genug von uns entfernt, um ein Gesammtbild zu gewähren. Wie überrascht die Mannigfaltigkeit der Farben und Gruppen! Die weitausgreifende Rastlosigkeit der Brüder Schlegel hebt sich ab von Tieck's lieblicher Versenkung in die deutsche Vergangenheit. Achim von Arnim, sein preußischer Landsmann, reicht den Freunden vom Main und Rhein die Hand, und neue Talente treten dem Bunde bei. Sie wählen Heidelberg zu ihrem Sitz; von hier rufen sie ihren Glauben an die Wiederkehr glücklicher Zeiten in die deutschen Lande hinaus. Wie ein schönes Zeichen der Verbindung nord- und süddeutscher Romantik erscheint Achim von Arnim's Vermählung mit Bettina Brentano.

Arnim's leuchtende Gestalt wird bald wieder aus unverdienter Verborgenheit hervortreten. Die Zeit steht bevor, wo sein brieflicher Nachlaß der Oeffentlichkeit übergeben werden kann. Bettina dagegen hat eigentlich nie aufgehört gelesen zu werden. Die Werke, in denen sie ihre Jugendzeit geschildert hat, sind in der jüngsten Zeit im Verlage von Wilhelm Hertz neu aufgelegt worden [1]).

Bettina war in einen ausgedehnten Familienverkehr mit bedeutenden Menschen hineingewachsen. Die Vertreter der älteren Literaturepoche, Wieland, Herder und andere, wurden ihr durch ihre Großmutter Sophie von Laroche noch persönlich bekannt. Goethe räumte ihr, als der Tochter Maximilianens und jungen Freundin seiner Mutter, eine vor vielen bevorzugte Stellung ein. Die jüngere Generation kam mit ihr durch Clemens in freundschaftliche Berührung. Bettina war auch wie geschaffen für einen Verkehr, dessen eigentliches Wesen auf persönlicher Unmittelbarkeit beruhte. In das Getriebe dieser in sich geschlossenen Welt konnte sie mit der ihr eigenthümlichen Regsamkeit unbehindert eingreifen.

[1]) Nach diesen Ausgaben wird im Folgenden citirt.

Digitized by Google

Diese Welt wäre für uns versunken, wenn Bettina sie nicht später aus der ganzen Fülle ihrer wiederbelebten Erinnerung heraus neu aufgebaut hätte. In „Clemens Brentano's Frühlingskranz", der „Günderode", und „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" steht dieser Bau gerichtet. Bettina hat in ihren Büchern, die das anspruchslose Gewand des Briefwechsels tragen, keine bloße Publication der in ihrem Besitze noch befindlichen Briefe liefern wollen. Briefe sind und bleiben doch nur eine Nothbrücke über die Kluft des unterbrochenen persönlichen Verkehrs. Was das Wesen des menschlichen Verkehrs ausmacht, wird in ihnen berührt, nicht niedergelegt; sie enthalten nicht die Wahrheit schlechthin, sondern höchstens das Spiegelbild einer augenblicklichen, der Wahrheit nicht immer entsprechenden Stimmung. Aber sie sind brauchbare Bausteine in der Hand des kundigen Meisters. Bettina war nun eine künstlerische Natur. Ihre aus früher Zeit herüberreichenden Briefe leiteten sie hinab in die Tiefen ihrer Erinnerung, dort zu forschen und das Gold der Wahrheit heraufzufördern. Ihr Jugendleben stand, als sie schuf, wieder klar vor ihrem Auge. Nur die Form war noch zu bestimmen, unter der ihr Werk öffentlich in die Erscheinung träte.

Bettina nahm die Form des Briefwechsels an. Von Goethe war dieser Darstellungsart die literarische Existenzberechtigung verliehen worden. Ihre Großmutter Sophie, noch Clemens und Arnim hatten in ihr gedichtet. Diese durch eine Art von Familientradition gegebene Form war für die Zwecke Bettinens am geeignetsten. Sie konnte demnach aus ihren Blättern beibehalten, was sich der ihr vorschwebenden Idee anpaßte; sie änderte aber und schied aus, was widerstrebte, und schuf aus lebendiger Erinnerung hinzu, was fehlte. Es muß hier ausgesprochen werden, daß diese Art, vorhandene Briefe zu verwenden, die höchste und vornehmste ist.

Das Arbeitsverfahren, welches Bettina einschlug, enthüllte sich zuerst an den von Gustav von Loeper bekannt gemachten Blättern. Es tritt auch an den neuen Materialien zu Tage, die ich für die genannten drei Briefwechsel zu geben in der Lage bin[1]).

1. Zu „Clemens Brentano's Frühlingskranz".

Im Vorwort zur neuen Auflage (1891) ist an einigen Beispielen dargethan worden, wie schonend Bettinens Hand mit den ihr vorliegenden Blättern verfuhr. Ich füge hier den Wortlaut eines nicht datirten Briefes hinzu, den Clemens an seine Schwester nach Frankfurt am Main gerichtet hat:

Meine liebe Betine!

Da ich vermuthe, daß Dich ein kleiner Ärger weiter nicht ins Grab stürzen wird, so habe ich einigen Lusten mit Dir zu schmählen. Stelle Dir vor Einiges in Deinem Brief hat mir einen unangenehmen Eindruck gemacht, zum Beispiel das mit dem Rosenstöckelchen, es kam mir immer vor, als sei es recht artig, eine gewiße Rührung bei unschuldigen Dingen zu empfinden, ja zur Noth könne man auch sagen, es war mir, als müste ich es umarmen, aber es wirklich zu umarmen, und noch gar

[1]) Die Materialien stammen zum Theil aus dem Nachlaß der Brüder Grimm, zum Theil aus den von Varnhagen aufbewahrten Papieren, die sich jetzt auf der Königlichen Bibliothek in Berlin befinden.

Digitized by Google

dabei zu beten und zu weinen, das geht etwas in die Wildniß, und ist stark Empfindsam, hält auch nicht Stich, stelle Dir vor an welchem knappen Fädenchen die Geschichte hängt, fällt sie, so fällt sie mit der schönsten Empfindung ins Lächerliche, denn eine gelbe Rübe eine Kartofel sind doch eben so unschuldig als ein Rosenstöckelchen, und dennoch wäre Deine ganze Umarmung verunglückt, wenn das Rosenstöckelchen sich in eine solche Rübe verwandelt hätte, auch hast Du bei näherer Beleuchtung wohl nur einen Erdenen Topf umarmt, wenn ich der Rosenstock gewesen wäre, so hätte ich gesagt, oho Mamsell, und dann hättest Du wahrscheinlich gelacht. Ich hoffe Du gewöhnst Dir täglich mehr solche Explosionen ab, Du weist wie oft ich Dir über ähnliche Anfälle gepredigt habe. Auch das lange Herumtragen, und Betrachten der Träume ist kindisch, und während man auf eine Menge schöne Empfindungen, die man bei Gelegenheit solcher Träume hat, bei hellem Tag auf eine geträumte Art stolz wird, vergißt man eine Menge Dinge zu thun, die wirklich, wahr und Pflichten sind. Wie viel gescheider wäre es gewesen, wenn Du auf dem Ball recht vergnügt gewesen wärst, das hätte mir auch mehr Spaß, und Dir und andern mehr Vergnügen gemacht. Sehr artig wäre es, wenn Du doch einmahl Deine Träume gern näher überlegst, die Nacht drauf in einem neuen Traum den vorigen zu überlegen, bei Tag aber recht lustig und vergnügt, und fleisig zu sein. Denn sonst läufst Du Gefahr, einem gewißen Mann ähnlich zu werden, der sehr bewandert in der Sternkunde war, und alle Augenblicke in einen Graben fiel, ja endlich elendiglich in einem Brunnen ersoffen ist, weil er immer gegen Himmel gukte, Du läufst Gefahr, daß die Leute sagen, sie ist sehr klug im Traum aber nicht recht gescheid im Wachen. Daß Dir der Rosenkranz gefällt ist mir lieb, aber daß ich mich etwas schenirt finden würde, Dich auf der Altan zwischen alten Dächern und BedientenStuben an einem Bohnenkasten mit ihm um den Hals zu finden, ist auch wahr. Ich bitte Dich um des Kaisers seinen Bart willen, werde nicht empfindsam und laße Dich nicht von dem Liebe der Kazzen so gar rühren. Gehe spazieren, gebe Dich mit der Toni, mit der Lotte ab, und freue Dich ihrer vernünftigen Kälte, ich fürchte immer die klagende, kränkliche Gesellschaft der Gundel macht Dich täglich zimperlicher, ich bitte Dich um alles in der Welt, werde mir keine Seraphine Hohenacker die Geisterseherinn, wahrhaftig dann muß Du am Ende verzweifeln, denn ich werde alle Tage gescheuder, und unempfindsamer, es ist ein miserables Leben um einen empfindsamen Menschen in der Welt, und zwar grade, weil die Welt nichts weniger als empfindsam ist, und einem kein Baum aus der Weg geht, oder beweint, wenn man sich ein Loch an ihm in den Kopf stößt. Wenn Du überdem wüßtest, wie man durch Verstopfungen im Unterleib zu all diesen wunderlich zärtlichen Empfindungen kommen kann, und daß die Besessnen, und Hexen in den vorigen Jahrhunderten nicht anders als solche verstopfte Personen waren, so würdest Du Dich noch mehr hüten, in eine solche Empfindsamkeit zu fallen, dagegen hilft oft viel körperliche Bewegung, Beschäftigung, Vermeidung aller Liebesgedanken und dergleichen. Der empfindsame bringt auch nie etwas hervor, weil er sich keines Dinges bemächtigen kann, sondern nur von allem überwältigt wird. Ich habe überhaupt einen entseglichen Wiederwillen gegen die Empfindsamkeit, denn sie wird über nichts empfindsamer, als wenn man sie für eine Kränklichkeit erklärt, da sie doch eine Feinheit der Seele sein will. Waß ich aber unter Empfindsamkeit verstehe, wirst Du wohl wissen, und eben deswegen ist Dir es vielleicht recht nüzlich mit Toni oft zu sein. Nichts vor ungut, Du weißt, daß ich Dich vernünftig liebe, und es gut meine. Es würde mich freuen wenn Du etwas Geschichte läsest und außerdem meistens Göthe und immer Göthe, und vor allem den 7 Band der neuen Schriften, seine Gedichte sind ein recht Antidodum der Empfindsamkeit. Aber als Geschichte rathe ich Dir vor allem Müllers Schweizergeschichte, es ist etwas himmlisches, ich glaube Leonardi hat sie, es sind zwar einige dikke Bände, aber desto länger dauert die Freude, sezze Dir täglich ein paar bestimmte Stunden an, in denen Du drinnen ließt. Wenn Du Dich meines heftigen Unwills erinnerst, den ich in Offenbach hatte so oft ich schlechte Bücher bei Dir fand, so wirst Du mit Recht Dich verwundern, daß Du jezt vermuthlich alles ließt

Digitized by Google

waß Dir vorkömmt, überhaubt ist es mir sehr verdrüßlich, daß Du mir nichts von Deiner innern Bildung schreibst, mich nicht fragst, waß Du lesen sollst u. d. g., waß will und soll Deine ängstliche Liebe mit mir, wenn sie nur ewig wiederholt, waß nun einmahl da ist, nehmlich daß wir uns gern haben, und dies ist recht wie es bei Geschwistern sein soll; aber besser wäre es, wenn Du Dein Vertrauen zu mir so benuzztest, daß Du mir Einfluß in Deine Bildung gönntest, daß Du mich über alle Lektüre um Rath fragtest, und dergleichen. Um noch eins bitte ich Dich in Deinen Briefen, nehmlich gebe mir immer davon Nachricht, sobald irgend etwas bedeutendes im Hause vorfällt, von jeder Reiße, sobald Du etwas davon erfährst. Meine Briefe an Dich zeige Niemand, wenn die Gundel betrübt ist, wie immer ohne Ursache, so habe Mitleid mit ihr, suche sie aber nicht etwa zu trösten, indem Du Dich zu ihr gesellst, und beim Lichte besehen endlich eben so erbärmlich betrübt wirst, der Umgang mit solchen Leuten ist deprimirend und zerstört alle Kraft in uns. Das Du übrigens dieses nicht so wörtlich nimmst wie Eulenspiegel, hoffe ich. Auf den Ofenschirm freue ich mich sehr. Du könntest mir einen großen Gefallen thun, wenn Du doch ohne Übereilung oder Faulheit, ein halb Duzzend leinene Stiefelstrümpfe strickest, aber nichts weniger, als fein, sondern nur stark und derb, die Toni wird so gütig sein, Dir das Garn zu besorgen. Auch höre ich gar nichts mehr von Lulu oder Meline, es thut mir leid, daß Du diese Deine getreuen Gespielinnen beinahe ganz vergessen zu haben scheinst. Daß Sanna Hut nicht in Frankfurt bleibt ist sehr böß, aber schreiben mußt Du ihr. Schicke mir doch mit umgehender Post einige Loth der besten Schwarzen Kreide die zu haben ist, auch etwas weiße, in Düsseldorff hatte man pariser schwarze, die war rund und glänzte von auffen, auch englische ist mir lieb, wenn Du sie nicht bei Reinsheimer kriegst so ist sie vielleicht sonst zu haben, es ist für einen armen Jungen hier, der ganz vortreflich zeichnet, schicke sie aber ja gleich. Du kannst sie mit dem Ofenschirm schicken, wenn er noch nicht abgegangen ist. Du fragst ob Dich Savigny vergessen habe, das ist auch so eine Frage, es wäre sehr gegen die Natur wenn er Dich vergessen hätte und eben so lächerlich, wenn er immer an Dich dächte, er hat seine Studien, und seine Freunde, und denkt an sie, wenn sie ihm ins Gedächtniß kommen. Daß er der Gundel viel schreibt, das muß Dich nicht wundern, die Gundel hat ihn sehr nöthig, und begehrt vermuthlich oft einen Trost, oder Rath von ihm, auch ist er ein genauer Freund Winkelmanns, den sie wahrscheinlich noch sehr liebt, und Savigny, der immer wohltätig und helfend ist, nüzzt ihr unstreitig viel. Ich lese nie eine Zeile von ihm an sie, oder von ihr an ihn, wenn gleich Savigny alle meine Briefe ließt die ich bekomme und schreibe, doch nun das leztere nicht mehr, und das erstere seltner. Savigny kann sich nie entschließen, die zweite Person in einem Verhältniße zu sein, und deswegen schreibt er Dir vermuthlich weniger, ich finde das auch natürlich, da er in Sachen des Umgangs ganz anders denkt, als ich, so würden wir uns oft stören, und Du hast ja ohne dem genug an mir, sei kein Allmein. Schikke mir die Kreide, stelle Dich nicht so entsezlich heilig, nehme das Leben leicht und Deine Pflichten ernst, lerne mit vernünftigen Leuten, und der Toni lustig und fröhlich umgehen und habe mich in vernünftigem Andenken.

Dein ehrlicher
Clemens.

Bettina hat diesen Brief in den „Frühlingskranz" (S. 137) eingeflochten, jedoch wie die Vergleichung lehrt, in einer durch ihre Zwecke gebotenen Umformung. Sie änderte Schreibweise, Interpunktion und zuweilen den Stil. Zu starke Ausdrücke mußten schwächeren oder zarteren weichen; z. B. „zu beten und zu weinen" wurde ersetzt durch „in wehmüthigste Gedanken zu versinken". Stellen, die nach Bettinens Urtheil keinen allgemeineren Werth hatten, blieben weg; es fehlen also Sätze wie „Daß Dir der Rosenkranz — wahr", „Daß Sanna Hut — ihr", „in Düsseldorf — auffen" und gleich darauf „wenn Du sie — haben", ferner beide Aeußerungen über den Ofenschirm. Die Beziehungen auf

Digitized by Google

die beiden Hauptpersonen des Buches, Clemens und Bettina selbst, treten wohl schärfer hervor, wodurch eine größere Einheitlichkeit erzielt wird. Mit gemüthlichem Behagen wurden dagegen solche Stellen, die besonders sich dazu eigneten, weiter ausgestattet; statt des kleinen Satzes:

Dagegen hilft oft, viel körperliche Bewegung, Beschäftigung, Vermeidung aller Liebesgedanken und dergleichen,

lesen wir im „Frühlingskranz“:

Dagegen hilft oft viel Bewegung, Springen, Singen und Tanzen, Beschäftigung, der Agnes helfen in der Küche, wenn sie allenfalls einen guten Kuchen backt, den auswälchern, kneten und in die Backschüssel hineintrunden, oder auch einen ordentlichen Aufsatz machen, selbst über die französische Revolution wär mir lieber, und ich bin jezt sehr bestraft dafür, daß ich dies Interesse bei Dir untergraben hab. Ich bitte Dich wenn es noch Zeit ist, ergreif es wieder, hol Deine alten Tagebücher hervor, in denen wirst Du Anknüpfungspunkte genug finden, es war manches so Schöne, so wahrhaft Große darin; ja, ich kann Dir sagen, daß ich manches draus erfaßt habe als ganz neu gedacht und als gut gedacht, es hilft einem auch zur Vermeidung aller Liebesgedanken, das Große, das Wesentliche der Welt zu seinem Hauptthema zu machen. Dort bist Du ja auch auf dem Boden, der Deinem Geist die wahre Elasticität giebt. —

Es ist möglich, daß Bettina hier mehrere Aeußerungen ihres Bruders zusammengearbeitet hat. Jedenfalls hätte Clemens so geschrieben haben können.

Tiefer greifen die Aenderungen derjenigen Stellen, an denen Clemens Familien-Verhältnisse berührt, namentlich mit Bezug auf seine Schwester Kunigunde (gewöhnlich „Gundel“ oder „Gunda“ genannt) und Savigny. Clemens wohnte damals mit dem letzteren in Marburg zusammen. Es ist zu natürlich und macht sich in den Correspondenzen öfters geltend, daß Savigny's ernste, auf ein festes Ziel gerichtete Thätigkeit schwerlich einem Dichter behagen konnte, dessen Productivität von wechselnden Stimmungen abhängig war. Savigny hegte damals bereits eine tiefe Zuneigung zu Gundel Brentano, die bald darauf, im Frühjahr 1804, seine Gemahlin wurde. Kein Wunder, daß auch sie das Hangen in schwebender Pein zu kosten hatte; daß Savigny die Briefe seiner Braut Clemens nicht zu lesen gab und sich an die übrigen Glieder der Familie weniger häufig wandte. Savigny bewahrte gleichwie Achim von Arnim, im Gegensatze zu Clemens, dem gemeinsamen Jugendfreunde August Winkelmann (damals Dozent in Göttingen, 1810 in Braunschweig als Professor gestorben) die treueste Freundschaft, und Gundel Brentano war natürlich dem Freunde ihres Verlobten zugethan. In blinder Verkennung oder vielmehr Unkenntniß der wahren Verhältnisse (vergl. noch S. 285) stellte Clemens in seinem Briefe die Dinge geradezu auf den Kopf. Sollte Bettina noch im Jahre 1844, zu Lebzeiten Savigny's und seiner Gemahlin, diese falsche Meinung ins Publicum bringen? Wer es übernimmt, die intimsten Gedanken andrer Menschen der Oeffentlichkeit zu übergeben, hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, nicht Geeignetes auszuscheiden. Bettina hat, was ihren Arbeitsgrundsätzen besser entsprach, solche Ansichten von Clemens entweder verallgemeinert, wie S. 140:

Meine Briefe an Dich zeige Niemand, mit solchen die betrübt sind, wie immer ohne Ursache, habe Mitleid mit ihnen, suche aber nicht etwa sie zu trösten, indem Du beim Lichte besehen in dieselbe erbärmliche Stimmung Dich herabsinken läßt und

Digitized by Google

auch betrübt wirst. Der Umgang mit solchen Leuten ist deprimirend, und zerstört alle Kraft in uns.

oder, da sie Savigny's und Gundel's Gestalten bei dem Aufbau ihres Clemens-Denkmals nicht entbehren konnte, auf ein richtigeres Maß zurückgeführt, ohne daß die Grundstimmung dabei aufgehoben wurde. Das Schlußstück des Briefes erscheint demnach im „Frühlingskranz" in folgender Fassung (S. 234):

Von Savigny hab ich keine Grüße an Dich, wenn Du etwa danach fragen solltest, ob er sich Deiner noch erinnert. — Er hat seine Studien und seine Freunde, und denkt an sie, wenn sie ihm ins Gedächtniß kommen, er schreibt öfter an Gundel, vermuthlich weil er ihr manchen Rath giebt. Savigny der immer helfend und wohlthätig ist, nützt ihr unstreitig viel. Dir kann er in dieser Weise nicht nützlich sein, deswegen schreibt er an Dich nicht, ich finde das ganz natürlich, da er in Sachen des Umgangs ganz anders denkt als ich, so würden wir uns oft stören. Du verlangst ja wohl auch nichts weiter als daß ich Dir alles was ich weiß und für Dich gut finde, Dir von Herzen mittheile, und ich verlange daß Du mir traust. — Sei kein Allgemein u. s. w.

Bettinens Verfahren ist berechtigt und wohlbegründet. Wir erhalten die Wahrheit, anstatt ihres Zerrbildes. Zu dieser Umformung bot Clemens übrigens selbst den Anlaß; denn auf der inneren Seite des Adreßblattes hat er nachträglich, sich selbst corrigirend, hinzugefügt:

Wenn Du viel darüber klagen solltest, daß Dir Savigny selten schreibt, so ist dies eben so verkehrt, als wenn die Gundel mir klagt, ich schreibe ihr nicht genug, sind denn die Leute nur auf der Welt, einige Frauenzimmer mit häufigen Briefen zu unterhalten, so etwas ist unbescheiden zu begehren und der Beweiß von Faulheit und Langeweile. Sage der Toni, sie solle mir verzeihen, daß ich ihr noch nicht geschrieben, ich würde ihr nächsten Posttag die Wahrheit sagen, wie ich über alles denke, worüber ich ihr zu schreiben versprochen habe, über Sie, über Dich, über die Gundel und über die Möglichkeit Eures Umgangs.

Man wird in der gedruckten Fassung Bettinens Anklänge an dieses, dem „Frühlingskranz" fehlende Stück bemerken. Es ist wahrscheinlich, daß Bettinens nun erfolgende, zum Scherz an die Günderode gerichtete Antwort und Widerlegung (S. 141) entsprechende Einwirkung erfahren hat.

2. Zur „Günderode".

Zu den nächsten Freundinnen der Geschwister Brentano gehörte Karoline von Günderode, die als Stiftsdame in Frankfurt am Main lebte. Sie war eine zarte, lichtumflossene Erscheinung, voll ideal-empfindsamer Begeisterung für alles Hohe und Edle. Savigny's, bei seiner Jugend ungewöhnlich ernste Gelehrsamkeit hatte auf sie den tiefsten, fast zur Liebe gesteigerten Eindruck gemacht. In den Jahren 1804 bis 1806 war Bettina die Vertraute ihres Herzens, bis „die Günterrode (wie Clemens in Uebereinstimmung mit dem Berichte seiner Schwester bezeugt)[1] kurz und überraschend ohne allen Verstand Betinen die Freundschaft aufsagte." Karoline gab sich am 26. Juli 1806 den Tod zu Winkel am Rhein, als sie die Gewißheit erhielt, daß sie niemals die Lebensgefährtin des von ihr geliebten Mannes, des Professors Kreuzer zu Heidelberg,

[1]) Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde S. 59.

Digitized by Google

werden könnte. Bettina hat in ihren Werken das Bild der Jugendfreundin mit liebevoller Hand gestaltet. Das 1840 erschienene Buch „Die Günderode" ist ihrem Andenken ausschließlich gewidmet und enthält die Correspondenz beider aus den Jahren 1804—1806. Das Buch wurde mit Enthusiasmus aufgenommen, die Studenten, denen es zugeeignet ist, dankten mit einem Fackelzug.

Die literarische Kritik hat sich mit diesem Buche leichtlich abzufinden gewußt, nachdem es ihr gelungen war, ein paar Versehen gegen die Zeitgeschichte aufzuspüren. Auch hier muß, wie bei den übrigen Werken Bettina's, das Urtheil umkehren.

Im Nachlaß der Brüder Grimm fand sich, unter zahlreicheren Briefen von den einzelnen Mitgliedern der Familie Brentano, ein zierlich geschriebener Originalbrief der Günderode, ohne Datirung:

Dein Brief hat mich gefreut und gerührt, auch glaube ich an den Ernst deines Willens, und deine Beharlichkeit; nur eins noch macht mir bange, es ist dies das in allem was du mir bis jetzt von deinem Plane gesagt hast, mir nichts ausführbar, wenigstens für mich ausführbar erschienen ist; ich weis nicht wie viel du thun kanst, aber so viel ist mir gewiß, daß mir, nicht allein durch meine Verhältniße, sondern auch durch meine Natur engere Gränzen in meiner Handlungsweise gezogen sind, es könte also leicht kommen daß dir etwas möglich wäre was es darum mir noch nicht sein könte. Du must dies bei deinen Blikken in die Zukunft auch bedenken.

Thue mir doch den Gefallen und schikke mir gelegentlich die Übersetzungen ins Französische von denen Savigni mir gesagt, und sie mir auch versprochen hat.

Lebe wohl Liebe und ermüde nicht fleißig zu sein.

Karoline.

Mademoiselle Bettine Brentano
chèz Monsieur Le Professeur de Savigny
maison de
M. le Professeur Marbourg
Weis.

Die von Bettinens Hand auf die innere Adreßseite gesetzten Vermerke „Corespondent" und „degagiert" bürgen dafür, daß der Brief in die Hände der Adressatin gelangt und von ihr beantwortet worden ist. Er findet sich auch in dem gedruckten Briefwechsel wieder, aber auf drei verschiedene Stellen vertheilt.

Die Eingangsworte zeigen conventionelle Form; mehrere gedruckte Briefe haben ähnlichen Anfang. Dann aber heißt es (S. 421) fast ebenso:

Du hast eine viel energischere Natur wie ich, ja wie fast alle Menschen die ich zu beurtheilen fähig bin, mir sind nicht allein durch meine Verhältnisse, sondern auch durch meine Natur engere Gränzen in meiner Handlungsweise gezogen, es könnte also leicht kommen daß Dir etwas möglich wäre, was es darum mir noch nicht sein könnte, Du mußt dies bei Deinen Blicken in die Zukunft auch bedenken.

Was Karoline über den Plan der Freundin andeutungsweise sagt, wäre für das Publicum nicht verständlich gewesen. Bettina gab diese Stelle also auf und setzte in den vorangehenden Briefen diesen Plan auseinander. Mathematischen, historischen, musikalischen Studien obliegend, will sie das Göttliche aus eigner freier Anstrengung erwerben; sie ist beglückt in dem Gedanken, gemeinsam mit der Freundin aufwärts zu streben. Ueber den Ernst ihres Willens und ihre Beharrlichkeit sagt sie z. B.: „ich hätt mirs zugetraut, Alles mit Ernst und Treue zu verwalten was die innere Stimme mir auferlegte .... Und wenn

Digitized by Google

ich hundertmal eins ums andre verlassen hab, so verzag ich nicht, wieder zu beginnen." Ist also hier ein Stück des Originals, der Form nach, weggeblieben: der geistige Inhalt ist uns um so reicher geschenkt worden.

Bettine muß es als etwas Unharmonisches empfunden haben, den schönen Brief, in welchen sie die Selbstcharakteristik der Günderode einflocht, mit der äußerlichen Frage nach den französischen Uebersetzungen zu stören. Sie hat die Frage viel früher (S. 364) eingefügt:

Savigny hat mir selbst geschrieben, thue mir doch den Gefallen und schicke mir gelegentlich die Uebersetzungen ins Französische von denen er mir gesagt, und sie mir auch versprochen hat.

Und der Schluß desselben gedruckten Briefes: „Lebe wohl Liebe und ermüde doch nicht mir zu schreiben" — verräth auch, trotz einiger Abweichung, seinen Zusammenhang mit dem Originale.

Auch ein Gedichtchen von Karolinens Hand war mir zugänglich:

Liebst du das Dunkel
Thauigter Nächte
Graut dir der Morgen
Starst du ins Spatroth
Seufzest beym Mahle
Stößest den Becher
Weg von den Lippen
Liebst du nicht Jagdlust
Reizet dich Ruhm nicht
Schlachtengetümmel
Welken dir Blumen
Schneller am Busen
Als sie sonst welkten
Drängt sich das Blut dir
Pochend zum Herzen.

In der „Günderode" steht es auf S. 112. Nur Aussprache und Schreibweise sind geändert, sowie einige Interpunktion hinzugethan.

Die Originalität des Urtheils über Goethe's „Meister" (S. 377) läßt sich gleichfalls erweisen. Clemens schrieb am 1. Januar 1805 an Achim von Arnim:

Ich habe heute . . einen Brief von Betinen erhalten — — sie hat den Wilhelm Meister wieder gelesen, und sagt folgendes:

„Als ich ihn zum erstenmahle las, hatte mein Leben Mignons Tod noch nicht erreicht, ich liebte mit ihr, ich nahm mit ihr keinen Antheil an dem übrigen Leben des Buchs, sah nur ruhig zu, ergriff alles, waß die Treue ihrer Liebe angieng, nur in den Tod konnte ich ihr nicht folgen. — Jetzt fühle ich, daß ich weit über diesen Tod ins Leben hineingerückt, aber auch um Vieles unbestimmter bin, schon so früh drückt mich mein Alter, wenn ich daran gedenke."

Die Druckgestalt in der „Günderode" weicht nur in geringem Maße ab:

Ich lese jetzt zum zweitenmal den Wilhelm Meister, als ich ihn zum erstenmal las, hatte mein Leben Mignon's Tod noch nicht erreicht, ich liebte mit ihr, wie ihr, waren die andern in der Geschichte des Buchs mir gleichgültig, mich ergriff alles was die Treue ihrer Liebe anging, nur in den Tod konnt ich ihr nicht folgen. — Jetzt fühl ich daß ich weit über diesen Tod hinaus ins Leben gerückt bin, aber auch um vieles unbestimmter bin ich, schon so früh drückt mich mein Alter, wenn ich hier dran denke. —

Digitized by Google

Dieses Urtheil über Mignon's Tod, das sich inhaltlich deckt mit demjenigen in „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" S. 232 ff., war also thatsächlich an Clemens Brentano gerichtet. Es ist an sich möglich, aber kaum wahrscheinlich, daß Bettine dasselbe Bekenntniß der Günderode gegenüber abgelegt hat. Sie scheint sich vielmehr des Vortheils bedient zu haben, aus ihren übrigen Correspondenzen geeignete Stellen herbeizuziehen. Wie sie andrerseits (wofür ich Beispiele bringen könnte) nicht Weniges bei Seite gelassen hat, was ihren Zweck nicht förderte. Z. B. ein schönes Wort an die Günderode, das auf die letzten Wirrungen ihrer Freundschaft hinzudeuten scheint, ist nur in Bettinens Urschrift vorhanden:

Die Aeren des Feldes schmiegen die jungen Halme aneinander und wenn sie reif sind so bewegt sie ein leiser Wind daß sie sich berühren, aber die Menschen berühren einander nicht, wenn sie auch noch so dicht gesäät sind wenn auch noch so heftiger Sturm durch sie fährt; so ist es, und das bindet die Zunge und tödet den Geist. eins drückt mir das Herz zusammen, daß ichs Dir nicht sagen soll wenn ich die Blicke wende nach den Sonnenstrahlen oder nach den Wolken.

Mag es übrigens mit der Mignon-Stelle stehen wie es wolle: die Freundinnen haben gewiß ihre Gedanken öfters über Mignon ausgetauscht, und Bettine könnte so an die Günderode geschrieben haben. Diese ist der Mignon darin ähnlich, daß sie schied, weil ihr das Liebste auf Erden zu besitzen versagt war.

3. Zu „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde".

Karolinens Tod wird von Bettina im letzten Schreiben an die Frau Rath geschildert. Die Kunst der Darstellung bannt das Schreckliche, das in dem Plötzlichen und Gewaltsamen ihres Abscheidens liegt. Der Abschluß dieses Lebens vollzieht sich mit einer unerbittlichen Naturnothwendigkeit: er hätte eintreten müssen, auch wenn Kreuzer nicht die letzten Pfade hinieden gemeinsam mit Karoline gegangen wäre, um sie vor dem schwindelnden Abgrund allein zu lassen. Diese edel-menschliche Auffassung gehört ebenfalls der jungen Bettine an, nicht bloß der in der Schule des Lebens geklärten Frau. Clemens schrieb nämlich im August 1806 aus Heidelberg an Achim von Arnim:

Weißt Du, daß die Günterrode sich vor 3 Wochen zu Winkel auf einem Gute der Serviere Abends am Rhein erstochen hat? Ich sende Dir hiebei einen Brief Betinens, der vieles Schöne hiervon sagt; es ist Kreuzers wegen, dieser wollte sich scheiden lassen und sie heurathen, vorher trennt sie sich von allen Freunden, mutterseelig allein, stößt selbst Betinen zurück — Kreuzer wird hier Todtkrank, und im Augenblick da er sterben will, läßt er ihr feierlich ankündigen: er werde wenn er auch genese, sie nicht mehr sehen, er habe in diesen lezten Stunden seine Pflicht erkannt, und wolle seine Gattin behalten — nun ist er genesen, noch ist ihm die Nachricht verborgen — welches genesen!

Clemens bittet den Freund, Bettinens Brief ihm ja zurückzusenden, und Arnim wird, wie in andern nachweisbaren Fällen, diesen Wunsch erfüllt haben. Der Brief war also sicherlich Bettinen wieder zugänglich, und enthielt gewiß all das Schöne, was uns heute, im gedruckten Briefe an die Frau Rath, zu herzlicher Theilnahme an Karoline stimmt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Bettine der Mutter Goethe's das Geschick ihrer Freundin so ausführlich geschildert hat. Auch

Digitized by Google

Achim von Arnim kam in Briefen an Goethe öfter auf Karoline zurück. Es ist bekannt, wie dieser Begebenheit später in Goethe's und Arnim's Werken gedacht wird. Doch wenn auch der Bericht an die Frau Rath der äußeren Wirklichkeit entriethe, die innere Wahrheit ist ihm durch Clemens' Zeugniß gesichert.

Unter den von Loeper veröffentlichten Originalen befindet sich nur ein Brief Bettinens an Goethe. Jüngst sind zum achtzehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit" (Weim. Ausg., Werke 29, 231) auf acht engen Druckseiten „wunderbare Auszüge aus einer Hauschronik" abgedruckt worden, die, von Bettinen nach den Erzählungen der Frau Rath aufgefaßt, doch schließlich in Goethe's Selbstbiographie nicht mehr verwendet wurden. Es ergab sich, daß diese Auszüge bereits in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (S. 366: „Dein Vater ist ein Träumer und Traumdeuter") vorhanden waren. Es kann auch schon ausgesprochen werden, daß manch interessantes Material zu Tage treten wird, wenn erst Bettinens Correspondenz mit Achim von Arnim öffentlich vorliegt; so wird darin die Theilnahme der Frau Rath an Savigny's Geburtstagsfeier fast mit denselben Worten, wie im gedruckten Briefwechsel (S. 120), geschildert. Ich füge den Inhalt eines Quartblattes an, auf dessen Rückseite von Bettinens Hand notirt ist: „Bruchstücke von Briefen an Goethe von Anno 9", und das, wie die Spuren der Faltung und Siegelung zu erkennen geben, wirklich als Brief in Goethe's Hand geruht hat:

Der alte Kapellmeister Winter ist keine interessante Erscheinung, alles was ich von ihm weiß will ich Dir sagen; er liebt die Franzosen und componirt fortwährend Märsche für sie, das bringt ihn ins Musikalische Feuer, alle Tage wenn ich zu ihm komme, spielt er mir einen Marsch, nichts ist ihm feurig genug; sie müssen siegen, sagt er, da müssen Trompeten und Pauken drein wettern. alle Morgen um 6 Uhr besuche ich ihn da sizt er in der Laube beim Kaffee, und zankt sich mit seiner Frau um die Haut auf der Milch; wenn ich komme muß ich den Streit schlichten, dann gehen wir zusammen auf den Taubenschlag, der Kolloß und ich da sizt er gar zu gern gebückt, und ich bei ihm oft eine Stunde, eh ich ihn bewegen kann mit mir zum Klavier zu gehen, dann singen wir gewöhnlich biß gegen Mittag Psalmen. Dann komme ich nach Haus und koche mir einen Kalbsfuß und Sagosuppe, denn ich bin jezt ganz allein Herr im Hause, die andern sind aufs Land gezogen, ich size auf dem Herde auf einem Schemel und lese und dabei rühre ich zuweilen meine Suppe; ich bin ganz befriedigt in diesem Leben und mir deucht gar nicht daß ich diese Grenze erweitern dürfte; mein inneres Leben bist Du und mein äuseres, je schlichter es ist, je mehr entspricht es meinem geheimen Vertrag mit Dir. — Der Ludwig Grimm geht nach Tisch oft mit mir spazieren, ein Bettelkind bekömt ein Gröschel daß es stille steht, Grimm radiert es gleich auf eine kleine Kupferplatte, zu Hause wird es geäzt, so hat er schon mehrere allerliebste kleine Bilder zusammen gebracht, ich werde Dir nächstens Abdrücke davon schicken; um 6 Uhr gehe ich mit Winter in die Musikproben, da size ich allein in der dunklen Kapelle und höre die über mir musiziren, komme ich nach Hauß da finde ich manchmal den Stadion, der sizt schon an meinem Tisch und liest die fremden journale und Depechen die er sich hat zu mir bringen lassen, er ist gar zu gut, so beweglich so lebhaft und so sanft; der erzehlte mir lezt von seinem Verzichten auf das Glück der Liebe zu gunsten seines Bruders der schöner gewesen sey wie er, und da sah er mich so traurig an; ich fragte: was ist das Glück der Liebe, ist es ein Kuß so will ich ihn Dir geben, schwarzer Fritz. — er nahm meinen Kuß zwar an, aber die Liebe sey ein Abgrund ein unendliches sagte er —

Digitized by Google

Sonderbar; unendlich, macht mir so bange, ich will auch kein Ende, aber der Augenblick soll ewig währen; ich will mein Gesicht an Deiner Brust verbergen, ins Dunkel Deines Gewandes hüllen. — Gelübde thut man in zarter Jugend; ich hab meine Weisheitszähne noch nicht, ich thue Dir auch ein rasches Gelübde: wenn ich je einen Apfel esse mit goldner Schale und rothen Backen, schön rund ohne Makel, dann will ich ihn zu Deinem Gedächtniß verzehren, und wenn ich Wein trinke, rothen, in dem sich der Lichtstrahl feurig bricht der sey getrunken bis zum letzten Tropfen auf Dein feuriges Herz daß es nicht erkalte mir nicht erkalte. — O wende Dich nie von mir; Dich zu denken, mein zu wähnen ist mir einzige Lebensquelle, und wärst Du nicht als unerschöpflicher ewig erneuernder Zauber in mein Leben verwebt, was wär dann? —

Die Art, wie Bettine von diesem Schreiben Gebrauch gemacht hat, ist wieder charakteristisch für sie. Sie hat das wenig günstige, nur für den Moment der Niederschrift geltende Urtheil über den Kapellmeister Winter durch ein solches ersetzt (S. 217), das dem Gesammteindruck seiner Persönlichkeit in höherem Grade gerecht wird:

Seit mehreren Wochen bin ich in München, treib Musik und singe viel bei dem Kapellmeister Winter, der ein wunderlicher Kauz ist aber gerade für mich paßt; denn er sagt: Sängerinnen müssen Launen haben, und so darf ich alle an ihm auslassen;

Winter's französenfreundliche Gesinnung, derjenigen Bettinens schnurstracks entgegenlaufend, wird an andrer Stelle (S. 235) erwähnt:

Heute ließ Winter Probe halten von einem Marsch den er für den Feldzug gegen Tyrol componirte, ich sagte der Marsch sei schlecht, die Baiern würden alle ausreißen und der Schimpf auf ihn fallen.

Von Winter's häuslichen Verhältnissen erzählt Bettine auf S. 270:

Da besuche ich alle Morgen meinen alten Winter; bei schönem Wetter frühstückt er in der Gartenlaube mit der Frau, da muß ich immer den Streit zwischen beiden schlichten um die Sahne auf der Milch. Dann steigt er auf seinen Taubenschlag, so groß wie er ist muß er sich an den Boden ducken, hundert Tauben umflattern ihn, setzen sich auf Kopf, Brust, Leib und Beine; zärtlich schielt er sie an, und vor Freundlichkeit kann er nicht pfeifen, da bittet er mich: o pfeifen Sie doch; so kommen denn noch hunderte von draußen hereingestürzt mit pfeifenden Schwingen; gurren, rucken, lachen und umflattern ihn; da ist er selig und möchte eine Musik componiren, die grad so lautet: Da nun Winter ein wahrer Koloß ist, so stellt er ziemlich das Bild des Nils dar, der von einem kleinen Geschlecht umkrabbelt wird, und ich als Sphinx neben ihm kauernd, einen großen Korb voll Wicken und Erbsen auf dem Kopf. Dann werden Marcellos Psalmen gesungen —

Nun folgt im gedruckten Briefwechsel eine Schilderung der Macht, welche diese Musik auszuüben vermag. In diesem Zusammenhange mußten Kalbsfuß und Sagosuppe begreiflicherweise wegbleiben.

Die Aeußerung über Ludwig Grimm, den jüngeren Bruder Jacob's und Wilhelm's, steht nicht wörtlich im Briefwechsel. Grimm war durch die freundschaftlichen Bemühungen der Brentano'schen Familie nach München gezogen worden, um unter der Leitung des Malers und Kupferstechers Heß sein Talent auszubilden. Der junge Künstler durfte sich bei Savigny's in Landshut wie zu Hause betrachten. Er bewahrte auch den Familien Savigny und Arnim für alle Folgezeit die treueste Anhänglichkeit, wie sie in erhaltenen Briefen oft in rührender Weise sich zeigt. Daß Bettine ihren Freund bei Goethe gewissermaßen ein-

Digitized by Google

geführt hat, lehrt der dem Original Goethe's fast gleichlautende Brief vom 3. November 1809 (S. 288), worin er für Grimm's Bettina-Porträt dankt. Vielleicht ist die obige Stelle da, wo sonst noch von Ludwig Grimm die Rede ist (S. 293. 294. 300), mit verwendet; vielleicht hat sie, als den übrigen zu ähnlich, ganz zurückstehen müssen.

Der Verkehr mit Stadion wird, im Ganzen übereinstimmend, nur abgerundeter, auf S. 230 zur Sprache gebracht:

Du kennst vielleicht oder erinnerst Dich doch gesehen zu haben einen Grafen Stadion, Domherr und kaiserlicher Gesandter, von seinen Freunden der schwarze Fritz genannt, er ist mein einziger Freund hier, die Abende, die er frei hat, bringt er gern bei mir zu, da liest er die Zeitung, schreibt Depeschen, hört mir zu wenn ich was erzähle, wir sprechen auch oft von Dir; ein Mann von kluger freier Einsicht, von edlem Wesen. Er theilt mir aus seiner Herzens- und Lebensgeschichte merkwürdige Dinge mit, er hat viel aufgeopfert, aber nichts dabei verloren, im Gegentheil ist sein Charakter hierdurch frei geworden von der Steifheit, die doch immer mehr oder weniger den Platz freiwilliger Grazie einnimmt, sobald man mit der Welt in einer nicht unwichtigen Verbindung ist, wo man sich zum Theil auch künstlich verwenden muß; er ist so ganz einfach wie ein Kind, und giebt meinen Launen in meiner Einsamkeit manche Wendung. Sonntags holt er mich ab in seinem Wagen und liest mir in der königlichen Kapelle die Messe; die Kirche ist meistens ganz leer, außer ein paar alten Leuten. Die stille einsame Kirche ist mir sehr erfreulich, und daß der liebe Freund, von dem ich so manches weiß was in seinem Herzen bewahrt ist, mir die Hostie erhebt und den Kelch — das freut mich. Ach ich wollt ich wüßte ihm auf irgend eine Art ersetzt was ihm genommen ist.

Ohne Zweifel hat hier die Erinnerung einige Züge zu dem Bilde des Grafen Stadion geliefert; wir nehmen dies volle Bild mit Dankbarkeit entgegen. Den schönen Schluß des Originalbriefes sucht man aber in Bettinens Werke vergebens; aus einigen Anklängen, auf die sich S. 231 und anderswo hinweisen ließe, folgt zu wenig. Man sieht daraus, daß es Bettinen nicht auf eine bloße Veröffentlichung ihrer Correspondenz, sondern auf die Schaffung eines literarischen Kunstwerkes ankam. Denn welcher gewöhnliche Herausgeber derartiger Blätter hätte sich eine solche Stelle entgehen lassen! Bettinens Arbeitsmethode setzt eine künstlerische Kraft ersten Ranges voraus. Als sie an ihrem Werke schuf, da schrieb sie im Jahre 1833 einem Bekannten: Herz und Kopf suchten Ausflüchte, in der schmerzlichen Arbeit, in Goethe's Briefen zu forschen, sich zu unterbrechen; sie sei in Erinnerungen begraben gewesen wie in einem tiefen Bergstollen, in dem kein Hammer mehr widerhallt; da fühle sie deutlich, was sie in früher Jugend an Goethe geschrieben habe (vergl. S. 87): „Wie die Luft so fürchterlich still ruht, kurz vor dem Sturm, so stehen denn grad meine Gedanken kalt und still, und das Herz wogt wie das Meer." Bettine, die in sich die Forderung stellte und löste, der Augenblick solle ewig währen, war als Frau im Stande nachzufühlen, was sie einst als Jungfrau, als „Kind" empfunden hatte. Wer an ihre Werke anders denn warmen, nachfühlenden Herzens herantritt, begibt sich von vornherein des rechten Mittels, sie zu verstehen.

Digitized by Google

Schlußbemerkung.

Bettine bekennt sich für die Zeit ihrer Jugend gerne als ein „Kind". Nicht bloß Goethe gegenüber, dessen Verehrung für ihre Großmutter Sophie und Liebe zu ihrer Mutter Maximiliane ein höheres Recht auf diese Kindesstellung verliehen. Auch ihrem Verlobten Achim von Arnim mochte sie so gern ein gutes, treues „Kind" sein. In der Prägung des Titels „Briefwechsel mit einem Kinde" liegt nichts Gesuchtes.

Wie alt war denn aber Bettine, als sie ihre bis in das Jahr 1802 zurückreichenden Jugendbriefe schrieb? So viel ich sehe, setzt man heute allgemein das Jahr 1785 für ihre Geburt an.

Bettine gibt selbst in der „Günderode" (S. 124) über ihr Geburtsjahr Aufschluß. Wenn sie einen „Fritzlar 1796 am 4. April" datirten Brief — gerade an ihrem Geburtstag! — „im achten oder neunten Jahre, kurz vor ihres Vaters Tode" schrieb, so kann sie nicht im Jahre 1785 geboren sein. Ferner: Wilhelm Grimm hat auf dem Deckel seines Exemplars des „Briefwechsels mit einem Kinde" vermerkt: „Am 6. Februar 1796 schrieb Bettine, acht Jahre alt, von Fritzlar an ihren Buchhalter in Frankfurt, den alten guten Herrn Schwab. Sie hat den Brief im Original dem Louis geschenkt." Bettine schilderte (26. Februar 1836) ihrem Freunde Jacob Grimm die Schwierigkeiten, die ihr Verwandte und Bekannte bei der Herausgabe ihres Buches über Goethe (also 1835) in den Weg geschoben hätten in der Voraussetzung: „ich könne im achtzehnten Jahre nur dummes Zeug geschrieben haben und im achtundvierzigsten nur einen dummen Streich machen, indem ich's drucken lasse." Die Angaben führen, unabhängig von einander, auf das Jahr 1788 zurück. Dies Jahr wird für Bettinens Geburt durch ein noch vorhandenes, von Maximiliane Brentano selbst geschriebenes Geburtsregister ihrer sieben am Leben gebliebenen Kinder bestätigt und außer Zweifel gesetzt.

Die heut geltende irrige Annahme tritt, wie es scheint, erst seit der Zeit auf, wo Maria Belli-Gontard's Auszüge aus den Frankfurter Frag- und Anzeigungs-Nachrichten erschienen (1850). Hier steht nämlich Bd. VII, S. 75 unter dem 12. April 1785 als getauft verzeichnet „Herrn Peter Anton Brentano's Tochter Catharina Elisabetha Ludovica Magdalena", und die Belli-Gontard führt in einer Anmerkung dazu aus, dies Kind sei die nachmals so berühmt gewordene Bettina Brentano; als Bettinens Vornamen werden aber von Gustav von Loeper die Namen Anna Elisabeth angegeben. Indes, wenn die von der Belli-Gontard ausgehobene Eintragung richtig ist (wie die über Clemens' Geburt 6, 144 unweigerlich falsch), bietet sich doch eine natürliche Erklärung dar. Bettinen wären dann die Namen einer früh verstorbenen Schwester wieder beigelegt worden. Wie viele Geschwister, gekannte und nicht gekannte, Bettina gehabt hat, erzählt sie selbst im Frühlingskranz S. 75.

Also Bettina ist 1788 geboren und drei Jahre jünger als man bisher glaubte. Die Tragweite dessen ist ersichtlich. Es macht einen Unterschied, ob ihre Briefe — frühestens — im fünfzehnten oder im achtzehnten Lebensjahre geschrieben sind. Bettine war, als sich die Schwingen ihres Geistes regten, in Wahrheit noch ein „Kind". Die frühe Vollendung ihres Geistes scheint ohne Beispiel.

Reinhold Steig.

Digitized by Google

Aus Vergangenheit und Gegenwart der Zoologischen Station in Neapel.

Von

Anton Dohrn.

Vor einigen Monaten ward mir eine Nummer der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ gebracht, in der Jemand Klage darüber führte, daß die Budget-Commission des Reichstages sich anfänglich abgeneigt zeigte, 40 000 Mark als erste Rate zur Erforschung des Römischen Grenzwalles zu bewilligen. Der aufgebrachte Correspondent beschwerte sich über diese übel angebrachte Sparsamkeit um so mehr, als es sich um ein deutsch-nationales Unternehmen handle, und 40 000 Mark doch nicht ins Gewicht fallen könnten; er schloß seine Vorwürfe mit der Aeußerung: „Jahr für Jahr werden für die Zoologische Station in Neapel 40 000 Mark ausgegeben — und welches Interesse hat das deutsche Volk an der Zoologischen Station in Neapel?“

Mich erinnerte dieser Ausspruch an meine Knabenjahre, da ich mich mit anderen Knaben über die Frage ereifern konnte, wer bei einem Hausbau wichtiger sei, der Maurer oder der Zimmermann, der Tischler oder der Dachdecker? Zugleich erinnerte er mich aber auch daran, daß schon früher ähnliche Urtheile gefällt wurden, als der Zoologischen Station von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Mittel zum Bau des ihr noch heute unschätzbare Dienste leistenden kleinen Dampfers „Johannes Müller“ in freigebiger Weise, mit Bewilligung und noch weiterer Beihülfe des Königl. Preußischen Unterrichtsministeriums übergeben wurden. Ich machte damals scherzhafter Weise geltend, daß die Zoologische Station doch auch historische Studien treibe, und betonte, daß die Geschichte schwerlich mit Handschriften angefangen habe; denn um eine Handschrift zu erzeugen, mußten sowohl die Schrift wie auch die Hand existiren. Man könne und werde nicht leugnen, daß auch die Entstehung der Schrift Gegenstand historischer Forschung sei, — nun, die Zoologische Station beschäftige sich unter Anderm auch mit dem Problem von der Entstehung der Hand, treibe also archäologisch-historische Studien von sehr viel weiter zurückliegenden Epochen,

Digitized by Google

als die sogenannte Alte Geschichte. Da nun von Neuem ein solches Argument gebraucht worden, so möge man es mir nicht übel nehmen, wenn ich einmal vor den Lesern der „Rundschau" auseinanderzusetzen versuche, in welchen nicht ganz gleichgültigen Beziehungen die wissenschaftlichen Aufgaben der Zoologischen Station zu Neapel mit den geistigen Interessen des deutschen Volkes stehen, und wie es geschah, daß die deutsche Reichsregierung die Zoologische Station subventionirte.

I.

Auf der ersten Seite des größten und gewaltigsten Buches, das die Menschheit besitzt, steht geschrieben: „Und die Erde ließ aufgehen Gras und Kraut, das sich besamete, ein jegliches nach seiner Art; und Bäume, die da Frucht trugen, und ihren eignen Samen bei sich selbst hatten, ein jeglicher nach seiner Art." Und weiter: „Und Gott machte die Thiere auf Erden, ein jegliches nach seiner Art, und das Vieh nach seiner Art, und allerlei Gewürm auf Erden nach seiner Art."

Daß diese Aussprüche der Bibel dastehen wie eine Art Fundament für die größten sittlichen und religiösen Offenbarungen der geschichtlichen Jahrtausende, mag Manchem als ein Zufall erscheinen: als eine keineswegs zufällige Wirkung aber wird der Eindruck erscheinen, welcher von dem monotheistischen Schöpfungsbericht der Genesis anfangend und bis zu den sublimsten Lehren des Neuen Testamentes fortschreitend, in die Gemüther der Menschen ein Gefühl des Zusammenhanges dieses Berichtes und dieser Lehren gepflanzt und sie allesammt mit jenem Schauer durchdrungen hat, den sie ebenso sehr auf den einfachen und natürlich-naiven, wie auf den bildungs- und gedankenreichsten Leser ausüben.

Dieser Schauer des Erhabenen, den der Schöpfungsbericht der Bibel noch heute in jedem, noch so „aufgeklärten" Leser hervorbringt, läßt sich unschwer wiedererkennen in der Erregung, welche in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts durch das Erscheinen jenes vornehmen, seelenruhigen Buches verursacht ward, das ein englischer Gutsbesitzer nach fünfundzwanzigjährigen, leidenschaftslosen Studien unter dem Titel: „Die Entstehung der Arten" veröffentlichte. Ein Gefühl des Zusammenhanges der Lehren dieses Buches mit den höchsten Phänomenen der geistigen und sittlichen Natur des Menschen machte sich allmälig geltend und verschaffte ihnen eine solche Bedeutung und ein so universelles Interesse, daß kein denkender Mensch davon unberührt blieb und bleiben konnte. In diese große Erregung der Geister mischte sich freilich auch so manche unreine Tendenz: Uebertreibung, Ueberhebung, Eitelkeit, Unverstand und Mißverstand suchten und fanden ihre Rechnung — das konnte Niemanden Wunder nehmen, der mit menschlicher Art vertraut ist, konnte aber auch der Bedeutung der geistigen That nicht dauernd Abbruch thun, die befruchtend auf alle Gebiete des menschlichen Denkens einzuwirken begann.

Es war begreiflich, daß die wissenschaftlich nächst Betheiligten auch den stärksten Stoß der Erregung empfingen, und daß die Gährung gerade dasjenige Gebiet erfaßte, auf welchem der Kampf des Für und Wider am heftigsten entbrennen und die Prüfung der neuen wissenschaftlichen Gedanken geschehen mußte.

Digitized by Google

Und ebenso begreiflich war es, daß ein junger Mann, der gerade damals die Universität bezog, um sich zoologischen Studien zu widmen, von dieser Erregung ergriffen ward, und sein ganzes weiteres Leben an die Aufgabe setzte, die materiellen Schwierigkeiten der Forschung zu verringern und durch zweckmäßige Organisation die intellectuelle Arbeit in weitestem Umfange zu erleichtern. Diese Aufgabe führte zur Gründung der Zoologischen Station in Neapel.

Der Universalität der deutschen Universitäten ist es zu danken, daß die deutschen Zoologen für die Erforschung des Lebens im Meere mehr gethan haben als jede andere Nation, ja, fast darf man sagen, so viel wie die anderen alle zusammengenommen. Und doch befanden sie sich dabei in der äußerlich ungünstigsten Lage. Italien, Spanien, Frankreich, England, Skandinavien — alle hätten es leichter gehabt; denn sie alle haben ausgedehnte Küsten und große Centren des geistigen Lebens dicht am mittelländischen Meere, am Ocean, an den nordischen Meeren. Deutschland hatte nur die an Organismen arme Ostsee und die sandigen Küstenstriche der Nordsee, welche fast ebenso arm sind, wie jene.

Das gelobte Land, oder vielmehr das gelobte Meer der Zoologen war aber und wird immer bleiben: das Mittelländische Meer. Die Küsten Unteritaliens und Siciliens wurden die Wallfahrtsziele aller deutschen Zoologen, seit Johannes Müller, der große Physiologe und Morphologe der Berliner Universität, die Wege durch mehrfache Studienreisen nach Triest, Neapel und Messina wies. Kein anderes Meer kommt an Reichthum und Mannigfaltigkeit des Thierlebens dem tyrrhenischen Meere nahe, geschweige gleich, und keines bietet durch die Formation seiner Küsten, durch Klima und Naturell seiner Fischerbevölkerung solche Vortheile, wie dieses. Messina und Neapel wurden für die deutschen Biologen, was Florenz und Rom für die Künstler, was Rom und Athen für die Archäologen sind.

Was das Deutsche Archäologische Institut in Rom in den mehr als fünfzig Jahren seines Bestehens für die deutschen Archäologen geleistet hat, werde ich hier wohl nicht auseinanderzusetzen haben, besonders nicht zur Belehrung Desjenigen oder Derjenigen, welche mir den Anlaß zu dem vorliegenden Aufsatz gegeben haben. Ich glaube aber kaum, daß es den Naturforschern je eingefallen ist, das Geld zu bedauern, welches zu seiner Erhaltung, Erweiterung und Ausstattung erst von Preußen, dann vom deutschen Reich aufgebracht wurde. Ja, ich erinnere mich nicht einmal, je den Vorwurf gehört zu haben, daß die Archäologen eine unverdiente Bevorzugung genossen durch diese heimathliche Institution auf der Rupe Tarpeia. Von mir persönlich kann ich wenigstens behaupten, daß ich nie Neid empfunden, höchstens, wenn es dessen bedurft hätte, einen Sporn darin sah, auch meiner Wissenschaft ähnliche Vortheile zu sichern, deren sie zur Vollbringung ihrer großen Aufgaben mindestens so bedürftig war wie die Archäologie.

Was mich aber im Jahre 1870 bewog, allein und auf eigne Hand an die Errichtung der Zoologischen Station zu gehen, waren theils persönliche, theils jene allgemeinen wissenschaftlichen Motive, die ich oben angedeutet habe. Der Zeitpunkt, diese Dinge mehr in den Einzelheiten darzulegen, ist indeß noch nicht gekommen, und deshalb will ich mich hier zunächst darauf beschränken, zu er-

Digitized by Google

zählen, wie es zu der Theilnahme und materiellen Unterstützung der deutschen Reichsregierung kam, um die es sich ja hier vorzugsweise handelt.

Es war ein ziemlich luftiges Gebäude von Illusionen, welches mich, den damals dreißigjährigen Privatdocenten, von Jena an den Golf von Neapel führte. Es will mir jetzt selbst oft so erscheinen, als sei ich wie ein Nachtwandler an all den Abgründen glücklich vorüber geschritten, die rechts und links an meinem Wege lagen. Ohne jedes Vorbild, mit durchaus unzureichenden Geldmitteln versehen, völlig geschäftsunkundig, im fremden Lande, dessen Sprache ich so gut wie gar nicht handhaben konnte, unterzeichnete ich einen Vertrag mit der Verwaltung einer Stadt, die zu den schwierigst zu behandelnden in Italien gehört. Eine wahre Odyssee von Irrfahrten habe ich durchgemacht, von den ersten Verhandlungen auf dem Municip von Neapel im März 1870 bis zur Eröffnung der Station im Februar 1874. Es würde nichts helfen, wollte ich im Allgemeinen sagen, worin diese Irrfahrten bestanden, nur eine tagebuchmäßige Darstellung könnte davon eine ausreichende Vorstellung gewähren; aber naheliegende Rücksichten legen mir solche Discretion auf, daß Alles, was ich erzählen dürfte, doch nur ein schwaches Bild der wirklichen Fährnisse abgäbe, die ich durchzumachen hatte.

Schon während des Baues der Zoologischen Station kam ich zu der fatalen Erkenntniß, welche keinem bauenden Laien erspart wird, und oft genug auch den Sachverständigen trifft: daß meine verfügbaren Geldmittel keineswegs hinreichten, den Bau zu Ende zu führen. Nun hatte ich im Jahre 1872 in den „Preußischen Jahrbüchern“ einen Aufsatz veröffentlicht unter dem Titel „Der gegenwärtige Stand der Zoologie und die Gründung Zoologischer Stationen.“ In diesem Aufsatz war das ganze Programm auseinandergesetzt, welches mich bei meinem Unternehmen leitete, die Vergangenheit der Wissenschaft beleuchtet, die Gegenwart erwogen und aus beiden die Bedürfnisse der Zukunft abgeleitet. Daß aber meine damaligen Anschauungen zuverlässig gewesen, mein Bild von den unausweichlichen Bedürfnissen der Biologie richtig, das erweist die letzte Seite jenes Aufsatzes, auf der ich die Prophezeiung aussprach, „in ein bis zwei Jahrzehnten werde ein Netz Zoologischer Stationen die Erde umspannen.“ Diese Prophezeiung trug damals, da noch nicht einmal die erste zoologische Station existirte, freilich wesentlich dazu bei, meine Reputation als Phantast und Visionär bei allen „soliden“ Köpfen zu verstärken; aber sie hat sich in selbst mir unerwarteten Dimensionen bewahrheitet, wie ich weiter unten ausführlicher zeigen werde. Begegnete ich also mit meinen Tendenzen und Zielen oft genug entmuthigendem Skepticismus, so fand ich doch andererseits auch sehr starken Rückhalt bei einigen der hervorragendsten Männer der Forschung, besonders im Schoße der Berliner Akademie. Und das sollte sich bald praktisch bewähren.

Der Geldmangel bei schon so weit gefördertem Unternehmen gab mir den Muth, einen Schritt zu thun, den ich erst für spätere Zeiten in Aussicht genommen hatte, wenn die Errichtung der Zoologischen Station eine vollendete Thatsache gewesen wäre: ich wandte mich an die deutsche Reichsregierung um Unterstützung. Damals bestand noch das Reichskanzleramt, sein Chef war Minister Dr. Delbrück.

Digitized by Google

Eines Morgens, früh um neun Uhr, ward ich im Reichskanzleramt empfangen und durfte in längerer Auseinandersetzung mein Gesuch vortragen. Wer den Minister Delbrück kennt, wird sich vorstellen können, daß keine Bewegung seines Gesichts während meiner Rede mir verrieth, welchen Ausgang die Sache nehmen würde. Ich endete mit den Worten: „Und hiernach, Excellenz, möchte ich fragen, ob Aussicht vorhanden ist, daß die deutsche Reichsregierung mich vielleicht mit zehntausend Thalern unterstützt?" Ein kurzes, trockenes „Nein!" war die ganze Antwort. Darob Schweigen auch meinerseits. Ich blieb indeß ruhig sitzen, da auch der Minister sich nicht erhob, aber meine Gedanken waren sehr thätig; denn das Bewußtsein von der entscheidenden Bedeutung des Augenblicks war mir sehr lebhaft. Endlich ergriff ich wieder das Wort: „Ihre Antwort, Excellenz, vernichtet mit einem Schlage meine Hoffnungen. Ich darf redlicherweise behaupten, daß mich keine selbstischen Motive geleitet haben, sondern daß ich nach bestem Wissen und Gewissen die Interessen der Wissenschaft, zumal die der deutschen Wissenschaft verfolge. Ich habe mein Geld, meine Laufbahn, meine Freiheit aufs Spiel gesetzt und den Beweis geliefert, daß ich vor keinen Schwierigkeiten zurückschrecke. Und nun ich hoffe, von meinem Vaterlande in diesem meinem Bestreben unterstützt zu werden, weisen Ew. Excellenz mich ab." — Darauf der Minister: „Es ist eine schiefe Ebene, auf die das Reich sich nicht einlassen darf." — Darauf wiederum ich: „Gestatten Sie mir, Excellenz, Ihnen ein kleines Erlebniß zu erzählen, das sich im September 1870 zutrug. Ich war während des Krieges in Garnison zu Cassel. Nach der Schlacht von Sedan erhielt ich Urlaub zu einer kurzen Reise nach England, wo ich die Naturforscher-Versammlung besuchte, um für mein Unternehmen Propaganda zu machen. In London lud mich ein literarischer Freund zu Tisch; es waren andere Gelehrte dabei. Die Rede kam natürlich auf die staunenerregenden deutschen Triumphe. Da sagte plötzlich der eine Herr: „Nun, *eine* Consequenz Eurer deutschen Siege wird sein, daß Eure wissenschaftliche Hegemonie gebrochen wird. Jetzt werdet Ihr dem Militarismus verfallen, und die Folge wird ein wissenschaftlicher Rückgang sein. Bisher haben wir Eure Lehrbücher übersetzt, jetzt werdet Ihr unserer Leitung folgen müssen." Ich schwieg zu dieser sonderbaren Schlußfolgerung, aber im Stillen gelobte ich mir, was *ich* als Einzelner dazu thun könnte, diese Prophezeiung zu Schanden zu machen, nun erst recht durchzuführen. Wenn aber Ew. Excellenz jetzt von einer schiefen Ebene sprechen, auf die das Reich sich nicht einlassen dürfe, so bedauere ich doppelt, daß meine Anstrengungen vergeblich bleiben sollen."

Während meiner Erzählung gab es eine Bewegung in den Zügen des Ministers, und als ich geendet, sagte er: „Wenn ich auch nicht absolut Nein sage, so kann ich doch ebensowenig absolut Ja sagen." Aufathmend fragte ich sofort: „Und worin liegt die Entscheidung, Excellenz?" — Der Minister: „Ich müßte vor allen Dingen ein competentes Gutachten in Händen haben, etwa von der Akademie der Wissenschaften, daß Ihr Unternehmen werth ist, von der Reichsregierung unterstützt zu werden. Wenn Sie mir ein solches Gutachten schaffen, würde ich der Sache näher treten können." Ich glaubte mich sicher, zusagen zu dürfen, daß die Akademie ein solches Gutachten unter allen Umständen

Digitized by Google

ausstellen würde, und empfahl mich. Sofort ging ich zu Geheimrath du Bois-Reymond, der bisher mit der größten Theilnahme meine Schritte verfolgt hatte, und fand die bereitwilligste Zusage für meine Wünsche. Wir vereinbarten, daß ich eine Eingabe an die Akademie richten und um eine gutachtliche Befürwortung meines Unternehmens, das ja den namhaftesten Mitgliedern der Akademie längst bekannt war, bitten sollte. Geheimrath du Bois-Reymond bezweifelte keinen Augenblick, daß die Sache ohne Weiteres gelingen würde.

So standen die Dinge durchaus hoffnungsvoll, — da rief mich eine schlimme Nachricht nach Neapel zurück, noch ehe ich die so glücklich eingeleitete Angelegenheit der finanziellen Reichs-Unterstützung zu Ende führen konnte.

Das Gebäude der Zoologischen Station war nach technischen und persönlichen Wirrnissen aller Art endlich glücklich bis an das Dach gefördert worden: die nasse Jahreszeit stand bevor; Eile that noth, das Dach fertig zu stellen. Da erschien plötzlich während meiner Abwesenheit ein Befehl der Stadtverwaltung, den Bau zu sistiren. — Was war geschehen?

Durch Mißverständnisse, über die ich mich hier nicht näher auslassen will, war es schon vor meiner Abreise nach Berlin zu einem Bruch zwischen mir und dem den Bau dirigirenden neapolitanischen Architekten gekommen, und dieser Bruch hatte unter andern erbaulichen Dingen auch zur Folge, daß ein geringfügiger, von diesem Architekten selbst begangener, aber so lange vertuschter Fehler in der Höhengliederung des Gebäudes nun zur Kenntniß des Municips gelangte und von demselben als Anlaß benutzt ward, den ganzen Bau zu sistiren, und in ernstliche Discussion zu ziehen, ob es nicht angezeigt sei, mich zum Abbrechen des bisher aufgeführten Gebäudes zu zwingen.

Es bestand damals in Neapel eine sehr starke, mir feindselige Strömung der öffentlichen Meinung. Ich galt als erster bester Speculant, der die Neapolitaner wahrscheinlich hinters Licht zu führen bestrebt sei, und man ärgerte sich im Allgemeinen darüber, daß sich ein „Ausländer" einen Palast inmitten der Villa nazionale, des herrlichen, am Meere gelegenen öffentlichen Parkes, bauen sollte. Wie ein Mensch solch ein Narr sein könnte, ein kleines Vermögen auf die Straße zu werfen, aus wissenschaftlichem Enthusiasmus, — das zu glauben, konnte sich kein Neapolitaner freiwillig entschließen; es mußte etwas Anderes dahinterstecken. Da außerdem die praesumptio in pejus bei der Stipulirung des ursprünglichen Contractes in der drastischsten Weise schon hervorgetreten war, und zugleich ein ewiger Wechsel in den Persönlichkeiten vor sich ging, welchen die Verwaltung der Stadt obliegt, so konnte ich auch auf keine Weise festen Fuß fassen, und einen oder zwei persönliche Bekannte ausgenommen, schenkte mir kein Mensch Glauben und Zutrauen.

Ich reiste also spornstreichs von Berlin nach Neapel zurück, sah, wie die Dinge lagen und erreichte nach vielen und anstrengenden Bemühungen, daß mir wenigstens erlaubt ward, das Dach zu vollenden. Aber schon nach weiteren drei bis vier Wochen kam der zweite Befehl, die Arbeit von Neuem abzubrechen: ich war auf dem alten Fleck; die mir übel wollten, hatten wiederum gesiegt. Von Neuem suchte ich die entscheidenden Persönlichkeiten zu besänftigen, aber diesmal ohne jeden Erfolg. Wochen verstrichen, Weihnachten kam heran; da bekam ich

Digitized by Google

am Morgen des heiligen Abends einen Brief von du Bois-Reymond, des Inhalts, daß wider alles Erwarten die Akademie in ihrer Majorität beschlossen habe, das von mir erbetene Gutachten — zu verweigern! Theils persönliche, theils sachliche Gründe hätten dazu geführt, seine und Anderer Bemühungen nichts gefruchtet; „spannen Sie," so schloß der Brief, „Ihre Energie aufs Höchste und suchen Sie sich die zehntausend Thaler wo anders zu beschaffen."

Am Abend desselben Tages saß ich auf der Eisenbahn, auf dem Wege nach Berlin. Ich habe heiterere Weihnachtsabende erlebt, als diesen, das wird man mir glauben. In München machte ich einen kurzen Halt, besuchte meinen alten Freund, Prof. v. Siebold, erzählte ihm von meiner Lage und nahm eine empfehlende Visitenkarte an den Grafen v. Usedom mit, der früher Preußischer Gesandter in Italien, jetzt Generaldirector der Museen war und zum Kronprinzen in persönlichen Beziehungen stand.

Zu seinem nicht geringen Erstaunen stand ich ebenso rasch, wie eine briefliche Antwort hätte eintreffen können, vor du Bois-Reymond. „Sie schrieben mir, verehrter Herr Geheimrath, ich solle meine Energie aufs Höchste spannen, und die zehntausend Thaler wo anders beschaffen. Hier oder nirgends ist Amerika; hier muß ich meine Energie anspannen, und ich bitte Sie, mir zu sagen, woran die Sache in der Akademie gescheitert ist." Als ich den Verlauf der entscheidenden Sitzung der Akademie kennen gelernt, sah ich ein, und du Bois-Reymond bestärkte mich darin, daß durch persönliche Rücksprache mit den einzelnen Akademikern die Sache wohl zu redressiren war, — und gleich am folgenden Tage machte ich mich auf den Weg, die Herren zu besuchen.

Aber ich hatte noch ein anderes Ziel zu erreichen. In Neapel stand meine Partie verzweifelt: ohne sehr mächtige Einflüsse konnte ich nicht hoffen, die Krise zu überwinden. Ich beschloß, den Versuch zu machen, durch die Vermittlung des Grafen Usedom den Schutz des Kronprinzen anzurufen. In sehr zuvorkommender Weise übernahm es auch der Graf, die Lage, in der ich mich befand, dem Hohen Herrn darzustellen und jenen Aufsatz der „Preußischen Jahrbücher" beizufügen, worin ich meine Pläne und Ziele dargelegt hatte.

Ich hatte dann noch Gelegenheit, den damaligen Cultusminister Dr. Falk zu sprechen, erhielt auch von ihm die Zusicherung thätigen Beistandes, und so, nachdem ich eine rastlose vierzehntägige Wirksamkeit in Berlin entfaltet hatte, kehrte ich schleunigst nach Neapel zurück.

Hier standen denn in der That die Verhältnisse so ungünstig wie möglich. Der deutsche Generalconsul, den ich sofort aufsuchte, hielt die Position für verloren. Der Oberbürgermeister in Person sei der heftigste Gegner meines ganzen Unternehmens und werde durchaus von der öffentlichen Meinung unterstützt. Zu machen sei dabei so gut wie nichts. Die wenigen Bekannten, die ich hatte, vermochten keinen Einfluß auf das durch Parteigetriebe ihnen fern stehende Municip auszuüben. Dennoch gab ich die Hoffnung nicht auf, und um so weniger, als ich einige Tage nach meiner Rückkehr aus Berlin die besten Nachrichten erhielt. Die Akademie hatte meinen Antrag in der zweiten Berathung angenommen und dadurch die finanzielle Lage der Zoologischen Station gerettet. Und seitens des Grafen Usedom ward mir mitgetheilt, Seine Kaiserliche Hoheit

Digitized by Google

der Kronprinz habe nach dem Durchlesen meines Aufsatzes lebhaftes Interesse für mein Unternehmen gefaßt und auf Höchseinen Wunsch sei der deutsche Gesandte angewiesen, die italienische Regierung um Unterstützung für mich zu ersuchen. Ich meldete das sofort dem Generalconsul, der aber zweifelhaft blieb, ob bei der municipalen Natur der ganzen Angelegenheit die Regierung anders als sehr platonisch interveniren würde.

Nun war jener Aufsatz der „Preußischen Jahrbücher" schon vor Jahr und Tag in der „Nuova Antologia", der ersten Revue Italiens, übersetzt worden. Ich versuchte seine Wirkung jetzt auch in Neapel, und sandte dem Präfecten, dem Oberbürgermeister und dem Baron Savarese, Führer der Majorität der Stadtverordneten, Exemplare zu. Viel Hoffnung machte ich mir freilich nicht.

Um so angenehmer ward ich überrascht, als ich eines Morgens bei dem Generalconsul eine an ihn gerichtete Karte fand, worin Baron Savarese schrieb: „Ich habe eine interessante Schrift des Herrn Dohrn erhalten. Sagen Sie mir, bitte: wo wohnt Herr Dohrn; ich will ihn kennen lernen und ihm helfen."

Post nubila Phoebus! Der Leser wird begreifen, daß ich mich beeilte, dem Baron Savarese zuvorzukommen. Ich fand einen sympathisch aussehenden, vornehmen älteren Herrn, der mich mit aufrichtiger Herzlichkeit empfing. „Ich kenne Sie schon durch Ihre Schrift, die mich lebhaft interessirt hat. Ich kenne auch die Fährlichkeiten, in denen Sie sich befinden: ich bin bereit, Ihnen wirksam zu helfen, — aber nun lassen Sie uns einmal über Ihr Unternehmen eingehend sprechen." Und wie eingehend wir sprachen, mag die Thatsache veranschaulichen, daß unsere Unterhaltung drei volle Stunden währte. Es wäre leichter, zu sagen, wovon wir nicht sprachen, als das Gespräch zu analysiren. Die Wissenschaft und die katholische Religion, der Cultus der Madonna und der kategorische Imperativ, die Einigung Deutschlands und Italiens, der Charakter der neapolitanischen Fischer, die Renaissance, kurz de omnibus rebus et quibusdam aliis ward behaglich gesprochen. Endlich erhob ich mich und erhielt zum Abschied die Versicherung, kein Stein von meinem Gebäude solle angerührt werden, Savarese selbst werde mich vertheidigen.

Und so geschah es; nach zehn Tagen ward über meine Angelegenheit im Municip debattirt: Savarese und der Principe Torella schlugen siegreich die Angriffe zurück, und in namentlicher Abstimmung gewann ich die Schlacht mit erheblicher Majorität.

Ich habe diese beiden Episoden mit einiger Ausführlichkeit erzählt, weil sie den entscheidenden Wendepunkt im Schicksal der Zoologischen Station bilden. Von da an hörte sie auf, die mehr oder weniger phantastische Laune eines isolirten jungen Gelehrten vorzustellen. Sie stand von nun an gewissermaßen unter der Protection des Deutschen Kronprinzen; das Deutsche Reich hatte sie auf die Autorität der Berliner Akademie hin subventionirt; der Preußische Unterrichtsminister kam ihr mit Sympathie entgegen — mit einem Wort: sie fing an, ein Gegenstand des nationalen Interesses zu werden.

Und das ist sie geblieben bis auf den heutigen Tag. Es wäre nicht möglich, an dieser Stelle die weiteren Schicksale der Zoologischen Station zu schildern —

Digitized by Google

ich müßte ein kleines Buch schreiben, um ein einigermaßen ausreichendes Bild zu entwerfen. Zehn Jahre lang kämpfte sie in schwerem Kampfe um ihre Existenz, besonders in finanzieller Beziehung, und hätte ich nicht in dem kürzlich verstorbenen Deutschen Generalconsul Beer einen ebenso einsichtigen und geschäftskundigen, wie opferwilligen Freund gefunden, der mir bis zur Höhe von achtzigtausend Francs Vorschuß gewährte, so hätte ich vielleicht doch nicht den Tag erlebt, an dem auf nachdrückliche Befürwortung des damaligen Botschafters v. Keudell, und gestützt auf umfangreiche finanzielle und sonstige Gutachten der deutsche Reichstag den Antrag bei der Reichsregierung stellte, „der Zoologischen Station in Neapel einen Betriebszuschuß von dreißigtausend Mark zu gewähren."

Dieser Zuschuß ist Jahr für Jahr bewilligt, ja vor drei Jahren auf vierzigtausend Mark erhöht worden. Man pflegt nun in Berlin derlei nicht zu thun, ohne sich sehr genau vergewissert zu haben, was mit solchem Gelde vorgenommen wird; so ist denn auch in der That Niemand besser und vollständiger über die Gesammtlage und die volle Wirksamkeit der Zoologischen Station informirt, als das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches. Alljährlich erhält diese hohe Behörde einen umfangreichen Geschäftsbericht und die bis auf Heller und Pfennig genaue Rechnungslegung des mit dem Budgetjahre des Deutschen Reiches identischen Geschäftsjahres der Zoologischen Station, welche hier an Ort und Stelle durch den Consul des Deutschen Reiches geprüft und mit seiner Unterschrift versehen an die Botschaft in Rom geht, und von dort mit einem Parallelbericht des Herrn Botschafters nach vorgängiger Ocularinspection der Zoologischen Station dem Auswärtigen Amte übersandt wird.

In die Oeffentlichkeit gelangen diese Geschäftsberichte freilich nicht, aus dem einfachen Grunde, weil die Zoologische Station trotz ihres nationalen, ja in gewissem Sinne internationalen Charakters und trotz der ihr alljährlich bewilligten Subvention doch das Unternehmen eines Privatmannes ist und Niemandem Rechenschaft schuldet, als eben dem Auswärtigen Amte des Deutschen Reiches, aus dessen Ressort die Subvention gezahlt wird. Die Regierungen der deutschen Einzelstaaten und der übrigen europäischen Staaten, sowie einzelne Universitäten und gelehrte Körperschaften stehen zur Zoologischen Station im Contractverhältniß des Do ut des: sie können den Contract lösen, falls es ihnen gut dünkt, aber sie haben keine eigene Jurisdiction über das Institut und seine Verwaltung, nicht einmal die italienische Regierung, in deren Territorium die Zoologische Station gelegen ist, und die sie nächst dem Deutschen Reiche am ausgiebigsten unterstützt.

Die einzige Instanz, außer dem Auswärtigen Amte zu Berlin, von der die Zoologische Station abhängt, ist die öffentliche Meinung, zunächst die der gelehrten Kreise, und dann die des gesammten gebildeten Publicums. Diese Instanz empfängt ihre Information durch die Jahr für Jahr zunehmende Zahl der in den Laboratorien der Station arbeitenden Gelehrten, welche ihrerseits aus dem Gesammteindruck der Station als Organismus und den ihnen bei der Arbeit gewährten Hülfsmitteln ein Urtheil gewinnen. Dies Urtheil basirt auf den Leistungen der Zoologischen Station und kann in keiner Weise gefälscht oder durch persönliche Rücksichten beeinflußt werden. Daß aber die

Digitized by Google

Leistungen der Station bisher durchaus den Erwartungen und Ansprüchen, die an sie gestellt wurden, zum mindesten gerecht geworden sind, dafür gibt es einen sehr objectiven Beweis: noch ist keine Regierung oder Universität von den eingegangenen Verträgen zurückgetreten; dieselben sind vielmehr bereits so und so oft erneut, und weitere Contrahenten sind fast Jahr für Jahr gewonnen worden.

Damit aber auch andere als fachwissenschaftliche Kreise, wenn nicht ein Urtheil, so doch eine Anschauung von dem Werth der Zoologischen Station für die Entwicklung der biologischen Wissenschaft gewinnen können, will ich hier den Versuch machen, die Leistungen der Station zunächst als Laboratorium etwas im Einzelnen auseinanderzusetzen.

II.

Möge zunächst jeder Laie es als einen Glaubenssatz annehmen, daß die genaue Erforschung der Organismen des Meeres von der allergrößten Bedeutung für die wissenschaftliche Erkenntniß des Lebens, speciell des thierischen Lebens ist. Die Zeit aber ist längst vorbei, wo man sich begnügte, „neue Arten" in Museen aufzustellen und äußerlich zu beschreiben. Auch die bloße anatomische Beschreibung der Organismen ist, wenn schon unentbehrlich, doch bei Weitem nicht mehr die entscheidende Tendenz der Probleme. Es handelt sich um andere Dinge. Was thatsächlich festzustellen gesucht wird, sind die Vorgänge des Lebensprocesses selber, sowohl in den einzelnen Individuen, wie in den Beziehungen der gesammten Organismen zu einander und in ihrer Abhängigkeit von der unbelebten Natur. Dieses Studium des Lebensprocesses hat sich aber allmälig so zugespitzt, daß wir ihn in den einzelnen Zellen aufsuchen, deren morphologisch-chemische Zusammensetzung, deren Wachsthum und Vermehrung, deren Entstehen und Vergehen, deren Lebensgeschichte in allen ihren Phasen einen Gegenstand zahlloser, in ihren Gesichtspunkten und ihrer Methodik immer mannigfaltiger werdender Untersuchungen bilden. Und dieses intimste Leben der Zelle zu studieren, ist eine um so dringendere Aufgabe geworden, als ja auch in letzter Instanz Sein und Nichtsein jedes Menschen von dem wohlregulirten Leben der seinen Körper bildenden Milliarden von Zellen abhängt. Das ist heutzutage eine so allgemein gewordene Wahrheit, daß ich mich scheuen würde, sie hier zu wiederholen, müßte ich nicht darauf hinweisen, wie wichtige Dienste auch für die Physiologie und Pathologie des Menschen die Erforschung der Meeresthiere geleistet hat, und in immer steigender Proportion leistet. Und das liegt an der vielfach leichteren Zugänglichkeit dieser Geschöpfe für eine große Zahl wichtiger Aufgaben. Gerade die geringere Complication der sogenannten niederen Thiere gestattet uns, die allen Organismen gemeinsamen fundamentalen Lebenserscheinungen in größerer Klarheit und Unmittelbarkeit der Beobachtung zugänglich zu machen, als es bei den höheren Thieren bisher möglich war. Und ebenso ist die große Mannigfaltigkeit dieser niederen Meeresthiere eine außerordentliche Hülfe, durch vergleichende Forschung denselben Proceß an den verschiedensten Gruppen dieser Thiere zu beobachten, und die Resultate, die an dem einen gewonnen werden, durch die an einem andern ausgeführten Untersuchungen zu ergänzen. Also die Cellularanatomie und Cellularphysiologie bilden heute einen der ausschlaggebenden

Digitized by Google

Gründe, weshalb — fast möchte ich sagen — der Schwerpunkt der biologischen Studien in die Erforschung der Meeresthierwelt gerathen ist.

Aber auch jene mehr abstracte Frage rein intellectueller Art, welche in dem Mythus der Genesis ebenso wie in dem Hypothesengebäude Darwin's die Quintessenz unserer Wißbegier ausmacht: wie entstand die wunderbare Mannigfaltigkeit der Geschöpfe? findet das Material zu ihrer langsam aber stetig fortschreitenden Antwort hauptsächlich in den Untersuchungen der Meeresthiere.

Wer heute ein gut eingerichtetes anatomisches oder physiologisches Laboratorium betritt, wird zunächst ganz wirr werden beim Anblick all' der Hunderte von Apparaten und Instrumenten aus Metall, Glas und Porzellan, die sich seinem Anblick darbieten. Denn ohne „Hebel und Schrauben" geht es heute durchaus nicht mehr. Und staunt auch der Laie die geheimnißvolle Kraft des Mikroskops an, welches seinem Auge da, wo es nichts oder nur schattenhafte Stäubchen und Pünktchen sah, plötzlich die wunderbarste Fülle räthselhafter Körper und Stoffe zeigt: er würde mindestens ebenso sehr erstaunen, übersähe er, welch' complicirte Manipulationen häufig erforderlich werden, um ein bestimmtes Organ oder einen besonderen Theil desselben für die entscheidend mikroskopische Untersuchung zugänglich zu machen, welcher vorgängigen chemischen und mechanischen Behandlungen es bedarf, um Structuren sichtbar und kenntlich werden zu lassen, welche sonst überhaupt nicht zum Vorschein kämen.

Immerhin sind die Instrumente und Apparate des Mikroskopikers noch bescheiden gegenüber denen des Physiologen, in dessen Laboratorium es mehr aussieht, wie in einer mechanischen Werkstätte, als wie in einem Raum, in welchem das *Leben* erforscht werden soll. Zudem sind seine Apparate nicht nur sehr verwickelter Natur, sondern leider auch recht kostbar.

All' das braucht nun auch der Forscher, welcher an Seethieren seine Probleme bearbeiten will — und er braucht noch Eins dazu, dessen er bei Landthieren nicht bedarf: er muß hinreichend große und gut eingerichtete Aquarien haben, in denen er seine Studienobjecte lebendig erhält.

Diese Einsicht leitete mich bei der Errichtung der Zoologischen Station, und ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich ihren großen und dauernden Erfolg vor Allem dem Umstande zuschreibe, daß ich ihre Dimensionen von Haus aus groß genug plante, um einer Jahrzehnte langen Entwicklung und einer alle biologischen Disciplinen umfassenden Ausdehnung gewachsen zu bleiben.

Wer jetzt die Laboratorien der Station betritt, glaubt sich in eine Fabrik wissenschaftlicher Arbeiten versetzt. Große Säle wechseln mit kleinen Zimmern ab; Vorrathsräume aller Art schließen sich an; jeder Raum ist von arbeitenden Forschern eingenommen; in den Sälen sitzen Mehrere, bis zu Zwölfen vereint, aber doch Jeder so von dem Anderen getrennt, daß Niemand seinen Nachbarn stört. In zahllosen großen und kleinen Bassins rieselt Tag und Nacht das Seewasser, dessen ununterbrochenes Strömen die Lebensbedingung alles darin aufgespeicherten marinen Studienmaterials ist; jeder Arbeitende hat einen vollständig ausgerüsteten Arbeitstisch mit Apparaten, zahlreichen chemischen Reagentien, Gas- und Süßwasserleitung, mit Zeichen- und Tuschgeräthschaften. Dutzende von Schubladen und sonstigen Behältern erlauben ihm, seinen Arbeitsplatz in einen

Digitized by Google

solchen Wirrwarr von Gläsern, Flaschen, Schalen, Instrumenten, Büchern, Manuskripten u. s. w. zu verwandeln, daß er inmitten dieser sonderbaren Welt sich ganz „faustisch“ fühlen kann. Die Zoologische Station liefert ihm Tag für Tag das lebende Rohmaterial, welches er zu geistiger Production umarbeitet — aber mit eigener und ausschließlicher Verantwortlichkeit. Was er findet und entdeckt, ist sein Eigenthum; die Fehler, die er macht, fallen ausschließlich ihm zur Last. Docirt, gelehrt wird nicht. Wer in der Zoologischen Station arbeiten will, muß die Elemente hinter sich haben, wissenschaftlich auf eigenen Füßen stehen. Das schließt freilich nicht aus, daß Jeder vom Andern soviel lernt, oder ihn soviel lehrt, als beide für gut befinden, und in der That ist der wissenschaftliche Verkehr der immer zahlreich anwesenden jungen und älteren Forscher, zumal auch der mit dem wissenschaftlichen Beamtenpersonal des Institutes, stets ein sehr reger und allerseits förderlicher. Da begegnen sich Forscher aller Nationen und aller Schulen, und oft genug trifft es sich, daß Mehrere dasselbe Problem an dem gleichen Material behandeln, eine Situation, die mitunter freilich unbehaglich wird, aber doch noch nie oder wenigstens nur sehr selten zu Conflicten geführt hat, obschon bekanntlich der Gelehrte ebenso sterblich organisirt ist, wie andere Menschen, sei er in nördlichen oder südlichen Breitengraden geboren, östlich oder westlich vom mitteleuropäischen Meridian zu Hause. Aber das geistige Mein und Dein schafft „Mißverständnisse“, deren Lösung oft zu jenen unvermeidlichen Prioritätsstreitigkeiten führt, über welche Goethe in einem kleinen Aufsatz „Meteore des literarischen Himmels“ so verföhnend und mit seiner gewohnten Weisheit sich ausgesprochen hat.

In dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, sind siebenundzwanzig fremde Forscher in den Laboratorien mit den verschiedensten Arbeiten beschäftigt, weitere neun sind für die nächste Zeit angemeldet. Unter diesen sind dreizehn Deutsche, acht Italiener, vier Spanier, drei Engländer, zwei Nordamerikaner, zwei Russen, je ein Belgier, Schweizer, Ungar, Norweger und Rumäne. Es ist sehr wahrscheinlich, daß noch weitere Anmeldungen in den nächsten Wochen für die Frühjahrsmonate erfolgen. Alle diese Herren sind in der Lage, unter den denkbar günstigsten Bedingungen die Probleme zu bearbeiten, welche sie sich gestellt haben. Neben ihnen sind noch acht wissenschaftlich ausgebildete Beamte der Zoologischen Station gleichfalls mit ihren Studien beschäftigt, und Tag für Tag liefern die Fischer der Station und eine Anzahl der Fischer der Mergellina und des Posilipp das lebende Material, das für diese Studien gebraucht wird, und wenn die Zoologische Station die ihr gestellte Aufgabe jetzt so glatt und befriedigend lösen kann, so dankt sie es ihrer zwanzigjährigen Erfahrung, ihrer inneren Organisation und dem im Laufe dieser Zeit gründlich durchgebildeten Personale.

Dies Personal besteht gegenwärtig aus einigen vierzig Köpfen; in dieser Zahl einbegriffen sind zwei weibliche Wesen, welche abwechselnd die Eintrittskarten für das dem Publicum geöffnete große Aquarium verkaufen, ferner der Wärter dieses Aquariums selbst, welcher mit der Pflege und Fütterung seiner Bewohner betraut ist und dem Publicum allerhand Eigenthümlichkeiten der ausgestellten Seethierwelt demonstrirt, sowie zwei Maschinisten, um die Dampfmaschinen und zahlreichen Pumpen in Gang und Ordnung zu halten, welche

Digitized by Google

für das Leben und Gedeihen der gesammten marinen Bewohner der Zoologischen Station so wichtig sind, wie die Lunge für jeden Menschen. Ein auch nur zwölf Stunden währender Stillstand derselben würde den Tod sämmtlicher Seethiere zur Folge haben. Es versteht sich deshalb, daß dieser ganze Mechanismus in allen wesentlichen Theilen doppelt vorhanden ist, und daß auch doppelte, ja im Noth- und Krankheitsfalle mehr als doppelte Bedienung existirt. Da es bei einem so vielfache technische Complicationen bietenden Anwesen wie die Zoologische Station fast Tag für Tag kleine Reparaturen, Veränderungen, Ergänzungen eben dieser technischen Details gibt, so hat ein Ingenieur die gesammte Aufsicht über dasselbe und zu seiner Verfügung einen Schmiedearbeiter und einen Maurer, welch' Letzterer auch im Stande ist, die Lötharbeiten eines Klempners zu machen. Das Gewirre von Röhrenleitungen in den beiden Gebäuden der Zoologischen Station, welche Seewasser, Süßwasser, Gas und Luft in alle Säle, Zimmer und Corridore führen und dort in den mannigfaltigsten Verzweigungen und Verbindungen zur Vertheilung bringen, ist ebenso groß wie seine Instandhaltung wichtig, zumal die Rohrleitungen aus den verschiedensten Substanzen bestehen: Thonröhren wechseln mit emaillirten Eisenröhren ab, Hartgummi mit Blei, Kautschuk mit Messing und Blech. Auch die Bassins zeigen große Mannigfaltigkeit des Materials, der Gestalt und der Größe — bei ihnen spielen Backstein, Cement, Eisen, Blei, Glas und Holz die Hauptrolle. Der Ingenieur hat aber genug zu thun, zumal ihm auch obliegt, die Fischereigeräthschaften, soweit sie aus Eisen sind, und die Maschinen der beiden kleinen Dampfschiffe in Ordnung zu halten.

Der gesammte Dienst der Laboratorien steht unter der Oberaufsicht des ältesten Assistenten Professor Dr. Eisig, welcher schon seit dem Jahre 1871 an der Zoologischen Station thätig ist. Ihm liegt zunächst der Verkehr mit den fremden Gelehrten ob; er sorgt für die Befriedigung ihrer contractlichen Ansprüche und darüber hinaus. Für die Ausrüstung der jedem Einzelnen angewiesenen Arbeitstische mit den erforderlichen Apparaten, chemischen Reagentien, Glaswaaren u. s. w.; für die Reinigung und Instandhaltung der gesammten Räumlichkeiten unterstehen ihm ein Oberbeamter und ein halbes Dutzend Diener, welche von Morgen bis Abend, auch Sonn- und Festtags, in Thätigkeit sind. Vorräthe aller Art hat dieser Oberbeamte unter Verschluß; die Summen, welche für ihre Beschaffung — meist aus Deutschland — aufgewendet werden, sind beträchtlich genug. An Alkohol z. B. verbraucht die Station jährlich für zehntausend Francs, anderweite Chemikalien für fünf bis sechstausend Francs, Glaswaaren werden ebenfalls im Werthe von fünf bis sechstausend Francs gekauft.

Professor Eisig nimmt auch die Wünsche der fremden Forscher bezüglich des von ihnen zu bearbeitenden Thiermaterials entgegen, dessen Beschaffung aber dem Conservator Lobianco obliegt, der gleichfalls seit nahezu zwanzig Jahren der Zoologischen Station angehört, in deren Verband er als vierzehnjähriger Knabe eintrat. Er hat sich durch Geschick und Energie so in die Höhe gearbeitet, daß er in dem Leben der Anstalt etwa dieselbe Function versieht, die der Feldwebel in der Compagnie hat. Niemand kennt die Thierwelt des ganzen Golfes genauer als er, Niemand versteht sie so meisterhaft zu conserviren wie er. Die Zoo-

Digitized by Google

logische Station und die Wissenschaft verdanken seinem erfinderischen Geiste solche Fortschritte in dieser Kunst, daß buchstäblich die Laboratorien und Museen der ganzen Erde ihr schönstes und werthvollstes Material an conservirten Seethieren aus seinen Händen empfangen. Es vergeht kaum ein Tag im Jahre, an dem nicht Aufträge solcher Art einliefen, und wer die Geschäftsbücher der Station einsehen wollte, würde über die hier entfaltete Wirksamkeit des Instituts erstaunt sein. Ebenso wie durch die Organisation ihrer Laboratorien den Hunderten von Forschern, welche seit Eröffnung der Station in ihr gearbeitet haben — nach Ausweis der Listen sind es bis jetzt sechshundertundachtzig gewesen — ein außerordentliches Quantum von Zeit und Energie gespart wird, welches der intellectuellen Arbeit zu gut kommt, ebenso steigert sie die Quantität und Qualität der wissenschaftlichen Arbeit durch die Versendung kunstgerecht conservirten Arbeitsmaterials in alle Gegenden der Erde. Die Laboratorien von ganz Europa, von Nordamerika, Japan, sogar die sibirische Universität, Australien, Ostindien — alle empfangen aus Neapel Material zu Studien.

Es begreift sich leicht, daß zur Befriedigung dieser Ansprüche eine Organisation erforderlich ist, wie sie nur von einem so großen Institut in einer Stadt mit so ausgedehntem Fischereigewerbe möglich ist. Der westliche Theil Neapels hat im Laufe der Jahrzehnte zwei Fischerdörfer in sich aufgenommen, Chiaja und Mergellina; aber während Paläste und Luxusbauten allmälig die Fischerhütten verdrängen, nimmt die Fischerbevölkerung doch nicht ab, sondern zieht sich in die engen Gassen und Hinterhäuser zurück.

Viele von diesen Fischern stehen nun auch im Solde der Zoologischen Station, und wer früh morgens um acht oder neun Uhr in das Erdgeschoß des Nebengebäudes der Station träte, könnte oft Zeuge der erbaulichsten Scenen sein, wenn diese Fischer mit Kind und Kegel ankommen und allerhand Meerungeheuer, klein und groß, zum Kaufe anbieten. Es ist Regel, ihnen abzunehmen, was nur irgend Verwendung finden kann, sei es im Aquarium, sei es in den Laboratorien oder in den Vorrathsräumen des Conservators; denn man muß die Leute bei guter Laune und dem Glauben halten, daß sie sich nicht umsonst die Mühe geben, derlei nicht eßbares Zeug während des Fanges auszusuchen und in Eimern oder Bütten lebendig zu halten; oft genug bringen sie auch höchst werthvolle Dinge, von deren Bedeutung sie selbst natürlich keine Ahnung haben, die sie aber nicht bringen würden, wenn ihnen nicht auch die gewöhnlicheren Fänge gegen billigen Entgelt abgenommen würden.

In erster Linie freilich sorgen für den Bedarf an lebendem Thiermaterial die eigenen Fischer der Zoologischen Station. Eine kleine Flotte von zwei Dampfschiffchen und einem halben Dutzend verschieden großer Ruderböte sind Tag für Tag in Bewegung, wenn es das Wetter und der Zustand des Meeres erlaubt, um den täglichen Bedarf der Laboratorien zu decken. Diese Fischer sind im Laufe der Jahre und Jahrzehnte zum Theil selbst zu Zoologen geworden, und ihre Augen sind so geübt, daß sie feine Unterschiede in der Structur so mancher Geschöpfe oft schon erkannt haben, ehe der wissenschaftlich gebildete Forscher sie ihnen demonstriren kann.

Digitized by Google

Das größere der beiden Dampfschiffe ist eine kleine, gedeckte Yacht von circa dreißig Tonnen, welche unter vollem Dampf acht bis neun Knoten läuft, eine Geschwindigkeit, die ausreicht, um in zwei bis zweieinhalb Stunden die reichsten Fischereigründe um Capri, Ischia und bei den Sirenen-Inseln zu erreichen, dort einige Stunden mit der Dretsche zu fischen und das erbeutete Material noch bei hellem Tage in die Zoologische Station abzuliefern, wo es in einer Anzahl flacher Holzbütten an den folgenden Tagen sorgfältig und bis auf die kleinsten in ihm verborgenen Thierchen von dem dazu angelernten Personal des Conservators durchsucht wird. Dieses größere Schiff heißt „Johannes Müller", zu Ehren des großen Physiologen, der, wie oben bemerkt, den deutschen Zoologen die Bahn der Mittelmeerforschung brach. In dem Namen habe ich aber gleichzeitig meine Dankbarkeit ausdrücken wollen gegen die Körperschaft, welche mir das Schiff geschenkt hat: die Berliner Akademie der Wissenschaften, deren berühmtes Mitglied Johannes Müller war.

Das kleinere, offene Dampfschiff, der „Frank Balfour", besorgt kürzere Fahrten, dient oft als Schlepper, um die Ruderböte rascher an Ort und Stelle und wieder zurückzubringen. In seinem Namen bewahrt er das Andenken des allzu früh verstorbenen, hoch begabten und in unserer Wissenschaft rasch zur Berühmtheit gelangten jüngeren Bruders des jetzigen englischen Ministers Balfour, Neffen von Lord Salisbury. Er war der erste und einer der erfolgreichsten Forscher, welche die Zoologische Station besuchten, und hat mit Aufbietung aller Kräfte und in selbstloser Weise meine Anstrengungen unterstützt zu einer Zeit, da die Zoologische Station solcher Unterstützung gar nicht entrathen konnte. Es beruhte zum Theil auf seiner Initiative, daß englische Naturforscher mir tausend Pfund Sterling schenkten, um in einem kritischen Moment die Station über Wasser zu halten.

Auch einen Taucherapparat besitzt die Zoologische Station, welcher aber freilich nur dann zu erfolgreicher Verwendung gelangt, wenn Botaniker sie aufsuchen, um das Studium der Meeresalgen zu besorgen. Indessen steigen auch oft genug Zoologen auf den Meeresgrund hinab, und ich selbst habe in früheren Jahren an den verschiedensten Stellen des Golfes bis zur Tiefe von siebzig bis achtzig Fuß Recognoscirungen vorgenommen, welche jedoch nur erwiesen, daß die Verwendbarkeit des Taucherapparates für zoologische Zwecke wenig, für botanische aber sehr erfolgreich ist. Und da die Zoologische Station auch den Botanikern eine erwünschte und vielfach in Anspruch genommene Gelegenheit zu morphologischen und neuerdings durch Errichtung eines besonderen Laboratoriums auch zu physiologischen Forschungen gibt, so bedarf sie eines Taucherapparates.

Als dritten Factor der Förderung wissenschaftlicher Originalforschung ist nun noch die Bibliothek der Zoologischen Station hervorzuheben, welche an Vollständigkeit wohl nur in den größten Centren der Wissenschaft erreicht oder übertroffen wird, an bequemer Benutzbarkeit während des täglichen Fortschreitens der Arbeiten wohl aber nirgends ihres Gleichen hat. Was es heißen will, im selben Hause, in dem mit den oben dargestellten Mitteln die concentrirteste Originalforschung betrieben wird, gleichzeitig eine der vollständigsten Fachbibliotheken befragen zu können, vermag nur Der zu schätzen, welcher eine

Digitized by Google

Vorstellung davon hat, wie enorm die wissenschaftliche Literatur in den von der Zoologischen Station cultivirten Wissensgebieten, zumal in den letzten Jahrzehnten, angewachsen, und wie unmöglich es ist, ohne eine solche Bibliothek in irgend einer Frage mit einiger Sicherheit vorwärts zu gehen. Die Bibliothek erhielt im Jahre 1872 ihren Grundstock in der Ueberweisung der Privatbibliothek des Schreibers dieser Zeilen, der reiche Geschenke der hervorragendsten deutschen und einiger englischer Verleger, Akademien und Gesellschaften sich anschlossen. Durch Tausch mit einer der drei von der Zoologischen Station herausgegebenen Zeitschriften, durch Ankauf, besonders aber durch Schenkungen seitens der Biologen aller Länder erhält sich die Bibliothek, welche durch den Bibliothekar, Herrn Dr. Schiemenz, vorzüglich verwaltet wird, auf ihrer Höhe.

Aber die Zoologische Station vollzieht noch andere Functionen als die eines großen Laboratoriums, sie ist auch, wie schon angedeutet, die selbständige Herausgeberin von drei großen Zeitschriften.

Die älteste derselben erscheint unter dem Titel „Mittheilungen aus der Zoologischen Station zu Neapel" und enthält die Arbeiten des wissenschaftlichen Personals der Station und derjenigen der in der Station arbeitenden fremden Forscher, welche es vorziehen, der Station ihre Arbeiten zur Publication zu übergeben, statt sie anderswo zu veröffentlichen. Zehn Bände dieser ziemlich kostbaren Zeitschrift sind bereits erschienen.

Die zweite, um Vieles ausgedehntere und schwierigere Publication sind die großen Monographien der „Fauna und Flora des Golfes von Neapel und der angrenzenden Meeresabschnitte", welche auf Subscription erscheinen. Diese Monographien, von denen bereits achtzehn Bände veröffentlicht sind, verfolgen den Zweck, in umfassender Weise und strengster Wissenschaftlichkeit die Hauptgruppen der Thiere und Pflanzen des Golfes von Neapel durch Wort und Bild zur Darstellung zu bringen. Den bereits veröffentlichten Bänden folgen in den nächsten drei bis vier Jahren sechs sehr umfangreiche Bände nach, und weitere sechs Bände sind in Ausarbeitung. Der Aufwand an Arbeitszeit und Arbeitskraft für die einzelnen Bände beziffert sich auf drei bis zwölf Jahre, die Kosten der Herstellung sind sehr beträchtlich. Als Mitarbeiter hat die Zoologische Station wie für ihre anderen Zeitschriften Gelehrte aller Nationen gewonnen, und als Publicationssprachen sind Deutsch, Italienisch, Französisch und Englisch gleichberechtigt.

Die dritte Zeitschrift ist der „Zoologische Jahresbericht", eine von competenten Berichterstattern gelieferte Sammlung von Auszügen aller während eines jeden Jahres gelieferten wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Zoologie. Die Redaction dieses Jahresberichtes, sowie auch der beiden vorher erwähnten Zeitschriften besorgt Professor Dr. Paul Mayer, seit 1877 an der Zoologischen Station angestellt und der wissenschaftlichen Welt bekannt durch seine hervorragende Competenz in der Technik und seine wissenschaftlichen Originalarbeiten auf verschiedenen Gebieten der Zoologie. Professor Mayer liest auch sämmtliche Correcturen, wobei ihm andere Assistenten der Station, Dr. Giesbrecht, Dr. Schiemenz und Dr. Schöbel behülflich sind. Ersterer verwaltet speciell noch die umfangreichen Beziehungen mit mehreren lithographischen Ateliers in Deutsch-

Digitized by Google

land, in denen die zahlreichen, für die beiden erst erwähnten Zeitschriften bestimmten Abbildungen verfertigt werden, und beaufsichtigt die beiden in der Station angestellten Zeichner.

Der „Zoologische Jahresbericht" bietet die größten Schwierigkeiten dar, weil es je länger je schwerer wird, bei dem stets wachsenden Umfang der zu bewältigenden Literatur hinreichend viele, sachverständige und arbeitskräftige Referenten zu finden. In der Regel sagt denselben diese Arbeit nicht länger als einige Jahre zu, dann wünschen sie davon entbunden zu werden. Das Honorar beträgt sechzig Mark pro Bogen, der Umfang eines Jahrganges circa dreißig bis fünfunddreißig Bogen.

Mit diesen Jahresberichten ist es eine eigene Sache. Sie sind durchaus unentbehrlich, und doch ist es sehr schwer, die zu ihrer Hervorbringung erforderlichen Kräfte und Mittel zu schaffen, resp. fest zu halten. Das liegt größten Theils an der in dieser Hinsicht mangelhaften Verfassung der Wissenschaft. Die Zeit naht hoffentlich heran, wo auch für diese Function des zusammenfassenden gedruckten Ueberlieferns eine feste, sei es nationale, sei es internationale Organisation, gefunden werden wird. An welches der bestehenden Organe eine solche Function zu knüpfen wäre, ob an die Akademien oder die großen Bibliotheken, oder ob ganz neue Organe ad hoc zu schaffen seien, das mag zweifelhaft bleiben, keinesfalls darf der gegenwärtige, Zeit und Kraft vergeudende, weil unorganisirte Zustand fortdauern. Zur Zeit existiren in deutscher Sprache drei zoologisch-anatomische Jahresberichte, welche mit gewissen Abweichungen dieselben Gebiete behandeln, und doch ist keiner so selbständig, so umfassend und so rasch wie er sein müßte und sein könnte, würden die Kräfte und Mittel zusammengefaßt und auf die Hervorbringung eines einzigen verwendet. Meine hierauf gerichteten Bemühungen führten einstweilen nicht zum Ziel; aber meine Ueberzeugung, daß die Noth dazu drängen wird, diese Berichterstattung für alle Wissenschaften in einer einheitlichen, sparsameren und doch sehr viel wirksameren Weise zu organisiren, bleibt bestehen, zumal es sich wohl absehen läßt, wie sie sogar noch einen directeren Einfluß auf den Fortschritt der Wissenschaften ausüben dürfte als durch das bloße zusammenfassende Referiren. Doch solche organisatorische Gedanken zu entwickeln ist hier nicht der Ort.

Wohl aber möchte ich den Leser mit einer seit einer Reihe von Jahren sich vollziehenden Arbeit der Zoologischen Station bekannt machen, welche meiner Meinung nach in der Oeffentlichkeit nicht hinreichend gewürdigt wird.

III.

Am Ende der siebziger Jahre hatte ich eines Tages in Rom ein Gespräch mit dem Generalsecretär im italienischen Marineministerium, dem kürzlich verstorbenen Admiral Bucchia. Am Schlusse desselben forderte mich der Admiral auf, ihm einen Rath zu geben. Es sei, sagte er, der Antrag seitens der Geographischen Gesellschaft gestellt, bei der bevorstehenden Erdumseglung der Corvette „Garibaldi" zwei Naturforscher mitzunehmen, einen Zoologen und einen Botaniker. Es sei ihm zwar gar nicht bequem, aber es ließe sich kaum ablehnen. Nun möchte ich ihm doch rathen, wen er für diese Reise aussuchen solle? Ich lehnte das ab. Als

Digitized by Google

Ausländer, sagte ich, stände mir nicht zu, eine solche Empfehlung zu geben: auch würde ich keinen Dank dafür von irgend einer Seite ernten. Der Admiral versicherte mir, es bliebe ganz unter uns, und er wünsche gerade von mir eine unparteiische Empfehlung. Ich beharrte auf meiner Weigerung, da es doch nicht geheim bleiben könne, auch meine Personalkenntniß bei Weitem nicht ausreiche. „Aber," fügte ich hinzu, „ich will einen anderen Rath geben, Herr Admiral. Nehmen Sie gar keinen Gelehrten an Bord. Die befinden sich immer schlecht dabei, sind seekrank, stehen überall im Wege und können auch beim besten Willen der Wissenschaft herzlich wenig nützen. Ich schlage Ihnen statt dessen vor, einen jungen, kräftigen und intelligenten Seeofficier auf vier Monate in die Zoologische Station zu schicken; den will ich in der Kunst, Seethiere zu sammeln und kunstgerecht zu conserviren, unterrichten lassen, und verbürge mich, daß er eine Sammlung mit nach Hause bringen wird, die Alles hinter sich läßt, was irgend ein Zoologe hätte sammeln können." Dem Admiral leuchtete das sehr ein, leider aber konnte er selbst meinen Vorschlag nicht mehr zur Ausführung bringen, da ein Ministerwechsel stattfand, und ein anderer Marineminister, der gleichfalls vor Kurzem verstorbene Admiral Ferdinando Acton, ins Amt trat. Es dauerte nun wieder zwei Jahre, ehe sich die Gelegenheit bot, den Vorschlag von Neuem aufzunehmen. Als die Corvette „Vettor Pisani" auf eine dreijährige Umschiffung der Erde ausgeschickt werden sollte, erneuerte ich meine Anträge und diesmal mit Erfolg. Ein junger neapolitanischer Officier, Gaëtano Chierchia, ward in die Zoologische Station commandirt; derselbe widmete sich seiner Aufgabe mit dem größten Ernst und Eifer und bewältigte binnen vier Monaten das ihm auferlegte Pensum. Im April 1882 ging die Corvette in See unter dem Commando des jetzigen Admirals Palumbo, der sich mit der größten Theilnahme für die wissenschaftliche Seite der Expedition interessirte. Lieutenant Chierchia hatte als Navigationsofficier einen vollauf anstrengenden Dienst, so daß er seine zoologischen Beschäftigungen nur nebenbei treiben konnte: einer der Laboratoriumsdiener der Zoologischen Station war als Matrose ihm beigegeben; und doch, als nach dreijähriger Reise der „Vettor Pisani" zurückkehrte, befand sich eine zoologische Sammlung an Bord, wie sie vorher noch nie von einer solchen Reise mitgebracht worden war. In Uebereinstimmung mit dem Marineminister ward die Sammlung zunächst zur wissenschaftlichen Bearbeitung gestellt, und eine stattliche Reihe werthvoller anatomischer Arbeiten sind von Forschern verschiedener Nationen mittelst dieses Materials hervorgebracht worden, ehe es den zoologischen Museen überantwortet ward.

Die Erfolge Chierchia's waren so durchschlagend, daß bald darauf andere italienische Officiere in die Zoologische Station commandirt, ja ein fester, noch heute bestehender Vertrag mit dem italienischen Marine-Ministerium abgeschlossen ward, der die Beziehungen zwischen demselben und der Station regelte.

Es war somit ein erster Schritt auf einer Bahn geschehen, die ich seit Jahren als weiteres Ziel meiner organisatorischen Aufgabe ins Auge gefaßt hatte: die Oceane in wirksamer Weise wissenschaftlich zugänglich zu machen. Auch die deutsche Marine schien geneigt, auf diesem Wege mitzugehen; ein deutscher Marinearzt, Dr. Sander, ward zur Instruction nach Neapel commandirt und

Digitized by Google

hat auf der Fregatte „Prinz Adalbert" gleichfalls vortreffliche Sammlungen, besonders von den japanischen und chinesischen Küsten und von Zanzibar nach Hause gebracht. Leider hatte dieser erste Versuch keine Folge. Wohl aber ward durch den gegenwärtigen russischen Marineminister mein Vorschlag sofort angenommen, russische Marineärzte auf den neuen Weg zu leiten: und auch da sind die Erfolge ebenso groß, wie sie durch Chierchia erreicht wurden. Dr. Issaieff hat kürzlich nach mehrjährigem Aufenthalt in den Meeren von Ostasien und Kamtschatka eine so ausgezeichnete Sammlung von Seethieren nach Hause gebracht, daß sie sogar die Aufmerksamkeit des Zaren, der Großfürsten und des ganzen gelehrten und officiellen Rußlands erregt hat, wie ein mir vorliegender authentischer Bericht besagt. Dem Beispiele des italienischen und russischen Marine-Ministeriums folgend, hat auch das spanische einen Vertrag mit mir abgeschlossen, und drei spanische Officiere sind bereits in der Station unterrichtet worden; ein vierter ist soeben eingetroffen.

Das Wesentliche in diesen Beziehungen ist leicht genug in dem Zusammentreffen folgender Umstände zu sehen. Die Kriegsmarinen schicken Jahr aus Jahr ein eine Anzahl von Schiffen auf die außer-europäischen Stationen, die dort oft Monate und Jahre lang stationirt bleiben. Es ist kein Geheimniß, daß das Leben an Bord dieser Schiffe, je nach dem Orte, wo die Station genommen wird, oft genug recht monoton wird, und daß jede, diese Monotonie unterbrechende Abwechslung erwünscht ist. Die Natur des zoologischen Sammelns ist nun am nächsten verwandt mit der Jagd, hat also zahlreiche Elemente der Anregung und der gesündesten Bethätigung körperlicher und geistiger Functionen. Das ist in der That so sehr der Fall, daß in den mir gesandten Briefen des Lieutenants Chierchia beschrieben wird, wie intensiv allmälig das Interesse aller an Bord Befindlichen für seine specielle Aufgabe ward, und wie vom Commandanten, einem der ausgezeichnetsten italienischen Seeofficiere, angefangen, bis herab zu den Matrosen und Schiffsjungen Alle ein Interesse und Viele den thätigsten Antheil an dieser wissenschaftlichen Jagd nahmen. Dabei beeinträchtigte es nicht im geringsten die sonstigen nautischen oder dienstlichen Obliegenheiten der Besatzung des Schiffes — im Gegentheil behauptete der Commandant Palumbo, er habe selten eine so allgemein befriedigende Fahrt gehabt wie diese, und viele todte Punkte des Lebens an Bord seien gerade durch die zoologischen Interessen überwunden worden.

Schließlich aber ist leicht einzusehen, wie viel erfolgreicher und wie viel sparsamer der neue Weg für die wissenschaftlichen Interessen ist, als die Aussendung einzelner Gelehrter an die außer-europäischen Küsten und Meere. Ein Marineofficier oder Marinearzt hat eine ganz andere Kenntniß im Umgange mit Wind und Wellen als die an ihre Laboratorien gewöhnten Gelehrten, und schon hier in der Zoologischen Station ist die Erfahrung täglich zu machen, daß nicht die Gelehrten selber, sondern das Fischereipersonal der Station die besten Erfolge beim Fischen haben, die eben sehr oft davon abhängen, wie man mit Böten und Netzen, mit Wellen und Brandung umzugehen versteht.

Aber freilich — Eins ersetzt auch dieser Modus nicht, und das ist: die Untersuchung der lebenden Thierwelt der Oceane und der fernen Meeresküsten

Digitized by Google

und Inseln. Gerade wie die Zoologische Station in Neapel aus dem Bedürfniß hervorwuchs, binnenländischen Forschern die bequemste Gelegenheit zu bieten, die lebenden Thiere des Mittelmeeres zu studiren, so bleibt die Aufgabe bestehen, auch die Thierwelt der Oceane in einer den modernen Anforderungen genügenden Weise der Forschung zu unterwerfen.

Vielleicht erinnert sich einer oder der andere meiner Leser, daß vor acht Jahren ein Comité in Berlin zusammentrat unter dem Hohen Protectorate Sr. Königl. Hoheit, des damaligen Kronprinzen, und unter dem Vorsitz des Ministers v. Goßler, um die Mittel für den Bau eines Dampfschiffes aufzubringen, welches, als Laboratorium organisirt, die Aufgabe lösen sollte, auch die Oceane dieser Forschung am lebenden Thiere zu eröffnen. Mir ward dabei die Aufgabe, in den größeren Städten Deutschlands öffentliche Vorträge zu halten, um die Ziele auseinanderzusetzen, die verfolgt, und um die Mittel zu bitten, die benöthigt wurden. Der Plan ist nicht durchgeführt worden: ein „ne quid nimis!“ verlegte mir den Weg. Aber ich habe auch da nicht den geringsten Zweifel, daß eines Tages solch ein schwimmendes Laboratorium die Verbindung der Kriegsmarine mit der Wissenschaft von Neuem zu fruchtbarer Entfaltung bringen wird, und bedauere meinerseits nur, daß ich nicht zum zweiten Male als Dreißigjähriger auch die Gründung und Organisation einer schwimmenden oceanischen Zoologischen Station zur Ausführung bringen kann.

Denn wenn auch die Leitung der Zoologischen Station jetzt, nachdem zwanzig Jahre seit der Grundsteinlegung vergangen sind, bei Weitem nicht mehr so anstrengend und gefahrvoll ist, wie sie es in dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens war, so ist sie doch nichts weniger als eine Sinecure und verlangt an directer und indirecter Arbeit ein vollgemessenes Maß.

Nicht umsonst ist die Zoologische Station autonom; denn während andere wissenschaftliche Institute meist nur mit einer Oberbehörde, resp. einem Ministerium zu correspondiren haben, hat die Zoologische Station mit vierundzwanzig europäischen Ministerien zu thun, die alle in contractlichen Verhältnissen zu ihr stehen, daneben mit beinahe allen Universitäten, Museen, Akademien, einer großen Zahl sonstiger gelehrter Körperschaften, Institute und einzelner Männer der Wissenschaft Briefe zu wechseln. Also an bureaukratischer und sonstiger Correspondenz ist ebenso wenig Mangel wie an anderweiter Verwaltungsarbeit. Und ist auch die Decentralisation allmälig so weit gediehen, daß für jede Classe von Verwaltungsarbeit ein bestimmter Assistent die erste Instanz bildet, so laufen doch so viele Fäden durcheinander, daß die Centralleitung Tag für Tag Gelegenheit findet, einzugreifen, anzuregen, zu entscheiden, zu vermitteln, abzuwehren. Glücklicherweise habe ich in der Person des Herrn H. Linden, des Secretärs der Station, einen Adjutanten gefunden, der durchaus als der rechte Mann auf dem rechten Platz erscheint, der fünf Sprachen spricht, schreibt und stenographirt, der als gelernter Kaufmann die gesammten Rechnungen der Station führt, die liebenswürdigste und gefälligste Form des in vielen Lagen erprobten, erfahrenen Mannes mit der Jugendfrische eines mittleren Dreißigers verbindet und das Glück oder vielmehr das Verdienst hat, persönliche Beziehungen so zu behandeln,

Digitized by Google

daß ihm alle Sympathien dauernd zufallen. Denn weit über die wissenschaftlichen Kreise hinaus gehen die geselligen Pflichten der Zoologischen Station und bilden ebenso sehr ein Privilegium, wie sie oft genug auch eine mit den sonstigen Aufgaben des Personals schwer zu vereinbarende Obliegenheit darstellen. Als ein von der öffentlichen Meinung getragenes Institut hat die Zoologische Station ein lebhaftes Interesse daran, in ihrer Wesenheit gekannt und verstanden zu werden. An und für sich ist es gewiß nicht zu erwarten, daß sich irgend Jemand unter dem Namen „Zoologische Station" das vorstellt, was sie wirklich ist, um so weniger, als selbst Männer vom Fach, ehe die Station wirklich da stand und zu ihrer vollen Gestalt ausgewachsen war, über ihre innere Gliederung und äußeren Dimensionen oft genug in die Irre gingen. Sie besaß eben kein Vorbild, sondern entstand so zu sagen durch generatio spontanea.

Je größer aber die Zahl Derjenigen ward, welche die Zoologische Station durch den Augenschein kennen lernten, und je öfter ich Gelegenheit hatte, sie Männern zu zeigen, welche in Staat und Gesellschaft einflußreich sind, um so besser gelang es mir, ihr die allseitige Unterstützung zu schaffen, welche sie zu dem gemacht hat, was sie heute ist.

Wie schwierig die auf diesem Felde liegenden Aufgaben aber mitunter waren, möge aus der Erzählung hervorgehen, auf welche Weise mir gelang, die Zustimmung der Stadtverwaltung Neapels zum Bau des zweiten Gebäudes der Zoologischen Station zu gewinnen.

Es stellte sich nämlich im ersten Jahrzehnt des Lebens der Station unzweifelhaft heraus, daß die Dimensionen des ursprünglichen Gebäudes — zwanzig Meter auf dreißig, bei einer Höhe von sechzehn — bei Weitem nicht ausreichten. Ich faßte also den Plan, ein zweites, kleineres Gebäude aufzuführen. Als ich davon verlauten ließ, ward mir ziemlich unverblümt zu verstehen gegeben, kein Mensch in Neapel würde sich bereit finden lassen, mir noch einen Quadratmeter Terrain der Villa Nazionale zum Bau abzutreten; ja, meine „besten" Freunde waren mit dieser Versicherung am freigebigsten. Durch allerhand private Beziehungen brachte ich es indessen doch dahin, daß der Plan mit dem damaligen Oberbürgermeister Grafen Giusso discutirt und nicht abgewiesen ward. Aber Graf Giusso räumte das Feld, ehe die Sache zur Entscheidung kam, und ich mußte von Neuem anfangen.

Damals hatte die Zoologische Station gerade eine große Sammlung schön conservirter Seethiere für die internationale Fischereiausstellung in London zusammengestellt: auf sie gründete ich meinen Actionsplan. Ich hatte längst erfahren, daß die öffentliche Meinung in Neapel mir ebenso wohl wollte, wie sie mir früher feindlich gewesen war. Neapel will, wie jedes andere Stadtindividuum, verstanden und richtig behandelt sein — daß mir das im Anfang nicht gelang, ist kein Wunder, da ich damals weder Neapel noch irgend etwas Anderes richtig verstand oder richtig zu behandeln wußte, und — Hand aufs Herz! — wäre ein Italiener nach Berlin gekommen, um auf dem Königsplatz oder an der besuchtesten Promenade des Thiergartens ein den Berlinern nicht ganz begreifliches Institut hinzupflanzen und auf neunzig Jahre für sich zu bewirthschaften — ich bin nicht ganz sicher, welchen Empfang er bei den Vätern

Digitized by Google

der Stadt gefunden hätte. Indessen, ich hatte nicht umsonst zehn Jahre Lehrgeld gegeben.

Schräg gegenüber der Zoologischen Station lag in der Villa Nazionale ein kleines Gebäude — es liegt noch da — welches ich gemiethet hatte, um darin physiologische Experimente anzustellen, da, wie gesagt, die Räumlichkeiten der Station nicht ausreichten. Ich beschloß, die große Sammlung conservirter Seethiere, ehe sie nach London abging, hier aufzustellen und dem Publicum zugänglich zu machen. Ich ließ in den Zeitungen bekannt machen, daß die Sammlung öffentlich ausgestellt sei: wer sie sehen wolle, habe seinen Namen in ein Buch einzutragen oder seine Visitenkarte mir zu senden. An die Thür des kleinen Gebäudes postirte ich abwechselnd Leute aus der Station, welche mir die Besucher zu melden hatten. Mehrere meiner Assistenten und ich selbst machten abwechselnd die Honneurs, und alle Diejenigen, welche ein Interesse daran verriethen oder deren Position einflußreich war, führte ich herum, erklärte ihnen die sonderbaren Gestalten der Thiere und die Probleme, welche sich an die meisten knüpften und lud sie ein, nach Besichtigung der Sammlung in die Station zu kommen und die wissenschaftlichen Einrichtungen in Augenschein zu nehmen. Dabei versäumte ich nicht, klar zu machen, daß die Räumlichkeiten zu eng seien und daß ein neues Gebäude errichtet werden müßte. Die Ausstellung der Sammlung währte volle drei Wochen, so daß ich Gelegenheit fand, dem gebildeten Theile des Publicums die Zoologische Station zu zeigen und dadurch eine solche Propaganda für meine Ziele zu machen, daß wenige Wochen später, als ich dem Municip den Antrag stellte, mir den Platz für ein neues Gebäude zu gewähren, einstimmig der Beschluß gefaßt ward, mir einen größeren Platz zuzuweisen, als ich verlangt hatte. So gab mir Neapel zu erkennen, daß ich nicht länger als Fremder angesehen würde, im Gegentheil, man bewies mir in der greifbarsten Weise, wie sehr man zu schätzen wisse, was die Zoologische Station für Neapel bedeute.

Mit dem Bauplatz war aber erst der eine Theil des Problems gelöst, der Zoologischen Station mehr Räumlichkeiten zu sichern; der andere Theil erschien noch schwieriger: er betraf die Beschaffung eines Baucapitals von hunderttausend Francs. Das Deutsche Reich hatte für die Herstellung des ursprünglichen Gebäudes in verschiedenen Raten bis zu hunderttausend Mark à fonds perdu beigetragen; englische Naturforscher hatten tausend Pfund Sterling zu den Baukosten beigesteuert: es schien nicht unbillig, für die nun erforderlichen Mittel an das Königreich Italien zu appelliren.

Die Aufnahme, welche meine darauf gerichteten Eingaben bei dem römischen Unterrichtsministerium fanden, war durchaus wohlwollend, aber die Summe doch so groß, daß es schwierig schien, ohne einflußreiche Befürwortung und eingehendste Motivirung ihre budgetmäßige Bewilligung zu erlangen. So entschloß ich mich, auf eine neue Karte zu setzen. Seit Jahren war in Italien wie auch in den anderen Culturländern die Fischereigesetzgebung ein schwieriges Problem geworden, und Commissionen aller Art wurden gebildet, um diese Materie zu studiren. Auch mir war vor Jahren bereits vom römischen Ackerbauministerium der ehrenvolle Antrag gestellt worden, einer solchen berathenden Behörde als Mitglied anzugehören: ich hatte aber abgelehnt, weil ich zu

Digitized by Google

übersehen glaubte, daß ohne vieljähriges vorausgehendes Studium der grüne Tisch in Fragen dieser Art nothgedrungen incompetent sein müßte. Dem Minister, welchem ich meine Ablehnung motivirte, schlug ich schon damals vor, mich in anderer Weise für diese Interessen zu verwerthen: er möchte die Zoologische Station zum eingehenden Studium der Meeresfischerei benutzen, entsprechend unterstützen und dann sicher sein, daß, wenn auch weder viel noch rasch, doch jedenfalls *etwas Zuverlässiges* dabei gewonnen würde. Ich drang damals nicht durch. Jetzt wiederholte ich meine Anträge mit besserem Erfolge, und das Ackerbauministerium gab seine Geneigtheit zu erkennen, zusammen mit dem Unterrichtsministerium und der Provinzverwaltung von Neapel die Mittel im Verlauf mehrerer Budgetjahre aufzubringen, um sowohl die Summe von hunderttausend Francs für den Bau als auch höhere Betriebskosten der Station zu decken.

Der gerade um diese Zeit in Rom stattfindende Besuch des deutschen Kronprinzen hatte auch die sehr wichtige Folge, das persönliche Interesse des Königs von Italien für die Zoologische Station wachzurufen, da mir die Ehre zu Theil ward, bei einem Dejeuner auf der deutschen Botschaft durch den Kronprinzen Sr. Majestät dem Könige vorgestellt zu werden; so konnte ich meine Bitte um weitere Unterstützung dem Staatsoberhaupte selber vortragen, die gnädigste Aufnahme für dieselbe in Empfang nehmen und der Zoologischen Station eine Erweiterung verschaffen, welche es ihr erlaubt hat, nahezu den ganzen Umfang der biologischen Disciplinen in ihren Mauern bequem unterzubringen und mit den erforderlichen Betriebsmitteln auszustatten, welche die moderne Technik erfordert.

Es gibt jetzt außer der in Neapel, die für die nachfolgenden vorbildlich geworden, fast dreißig Zoologische Stationen. Davon fallen auf das Mittelmeer allein sechs: Triest im Adriatischen Meere, Villafranca, Cette, Marseille, Banyuls s. mer an der französischen, eine in Algier an der afrikanischen Küste. An der spanischen Nordküste liegt die Station von Santander; Frankreich besitzt an seiner Westküste die Laboratorien von Arcachon und Concarneau, an seiner Nordküste Roscoff und Wimereux. England zählt ihrer vier: die größte in Plymouth und drei kleinere bei Liverpool, am Firth of Forth bei Edinburgh und in der alten schottischen Universität St. Andrews. Holland hat seine Station auf dem Helder, Norwegen eröffnet soeben eine Station in Bergen, und eine zweite bereitet sich bei Christiania vor. Preußen benutzt das neu erworbene Helgoland, um nun zu schaffen, was ihm bisher die Sterilität der deutschen Nord- und Ostseeküsten versagte. Schweden hat am Kattegat die Station von Cristineberg, Dänemark in Jütland bei Hellebaeck. Rußland besitzt sowohl im Weißen wie im Schwarzen Meer je eine Station: erstere in dem berühmten Kloster von Solowietzky, die zweite in Sebastopol. Auch in Japan existirt im Zusammenhange mit der Universität von Tokio eine Station, aus der schon eine Reihe von interessanten Arbeiten hervorgegangen sind, und in Melbourne, Sydney und Neuseeland werden fortgesetzt Versuche gemacht, zu einem ansehnlichen Institut dieser Art zu gelangen. Ganz besonders mächtig aber rüstet sich Nordamerika in diesen Wettkampf einzutreten: in Newhaven hat Prof. Alexander Agassiz, in Woods Holl Prof. Whitman und Andere, in Cheasapeake die John Hopkin's Universität Marine

Digitized by Google

Laboratorien gegründet; andere werden in New-Jersey von der Pennsylvania-Universität, in Californien und auf den Bahama-Inseln von einer Gruppe amerikanischer Zoologen angestrebt, — ja, ein mächtiges, an Umfang und Größe der Station in Neapel nachstrebendes Institut ist, wie ich aus privaten Nachrichten erfahre, noch außer den genannten an der Ostküste Amerika's geplant.

Der gesammte Aufwand, dessen alle diese Institute zu ihrer Gründung bedurften, beziffert sich nach Millionen; ihre Erhaltung und ihr Betrieb dürfte zusammen mit der Neapolitanischen wohl eine halbe Million jährlich betragen. Es mag zweifelhaft bleiben, ob nicht einige dieser Institute mehr persönlichen und localen als wissenschaftlichen Motiven entsprungen sind: besonders bedenklich erscheint ihre Häufung im nördlichen Mittelmeere, während z. B. Island und das nördliche Scandinavien unberücksichtigt geblieben sind. Es erscheint deshalb wünschenswerth, diese Bewegung nicht ausarten zu lassen, vielmehr sie nach festen wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu gestalten, zumal die meisten der oben genannten Institute zwar nach dem Beispiel der neapolitanischen Station durch private Initiative geschaffen sind, aber doch ebenso wie das Vorbild aus Staatsmitteln unterstützt werden. Es war ein Vorrecht englisch-amerikanischer Zustände, für das Gedeihen wissenschaftlicher Interessen in der Weise zu sorgen, daß aus den unmittelbar betheiligten Kreisen heraus die Initiative zu öffentlicher Subscription hervorging, oder ein mit Glücksgütern reich bedachter Mann veranlaßt ward, die erforderlichen Mittel herzugeben. Auf dem Continent und besonders in Deutschland herrschte dies System aus mehr als einem Grunde nicht; die großen Vermögen fehlten und und ebenso fehlte oft genug — zur Ehre der Deutschen Bildung sei es gesagt — das Bedürfniß zu ihrer Inanspruchnahme, weil der Staat selbst eine oft so großartige und umsichtige Thätigkeit entfaltete, daß kaum Platz für privates Vorgehen blieb. Die Verknüpfung beider Weisen ist bei der Errichtung und im Betriebe der Zoologischen Station zu Neapel in einer, wie ich glauben möchte, sehr gesunden Weise hervorgetreten, so daß sie wohl mein Bestreben rechtfertigt, den Bestand und die Leistungskraft der Anstalt auch über mein persönliches Leben hinaus auf derselben Grundlage, welche ihre Blüthe gezeitigt hat, auch für alle Zukunft sicher zu stellen. An dieser Aufgabe arbeite ich unentwegt; um ihr zu dienen, habe ich auch diesen Aufsatz geschrieben, welcher sich an die öffentliche Meinung meines Vaterlandes wendet und in wenn auch nothgedrungen kurz gefaßter Weise doch über Entstehen, Wesen, Bedeutung und Ziele der zoologischen Station zu Neapel so viel Aufklärung bietet, wie ein allgemein gebildeter Leser wohl beanspruchen und ohne Schwierigkeit sich zu eigen machen kann. Daß ich dabei in der ersten Person Singularis sprechen mußte, lag in der Natur der Sache, — möge man es nicht mißverstehen und mir glauben, wenn ich versichere, daß in mir das Bewußtsein, meinem Vaterlande auf das Tiefste verpflichtet zu sein, das vielleicht verzeihliche Gefühl persönlicher Genugthuung weit überwiegt.

Digitized by Google

Die Talleyrand-Anecdoten.

Von

Lady Blennerhassett.

Es wäre denkbar und nicht wünschenswerth, die französische Geschichte in Epigrammen zu schreiben. Wer hätte sich jemals ausschließlich von Salz oder von Caviar genährt? Fürst Bismarck sagt einmal irgendwo ganz richtig, daß es geistige Stimmungen und historische Momente gibt, in welchen das geflügelte Wort nur noch störend empfunden wird. Zu ernster, feierlicher Stunde, wie er sie vorbereitet und durchlebt hat, wenn die Geschicke einer Nation sich erfüllen und das Ringen und Kämpfen von Jahrhunderten in Tod und Sieg den Abschluß findet, der von Generationen ersehnt worden ist, dann spricht die Seele des Volkes im Lied und im Gebet. Jeder andere Ton würde wie ein Mißklang zurückgewiesen werden, wie profane Musik, die in den Orgelton sich mischte. Glücklich, wem solche Zeiten in der kurzen Spanne zugemessen worden sind, die ein Menschendasein umfaßt. Ihm ist, mit der höchsten Begeisterung, die höchste Lebensfreude vermittelt worden: er hat, im Licht eines gerechten Sieges, den Genius des Vaterlandes in seiner Glorie geschaut.

Allein wie Wenige dürfen sich rühmen, die Verwirklichung einer Vision mit Augen gesehen zu haben. Im gewöhnlichen Lauf der Welt bleibt die Geschichte ein Compromiß zwischen den wenigen Klugen, die daraus Nutzen ziehen, und den rathlosen Massen, die, von der zwingenden Macht der Nothwendigkeit getrieben, nicht wissen, wohin sie gehen. So entstehen Verwicklungen, die Niemand vorausgesehen hat, und Calamitäten, auf welche die Gescheidtesten nicht vorbereitet sind. Weise Köpfe hatten das Spiel sich ausgedacht; Fanatiker oder Thoren werfen die Karten durcheinander. Man glaubt sich vor allen Klippen sicher, weil man gegen alle berechenbaren Gefahren seine Vorsichtsmaßregeln ergriffen hat; man zerschellt im Nebel an einem unbekannten Riff und sinkt hülflos in die Tiefe. Diese alte und immer neue, stets sich wiederholende Erfahrung von der untergeordneten Rolle der Einsicht, der Erfahrung, der Vernunft und der Weisheit bei Regierung der menschlichen Dinge hat, je nach Naturanlage und geistiger Stimmung derselben, sehr verschieden auf die Menschen gewirkt. Die Einen, die Besten, ringen nach Klarheit und halten sich verpflichtet, unverdrossen weiter zu arbeiten an der Förderung des Guten, auch wenn das Gute in so weite Fernen gerückt erscheint, daß jede Aussicht auf Erfolg einem Verzicht auf denselben gleichkommt. Im schlimmsten Fall: „humanas actiones non ridere, non lugere, neque destestari, sed intelligere.“ Den Anderen ist ein solcher Standpunkt zu hoch, eine solche Philosophie zu streng. Wenn Ideale nicht zu erreichen und Niederlagen nicht zu vermeiden sind, wenn Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet, so wollen sie wenigstens nicht auf das Recht verzichten, über die Thorheit der Welt zu

Digitized by Google

lachen, mit den plumpen Gewinnern im Hazardspiel des Lebens ihren Spott zu treiben und das Schicksal, das sich nicht zwingen läßt, zu ironisiren.

Am stärksten ist diese Neigung bei den Franzosen als der Nation hervorgetreten, der alle Sentimentalität am fernsten liegt, die für das Wort Gemüth bekanntlich keinen Ausdruck und für das Gefühl, welches damit bezeichnet ist, kein Verständniß hat; die, in allen Dingen zu Extremen geneigt, doch vorwiegend den Verstandesmenschen entwickelt, und mit Anwandlungen des höchsten Heroismus den feinsten und empfindlichsten Sinn für das Lächerliche verbindet. Die äußeren Verhältnisse, die gesellschaftlichen wie die politischen, waren ganz dazu angethan, diesen nationalen Charakterzug auszubilden, zu verschärfen und bis zur Virtuosität zu steigern. Man hat die russische Staatsgewalt „un despotisme tempéré par l'assassinat" genannt. Mit ganz demselben Recht hat wahrscheinlich Talleyrand selbst das Frankreich vor 1789 als eine absolute, durch Spottverse gemäßigte Monarchie bezeichnet[1]). Mitten im sechzehnten Jahrhundert, „dem tragischsten der ganzen Geschichte", wie Daunou, ein Staatsmann, der den Schrecken durchgemacht hat, es nennt, von allen Greueln der Religionskriege, des politischen Mordes, der Bartholomäusnacht und der medicäischen Staatskunst umgeben, schrieb Michel de Montaigne im Thurmgeschoß seines Schlosses im Périgord das Werk seines Lebens, das sich liest „wie ein ununterbrochenes Epigramm". Es sind seitdem Bibliotheken mit gelehrten und beredtsamen Büchern gegen die religiösen und politischen Verfolgungen gefüllt worden. Aber vom begrenzten Standpunkt der Vernünftigkeit und kühlen Verständigkeit, wie der Skeptiker Montaigne ihn vertritt, ist man nicht weiter als er mit seinem berühmten Ausspruch gekommen: „C'est mettre ses conjectures à bien haut prix, que d'en faire cuire un homme tout vif." Von Montaigne stammt eine Generation, die in Frankreich nie mehr ausgestorben ist. Saint-Evremond im nächsten Jahrhundert ist Montaigne, aber gemildert und verblaßt. La Fontaine scheint sich eines Gartenausspruchs von Pascal über Montaigne erinnert zu haben, indem er seine feine, ironische Weltanschauung klugen Thieren in den Mund legt. Was die Unterthanen Ludwig's XIV. nicht sagen konnten, verrathen ungestraft die Lämmer und Schildkröten, die Füchse und Löwen dieser lustigen Welt.

Das Fräulein de l'Enclos, welches mit Saint-Evremond auf dem besten Fuß stand, lebte lange genug, um den Knaben Voltaire in ihrem Testament zu bedenken. Dieser legte als Greis seine Hand dem vierundzwanzigjährigen Talleyrand aufs Haupt, und so hat sich die geistige Nachkommenschaft von Montaigne die Fackel gereicht. Während Voltaire's langer Existenz, und nicht zum wenigsten durch seinen Einfluß, war der Witz in Frankreich allmächtig geworden. Die Erschütterung des religiösen Bewußtseins, die Zersetzung der staatlichen Verhältnisse, das Hereindringen ganz neuer Ideen und das Raffinement einer ererbten, nach und nach bis zur höchsten Verfeinerung gesteigerten Cultur, die das Interesse, welches die Politik nicht mehr ausfüllte, auf die Literatur übertrug und sie zum Gemeingut der Gebildeten machte, alle diese Bedingungen vereinigten sich, um den Pariser Salon des achtzehnten Jahrhunderts zu schaffen. Es war sein eigenthümliches Verdienst, daß er die vornehme, gewandte Sicherheit der großen Welt mit dem Rechte der Ebenbürtigkeit für alle Arten der Superiorität verband, und daß, was in den modernen Verhältnissen sich kaum jemals wiederholen dürfte, die europäische Gesellschaft durch eine geistige Aristokratie regiert wurde. Sie leitete die Presse, sie bestimmte den Geschmack, sie versorgte die Akademie mit Gelehrten, die Höfe mit Künstlern und schönen, geistvollen Frauen, die Fürsten mit Erziehern und Rathgebern, die Staatskunst mit Systemen. Das geschah zu Stockholm und Petersburg, zu Parma und Madrid, zu Karlsruhe und Warschau. Die Bücher, welche die Zeit revolutionirten, wurden in diesen Salons gesprochen, ehe sie geschrieben, und beurtheilt, ehe sie veröffentlicht wurden. Auf diese Weise entstanden Montesquieu's „Geist der Gesetze", Galiani's „Dialoge", Quesnay's „Maximen", der ausschließlich literarischen Production gar nicht zu gedenken. Die Zusammensetzung

[1]) Chamfort, „Œuvres recueillies par ses amis", IV, 331.

Digitized by Google

des Publicums, die Theilnahme der Frauen und der ausgebildete Geschmack der Zeit bedingten es, daß auch die trockensten Materien in anziehender Weise, mit vollendeter Klarheit und tadelloser Eleganz vorgetragen wurden. „On n'a jamais été si plaisant à propos de famine", meinte Voltaire, nachdem er Galiani's ökonomische Streitschrift gelesen hatte. Das große wissenschaftliche Werk von Buffon ist zugleich ein klassisches Buch der französischen Prosa. Den Ideen von J. J. Rousseau hat die zündende Macht seiner leidenschaftlichen Rhetorik den Weg gebahnt. Auch wo Liebe sprach, wollte der Geist sowohl als das Herz befriedigt werden: „Unsere Frauen lieben mit dem Kopf," sagt ein seiner Beobachter jener Tage. Wer langweilte, war gerichtet.

In dieser Atmosphäre wuchs Talleyrand heran. Was sie ihm nicht zu geben vermochte, entbehrte er nicht; was sie bot, genoß er in vollen Zügen. Seine Aeußerung an Guizot, wer damals nicht gelebt habe, „n'a pas connu le plaisir de vivre," ist bekannt. Nichts wäre so falsch, wie sich den jungen Abbé als das verbitterte Opfer eines verfehlten Berufes zu denken. Daß der Zwang seine Jugend verdüsterte und schweres Leid ihm auferlegte, haben seine Memoiren gesagt. Allein auch die Art, wie er sich getröstet, vergaß er zu erwähnen nicht. Die Krisis war vorüber, als er in eine Welt eintrat, in welcher Madame du Barry eine Persönlichkeit war, mit der sogenannte Philosophen und erprobte Staatsmänner rechneten, und Monsieur de Jarente einen Bischofssitz einnahm. Edlere Naturen hätten sich abgestoßen gefühlt; Talleyrand warf sich in den Strom. Aber nicht mit dem Cynismus, der seiner Natur widerstrebte, sondern mit der frühen Ueberlegung eines angehenden Meisters in der Kunst der Lebensweisheit, wie ein Mann von Geschmack, den nichts für eine Verletzung des Anstandes entschädigte, wie ein Skeptiker, der mit Montaigne nicht nur die warme südliche, sondern auch die geistige Heimath theilt und als „Voltaire von 1789" bezeichnet worden ist.

Wir haben in diesen Blättern versucht, in Talleyrand die Gestalt des Menschen, das Wirken des Staatsmanns und Politikers zu schildern[1]). Seine Biographie würde der Aehnlichkeit ermangeln, wenn sie nicht auch des Satyrikers gedächte, der die Menschen nicht zum wenigsten durch den Witz beherrscht, durch den Spott in Schranken gehalten und durch die Ironie gestraft hat.

Der Abbé de Périgord trug das gepuderte Zöpfchen als Abschluß des reich frisirten Lockenhaars zierlich und flott mit schwarzer Moiréeschleife gebunden, verbarg das parallel mit der Nase leicht nach Oben zustrebende Kinn in der reichen Fülle des Spitzenjabots und hielt die Augen, die klug und schelmisch zu beobachten pflegten, diesmal sinnend zu Boden gerichtet. Es war im Jahre 1773, im Salon von Madame du Barry zu Versailles. Um ihn her erzählten junge Leute der Favoritin, wie gut es ihnen bei dem schönen Geschlecht ergangen und welche Verheerungen sie angerichtet hatten. Nur der junge neunzehnjährige Talleyrand saß nachdenklich still und schwieg. „Nun, Herr Abbé, Sie sagen uns nichts?" interpellirte ihn endlich die Dame des Hauses. „Ach nein, Madame, ich überließ mich einer recht traurigen Betrachtung." — „Und diese war?" — „Um wie viel leichter es ist, in einer Stadt wie Paris Frauen als Abteien zu bekommen."

Der König, dem die Antwort hinterbracht wurde, lohnte sie, wie man sagt, mit der Verleihung der Pfründe von Saint-Denis zu Rheims, die ein jährliches Einkommen von zwanzigtausend Livres abwarf. Das erste Witzwort hatte sich einträglich erwiesen. Talleyrand sorgt dafür, nicht in die untergeordnete Rolle eines Spaßvogels zu gerathen. Er hatte schon im Seminar als schweigsam gegolten und pflegte von Jugend auf seine Worte sorgfältig abzuwägen. Seine Mutter lobte er dafür, „qu'elle ne parlait que par nuances; jamais elle n'a dit un bon mot;" technische Bezeichnungen, breite Auseinandersetzungen waren ihm im Gespräch verhaßt. Seine Virtuosität bestand darin, die Dinge errathen zu lassen. Madame de Rémusat, eine der Per-

[1]) „Die Memoiren Talleyrand's und seine diplomatische Correspondenz." Deutsche Rundschau, 1892, Bd. LXXI, S. 246 ff.

Digitized by Google

sonen, die ihn am Besten gekannt und am richtigsten beurtheilt haben, gibt ihrem Sohn 1815 die Verhaltungsmaßregel, im Verkehr mit Talleyrand stets natürlich zu sein: „Er ist," sagt sie, „außerordentlich empfindlich für alles Gemachte, und ich bin nur dann gut mit ihm gefahren, wenn ich mich gehen ließ und mein Wort nicht wählte. Er liebt es, wenn man schnell und richtig versteht, lächelnd und mit den Augen zustimmt, sich einverstanden und theilnehmend erweist, ohne doch zu großen Nachdruck darauf zu legen; denn heftige Gemüthsbewegungen sind an dieser Stelle nicht willkommen." Ebensowenig war dies mit starken Effecten der Fall, und es ist ein charakteristischer Zug bei Talleyrand, daß er in den fünf Bänden seiner Denkwürdigkeiten von sich nur zwei Anecdoten anführt, die beide auf die Defensive, gegen Frauen, gerichtet sind. Die erste derselben fällt in die Tage seiner Jugend, kurz nach seinem Eintritt in die Pariser Welt, in welcher die Herzogin von Gramont, Schwester des Herzogs von Choiseul, den sie beherrschte und vergötterte, eine gebietende und gefürchtete Rolle spielte. Bei der ersten Begegnung mit dem Abbé de Périgord nannte sie ihn kurzweg beim Namen: „Warum haben Sie Ah! Ah! gesagt, Herr Abbé, als ich Sie rief," interpellirte sie ihn hierauf. — „Ich habe nicht Ah! Ah! sondern Oh! Oh! gesagt," erhielt sie zur Antwort, und von da an behandelte Niemand mehr den jungen Mann ohne die schuldige Rücksicht.

In seiner Wohnung zu Paris, im Klostergebäude von Bellechasse, pflegte Talleyrand seine Freunde zum Frühstück bei sich zu versammeln. Zu diesen zählten Chamfort, einer der witzigsten und auch der boshaftesten Menschen seiner Zeit, ein Kind der Liebe, der die Sünde des Vaters an der Gesellschaft gerächt hat; dann der Historiker Rulhière, der allgemein verachtet und überall gesehen war, endlich Mirabeau, den die Welt damals, in den ersten achtziger Jahren, nur durch die Verirrungen seiner Jugend und die Skandale seines Privatlebens kannte. Die Art des Gesprächs, mit welchem man sich an diesem Frühstückstisch vergnügte, läßt sich aus den Briefen und Memoiren der Zeit, besonders aus Chamforts Erinnerungen erkennen. Ihn meinte Mirabeau mit der Bemerkung, er könne sich das Vergnügen nicht versagen, einen der elektrischsten Köpfe zu reiben, die ihm jemals begegnet seien. Chamfort's geflügeltes Wort, „guerre aux châteaux, paix aux chaumières," hat später den Jacquerien als Brandfackel vorangeleuchtet. Der Titel der Broschüre von Sieyès, ihre ersten Zeilen: „Was ist der Tiers?" „Alles!" „Was hat er?" „Nichts", ist von Chamfort dictirt und das Losungswort der Revolution geworden. Lauraguais, der es erzählt, gehörte zu den Gästen von Talleyrand und hatte eine Tragödie „Jocaste" geschrieben, von der behauptet wurde, das Verständlichste in derselben sei das Räthsel der Sphinx. Der Hausherr blieb, wo es sich um Schlagfertigkeit handelte, nicht zurück und die Bemerkung von Rulhière, „Je n'ai fait qu'une méchanceté dans ma vie," zog ihm Talleyrand's Entgegnung zu: „Quand finira-t-elle?" Man durfte sich viel gegen den Mann erlauben, dem Madame Geoffrin im höheren Auftrag den Vorschlag machte, sein Manuscript über Rußland dem Feuer zu übergeben. Der Historiker protestirte aufs Heftigste, sprach von seiner Ehre und von der Feigheit der Handlung, die von ihm begehrt werde: „Wollen Sie mehr?" entgegnete ruhig die alte Frau.

In einer solchen Umgebung schärfte sich der Verstand, aber sie war wenig dazu angethan, die Achtung vor den Menschen zu fördern. Talleyrand war fünfunddreißig Jahre alt, als die Revolution ausbrach. Sie entfesselte die Leidenschaften, entzündete die Beredtsamkeit und vergiftete das Epigramm gleich einem parthischen Pfeil. Für Argumente war es zu spät, die Stunde des herausfordernden Schlagworts, der vernichtenden Replik, der mörderischen Invective hatte geschlagen. Chamfort sah sich einem Gegner überliefert, vor dessen erbarmungsloser Satyre die seinige in Stücke brach wie vor der toledanischen Klinge ein verrostetes Rapier. Dieser Gegner war Rivarol, ein Royalist von unerschütterlichem Muth. Seiner Stärke sich bewußt, forderte er den größten seiner Antagonisten, Mirabeau selbst vor die Schranken. Sein Kopf, sagt Rivarol, gleiche einem dicken Schwamm, der stets mit den Ideen der Andern vollgesogen sei; für Geld sei er jeder, selbst einer guten Handlung fähig; unter allen

Digitized by Google

Menſchen ſei er derjenige, der ſeinem Ruf am ähnlichſten bleibe, denn er ſei ſcheußlich. Im Lauf einer literariſchen Discuſſion ſagte eines Tages Mirabeau zu ihm: „Mein Herr, vergeſſen Sie den Unterſchied zwiſchen meinem Ruf und dem Ihrigen nicht.“ — „Mein Herr,“ entgegnete Rivarol, „das hätte ich Ihnen niemals zu ſagen gewagt.“ — In Peltier's ſatyriſchem Blatt „Les Actes des Apôtres“ apoſtrophirt er den Tribunen mit den Worten: „Auf der Höhe, die Sie erreicht haben, geſtehen ſelbſt Ihre Feinde, daß Ihnen nur noch eine Stufe zu erklimmen bleibt, und das iſt der Galgen.“ Gegen Mirabeau ſpricht der Haß; für La Fayette hat Rivarol nur den Spott der Verachtung. Seit der Nacht vom 5. auf den 6. October, als der General das vom Pöbel umzingelte Schloß von Verſailles ſchutzlos ließ und zur Ruhe ging, nennt ihn Rivarol nur noch „le général Morphée“: „Er hat gegen ſeinen König geſchlafen,“ wiederholt er von da an. Die Jacobiner nennt er „les Jacoquins“, die Executive „le pouvoir qui s'exécute“. Ein Wort, ein Zufall genügte, um die beſten Ideen von Rivarol wie Funken aus dem Stein zu ſchlagen, wenn der Zorn ihn packte. In Gegenwart eines Abbé, der gleichzeitig mit ihm nach Brüſſel geflüchtet war, bemerkte er eines Tages, wo wenig Einſicht genügt haben würde, um gewiſſe, im Laufe der Ereigniſſe begangene Fehler zu vermeiden: „Ach, Verſtand und immer Verſtand,“ unterbrach ihn der Abbé, „der Verſtand iſt es, der uns zu Grunde gerichtet hat.“ — „Ach, mein Herr, warum haben Sie uns dann nicht gerettet,“ entgegnete Rivarol. Auf die Defenſive beſchränkt, blieb er bis zuletzt auf der Breſche, und ſeine Geſchoſſe hagelten auf den Feind herab, ſo lange es einen Stein zu vertheidigen, einen Fußbreit hiſtoriſchen Rechtes zu behaupten gab. In dieſem Kampf hatte Burke ihn mit Tacitus verglichen; von der Tragik der Situation erfaßt, erhebt er ſich zur pathetiſchen Klage, und der Satyriker wird durch den Moraliſten geadelt: „Das Zeichen iſt gegeben, keine Autorität beſteht mehr als dieſe eine: das Tribunal der Revolution! Die Volksſouveränetät iſt ſuſpendirt, die Vertreter der Nation ſind zugleich unabſetzbar und verletzlich; denn während der Eine herrſcht, muß der Andere zu Grunde gehen; die Nation ſelbſt verfällt gleichzeitig dem Interdict und der Verſchwörung; ſie iſt unmündig, wo es zu handeln, mündig, wo es beſtraft zu werden gilt. Vermögen und Familie bedeuten nichts mehr; Alles gehört der Revolution. Unſchuld und Tugend haben kein Mitleid zu beanſpruchen; es beſteht nur noch die Nothwendigkeit. Blut muß fließen, Städte müſſen fallen, Völker decimirt werden .... Ich vernehme nur den einen Ruf: die Revolution muß gelingen, ihr Triumphwagen darf nicht aufgehalten werden. — Alte Ehrfurcht, geheiligter Beſitz, Menſchlichkeit und Recht, ihr ſeid Zeichen der Verſchwörung; erſtickte Seufzer, verborgene Thränen, ihr bedeutet die Gegenrevolution: der Schrecken iſt die Gerechtigkeit. Die Wohnungen der Menſchen ſchließen ſich, das Gras wächſt auf den Straßen, und die Mauern ſind mit Todesurtheilen bedeckt. Mitten im tiefen Schweigen horcht die Nation auf und mit kalter Stimme wird an jedem neuen Morgen die Zahl der Todten verkündet.“

Denſelben Kampf, zu welchem Rivarol die royaliſtiſche Preſſe führte, kämpfte Abbé Maury an der Spitze der Rechten in der Conſtituante. Ein Talent, aber kein Charakter, beredtſam, heftig, herausfordernd und brutal, iſt er auf der modernen Tribüne der erſte jener geiſtlichen Redner, die das Anſehen ihres Standes und die Würde ihrer Perſon dem Lärm des Tages und den Bedürfniſſen ſeiner Polemik geopfert haben. In Bezug auf die Sitten ſeines Privatlebens mit Mirabeau auf eine Stufe geſtellt, hat auch er ſeine Angriffe beſtändig gegen ihn als gegen denjenigen gerichtet, in welchem der Geiſt der Revolution wie mit elementarer Gewalt zum Ausdruck gekommen war. Eines Tages, als Mirabeau die Argumentation ſeines Verfolgers mit den Worten zurückwies, er werde ihn in einen circulus viciosus einſchließen, gab dieſer ſchnell gefaßt ihm die Antwort zurück: „Alſo wollen Sie mich umarmen! — A la lanterne,“ rief die Menge, als der ſchneidige Deputirte der Rechten nach einer ſtürmiſchen Sitzung durch den Tuileriengarten ging: „Nun, und wenn ich dort hänge, werdet Ihr dann heller ſehen?“ erwiderte dieſer. — „Quand le peuple est roi, la populace est reine,“ ſagt Rivarol. Die Journaliſtik der Revolution, die wahnwitzigen

Digitized by Google

Pamphlete von Camille Desmoulins, der nur etwas Tinte und eine Guillotine verlangte, um Frankreich frei, glücklich und gut zu machen, die Improvisationen von Brissot, die finsteren Späße von Barère und dem Père Duchêne riechen nach Mord, und wie vom Blute feucht, sinken ihnen die Fittiche zu Boden. In jenen Tagen fehlt der Name Talleyrand's beinahe vollständig unter denjenigen, die das Publicum von 1789—91 mit geflügelten Worten versorgten. Nur als Mirabeau, der bekanntlich von den Blattern entstellt war, in einer der ersten Sitzungen der Constituante die Eigenschaften aufzählte, die zur Präsidentschaft befähigten, bemerkte der Bischof von Autun: „Mirabeau hat Alles gesagt, was uns zu wissen frommt, nur dieses eine nicht, daß der Präsident blatternarbig sein müsse[1])." In der Constituante hat Talleyrand niemals anders als in feierlich ernstem Tone über die Menschenrechte, die Erziehung, die Säcularisation der Kirche, die Verfassung, oder als nüchterner Geschäftsmann und über Finanzfragen gesprochen. Früher als Andere suchte er sich den Verlegenheiten der inneren Lage durch eine diplomatische Verwendung im Ausland zu entziehen, und bei dieser Gelegenheit war es, daß er, seine Aussichten besprechend, zu seinem amerikanischen Freunde, Gouverneur Morris, sagte: „La nation est une parvenue, et comme telle, elle est insolente." Während der Mission in England, und so lange sein Exil in den Vereinigten Staaten währte, fiel er in den Gesellschaften, die er besuchte, durch seine Schweigsamkeit auf.

Erst nach seiner Rückkehr in die Heimath, unter der Directorialregierung, die ihm bald nachher die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertrug, fand er Stimmung und Umgebung wieder, die ihm das Zurückgreifen auf den Ton und die Lebensgewohnheiten früherer Zeiten ermöglichten. Barras, dessen Gunst er seine Berufung ins Ministerium verdankte, stand so tief, als ein Mann in jenen Tagen moralischer Corruption überhaupt stehen konnte, aber er war aus gutem Haus und hatte unter gebildeten Leuten und in der vornehmen Welt gelebt. Von Talleyrand empfing er gleich bei der ersten Begegnung den Eindruck, „qu'il aurait donné du parfum au fumier." Das war das Band zwischen ihnen, und es hielt lange genug, um die Zukunft Talleyrand's sicher zu stellen. Im Uebrigen war die Directorialregierung allerdings mehr dazu angethan, den Spott herauszufordern, und Talleyrand hat denn auch die Gelegenheit nicht versäumt, mit alten Freunden über seine neuen Collegen sich zu belustigen. Ganz besonders war dies in Bezug auf die große Marotte des Tages, die Secte der Theophilanthropen, der Fall, „les filoux en troupe," wie er sie zu nennen pflegte. Ihr Stifter war Haüy, Bruder des bekannten Physikers, aber ihr eifrigster Apostel war einer der Directoren, La Reveillère-Lépeaux. Dieser legte dem Institut zu Gunsten seines eigenen, Rousseau nachgebildeten Glaubensbekenntnisses eine Denkschrift vor, in welcher unter Anderem die Feier der großen Lebensacte, Geburt, Ehe, Tod empfohlen war. Talleyrand hörte aufmerksam zu, dann sagte er, nur eine Bemerkung erscheine ihm am Platz. Zur Begründung seiner Religion sei Jesus Christus gekreuzigt worden und von den Todten auferstanden; er empfehle dem neuen Religionsstifter, für seine Lehre ein Gleiches zu thun[2]).

Frau von Staël lebte wieder in Paris, und mit ihr war man sicher, den Ball des Wortspiels zurückgeworfen zu erhalten. Als sie Talleyrand eines Tages fragte, was er denn thun würde, wenn er sie und Madame Récamier in Gefahr zu ertrinken fände, erwiderte er: „O, Frau von Staël weiß so viele Dinge, daß sie ohne Zweifel auch schwimmen kann"[3]). Als „Delphine" erschien und Frau von Staël, der Talleyrand das Aufhören seines Exils und noch so vieles Andere dazu verdankte, der Bitterkeit der Enttäuschungen, die er ihr bereitete, dadurch Luft machte, daß sie ihn unter den Zügen von Madame de Vernon zeichnete, bemerkte er von ihrem Buch: „On me dit que nous y sommes tous les deux déguisés en femmes"[4]).

[1]) Victor du Bled, „Les Causeurs de la Révolution".
[2]) J. Simon, „Une Académie sous le Directoire", 263.
[3]) H. Crabb Robinson, „Diary, Reminiscences etc.", I. 479.
[4]) Sir J. Mackintosh „Memoirs", II, 5.

Digitized by Google

Er sagt von der Bücherei: „Les livres m'ont eclairé, jamais asservi," und schenkte der literarischen Production später nur die Aufmerksamkeit des gebildeten Weltmannes. Doch sind einige der von ihm gefällten Urtheile eben deshalb charakteristisch. Von J. J. Rousseau meinte er, wenn man ihn lese, glaube man sich im Beichtstuhl. Als Chateaubriand's „Märtyrer" erschienen und einen außerordentlichen Erfolg erzielten, erzählte Fontanes in Talleyrand's Gegenwart den Inhalt der Dichtung und wie ihre Helden im Cirkus getödtet wurden, „dévorés par les bêtes." — „Comme l'ouvrage," bemerkte Talleyrand [1]). — Von desselben Schriftstellers „Itinéraire" fällte er das Urtheil: „Il y a beaucoup trop d'esprit pour un livre de poste et pas assez de talent pour un ouvrage" [2]). — Sein Geschmack war bei Voltaire, Madame de Rémusat fügt hinzu bei Thomas, und jedenfalls im achtzehnten Jahrhundert stehen geblieben. Aber seine Politik zeigte sich dem Genius Napoleon's, den er früh erkannt hatte, völlig gewachsen.

Talleyrand nennt einmal Sieyès, von dem er in seinen Denkwürdigkeiten ein so bitter satirisches Porträt gezeichnet hat, den „Redacteur der Revolution". Mit dem Ausspruch: „Il nous faut une épée," hatte dieser die Unfähigkeiten des Directoriums auf den Ausersterbetat gesetzt und sich für Bonaparte entschieden. — „Ramenez-le," schrieb Talleyrand lakonisch dem Admiral Bruix nach Aegypten. Mit seinem Freund Montrond hatte er die Nacht zwischen dem 18. und 19. Brumaire bei Bonaparte verbracht. Dieser war blaß geworden, als man ihm den Beschluß des Rathes der Fünfhundert mittheilte, der ihn außer dem Gesetz erklärte. Montrond murmelte während des Abends mehrmals vor sich hin: „Général Bonaparte, cela n'est pas correct." Sieyès sagte kurz und bündig: „Ils vous ont mis hors la loi, mettez-les hors la salle," was auch am nächsten Morgen und im Sturmschritt geschah. Gleichzeitig übernahm Talleyrand den Auftrag, seinem ehemaligen Gönner Barras begreiflich zu machen, daß er überflüssig geworden sei. Sieyès folgte bald. Als Jemand über ihn, mit Talleyrand sprechend, bemerkte, er sei ein tiefer Geist, corrigirte er: „Profond? Vous voulez dire creux." Als Jahre später, 1803, Napoleon seinen nunmehrigen Minister des Aeußern mit der Frage in Verlegenheit zu setzen gedachte, wie er es angefangen habe, um so plötzlich reich zu werden, erhielt er zur Antwort: „Nichts war einfacher. Am 17. Brumaire kaufte ich Renten zu einem sehr hohen Betrag; am 19. Brumaire habe ich sie wieder verkauft" [3]).

Napoleon, der eine aufrichtige Neigung für ihn empfand, fühlte, daß er in Bezug auf kluge Formgewandtheit und Schlagfertigkeit der Rede und Haltung seinen Meister gefunden hatte. In allen authentischen Berichten über die Gespräche zwischen ihnen äußert sich Talleyrand durchaus selbständig und selbstbewußt gegen den Kaiser, wie ein Mann der Jahre hindurch ihm zum wenigsten gleichgestellt gewesen war; vor dem Zug nach Aegypten hatte er ihm Geld geliehen; seinen Antheil am Staatsstreich vom Brumaire hat Napoleon in feierlicher Rede anerkannt. Vor der Oeffentlichkeit beobachtete sein Minister jedoch streng die Vorschriften der Etiquette. Unter vier Augen scheint die Anrede „Sire" weggefallen zu sein. Wir wiederholen hier das kürzlich Gesagte: „Die weltgewandte Selbstbeherrschung des großen Herrn d'ancien régime imponirte Napoleon's brutalem Genie, so am Tage, wo der Kurier die Nachricht von der Unterzeichnung des Friedens von Amiens überbrachte. Der Minister streckte das ungeduldig erwartete Document in die Tasche, ging zum Ersten Consul, arbeitete mit ihm und übergab es nach Erledigung der laufenden Geschäfte mit den Worten: „Nun will ich Ihnen eine große Freude machen: lesen Sie." — „Und das haben Sie mir nicht gleich gesagt?" rief dieser, aufs Höchste erstaunt: „Gewiß nicht, denn Sie würden mich nicht mehr angehört haben: quand vous êtes heureux, vous n'êtes pas abordable" [4]). Ein anderes Mal bekam Napoleon die Bemerkung zu hören: „Le bon

[1]) Sir H. Lytton Bulwer, „Talleyrand", VI, 7.
[2]) Sainte-Beuve, „Chateaubriand et son groupe littéraire sous l'Empire", II, 77, Note.
[3]) Madame de Rémusat, „Mémoires", I, 249.
[4]) Madame de Rémusat, „Mémoires", I, 230.

Digitized by Google

goût est votre ennemi personnel. Si vous pouviez vous en défaire à coups de canon, il y a longtemps qu'il n'existerait plus." Vom Zeitpunkte, wo der Kaiser sich diese Dinge nicht mehr sagen ließ, gewannen die Leidenschaften die Oberhand, die ihn ins Verderben rissen. Der Kaiser, sagte Talleyrand, sei von dem Tage an compromittirt gewesen, wo er um eine Viertelstunde früher thun konnte, was er sonst auf sein Drängen eine Viertelstunde später that. Die furchtbare Scene vom Jahre 1809, bei welcher Napoleon handgreiflich wurde, schloß mit den bekannten Worten: „Quel dommage qu'un aussi grand homme soit aussi mal élevé." Das Todesurtheil sprach Talleyrand der Napoleonischen Weltherrschaft bereits 1812, als er die damals befolgte Politik „den Anfang vom Ende" nannte, die Bourbons als ein Princip, alles Andere als eine Intrigue bezeichnete[1]).

Ludwig XVIII. hatte viele Fehler, unter andern auch den, daß er das Recht der Könige, undankbar zu sein, bis zu seinen letzten Consequenzen, und zwar auf Kosten des „Königmachers" trieb, dem er seine Krone verdankte. Aber „le roi nichard", wie Talleyrand ihn nennt, hatte stets eine correcte Haltung und gute Manieren, und verstand die Sprache, die sein Großkämmerer zu sprechen gewohnt war. Während der ersten Restauration, als er noch sein Minister war, bezeichnete Ludwig XVIII. es als einen Vorzug, daß die Functionen der Deputirten, die unbesoldet blieben, dem Staat nichts kosteten: „Oh Sire, gratuites, que celà sera cher." Bei einem anderen Anlaß ertheilte Talleyrand den Rath: „Ne demandez pas une place vacante, parcequ'elle est donnée"[2]). Im Jahr 1815 bewarb sich Jemand um eine Anstellung und machte unter anderen geleisteten Diensten auch diesen geltend, daß er in Gent gewesen sei. „In Gent? sind Sie dessen denn auch ganz gewiß?" fragte Talleyrand. — „Wie das?" — „Nun ja, sagen Sie mir offen ob Sie wirklich nach Gent gegangen oder nur von dort zurückgekehrt sind?" — „Ich verstehe nicht." — „Nun sehen Sie, das verhält sich so: in Gent waren ungefähr sieben- bis achthundert Royalisten, nicht mehr, und nach meiner Schätzung sind deren bereits fünfzigtausend zurückgekommen."

Vom Wiener Congreß erinnert man sich Talleyrand's Bemerkung beim ersten Erscheinen Lord Castlereagh's, dem einzigen unter den anwesenden Staatsmännern, dessen schwarzer Anzug durch keinen Orden ausgezeichnet war. „C'est bien distingué", meinte der französische Botschafter. — „Je n'ai jamais vu mettre deux mâles dans une cage" lautete, übrigens sehr mit Unrecht, sein Commentar zur Vermählung des Kronprinzen von Württemberg mit der vortrefflichen Großfürstin Katharina[3]).

Es braucht nicht erst gesagt zu werden wie empfindlich die Waffe, die Talleyrand handhabte, den Einzelnen verwunden konnte. Schon zu Mirabeau's Lebzeiten kannte er Sémonville, einen habsüchtigen Intriganten, den Ludwig XVIII. in die Pairskammer berief. „Dort wenigstens ist noch Gewissen zu finden," wurde von Jemandem bemerkt. — „Allerdings," antwortete Talleyrand, „Sémonville allein besitzt deren wenigstens zwei"[4]). Ein anderes Mal ward ihm berichtet, derselbe Sémonville sei am Fieber erkrankt: „Nicht möglich; zu was sollte ihm das nützen?"[5]) Auf die Bemerkung, Fouché sei ein großer Menschenverächter, erfolgte die Entgegnung: „Das ist wahr; der Mann hat sich viel selbst beobachtet"[6]). Eine Dame sprach mit Heftigkeit vom „Verrath" Marmont's: „Mon Dieu, Madame," erwiderte Talleyrand, „tout cela ne prouve qu'une chose. C'est que sa montre avançait et tout le monde était à l'heure." — Auf die Frage, ob er die Ernennung des Herzogs von Richelieu, der bisher Gouverneur von Odessa gewesen, zum französischen Minister des Aeußern billigen würde, beschränkte er sich auf die Aeußerung: „Niemand kenne die Krim besser als er"[6]). — „Ce pauvre Blacas, il aime la France, il m'aime, mais on dit qu'il est suffisant," sagte Ludwig XVIII. von seinem Liebling. — „Oh oui, Sire, suffisant et

[1]) Sainte-Beuve, „Talleyrand". „Nouveaux Lundis", XII.
[2]) D. Nisard, „Souvenirs et notes biographiques", II, 252.
[3]) H. v. Gagern, „Mein Antheil an der Politik", II, 100
[4]) V. du Bled, „Les Causeurs de la Révolution".
[5]) Sir H. Lytton Bulwer, „Talleyrand", VI, 7.

Digitized by Google

insufisant," verbesserte Talleyrand. Es ließe sich eine interessante Liste seiner Urtheile über Zeitgenossen zusammenstellen.

Der Herzog von Choiseul gilt ihm unter den Staatsmännern der Epoche als derjenige, „qui avait le plus d'avenir dans l'esprit." Der Herzog von Orléans, „le vase dans lequel on a jeté toutes les ordures de la Révolution." Sieyès, „dédaignant ce qui est connu, il veut aller au delà." Fox, „un sophiste qu'il fallait laisser dans les nuées". Frau von Staël, „elle n'a qu'un seul défaut, elle est insupportable." Necker, „un charlatan". La Fayette, „en deçà de la ligne où on est réputé un homme d'esprit." Napoleon, „aimant à tromper pour le seul plaisir de le faire." Carnot, „la main dégoutante de sang." Fesch, „corsaire déguisé en cardinal." Joseph und Jerôme, „des libertins". Metternich, „au second rang". Chateaubriand, „se croit sourd, parcequ'il n'entend plus parler de lui." Den Financier Panchaud nennt er dagegen „einen Mann von Genie"; für Calonne hatte er eine nachsichtige Vorliebe; den amerikanischen Politiker Hamilton hat er hoch geachtet, den Herzog von Wellington die interessanteste Erscheinung seiner Zeit und einen Mann von wahrer Größe genannt. Die Deutschen Dalberg und Gagern hat er geliebt, persönliche Gegner von Molien und Caulaincourt nicht angegriffen. Der Cynismus in Bezug auf religiöse Dinge, von dem er in jungen Jahren nicht frei war, erschien ihm später als die verwerflichste Form der Vulgarität. Nur einmal, 1815, als in seiner Gegenwart das Befremden darüber laut wurde, daß kein Jacques Clément mehr zu finden sei, um die Welt von Napoleon zu befreien, ließ er sich zur Aeußerung hinreißen: „Que voulez-vous? Il n'y a plus de religion en France" [1]).

Als Staatsmann täuschte er auch Solche, die ihn gut zu kennen glaubten, durch die scheinbare Apathie und äußere Ruhe, unter welcher eine große Leistungsfähigkeit, ein zähes Festhalten an dem eigenen politischen System sich unter allen aufgedrungenen Wandlungen barg. Gegen Gagern äußerte er: „La plupart des choses se font en ne les faisant pas." Gegen Stapfer: „Vous êtes toujours si angoissé, si pressé! . . . le temps est un grand moyen de salut; il guérit et arrange tout; laissez-le faire un peu." Gegen Wessenberg: Le seul bon principe est de n'en avoir aucun. Gegen Savary: „Tachez de savoir beaucoup en demandant peu." Gegen Champagny (bei Vorstellung der Beamten seines Ressorts): „Voici des gens dont vous serez content, habiles, exacts, mais nullement zélés." Gegen Madame Adelaïde (die mehr Ausführlichkeit in seinen Berichten gewünscht hatte): „Je prie Mademoiselle de s'en prendre à un principe que m'a donné l'Empereur Napoléon et dont je me suis trouvé bien pendant quinze ans. Il désignait comme inférieurs les ambassadeurs à conversation (c'est ainsi qu'il les nommait), parceque leurs conversations, disait-il, sont plus ou moins fabriquées par le désir de plaire à leur propre gouvernement et cela ne vaut rien et n'apprend rien. Il n'appréciait que ceux qui ne transmettaient à leur gouvernement que l'impression générale qu'ils avaient reçue et à laquelle il croyait plus ou moins, selon l'intelligence qu'il supposait à celui qui écrivait." Denselben Gedankengang entsprach der Ausspruch in Talleyrand's Abschiedsrede von der Welt, dem akademischen Nachruf an seinen Freund und Collegen Reinhard: „Ah Messieurs, qui est-ce-qui a plus d'esprit que Voltaire? C'est tout le monde."

Mit den Jahren erlahmte die Fähigkeit nicht bei ihm, Einfälle und Gedanken in Aphorismen umzuprägen und die Pointe ganzer Situationen in ein paar Worten festzuhalten. „Ah, mon Dieu, quel évènement," rief Mrs. Crawford, als sie die Nachricht vom Tode Napoleons vernahm, worauf Talleyrand ruhig erwiderte: „Ce n'est plus un évènement, c'est une nouvelle!" [2]) Man hat ihm das Wort in den Mund gelegt, politische Eide seien mit den Contremarken zu vergleichen, die man an der Thür eines Theaters abgebe, um der Vorstellung beizuwohnen. Von Ludwig Philipp aufgefordert, die Charte von 1830 zu beschwören, gab er zur Antwort: „Sire,

[1]) Vitrolles, „Mémoires".
[2]) T. Raikes, „Journal", IV, 309.

Digitized by Google

dieser Eid ist der elfte; er wird hoffentlich der letzte sein." Nach der Escapade der Herzogin von Berry legt man ihm das Wort in den Mund: „Madame, il n'y a plus d'espoir pour vous: vous serez jugée, condamnée et graciée[1])". Zu London von der russischen Gesandtin, Fürstin Lieven, und in einem Salon, vor aller Welt, mit den Worten herausgefordert, „die Monarchie von 1830 sei eine flagrante Usurpation", entgegnete er: „Gewiß; es ist nur zu beklagen, daß sie nicht fünfzehn Jahre früher stattfand, wie Ihr Gebieter, Kaiser Alexander, es gewünscht und gewollt hat[2])."

„On ne prête qu'aux riches." Dem Manne, der so viele gute Einfälle gehabt, sind solche zugeschrieben worden, auf welche er kein Recht besitzt, und andere, die er unbedenklich abgelehnt haben würde. Talleyrand hat berichtet, aber nicht gesagt, Kaiser Alexander sei bei seiner Krönung dahergeschritten „précédé des assassins de son grand-père, entouré de ceux de son père et suivi par les siens[3])". Das geflügelte Wort nach dem Mord des Herzogs von Enghien: „C'est pis qu'un crime, c'est une faute," wird von Frau von Staël, die es wissen konnte, nicht Talleyrand, sondern Fouché zugeschrieben. Der Ausspruch: „Il n'est pas parvenu, il est arrivé", der noch bei Du Bled, als von Talleyrand über Thiers gebraucht, angeführt sich findet, ist dreißig Jahre früher von Joubert und in Bezug auf Napoleon nach dem 18. Brumaire gefallen. Die Aeußerung, die Talleyrand auf dem Sterbebett gegen Ludwig Philipp gethan haben soll: „Je souffre comme un damné" und die der König mit den Worten: „Quoi, déjà!" erwidert hätte, richtet sich von selbst. Sie ist überdieß viel älter und unter Anderen dem Arzt Bouvart zugeschrieben, der dem in Kindheit verfallenen Großalmosenier Cardinal de la Roche-Aymon die Antwort ertheilt haben soll. Talleyrand selbst bewahrte vielmehr bis zuletzt das strenge Decorum, die weltmännische Rücksicht auf Rang und Etiquette, das Feingefühl für die Form, das zu seiner moralischen Persönlichkeit wie etwa zu seiner physischen Erscheinung die kurzen Beinkleider, die Strümpfe und Schnallenschuhe, der Degen und Puder, gehörten. Als dieser große Lebenskünstler von der Bühne verschwand, hielt ihm Paris die Nachrede: „Il est mort en homme qui sait vivre."

Die Kenntniß des merkwürdigen Mannes bliebe, wie gesagt, unvollständig, wenn, nach Schilderung seiner staatsmännischen Thätigkeit, nicht auch dieser Seite seines Wesens gedacht worden wäre.

---

[1]) Lord Brougham, „Talleyrand. Historical Sketches of Statesmen", III, 233.
[2]) Prince de Talleyrand, „Mémoires", III, 405.
[3]) „The Greville Memoirs", II, 185.

Digitized by Google

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Die herzliche Aufnahme, die das italienische Königspaar am deutschen Kaiserhofe gefunden, hat überall in Italien den günstigsten Eindruck hervorgerufen. Besonders wurde auch in der italienischen Presse auf den enthusiastischen Empfang hingewiesen, den die Berliner Bevölkerung dem Könige Umberto und dessen Gemahlin Margherita bereitete. Wie dieser Besuch des italienischen Herrscherpaares die innigen Beziehungen zwischen den Häusern Savoyen und Hohenzollern noch mehr befestigte, bot er auch die erwünschte Gelegenheit, von Neuem zu zeigen, daß das Bündniß zwischen Deutschland und Italien unter dem Ministerium Giolitti-Brin nicht die geringste Einbuße erfahren hat. Gelangte doch bei den vertraulichen Unterhaltungen, die der italienische Minister des Auswärtigen, Brin, mit dem deutschen Reichskanzler, Grafen von Caprivi, gepflogen hat, in erfreulichster Weise zum Ausdrucke, daß das Cabinet Giolitti nicht bloß in die auswärtige Politik des Ministeriums Rudini, wie sie durch die Bündnißverträge mit Deutschland und Oesterreich vorgezeichnet, eingetreten ist, sondern auch die daraus resultirenden Verpflichtungen und Rechte bereitwilligst übernommen hat. Nicht minder zeigte sich bei den Unterredungen der leitenden Staatsmänner die vollständige Uebereinstimmung über die schwebenden Fragen zweiten Ranges, so daß das Ergebniß der Zusammenkunft der Minister als ein in jeder Hinsicht durchaus befriedigendes angesehen werden darf. Die italienischen Blätter heben denn auch besonders hervor, daß der deutsche Reichskanzler das volle Vertrauen der Italiener genießt. Der Schreiber dieser Zeilen war zufällig Augenzeuge der Begegnung, die General von Caprivi im November 1890 zu Mailand mit dem früheren italienischen Conseilpräsidenten und Minister des Auswärtigen, Crispi, hatte. Damals machte es auf die Mailänder, in deren Mitte es nicht an Franzosenfreunden fehlt, einen äußerst günstigen Eindruck, als sie den deutschen Reichskanzler in schlichter bürgerlicher Kleidung mit dem Bürgermeister der lombardischen Hauptstadt durch die Straßen fahren und ihre Merkwürdigkeiten aufsuchen sahen. Vor der Scala, im gothischen Marmordome, in der Galleria Vittorio Emmanuele gaben die Mailänder ihren sympathischen Gefühlen für den deutschen Reichskanzler Ausdruck; auch ist es bezeichnend, daß selbst das am meisten verbreitete Blatt Italiens, der in Mailand erscheinende „Secolo", trotz seiner franzosenfreundlichen Anwandlungen auf die friedlichen Bestrebungen des Leiters der auswärtigen Politik Deutschlands hinwies.

Damals wurden auch bereits zwischen Crispi und Caprivi die Grundlagen für die handelspolitischen Beziehungen im Allgemeinen erörtert, die seither in dem Vertrage zwischen den beiden Ländern fixirt worden sind. Wird man doch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß das europäische Friedensbündniß, dessen politische Tragweite über jeden Zweifel erhaben ist, durch die Handelsverträge, die von den Mächten der Tripelallianz unter einander abgeschlossen worden sind, eine wesentliche Stütze erhalten hat. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß insbesondere die Italiener von den Franzosen in handelspolitischer Hinsicht gewissermaßen „boycottirt" worden sind,

Digitized by Google

weil sie an dem Dreibunde festhielten. Die Lage Italiens, das mit seiner Wein- und Oelproduction und seinem reichen Ertrage an Südfrüchten auf den Export angewiesen ist, hätte sich daher mißlich gestalten müssen, falls ihm nicht ein neues Absatzgebiet erschlossen worden wäre, zumal im Lande selbst eine zwar nicht allzu zahlreiche, aber doch tumultuarische Partei unablässig darauf bestand, einen modus vivendi mit Frankreich anzustreben. Die deutsche Reichsregierung erkannte daher sehr wohl die politische Nothwendigkeit, den wirthschaftlichen Bedürfnissen des verbündeten Italiens gerecht zu werden, ohne die Interessen des eigenen Landes zu gefährden.

So ist es denn auch bezeichnend, daß die Franzosenfreunde jenseits der Alpen in jüngster Zeit einen Frontwechsel vollzogen haben. Während sie früher das Hauptgewicht darauf legten, daß die wirthschaftliche Existenz Italiens durch dessen Bündniß mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn gefährdet sei, werden diese Beschwerden seit dem Abschlusse der Handelsverträge mit den beiden Monarchien nur noch vereinzelt und schüchtern vorgebracht, zumal die schutzzöllnerische Mehrheit der französischen Kammern auch solchen Staaten keine ernsthaften volkswirthschaftlichen Zugeständnisse macht, die dem europäischen Friedensbündnisse nicht angehören. Dagegen haben Imbriani und Genossen nunmehr ein anderes Kampfterrain zu finden geglaubt, indem sie allen Ernstes behaupten, Italien sei durch den Dreibund gezwungen, seine Rüstungen zu Wasser und zu Lande auszudehnen, wodurch die Finanzlage des Landes am meisten gelitten habe. In diesen Tagen hat nun aber ein Staatsmann von der Bedeutung Crispi's in der „North American Review" diese durchaus grundlosen Anschuldigungen aufs Treffendste widerlegt. Gerade weil der frühere italienische Conseilpräsident im Namen Italiens die Bündnißverträge weder abgeschlossen noch erneuert hat — die letztere Aufgabe fiel im Jahre 1887 dem Grafen Robilant, im Jahre 1891 dem Marchese di Rudini zu —, ist er besonders berufen, ein durchaus objectives Urtheil in dieser Angelegenheit zu fällen. Mit unwiderlegbaren Argumenten führt nun Crispi in seinem viel erörterten Aufsatze der „North American Review" den Nachweis, daß Italien ohne den Dreibund zu weit größeren Opfern für Landheer und Marine gezwungen wäre. Nachdem er darauf hingewiesen, daß die italienische Nation zwei Militärmächte ersten Ranges zu Grenznachbarn hat: Frankreich und Oesterreich, die sich mehr als einmal die Herrschaft über Italien streitig machten, und daß die natürlichen Grenzen Italiens, die Alpen, im Osten wie im Westen eine leichte Invasion fremder Streitkräfte gestatten, führt er aus, daß es darauf ankomme, nicht weniger als 2424 Kilometer Küste zu bewachen, sowie die beiden größten Inseln des Mittelmeeres gegen die Angriffe eines möglichen Feindes zu vertheidigen. Crispi exemplificirt insbesondere mit Frankreich, das eine Friedenspräsenzziffer von 510 000 Mann aufweist und im Kriegsfalle nicht weniger als 3 060 000 Mann mobilisiren kann, zugleich aber eine Flotte von 587 Schlachtschiffen besitzt und den Bau zahlreicher neuen Schiffe vorbereitet.

Der frühere italienische Conseilpräsident war noch nicht in der Lage, auf einen charakteristischen Vorgang hinzuweisen, der sich erst am 5. Juli d. J. in der französischen Deputirtenkammer abgespielt hat und vollgültiges Zeugniß dafür ablegt, daß die Franzosen trotz aller Meinungsverschiedenheiten in der inneren Politik stets bereit sind, denjenigen Maßnahmen zuzustimmen, die auf die Erhöhung der Wehrkraft zu Wasser und zu Lande abzielen. Vor einiger Zeit bereits hatte der Marineminister Cavaignac Ergänzungscredite gefordert, die vom Budgetausschusse um fünfzehn Millionen Francs ermäßigt wurden. Man durfte daher der Entscheidung der Deputirtenkammer mit Interesse entgegensehen. Diese hat nun am 5. Juli sämmtliche von dem Marineminister geforderten Credite unverändert angenommen, worauf die gesammte Marinevorlage mit 431 gegen 23 Stimmen zur Annahme gelangte. Selbst diese geringfügige Minderheit, die gegen die Vorlage stimmte, darf nicht etwa in dem Sinne gedeutet werden, daß sie von einer Vermehrung der französischen Streitkräfte nichts wissen wollte; vielmehr machten einzelne Abgeordnete lediglich technische Bedenken geltend.

Digitized by Google

So tadelte der Deputirte Brisson die Organisation, durch die eine Mobilmachung erschwert werde, und rügte, daß die französischen Kriegsschiffe trotz der bewilligten Credite noch nicht mit schnellfeuernden Geschützen bewaffnet wären. Auch der radicale Parteiführer Clémenceau machte der Regierung und dem Budgetausschusse Vorwürfe, weil sie nichts Bestimmtes, nichts Beruhigendes über die Herstellung und die Einrichtung der Schnellfeuergeschütze auf der Flotte gesagt haben, worauf der Marineminister und der Vorsitzende der Budgetcommission einwendeten, es handle sich um Dinge vertraulichen Charakters, die nirgends auf die öffentliche Tribüne gebracht werden. Auch wies der Minister Cavaignac darauf hin, daß die Zahl der schnellfahrenden Panzerschiffe vermehrt werden solle. Die Abstimmung über die Marinevorlage ließ dann hinsichtlich der Wünsche der Kammer auch nicht den leisesten Zweifel bestehen. Jedenfalls empfiehlt es sich um so mehr, auf derartige Vorgänge hinzuweisen, weil gerade die französische Presse geflissentlich bemüht ist, die Italiener stets von Neuem aufzufordern, sie möchten ihr Heer- und Marinebudget einschränken.

Der Marineminister sollte sich allerdings seines persönlichen Erfolges nicht allzu lange erfreuen. Wie Jules Ferry seiner Zeit wegen Tongkings gestürzt wurde, so daß er seit jener Zeit den Beinamen „Le Tonkinois" behalten hat, war auch eine neue Unglücksbotschaft aus dieser asiatischen Colonie seltsamerweise der Anlaß, daß von der Kammer ein Mißtrauensvotum gegen den Marineminister Cavaignac beschlossen wurde. Allerdings bezog sich diese Abstimmung auf die Vorgänge in Dahomeh; allein es handelte sich ursprünglich nur um eine Anfrage, die dann von dem Abgeordneten Pourquery de Boisserin in eine Interpellation umgewandelt wurde, weil eben gerade aus Tongking die Unglücksbotschaft über einen neuen Ueberfall französischer Expeditionstruppen eingetroffen war. Die Mehrheit der Deputirtenkammer wollte denn auch durch die Annahme der von Pourquery eingebrachten Tagesordnung bekunden, daß sie mit der Leitung der überseeischen Expeditionen keineswegs einverstanden sei. Haben doch die Verhältnisse in Dahomeh in Folge des Zwiespalts im Commando für die Franzosen einen sehr bedenklichen Verlauf genommen. Während Oberst Doods den Oberbefehl über die Landtruppen hat, stand derjenige über die Kriegsschiffe, die nach der Küste von Dahomeh entsendet wurden, dem Marineminister zu, der jedoch gar nicht in der Lage war, von Paris aus die in jedem einzelnen Falle erforderlichen Maßregeln rasch zu treffen. So konnte es vor einiger Zeit geschehen, daß der Commandant eines französischen Kriegsschiffes ablehnte, die von dem Befehlshaber der Landtruppen erbetene Hülfe zu leisten. Aus diesem Anlasse wurde in der französischen Deputirtenkammer sogar constatirt, daß in einer solchen Nothlage der Commandant eines deutschen Kriegsschiffes sich den Franzosen gegen die Eingeborenen hülfreicher erwiesen habe. Diesen Zwiespalt im Commando zu beseitigen, bezweckte nun die von dem Abgeordneten Pourquery an die Regierung gerichtete Aufforderung, „einem einzigen höheren Officier die einheitliche Leitung der militärischen Operationen in Dahomeh zu übertragen". Diese Tagesordnung gelangte dann auch mit 287 gegen 150 Stimmen zur Annahme. Anfangs beabsichtigte das gesammte Cabinet seine Entlassung zu nehmen, bis die Auffassung durchdrang, daß nur der Marineminister, der die einfache Tagesordnung verlangt hatte, durch die Abstimmung betroffen wäre. Allerdings steht auch das gesammte Cabinet Loubet-Freycinet auf schwachen Füßen, obgleich Freycinet für sich das Verdienst in Anspruch nimmt, gegegenüber der Tripelallianz für Rußland am sicherſten die Stetigkeit der französischen Regierung zu gewährleisten.

Crispi hat in seinen jüngsten Betrachtungen in unwiderlegbarer Weise ausgeführt, daß Italien, falls es sich von dem Bunde mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn gelöst hätte, gerade gezwungen wäre, seine Wehrkraft zu steigern, ganz abgesehen davon, daß bei der gegenwärtigen Lage Europa's die Isolirung Italiens sicherlich nicht angerathen werden dürfte. Müßte doch Italien im Falle einer solchen Isolirung stark genug sein, um an den Alpengrenzen zwei Heere aufzustellen und zwei große Flotten zur Sicherung der Küsten aufzubieten. Wenn von anderer Seite eingewendet wird, daß das Land ja neutral bleiben könnte, so ist dieser Einwurf um so mehr hinfällig,

Digitized by Google

als sogar Belgien und die Schweiz trotz der ihnen durch Verträge verbürgten Neutralität jetzt gerade sich genöthigt sehen, ihre militärischen Kräfte zu reorganisiren und neue Befestigungen in großem Stile anzulegen.

Von besonderem Interesse sind die als authentisch anzusehenden Mittheilungen Crispi's über den wesentlichen Inhalt der Bündnißverträge zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien. Daß der Dreibund einen lediglich defensiven Charakter hat, ist seit geraumer Zeit bekannt, so daß die von französischer und russischer Seite gemachten Ausstreuungen keiner besonderen Widerlegung mehr bedürfen. Dagegen bezeichnet zum ersten Male Crispi als den hauptsächlichen Zweck der Tripelallianz die Bürgschaft für die Integrität der Gebiete der drei Monarchien. In dieser Bürgschaft liegt die Erklärung für das feindselige Verhalten des Papstes gegenüber dem Dreibunde, der ja auch für Italien dessen Hauptstadt Rom garantirt. Dies ist der Schlüssel der gegenwärtigen vaticanischen Politik. Papst Leo XIII. würde sich kaum haben bereit finden lassen, der französischen Republik weitgehende Zugeständnisse zu machen, auf die Gefahr hin, daß die Royalisten und Imperialisten in Frankreich sich von ihm abwenden, wenn er nicht klar erkannt hätte, daß er von dem Dreibunde für die Wiederherstellung seiner weltlichen Macht nicht das Geringste erhoffen darf. Zugleich wird im Vatican klar empfunden, daß die Position Italiens durch die Tripelallianz eine unanfechtbare geworden ist, wie denn auch selbst das katholische Oesterreich dem verbündeten Italien seinen gegenwärtigen Besitzstand verbürgt. So darf es denn andererseits als ein erfreuliches Symptom bezeichnet werden, daß hervorragende Führer der Centrumspartei in Deutschland sich mit aller Entschiedenheit zu Gunsten des europäischen Friedensbündnisses ausgesprochen und mit nicht geringerer Energie die aus diesem Anlasse gegen sie gerichteten Angriffe der vaticanischen Organe zurückgewiesen haben. Wie im deutsch-französischen Kriege alle deutschen Stämme, die Angehörigen jeder Confession in gleichem Maße ihre volle Schuldigkeit gethan haben, werden sie auch in Zukunft in derselben Weise geschlossen zusammenstehen, sobald es das Wohl des Vaterlandes gilt. Die Versuche, die vom Vatican aus unternommen werden, Uneinigkeit zu stiften, werden sich zum Heile Deutschlands als ebenso vergeblich erweisen, wie sich die Franzosen in den Erwartungen und Hoffnungen täuschen, die sie daran knüpfen, daß die deutschen Mißhelligkeiten der jüngsten Zeit ihren Interessen dienen werden. Müssen doch gerade die von den Widersachern der deutschen und der italienischen Einheit stets von Neuem inscenirten Versuche dazu beitragen, das Band der Zusammengehörigkeit, das alle deutschen Stämme umschlingt, immer inniger zu knüpfen. In Deutschland selbst darf auch über mancher unerfreulichen Erscheinung der Gegenwart nicht vergessen werden, daß diese vorübergehenden Trübungen uns die Freude an dem Erreichten nicht verkümmern dürfen.

Was für Deutschland gilt, darf auch in Bezug auf Italien hervorgehoben werden, da die Begründung der Einheit dieses Landes ganz ähnliche Voraussetzungen hatte, wie denn auch die Existenzbedingungen der beiden Länder eine gewisse Verwandtschaft aufweisen, so daß die Feinde und Neider Italiens mit denjenigen Deutschlands nahezu identisch sind. Ist in jüngster Zeit in der Presse mehrfach über das Maß der militärischen Verpflichtungen discutirt worden, die den einzelnen Mächten des Dreibundes obliegen, so hat der frühere italienische Conseilpräsident auch über diesen Punkt unzweideutige Aufschlüsse gegeben. Da die franzosenfreundlichen Ultraradicalen jenseits der Alpen eine Hauptwaffe für ihre Angriffe gegen die Tripelallianz daraus schmiedeten, daß sie vorgaben, dieses Bündniß stipulire besondere militärische Verpflichtungen für Italien, weist Crispi ausdrücklich darauf hin, daß auf die Festsetzung der von jedem einzelnen Verbündeten zu stellenden Streitkräfte verzichtet worden sei. Vielmehr bleibt Italien ebenso wie Deutschland und Oesterreich-Ungarn Richter hinsichtlich seiner Verpflichtungen, so daß es selbst das Maß der Mittel abschätzen muß, die erforderlich sind, um sich zu schützen. Mit Fug betont der frühere italienische Conseilpräsident, daß es im eigenen Interesse des Landes geboten sei, über ein starkes Landheer und über eine leistungsfähige Flotte zu verfügen; wäre es doch, abgesehen von allen übrigen

Digitized by Google

Einigungsgründen, Italiens auch nicht würdig, sich auf seine Verbündeten zu verlassen. Freilich kann es keinem Zweifel unterliegen, daß wie Italien auch England ein Interesse an der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts im Mittelländischen Meere hat, so daß die englische Flotte unter gewissen Voraussetzungen mit der italienischen cooperiren würde; allein in dieser Hinsicht müssen auch die Parteiverhältnisse Großbritanniens in Betracht gezogen werden.

Wenn daher sogar von bestimmten Vereinbarungen zwischen der italienischen Regierung und dem Cabinet Salisbury behufs Wahrung des Gleichgewichts im Mittelländischen Meere die Rede gewesen ist, Abmachungen, die gewissermaßen eine Ergänzung des europäischen Friedensbündnisses bedeuten sollten, so darf nicht vergessen werden, daß ein Cabinet Gladstone in solchen Dingen eine andere Auffassung hegen könnte als ein Ministerium Salisbury. Gerade in diesen Tagen haben die Wahlen für das englische Unterhaus stattgefunden, bei denen heftig um den Sieg gerungen wurde. Conservative und Unionisten auf der einen Seite, die Parteigänger Gladstone's und die irischen Nationalisten auf der anderen befehdeten einander zwar unter der Losung, ob für Irland home-rule verweigert oder gewährt werden solle; allein es ist bekannt, daß Gladstone auch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik seine eigenen Wege geht. Mit besonderem Interesse durfte man bei dem Wahlkampfe in England auch dem Ergebnisse der von der Arbeiterpartei eingeleiteten Campagne entgegensehen. Es hat sich nun gezeigt, daß die Bewegung zu Gunsten des achtstündigen Arbeitstages in Großbritannien an Boden gewonnen hat. So ging in einem Londoner Wahlkreise der socialistische Führer John Burns als Sieger aus dem Wahlkampfe hervor, während in der Provinz ein anderer Arbeitercandidat, der bisherige bewährte Vertreter der Grubenarbeiter von Northumberland im Parlamente, Broadhurst, von seinen eigenen Genossen im Stiche gelassen wurde, weil er sich gegen den achtstündigen Arbeitstag ausgesprochen hatte. Für die Eigenartigkeit englischer Wahlkämpfe bezeichnend ist die Thatsache, daß Broadhurst von einem conservativen Mitbewerber aus dem Felde geschlagen wurde, der seinerseits den achtstündigen Arbeitstag in sein Programm aufgenommen hatte. Es ist jedenfalls nicht überflüssig, auf solche Vorgänge hinzuweisen, weil daraus erhellt, daß innerhalb der englischen Arbeiterpartei die gemäßigteren Elemente von den radicalen zurückgedrängt werden.

Wie symptomatisch aber auch derartige Strömungen für die Entwicklung des Socialismus in England sind, darf doch die home-rule-Frage als die den jüngsten Wahlkampf beherrschende bezeichnet werden. Gladstone hat in seiner zu Edinburg gehaltenen Rede insbesondere die Gesichtspunkte klar zu legen gesucht, wie er die irische „Heimathsregierung", insbesondere das selbständige Parlament der grünen Insel ausgestaltet wissen will. Allerdings verwahrte sich der Führer der liberalen Partei dagegen, daß es jetzt bereits praktisch sei, alle Einzelheiten dieser „Heimathsregierung" bezeichnen zu wollen; vielmehr hob er als das Wesentliche des home-rule nur hervor, daß Irland die Leitung aller localen Angelegenheiten übernehmen und seine rein inneren Geschäfte selbst verwalten würde, wobei jedoch fünf Bedingungen für diese Selbstverwaltung aufzustellen wären. Zunächst soll das britische Parlament über Irland eine vollständige Suprematie bewahren, so daß der Einwand hinfällig würde, die irische Minderheit könnte von der Mehrheit tyrannisirt werden. Ferner soll eine durchaus gleichmäßige Vertheilung der pecuniären Lasten erfolgen. Als dritte Bedingung betrachtet Gladstone den Schutz der Minderheit, und zwar so, daß, falls wider alles Erwarten einige Grafschaften Irlands sich von den anderen trennen wollten, um unmittelbar unter dem britischen Parlamente zu stehen, einem solchen Verlangen entsprochen werden müßte. Die politische Gleichheit Irlands mit den anderen Theilen des vereinigten Königreichs soll, wie die vierte Bedingung lautet, dadurch gewahrt werden, daß jedes Irland zu statten kommende Gesetz auch auf England und Schottland Anwendung finden würde. Endlich macht Gladstone die irische Heimathsregierung davon abhängig, daß home-rule eine vollständige und endgültige Reformgesetzgebung darstellen werde, die für alle Zukunft die Aera der Kämpfe und Streitigkeiten der letzten

Digitized by Google

fünfzig Jahre abschließen soll. Es braucht nur auf diesen Punkt hingewiesen zu werden, um zu zeigen, wie phantastisch der Gesammtplan des liberalen Parteiführers noch gestaltet ist, der sich denn auch wohl hütet, die Einzelheiten seines Projectes zu offenbaren. Der irische Volkscharakter ist jedenfalls ein solcher, daß von einer endgültigen Befriedigung der Forderungen nicht die Rede sein kann, so daß die letzte Bedingung allein hinreichen würde, die ganze Reform zum Scheitern zu bringen. Pathetisch beendete Gladstone seine in Edinburg gehaltene Rede: „Wohlan denn, marschiren wir Hand in Hand! Setzen wir unser Vertrauen nicht mehr auf die Lords, auf die Herren, auf die Peers, auf die Adelstitel, auf die reichen Grundbesitzer! Setzen wir es nicht mehr auf den Menschen, richten wir es höher! Setzen wir es auf den allmächtigen Gott, auf den Gott der Gerechtigkeit, der gewollt hat, daß die Grundsätze des Rechtes, der Gleichheit, der Freiheit, die ewigen Leitsterne unseres Daseins bleiben!" Ob die Mehrheit, die Gladstone bei den Wahlen erhalten hat, im Hinblick auf deren Mangel an Gleichartigkeit sich als eine geschlossene Regierungsmajorität für den liberalen Parteiführer erweisen würde, muß abgewartet werden.

Wie in Großbritannien die Wahlen für das Parlament das hauptsächliche Interesse bildeten, steht auch in den Vereinigten Staaten von Amerika die im Herbste bevorstehende Präsidentenwahl im Vordergrunde. Nachdem die republikanische Nationalconvention in Minneapolis den bisherigen Präsidenten Harrison als ihren Präsidenten nominirt hat, ist von der demokratischen Nationalconvention zu Chicago am 23. Juni der Vorgänger Harrison's in der Präsidentschaft, Grover Cleveland, als ihr Candidat aufgestellt worden. Zugleich erfolgte die Nomination des früheren Congreßmitgliedes Stevenson aus dem Staate Illinois für das Amt des Vicepräsidenten. Mit besonderer Genugthuung ist dieses vorläufige Ergebniß von allen Denjenigen begrüßt worden, welche im Falle des Wahlsieges der Demokraten diese durch einen nicht bloß fähigen, sondern auch der Bestechung nicht zugänglichen Präsidenten im Weißen Hause repräsentirt sehen möchten. Allerdings darf nicht verkannt werden, daß durch die Zersplitterung im demokratischen Feldlager die Aussichten dieser Partei auf einen Wahlsieg beeinträchtigt worden sind. Unbestritten aber ist, daß der Name Grover Cleveland's an sich für die Präsidentschaftscandidatur denselben guten Klang hat wie derjenige Harrison's.

Wie in den Vereinigten Staaten von Amerika Harrison und Cleveland, in England Lord Salisbury und Gladstone mit einander um den Besitz der Regierung kämpfen, wie in Italien nach der Auflösung der gegenwärtigen Deputirtenkammer bei den Neuwahlen Crispi und Rudini die verschiedenen Losungen ausgeben werden, da der Erstere das Cabinet Giolitti-Brin mit seinem Einflusse unterstützt, spielte sich auch bei den jüngsten Wahlen in Griechenland im bescheidenen Rahmen zwischen Trikupis und Delyannis der entscheidende Kampf ab. Das Cabinet Trikupis hat sich nun jüngst dem griechischen Parlamente mit seinem Regierungsprogramm vorgestellt, das insbesondere die Wiederherstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalte umfaßt. Der neue Conseilpräsident kann in dieser Hinsicht besonderes Vertrauen beanspruchen, da er sich früher bereits wie um die Reorganisation der Wehrkraft Griechenlands auch um die Regelung der griechischen Finanzen wesentliche Verdienste erworben hat. Wenn Trikupis daher in seinen am 7. Juli in der Kammer abgegebenen Erklärungen darauf hinwies, daß insbesondere im Kriegsbudget Ersparnisse erzielt werden sollen, so bürgt seine ganze Vergangenheit dafür, daß die Wehrkraft des Landes darunter keineswegs leiden wird.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Blätter aus einem Nachlaß.

Erinnerungen der Baronin Jenny von Gustedt. Herausgegeben von Lily von Kretschman. Braunschweig, George Westermann. 1892.

Eine der feinsten und anmuthigsten Erscheinungen aus Goethe's Spätzeit lernen wir in diesem Buche kennen: eine, die durch den Zauber ihrer Persönlichkeit unsere Sympathie, durch Bildung, Charakter und Lebensführung unsere Hochachtung gewinnt. Frau von Gustedt ist den Lesern der „Rundschau" keine ganz Fremde mehr; noch vor der Publication, die wir hier anzeigen, haben wir ein sehr hübsches Stück daraus, über Felix Mendelssohn-Bartholdy's Aufenthalt im Goethe'schen Haus, in dieser Zeitschrift mitgetheilt[1]). Man wird sich mit Vergnügen der Darstellung erinnern, deren vornehmster Reiz ihre Natürlichkeit war — eine solche freilich, welche das Gefühl und Bewußtsein einer großen Vergangenheit völlig durchdrang und hob. Jenny von Pappenheim — nachmals Baronin von Gustedt — war einundzwanzig Jahre alt, als Goethe starb; von 1824 bis 1832 hat sie in seiner intimsten Umgebung gelebt und unter seinen Augen sich gleichsam entfaltet. Während dieser Zeit auch war sie die Gespielin und, wenn man so sagen darf, die Freundin der Prinzeß Augusta, der späteren Königin von Preußen und ersten deutschen Kaiserin. Bis 1838 Hofdame der edlen, auf allen Gebieten geistiger und humaner Thätigkeit ausgezeichneten Großfürstin Maria Paulowna, ward die Sieben-undzwanzigjährige nunmehr durch ihre Vermählung mit dem in Westpreußen begüterten Baron von Gustedt, Großgrundbesitzer und Landrath, in einen Wirkungskreis durchaus verschiedener Art versetzt. Aber sie nahm ihre Ideale mit sich und verwirklichte sie, voll Hingebung die neuen Pflichten erfüllend, dem trefflichen Gemahl eine treue Gefährtin und Helferin in seinem Amte, den Kindern eine zärtliche Mutter, den Armen eine thätige Freundin, und mitten unter ganz anderen Anforderungen das festhaltend und bewahrend, was ihrem Leben in der That etwas unbeschreiblich Anziehendes verleiht: das Andenken an jene klassische Zeit, deren bescheidener Theil doch auch sie gewesen. Mehr als Andenken: sie lebte darin, und noch in ihrem hohen Alter erinnerte sie sich so deutlich, daß die Blätter, die diesen letzten Jahren entstammen, zu den werthvollsten ihres Nachlasses gehören. Voll Enthusiasmus für alles Verdienst rings um sich her, hat sie selbst nicht die Prätension gehabt, als Schriftstellerin Etwas zu sein oder zu gelten; aber indem wir diesen nachgelassenen Band durchblättern, können wir doch nicht umhin, zu bewundern, welch' ein beträchtliches Maß literarischer Arbeit sie gethan; und wenn wir deren Bedeutung an und für sich keineswegs überschätzen, wird sie doch interessant für uns durch die Persönlichkeit, die daraus hervortritt.

Diese Schriften, welche die umfangreiche Correspondenz mit bedeutenden Zeitgenossen, Tagebuchblätter und Erinnerungen, vornehmlich aus der Weimarer Zeit, enthielten, schenkte Frau von Gustedt sechs Jahre vor ihrem Tod, als sie, wie sie schrieb, mit Allem im Leben, „außer ihrer fast krankhaften Mutterliebe, und ihrem immer mehr reifenden Christenthum vollständig" fertig war, ihrer Enkelin, dem Fräulein Lily von Kretschman, welche sie jetzt in geschmackvoller Auswahl einem weiteren Kreise bekannt macht. Man darf der sinnigen Herausgeberin dankbar für eine Gabe sein, über welcher, wie über dem ganzen Leben der Großmutter, der letzte Glanz und Abschiedsstrahl einer unvergeßlichen Vergangenheit ausgebreitet ist. Mit den hervorragenden Männern und Frauen, welche dieser angehörten, beschäftigte sie sich am

[1]) Deutsche Rundschau, 1891, Bd. LXIX, S. 304 ff.

Digitized by Google

liebsten: mit Goethe vor Allem und seiner Umgebung, seinem Sohn, seiner Schwiegertochter, seinen Enkeln, mit Denen, die sie als seine Gäste kennen gelernt hat oder die irgendwie in seinen Kreis getreten sind, mit Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz, mit den beiden Großherzoginnen, Luise und Maria Paulowna, die auch ihr theure Herrinnen waren; ein rührendes Gedenkblatt widmet sie den Jugendbeziehungen zu der Kaiserin Augusta. „Wilhelmsthaler Vorlesungen" folgen, die sie „getrocknete, gepreßte Blumen" nennt, „mit leisem Duft und matter Farbe". Viel war in ihr von echter Poesie, wenngleich der Ausdruck, den sie dafür fand, sich über das Dilettirende nicht sehr erheben mag. Aber zu der Liebenswürdigkeit des Empfindens, das aus ihren Jugendgedichten spricht, gesellte sich, als sie die Wirklichkeit des Lebens ganz kennen gelernt, das ernstliche Nachdenken, welchem wir in der „Gräfin Thara" begegnen: einer Art Novelle, die, mehr und mehr aus dem Rahmen der bloßen Phantasie heraustretend, sich zu Etwas wie einer dichterischen „Zusammenstellung der großen Stützen des preußischen Staates, Gutsbesitzer, Geistlicher, Landrath, Soldat" gestaltete. Sie trat auch hier nicht aus ihrer eigensten Sphäre heraus; aber es ist charakteristisch für diese Frau, daß sie, wiewohl erfüllt von den Idealen einer anderen Zeit, dennoch vermochte, den Bewegungen unserer eigenen mit Theilnahme zu folgen und mit Verständniß gerecht zu werden. So wenig ihr die neuere Richtung der Literatur „am Ende dieses Jahrhunderts" zusagen konnte, so scheint sie doch ihr darauf hinzudeuten, daß im Anfang des folgenden ein großer Geist erstehen müsse, „der die ungeheuer angehäufte Wahrheit von dem ungeheuer angehäuften Irrthum sichtet." Keine bemerkenswerthe Erscheinung entgeht ihrem sicheren Blick: „Da ist Marie von Ebner-Eschenbach," sagt sie, „die zeigt, wie eine Frau schreiben soll und kann, wenn sie weiblich bleibt." — „Natürlich," heißt es an einer anderen Stelle, „las ich viel und mit großem Interesse Alles, was von und über Goethe mir in die Hände fiel, und ich kann sagen, daß mir von den Werken über Goethe keines solchen Eindruck gemacht hat wie die bedeutenden Vorlesungen Herman Grimm's. Es ist viel Willkürliches darin, aber nichts Unwahres und Alles tief und deutsch empfunden." Wie weit ihr geistiger Horizont war und wie wenig er irgend eine Seite menschlichen Denkens oder geschichtlicher Entwicklungen ausschloß, erhellt aus dem, was sie las, und dem, was sie darüber niederschrieb. In diesen „Recensionen", deren mehrere hier mitgetheilt sind, erkennt man noch einmal als den Alles, auch die literarischen Dinge, beherrschenden Grundzug dieser Generation, deren Führer Goethe gewesen war, die schöne Menschlichkeit, die Humanität. Daß diese der echten Frömmigkeit Vollendung und Krone sei, das sah Frau von Gustedt bestätigt — wofern es einer Bestätigung noch bedurft hätte —, als sie nach den glorreichen Ereignissen von 1870/71 der erhabenen Freundin, die nun deutsche Kaiserin war, ihre Glückwünsche darbrachte. „Nicht im Jubel und Stolz über den ruhmvollen Sieg, über die neue Würde fand sie dieselbe, sondern beseelt von dem Wunsch, all' die Wunden, die der Krieg geschlagen, zu heilen, und erfüllt von dem Gedanken, daß das neu zusammengefügte Deutsche Reich neue große Pflichten dem Throne auferlege, um Gegensätze auszugleichen, Härten abzuschwächen, den Frieden der Gemüther zu fördern." Toleranz war von jeher Weimars große Lehre gewesen; ganz unfaßbar mußte denen, die sich noch Schülerinnen Goethe's nennen durften, die Verfolgungssucht unserer Zeit erscheinen. Nachdem Frau von Gustedt Glagau's „Gulturkämpfer" gelesen, schrieb sie (1885): „Was ich von Otto Glagau und der Judenhetze halte? Ich achte jeden Charakter, der eben absichtslos einer Idee lebt, ich habe viel durch seine Aufsätze gelernt und theile seinen Haß für jüdische Gesinnungen, nur daß ich das „jüdisch" als Eigenschaftswort für unsere Zeit und nicht bloß für Juden ansehe . . . Laßt uns in unseren christlichen Bestrebungen so zäh, so klug, so ausdauernd sein wie die Juden, laßt uns, wie sie, erst erwerben und dann ausgeben, anstatt uns beim Ausgeben so lange aufzuhalten, bis wir den Halsabschneidern selbst in die Arme laufen, weil es für faule Verschwender keine rechtlichen Leiher gibt. Erlösung von allem Uebel ist nur im Christenthum — wohl bemerkt „Christenthum", nicht Theologie — und das Uebel des Diesseits und Jenseits ist nur die Sünde."

Digitized by Google

Gleich frei von jeglicher Befangenheit, spricht Frau von Gustedt sich über ihren eigenen Stand aus. Sie freut sich zwar, in einem Brief an die Enkelin (1886), daß der Adel jetzt, was Thätigkeit betrifft, energischen Aufschwung nimmt; aber, meint sie, „nur in der Bildung steht er nicht an der Spitze unseres Volkes, wie es sein müßte.“ Denn der Adel habe keine Berechtigung zu bevorzugter Stellung, „wenn das Wörtchen ‚von‘ nicht sicheres Zeichen geistigen Adels ist.“ Nicht am Wenigsten darum, weil sie zeigen, wie mit conservativer Gesinnung eine vorurtheilsfreie Lebensanschauung, mit positiver Gläubigkeit sich menschliche Duldsamkeit wohl vereinigen könne, sind diese Blätter aus dem Nachlaß einer hochgeborenen und wirklich hochgesinnten Frau eine so erquickliche Lectüre. Der von der Verlagshandlung vorzüglich ausgestattete Band ist Sr. Kgl. Hoheit dem Großherzog von Sachsen Weimar, Carl Alexander, gewidmet und neun höchst gelungene Portraits dienen ihm in jedem Betracht zur Zierde.

Chopin.

Friedrich Chopin als Mensch und Musiker. Von Friedrich Niecks. Vom Verfasser vermehrt und aus dem Englischen übertragen von Dr. W. Langhans. Zwei Bände. Leipzig, F. E. C. Leuckart. 1890.

Der Verfasser, ein in England lebender deutscher Tonkünstler, hat mit unermüdlichem Fleiße Alles zusammengetragen und kritisch gesichtet, was bisher über Chopin an Monographien, Aufsätzen, Berichten ꝛc., in Zeitschriften und in der zeitgenössischen Memoirenliteratur erschienen ist. Außerdem theilt er eine Anzahl unbekannter Briefe Chopin's mit, eine Zugabe, die um so dankenswerther ist, als von diesem wichtigsten biographischen Material nur verhältnißmäßig wenig vorliegt (bekanntlich ist von Chopin's Familien-Correspondenz aus seiner Pariser Zeit nichts erhalten geblieben). Der Verfasser hat diesen Ausfall nach Möglichkeit dadurch zu ersetzen gesucht, daß er zur genaueren Festsetzung der Einzelheiten in Chopin's Leben und zum Verständniß seines menschlichen wie künstlerischen Charakters Originalberichte von Schülern, Freunden und Bekannten Chopin's zu erlangen eifrig und erfolgreich bemüht war. Die Beherrschung und Verarbeitung des gesammten Stoffes zeugt ebenso von dem Geschick wie von der Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit des Verfassers. Der Leser fühlt sich immer auf festem Boden, denn er hat überall den Eindruck, daß der Biograph sich allein von der Pflicht der Wahrheit leiten läßt, daß er seinen Helden so schildern will, wie er wirklich war. So ist ein Lebensbild entstanden, das uns eine klare Anschauung von dem eigenartigen Wesen Chopin's gibt. Die Darstellung ist belebt und anregend, hier und da wohl etwas breit, wie z. B. die biographischen Excurse über George Sand allzu sehr ausgedehnt scheinen. Auch einige kleine Berichtigungen und Ergänzungen seien uns gestattet.

Der Verfasser der Bd. I, S. 40 erwähnten Reiseblätter war der Liedercomponist Hieronymus Truhn. — Chopin's Don Juan-Variationen hatte Schumann schon 1830 kennen gelernt, nicht erst 1831 (Bd. I, S. 56). — Der ungenannte Herausgeber der Briefe Mendelsohn's an Henriette Voigt war der Gatte der Letzteren, Carl Voigt (Bd. I, S. 323). — Ueber den Bd. I, S. 279 abgedruckten Drohbrief Chopin's an Rellstab bemerkt Niecks, daß derselbe jedenfalls untergeschoben, indeß „nicht desavouirt“ sei. Doch! Rellstab berichtet in der „Iris“ (1834, Nr. 15), Chopin habe ihm unterm 9. März aus Paris geschrieben, daß er „niemals eine Veranlassung gehabt, an ihn zu schreiben,“ und setzt hinzu: „Wir tragen keinen Augenblick Bedenken, dieser Erklärung den vollsten Glauben zu schenken, und freuen uns, daß unser öffentlicher Schritt diese Folge gehabt hat. Der Briefschreiber selbst aber, der, wer mag es errathen, aus welchen Gründen, sich den bejammernswerthen Schritt erlaubte, mag in seiner feigen Anonymität die Strafe hinnehmen, daß er von Herrn Chopin noch mit stärkerer Verachtung zurückgewiesen wird, als er uns einflößte. Möchten wir bei den

Digitized by Google

ferneren musikalischen Bestrebungen des Künstlers uns ebenso für ihn erklären und ihm unsere Hochachtung bezeigen können, wie wir es bei seinem Benehmen in dieser Angelegenheit, das ebenso ernst als ruhig und Achtung fordernd gewesen ist, mit voller Aufrichtigkeit thun." — Wenn Niecks (Bd. I, S. 317) die Mittheilung Karasowski's, daß nämlich Chopin sich auch im Jahre 1836 in Dresden aufgehalten habe, für unerwiesen hält, so ist bei dieser Meinungsverschiedenheit der beiden Biographen auf eine zu Gunsten Karasowski's sprechende Notiz Schumann's zu verweisen. Schumann meldete unterm 28. August 1836 seiner Schwägerin, er habe eben an Chopin nach Marienbad geschrieben, „ob er auch wirklich da sei," und berichtet vierzehn Tage später in der Zeitschrift, daß Chopin „vor wenigen Wochen von Marienbad abgereist sei und sich in Dresden aufhalten solle." Die betreffende Nummer der Zeitschrift ist vom 13. September, also vordatirt, denn Chopin traf schon einen Tag früher in Leipzig ein. Es sei hier beiläufig erwähnt, daß nach Rellstab's Mittheilung (Gesammelte Schriften, Bd. XX, S. 330) auch L. Berger Chopin's Bekanntschaft in Dresden gemacht und sich höchst anerkennend über dessen Leistungen ausgesprochen hatte. Das muß im September 1835 gewesen sein. — Zur Bestätigung dessen, was Niecks über den schwankenden Gesundheitszustand des jungen Chopin berichtet (Bd. I, S. 65 f.), wäre noch das Zeugniß A. v. Zuccalmaglio's anzuführen, der seit 1833 als Prinzenerzieher in Warschau lebte, und dort, namentlich im Verkehr mit Elsner und Ernemann, viel Gelegenheit hatte, Näheres über Chopin zu hören. Zuccalmaglio sagt in seiner Charakteristik Chopin's („Vertraute Briefe an H. Heine", Neue Zeitschrift für Musik 1838, Bd. IX, S. 2): „Als Knabe schon zeigte Chopin überwiegenden Hang zur Tonkunst und that an Fingerfertigkeit wie an glänzendem Vortrage es manchem Meister zuvor. In demselben Maße aber als seine geistigen Eigenschaften sich zu entwickeln begannen, nahm seine Gesundheit ab und ließ das Schlimmste für sein Leben besorgen. Als Jüngling war er so schwächlich, daß er kaum gehen, kaum seinen Oberleib aufrecht zu tragen vermochte, wie denn jetzt immer noch die Gesundheitsumstände des zum Manne gereiften Künstlers äußerst schwankend und Besorgniß erregend bleiben." — Den späteren Chopin zeichnen die interessanten, wohl nur in engeren Kreisen bekannt gewordenen (1851 bei W. Hertz in Berlin erschienenen) „Erinnerungen aus Paris" (1817—1848). Die ungenannte Verfasserin — „eine Dame der höchsten Zirkel", wie Kossak sie (Musikzeitung Echo 1851, S. 43) bezeichnet — stand von 1832—1848 in freundschaftlichem Verkehr mit Chopin und vernahm „alle seine Compositionen unzählige Male von ihm selbst." Sie schreibt: „Chopin war eine zarte, graciöse Gestalt, höchst anziehend, der ganze Mensch ein Hauch, mehr eine geistige als eine körperliche Substanz, gleich seinem Spiel ganz Harmonie. Auch die Sprache war ähnlich seiner Kunst, weich, schwebend, rauschend .... Im Privatsalon wie im Concertsaale trat er leise, bescheiden hinter den Flügel, war mit jedem Sessel zufrieden, zeigte von vornherein durch einfache Kleidung und natürliche Haltung, daß er jeder Grimasse, jeder Charlatanerie abhold war, und begann sogleich ohne alle Einleitung sein seelenvolles, tiefempfundenes Spiel. Weder mit langem, wild herabhängendem Haar, noch mit der Lorgnette, noch mit Koketterie gegen das Publicum gewandt, suchte er seinem Talente eine Folie unterzulegen. Er producirte es mit Kunst, aber nicht mit Künstelei, geistreich geschmückt, nicht mit Afferei verzerrt. Als ich ihn kennen lernte (1832), war er, wenn auch nicht kräftig, doch gesund; sehr heiter, sogar satirisch, aber mit Maß und Geschmack .... Mit dem Worte „mager" bezeichnete man in den letzten Jahren nur unvollkommen die schmächtige, abgezehrte Figur, bei der jede Muskelbewegung durch die klare, bleiche Haut sichtbar ward. Dabei war nichts Abschreckendes an ihm. Bis zum letzten Augenblicke erhielten sich die Perlen gleichen Zähne, das weiche, seidene, lichtbraune Haar, der edle Ausdruck der gebrochenen Augen, des schönen Mundes, trotz des beständigen, leisen, Schmerzen unterdrückenden Zuckens." —

Dem Buche sind drei Bildnisse von Chopin und eins von George Sand beigegeben.

F. Gustav Jansen.

Digitized by Google

xγβ. **Die Atomistik des Willens.** Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntniß. Von Robert Hamerling. Zwei Bände. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. Aktien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter). 1891.

Sein ganzes Leben lang hat Hamerling, ohne Zweifel ein geistvoller Mensch, über philosophischen Fragen gegrübelt; aber geistvolles Grübeln genügt nicht mehr, um eine Metaphysik zu schreiben. Wer diesen Drang im Blute fühlt, müßte doch zunächst versuchen, die Welt der Sinne als solche auf möglichst einfache Formeln zu bringen, was unsere denkenden Naturforscher ihm in jeder Art erleichtern; über sie hinaus zu phantasiren wird alsdann dem Philosophen gern gestattet sein. Aber was hilft es nun Hamerling, daß er einiges Zoologische, Medicinische, Hypnotische, Optische u. s. w. zusammengelesen hat, wenn er von den Elementen der Mechanik und der theoretischen Chemie mit so kindlichem Unverständniß spricht, wie II, pag. 92 resp. 9: „Der Umstand, daß die Schwere an den Polen zunimmt, am Aequator aber am geringsten ist, würde für die Einheit der magnetischen Erdkraft mit der Schwerkraft sprechen"; und: „Inniger und bleibender ist sie (die Verschmelzung der Monaden) in der chemischen Verbindung; Schelling bezeichnete sie hier als Intussusception, als völlige Durchdringung, als Uebergang zweier heterogener Körper in eine identische Raumerfüllung". Nicht viel besser ist der Verfasser über die neuere Lehre vom Bewußtsein orientirt. Die Psychophysik scheint er nicht zu kennen. Das häufige „Anstecken des Gähnens" (II, S. 14) erklärt er analog den „geistigen Epidemien" durch „Zustandsmittheilung", während es sich doch offenbar um Reproduction eines Bewegungsbildes durch ein associirtes Gesichtsbild handelt. Aber nicht einmal viel Beobachtungsmaterial steckt in dem Buche; man hätte von einem interessanten Dichter und Psychologen mehr Documente über die Menschenseele erwartet. —

γγ. **Katechismus der positiven Religion** von August Comte. Nach der zweiten Ausgabe des Originals übersetzt v. E. Roschlau. Leipzig, Otto Wigand. 1891.

Das hier in Uebersetzung vorliegende Werk Comte's ist bereits im Jahre 1852 erschienen. In Frankreich und noch mehr in England hat es im Stillen eine bedeutende Wirkung ausgeübt. Auf verschiedenen Umwegen hat sein Inhalt auch die geistigen Strömungen in Deutschland beeinflußt. Gegenwärtig aber besitzen die idealen Phantasien des französischen Philosophen gerade in Deutschland nur noch sehr wenig Boden. Der Socialismus hat sich hier Hand in Hand mit einer rohen, rein materialistischen Weltauffassung entwickelt. Wie weit er von den mystischen und hochfliegenden Ideen Comte's sich entfernt hat, beweist am besten ein einfacher Vergleich des von der deutschen socialdemokratischen Partei herausgegebenen Kalenders mit dem von Comte vorgeschlagenen. Der erstere findet nur Greuelthaten und Verbrechen aller Art, werth, an den einzelnen Tagen den Genossen ins Gedächtniß zurückgerufen zu werden. Der französische Philosoph möchte dagegen alle Monate und Tage nach den großen Männern der Wissenschaft und des Lebens benennen, welche daran gearbeitet haben, die Welt zu fördern. — Heut zu Tage entsprechen die Lehren dieses Katechismus weit eher den Gedanken eines großen Theiles des gebildeten staatserhaltenden Bürgerthums, als denen der revolutionären Parteien. Von ihrer Verbreitung ist eher eine Schwächung als eine Stärkung der letzteren zu erwarten. Der deutsche Uebersetzer und Verleger haben das Buch ohne jede Bemerkung veröffentlicht. Wir nehmen wohl aber mit Recht an, daß sie unter dem von uns hervorgehobenen Gesichtspunkte die Schrift der Neuherausgabe für würdig erachtet haben.

β. **Stammbaum der Philosophie.** Tabellarisch-schematischer Grundriß der Geschichte der Philosophie von den Griechen bis zur Gegenwart. Für Studirende bearbeitet von Dr. Fritz Schulze, Prof. der Phil. an der technischen Hochschule zu Dresden. Jena, Friedrich Mauke's Verlag. 1890.

Dieser Versuch, die gesammte Geschichte der Philosophie in der Form räumlicher Schemata und übersichtlicher Stammtafeln der einzelnen Epochen und historisch bedeutsamen Entwickelungsphasen darzustellen und auf diese Weise den zeitlichen und begrifflichen Zusammenhang der einzelnen Systeme und Gedankenkreise, der Zeit und dem Begriffe nach anschaulich klar zu legen, ist ebenso neu wie interessant. Der Hauptvorzug dieses Verfahrens (dessen sich in bescheidnerem Umfang beispielsweise auch Kuno Fischer in seinem Spinoza und Fichte bedient hat) besteht in seiner Uebersichtlichkeit, die es für den Zweck einer schnellen und sicheren Orientirung auf dem philosophie-geschichtlichen Gebiete ganz besonders geeignet macht. Neben diesem allgemeineren Vorzug ist an dem Schulze'schen „Stammbaum" aber auch der speciellere der Zuverlässigkeit und sorgfältigen Durcharbeitung im Einzelnen zu rühmen. Der Verfasser schließt sich in seiner Vorstellung an die bekanntesten philosophie-geschichtlichen Werke an; er gibt in gedrängter und vielfach recht glücklicher Fassung ein überaus reichhaltiges und wohlgeordnetes Material: sein tabellarisch-schematischer Grundriß dürfte sich nicht nur den Studirenden, für die er in erster Reihe bestimmt ist, sondern allen Gebildeten, die sich für die Geschichte der Philosophie interessiren, als bequemes Hülfsmittel und praktisches Nachschlagewerk empfehlen.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Acta Borussica. Denkmäler der Preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert. Herausgegeben von der Königlichen Akademie der Wissenschaften: Die Preußische Seidenindustrie im 18. Jahrhundert und ihre Begründung durch Friedrich den Großen. Erster Band: Akten bis 1768, bearbeitet von G. Schmoller und O. Hintze. — Zweiter Band: Akten seit 1769, bearbeitet von G. Schmoller und O. Hintze. — Dritter Band: Darstellung von O. Hintze. Berlin, Verlag von Paul Parey. 1892.

Adressbuch der deutschen Zeitschriften und der hervorragenden politischen Tagesblätter. (Begründet von C. A. Haendel.) Hand- und Jahrbuch der deutschen Presse. Mit Angabe der Adressen der Redakteure und Verleger, der Erscheinungsweise, Bezugs-, Anzeigen- und Beilagenpreise der Blätter und andern Nachweisen. Dreiunddreissigster Jahrgang 1892. Bearbeitet von H. O. Sperling. Leipzig-R., Expedition des Zeitschriften-Adressbuchs.

Andresen. — Die Entwicklung der Menschen im Lichte christlich-rationaler Weltanschauung. Von C. Andresen. Zweite, veränderte und erweiterte Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1892.

Aus dem Goethehause. Briefe Friedr. Wilh. Riemers an die Familie Frommann in Jena. (1803—1824.) Nach den Originalen herausgegeben von Dr. Ferdinand Hettmüller. Mit einem Bildnis Riemers. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 1892.

Bahlsen. — Der französische Sprachunterricht im neuen Kurs. Von Dr. L. Bahlsen. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). 1892.

Becher. — Der Kronprinz Friedrich als Regiments-Chef in Neu-Ruppin von 1732—1740 von Paul Becher, Oberst und Kommandeur des Landwehr-Bezirks I. Berlin. Berlin, Verlag von Alexander Duncker, Königlichem Hofbuchhändler. 1892.

Bierbaum. — Erlebte Gedichte. Von Otto Julius Bierbaum. Berlin, Verlag von Wilhelm Issleib (Gustav Schuhr). 1891.

Biese. — Grundsätze moderner Humanitätsbildung. Ideale und Normen. Von Dr. Reinhold Biese, Oberlehrer am Gymnasium zu Saarbrücken. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Bogusławski. Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk. Von von Bogusławski, Generallieutenant z. D. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1892.

Brehms Tierleben. Allgemeine Kunde des Tierreichs. Mit 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten und 180 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt. Dritte, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. Pechuel-Loesche: Die Kriechtiere und Lurche. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1892.

Chailley-Bert. —, La Colonisation de l'Indo-Chine. L'Expérience anglaise. Par J. Chailley-Bert. Paris, Armand Colin & Cie.

Der Dorfbarbier-Kalender. Ein humoristischer Volkskalender für das Jahr 1893. Mit vielen ausschließlich Original-Illustrationen. Unter Mitwirkung ihrer bewährten Kräfte herausgegeben vom Verlag und der Redaktion des „Dorfbarbier". Berlin, Verlag von Wilhelm Issleib (Gustav Schuhr).

Deutsche National-Litteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Dr. Arnold u. a. herausgegeben von Joseph Kürschner. Lfg. 732: „Lichtenbergs Schriften", 5. Lfg., herausgegeben von Dr. Eugen Wolff. — Lfg. 733. 737. 740: „Goethes Werke," 82. Bd., 4. Lfg.; 31. Bd., 3. Lfg.; 29. Bd., 1. Lfg., herausgegeben von Prof. Dr. H. Düntzer. — Lfg. 734: „Das Drama des Mittelalters", 1. Bd., 3. Lfg., herausgegeben von Dr. R. Froning. — Lfg. 736: „August Wilhelm und Friedrich Schlegel". 5. Lfg., herausgegeben von Dr. D. F. Walzel. — Lfg. 738: „Der Göttinger Dichterbund", 2. Bd., 1. Lfg., herausgegeben von Dr. Sauer. — Lfg. 739. 741: „Geschichte der deutschen Litteratur", 1. Bd., 1. 2. Lfg., herausgegeben von W. Goltther. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Deutsche Puppenkomödien. Herausgegeben von Karl Engel. XI. 1. Der Prinz als Narr, oder: Der geheimnisvolle Zauberspiegel. 2. Die verwandelten Herren, oder: Wurst wider Wurst. 3. Eine schöne lustige triumphirende Comoedia von eines Königes Sohn aus Engellandt und des Königes Tochter aus Schottlandt. 4. Comoedia von Macht des kleinen Knaben Cupidinis. Oldenburg und Leipzig, Schultze'sche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei (A. Schwarz).

Deutsche Zeit- und Streitfragen. Flugschriften zur Kenntnis der Gegenwart. Begründet von Franz von Holtzendorff. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Heft 95: Die Verstaatlichung des Grund und Bodens. Von Dr. Ludwig Fuld, Rechtsanwalt in Mainz. — Heft 96: Die Handhabung der Schiffsquarantäne. Von Dr. W. Keutsch, praktischem Arzt in Temtai, Oranje-Freistaat (Südafrika). — Heft 97: Fortschritt und Armuth. Von Dr. Franz Berghoff-Jüng in Bern. — Heft 98: Russlands wirthschaftliche Lage im Jahre 1891. Von Wilhelm Hendel in München. — Heft 99: Der jugendliche Verbrecher im Strafhause. Von Carl Clemens Hartmann, Katechet a. d. Kgl. Landes-Anstalt Hubenest bei Stollberg in Sachsen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1892.

Die Entscheidungsschlachten im chilenischen Bürgerkriege 1891. Nach den amtlichen Berichten mit einem einbegleitenden Vorworte. Wien, Verlags-Anstalt „Reichswehr". 1892.

Eitz. — Grundriss der Philosophie von Johannes Eitz, Professor am ev.-theol. Seminar in Urach. Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1892.

Fontane. — Fontane's Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 1. Band. Volksausgabe. Die Grafschaft Lappin. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung.) 1892.

Friese. — Die Windsbraut. Novellen von Eugen Friese. Dresden, Verlag von Friese & von Puttlamer. 1892.

Gegen den Materialismus. Gemeinfassliche Flugschriften. Unter Mitwirkung von M. Carriere u. a. herausgegeben von Hans Schmidkunz, Privatdocent der Philosophie an der Universität München. No. 4: Die Seele in der Schrift. Graphologische Forschungsresultate von J. Mendius (Institut für wissenschaftliche Graphologie in Erfurt). — No. 5: Kunst und Nachahmung. Von Dr. Walter Bormann. Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe. 1892.

Gerual. — L'Athènes de la Sprée. Par un Béotien (Luc Gersal). Croquis Berlinois. Paris, Nouvelle Librairie Parisienne Albert Savine. 1892.

Gesellschaft von Berlin. Hand- und Adreßbuch für die Gesellschaft von Berlin, Charlottenburg und Potsdam. 2. Jahrgang. Berlin, Adolph Hein, Verlag. 1891—92.

Gottesdienstliche Vorträge in der Schlosskirche zu Karlsruhe, gehalten von D. Ehr. Heinrich, D. O. Baffermann u. a. Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1892.

Griebens Reise-Bibliothek. Band 6: Berlin, Potsdam und Umgebungen. Praktischer Wegweiser mit neuen Karten u. Plänen. Achtunddreissigste, vermehrte Auflage. Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt. 1892.

H. A. — Die türkische Wehrmacht und die Armeen der Balkanstaaten Bulgarien, Griechenland, Rumänien, Serbien und Montenegro. Von H. A. Wien, Verlags-Anstalt „Reichswehr". 1892.

Haeckcha. — Auf dem Pegasus. Gedichte von Haeckcha. Köln, Fritz Gieven's Buchdruckerei. 1892.

Hertzsch. — Der autogenetisch-philogenetische Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes. Von Robert Hugo Hertzsch. Halle a. S. Druck von Otto Hendel.

Hess. — Abhandlungen aus dem Gebiete des Civil- und Strafrechts von Dr. Anton Hess. Inhalt: I. Der natürliche Besitz. — II. Wette und Spiel. — III. Sapienter volenti non fit injuria. Hamburg, Verlag von Otto Meissner. 1892.

Heß. — Geist und Bilder der deutschen Sprache. Von Georg Heß, weil. Direktor des Königl. Gymnasiums zu Erfurt. Eingeleitet durch eine kurze Lebensbeschreibung des Verfassers von Dr. Karl Heinrich Keck, Gymnasialdirektor a. D. Eisenach, Verlag von M. Wilkens. 1892.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Rudolf Schwartz in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Frauenrecht.

Novelle
von
Karl Frenzel.

VII.

Ueber dem Garten des kleinen Trianon, seinem Schlößchen, der von der Königin Marie Antoinette in ihren Sonnentagen errichteten Meierei und den anderen durch die Anlagen verstreuten Baulichkeiten, Mooshütten, Einsiedeleien und künstlichen Ruinen leuchtete ein sonniger Maitag. Im tiefsten Frieden, im grüngoldigen Glanz. Das junge Laub der kunstvoll nach englischer Weise zu malerischen Gruppen vereinigten Bäume, der fröhliche Gesang der Vögel, die sanften Farben der Wiesenblumen, das Geplätscher des Springbrunnens athmeten Frühlingsstimmung und stilles Genügen. Außer der dreifarbigen Fahne, die von dem Dache des Schlosses wehte, erinnerte hier sichtbar nichts an die Revolution. Die Einsamkeit ringsum konnte mit der Abwesenheit der Herrin und ihres Gefolges erklärt werden. Auch war der verwüstende Sturm über diesen Erdfleck nicht hingegangen, sondern hatte an dem Ausgang des Versailler Gartens Halt gemacht. Seit den Octobertagen des Jahres 1789, als das Volk von Paris den Bäcker, die Bäckerin und den Bäckerjungen, wie es zwischen Scherz und Hohn den König, die Königin und den Dauphin genannt, in einem mordbacchantischen Zuge nach der Hauptstadt entführt hatte, war es wie Nebel und Dämmerung über Versailles herabgesunken. Selbst der Todesschrei der unseligen Gefangenen, die im September des vergangenen Jahres eine Pariser Mörderbande in den Straßen der sonst so still gewordenen Stadt getödtet hatte, war nicht bis hierher gedrungen.

Aus der Thür der Pförtnerwohnung im Erdgeschoß des kleinen Schlosses trat ein junges Mädchen, barhäuptig, die dunklen gelockten Haare fielen ihr auf die Schultern, blickte halb schläfrig, halb gelangweilt zu den Wolken hinauf, über den Rasen und den spärlichen Blumenflor hinweg, seufzte ganz leise und ging dann, wie erleichtert aufathmend, als sie einen Gärtnerburschen erblickte, der am Wege harkte, leichtfüßig die Stufen vor dem Hause und den Abhang hinab.

Digitized by Google

„Schon so früh bei der Arbeit?“ fragte sie. „Für wen machst Du den Steg sauber? Für mich oder für die Vögel?“

„Heute wird Besuch erwartet, Herrschaften aus Paris,“ antwortete der Bursche. „Patrioten aus dem Convent. Im Gasthause zum Baumschatten ist die Festtafel hergerichtet, und Bürger Ferrand sagt, sie könnten vielleicht nach dem Essen sich unseren Garten ansehen wollen, und da müßte Alles blank und glatt sein. Denn Königinnen oder Bürgerinnen — wenn ihnen etwas im Garten nicht gefällt, hat der Gärtner die Schuld.“

„Hast Du die Königin einmal gesehen?“

„Oft genug, sie und den dicken König, dem sie in Paris den Kopf abgeschlagen haben. Gegen unsereinen waren sie immer freundlich. Und wie geputzt waren sie! Alles Gold und Silber, Sammt und Seide. Die Bürgervolksvertreter sind dagegen grobe und schmutzige Leute. Ich verstecke mich, wenn sie kommen. Und rathe es Dir auch, Bürgerin. Sie würden Dich nicht ungerupft lassen.“

„Darum will ich mich jetzt müde laufen und mich nachher in meine Kammer einschließen. Dann seh' und hör' ich nichts von ihnen.“

Aber aus dem weiten Wege, den sie machen wollte, wurde nichts. Denn als sie sich von dem Hause und aus der Nähe des Gärtners entfernt hatte und über die kleine Brücke geschritten war, die über eine der vielen launenvollen Windungen des durch den Garten sich schlängelnden Wasserlaufes führte, schien eine Bank unter den hängenden Zweigen einer Trauerweide sie unwiderstehlich anzulocken. Sie saß darauf nieder, die Hände im Schoß verschränkt, in das Wasser schauend, das geräuschlos vor ihr vorüberfloß. Es war nicht körperliche Ermüdung, die sie zur Rast bestimmte, sondern eine seelische Erschlaffung. Ihr Gesicht verlor seinen munteren Ausdruck, sein Glanz trübte sich, unter dem Einfluß einer geheimen Macht gab die Spannung und Lebendigkeit ihrer Züge nach. Wie aus Furcht, vor ihrem Spiegelbilde im Wasser zu erschrecken, schloß sie die Augen. Es war ihr, als hätte sie schon hundert Jahre gelebt und nichts Neues mehr zu erwarten, weder Freudiges noch Leidvolles. Wenn man so still, lautlos und schmerzlos dahinfließen könnte, wie der Bach — wie schön müßte das sein. Alles zu vergessen und an keine Zukunft zu denken, ein Dasein ohne Erinnerungen und Sorgen zu führen. . . .

Für ihre achtzehn Jahre hatte Franchine in den letzten zehn Monaten freilich ein voll ausgefülltes, wunderliches Leben genossen. Einen Becher schweren Weines geleert, der auch einen stärkeren Kopf als den ihrigen betäubt und in einen Zustand zwischen Rausch und Traum versenkt hätte. Eine tiefere Reue über Alles, was geschehen war, empfand sie nicht. Als sie sich an jenem Januarabend unerwartet und unerwünscht im Theater Frau Roland gegenübergesehen hatte, waren wohl eine Weile Scham und Unlust, das Bewußtsein der Schuld und der Undankbarkeit in ihrer leicht beweglichen Seele mächtig geworden, und sie hätte gern Alles, was zwischen diesem Augenblick und der Stunde lag, in der sie das Haus ihrer Pflegemutter verlassen, mit einem Strich, sogar mit einem Thränenstrom auswischen mögen. Vielleicht würde sich das Gefühl verstärkt haben, wenn Frau Roland ihr die Arme wieder geöffnet und den Rückweg zur Tugend erschlossen hätte, vielleicht auch nicht. Wie unter der Berührung einer kalten Hand

Digitized by Google

schauerte sie jetzt zusammen und schüttelte den Kopf. „Es wäre doch nicht auf die Dauer zwischen uns beiden friedlich wie vordem hin und her gegangen", sagte sie sich; „sie ist eine Ausnahme unseres Geschlechts, und ich bin wie die Andern, eine lustige Fliege. Wie sie mich mit ihren großen starren Augen ansah! Ich hätte mich immer vor ihr in den dunkelsten Winkel verkriechen müssen und nie grad zu ihr aufblicken dürfen. Und habe doch Niemandem etwas Böses gethan. Höchstens mir selber, wenn es bei alledem nicht so toll, so bunt und so vergnüglich gewesen wäre!"

Der Verwicklung der Zufälle, die sie in jener Augustnacht in die Hand Danton's gegeben, und dem Trieb des eigenen Herzens hatte sie keinen Widerstand entgegenzusetzen vermocht. Neigung oder gar Liebe hegte sie nicht für den Mann, der sie so rücksichtslos wie eine Jagdbeute ergriffen hatte, aber Neugierde und den unbewußten Drang des Willens, ein Abenteuer mit ihm zu erleben. Danton hatte sie anfänglich in sein Haus mitgenommen und sie dann bei Leuten, die er kannte, in der Nähe des Botanischen Gartens untergebracht. Hier war sie vor der Entdeckung sicher; er wollte das hübsche Liebchen, dessen Unschuld und Natürlichkeit für den Wüstling einen besonderen Reiz hatten, nicht so bald verlieren, weder durch die Dazwischenkunft Roland's noch Lanthenat's, und Franchine schämte sich in der ersten Zeit ihres neuen Lebens, den früheren Freunden zu begegnen. Beiden war darum die Verborgenheit, die ihr Verhältniß deckte, willkommen; das Geheimniß, die späte Abendstunde, in der sich Danton aus dem Palast des Justizministeriums zu ihr schlich, gaben ihm etwas Sentimentalisches. Die unermeßliche Aufregung, in der sich Paris von dem Abend des zehnten August bis zum siebenten September befunden, so lange die Metzeleien in den Gefängnissen gewährt hatten und eine vollkommene Erschlaffung, eine Art Starrkrampf des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens die Stadt wie gebunden hielt, hatte jeden Wunsch Franchinens, sich auf der Straße zu zeigen, zurückgedämmt: was ihr die Wirthsleute, was ihr Danton erzählte, ließ sie das stille Heim, in dem sie geborgen war, den weiten einsamen Garten, in dem sie sich nach Herzenslust ergehen konnte, doppelt schätzen. Schmuckſachen, schöne Kleider, kostbare Spitzen, mit denen sie Danton's Freigebigkeit überhäufte, gewährten ihrer Eitelkeit Befriedigung und den müßigen Stunden den mannigfaltigsten Zeitvertreib. Es unterhielt und beschäftigte sie zugleich, dies und jenes an den Gewändern nach ihrem Geschmack zu ändern und in den theueren seidenen Stoffen nach Belieben herumzuschneiden. Hier war keine Rede von der Geringschätzung weiblichen Putzes, die Frau Roland ihr gepredigt hatte, im Gegentheil, die Wirthin und die Nachbarinnen konnten sie nicht genug wegen all' dieser Herrlichkeiten preisen und anstaunen. Und dann, nach der Eröffnung des Convents und dem Rückzug der Preußen aus Frankreich, war auch die heimlich von ihr herbeigesehnte Zeit gekommen, wo sie in ihrem Glanz und ihrer Schönheit vor den Leuten prunken konnte.

Lanthenat wie die Roland's hatten es nach wochenlangen vergeblichen Bemühungen aufgegeben, ihr nachzuforschen. Mit der richtigen Vorahnung des Weibes hatte Marie trotz der Einwendungen ihres Mannes, der Franchine vertheidigte, das Schicksal ihres Pfleglings errathen und in dem Stolz und der Mitleidslosigkeit ihrer Tugend von jeder Erkundigung nach der Verlorenen ab-

Digitized by Google

gemahnt. „Betrachten wir sie als todt," hatte sie einmal zu Lanthenat gesagt; „wenn wir die Lebende wiederfänden, würde sie doch für uns schlimmer als gestorben sein." War auch Lanthenat milder gesinnt und eher geneigt, der Jugend und Schönheit des Mädchens einen Fehltritt nachzusehen, so fürchtete er doch eine Wiederbegegnung, vor Allem, wenn sie sein Eifer herbeigeführt hätte. So blieb denn Franchine bei ihren Spaziergängen und Ausfahrten unbemerkt von denen, die ihr früher am nächsten gestanden. In den Gelagen Danton's war weder für Roland noch für Lanthenat ein Platz. Aus dem Kreise der Wüstlinge und Lebemänner drang der Ruf ihrer Schönheit nicht zu den Ohren Mariens. So nahe bei einander, lebten beide Frauen doch in Sphären, die sich nie zu berühren schienen. Anfänglich hatte sich Franchine darüber gewundert, in ihrer Umgebung niemals von der Frau Roland sprechen zu hören, die ihr als die bedeutendste ihres Geschlechts gegolten; allmälig hatte sie es durchaus natürlich gefunden und selber in ihrer Schätzung die Königin der Frauen zu einer trockenen und steifen Schulmeisterin herabgesetzt. Bald genug hatte sie herausgefühlt, daß Ruhm und Reichthum für ein Weib nicht auf dem Wege zu suchen sei, den ihre Pflegemutter wandelte: in ihrem klugen, für die Erkenntniß der Durchschnittswelt schnell gereiften Verstande wuchs der Entschluß, gelegentlich die Bühne zu betreten. Der häufige Besuch der Theater hatte den Keim dazu in ihre Gedanken gestreut; die Lobsprüche, die man ihrer Stimme spendete, waren der Sonnenschein, unter dem er sich entwickelte. Im Geiste verglich sie sich mit den Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen, die sie sah, und konnte sich ohne Eitelkeit für schöner und anmuthiger als die meisten erklären. Und wie gefeiert waren sie trotzdem, umschwärmt von den Männern, mit Gold überschüttet! Sie merkten nichts von der harten Zeit und der Noth des Volkes; an ihnen war, nach Franchinens Ansicht, die Revolution spurlos vorübergegangen, höchstens daß sie ihre Liebhaber gewechselt und die früheren Marquis mit reichgewordenen Patrioten vertauscht hatten. Auf die Beständigkeit ihres Verhältnisses zu Danton hatte sie niemals gerechnet; wenn er sie nicht verlassen würde, müßte sie ihm einmal davonlaufen, dachte sie oft. Es war ein Gebot der Selbsterhaltung, sich die Zukunft zu sichern. Möglich war es ja, daß der Onkel Lanthenat sie trotz alledem aufnehmen und über die schöne Sünderin ein Auge zudrücken würde; aber die sechs Monate Lehrzeit in der gemeinen Wirklichkeit des Lebens und in dem Dunst der Welt hatten sie doch schon so gewitzigt, daß sie es gleichsam vorherwußte, als Schauspielerin auf einer Liederspielbühne würde es ihr noch einmal so leicht werden, seine Verzeihung zu erlangen. Nach der Begegnung mit Frau Roland in dem Saal des Nationaltheaters hatte es für sie kein längeres Zögern gegeben. Danton war ihrem Wunsch, sich zur Sängerin auszubilden, entgegengekommen. Am liebsten hätte er die Last der Kleinen auf einen Andern, nicht heute, aber doch morgen, abgeschüttelt: ihr Plan, sich unabhängig von ihm zu machen, gefiel ihm wegen der Willenskraft, die sich darin aussprach, und wegen der Freiheit, die er ihm ließ, neuen Abenteuern nachzugehen.

So betrieb Franchine seit dem Februar eifrig die schönen Künste. Sie hatte einen Tanzmeister und eine Gesanglehrerin; sie lernte Klavier spielen und übte sich vor dem Spiegel Stellungen und Bewegungen ein. Nicht nur ihr angeborenes

Digitized by Google

Talent für die Bühne, auch die Erziehung, die sie im Hause Mariens genossen, kamen ihr dabei zu Hülfe. Darum machte sie rasche und überraschende Fortschritte, und dies glückliche Gelingen spornte wieder ihren Fleiß zu erneuter Thätigkeit an. Als Danton im März zu dem Heere nach Belgien im Auftrage des Convents ging, das eroberte Land zur französischen Provinz einzurichten, brachte er Franchine nach Versailles: es war ihr Wunsch gewesen, in der Stille sich einige Rollen in den beliebten Grétry'schen Operetten einzuüben, um sich im Laufe des Sommers den Leitern der Pariser Theater als „ausgebildete Künstlerin" vorzustellen. Die Furcht, daß ihr leichtes Blut und die Verführungen der großen Stadt sie in Danton's Abwesenheit von ihren Studien verlocken könnten, hatte auf diesen Entschluß einer freiwilligen Verbannung, wie sie es nannte, bestimmend eingewirkt. Aber in dem ehemaligen Hause Marie Antoinettens, in dem sie jetzt wohnte, fand sie sich bald zurecht. Die Machthaber hatten die Posten der Kastellane der königlichen Schlösser mit ihren Anhängern und Clienten besetzt; überall in der Umgegend von Paris ließen es sich erprobte Jakobiner auf diesen Ruhesitzen wohl sein. Der Bürger und die Bürgerin Ferrand, Franchinens Wirthsleute, rühmten sich ihrer Verdienste um die Revolution. Sie wollten zu denen gehört haben, die in der Morgenfrühe des sechsten Octobers 1789 den Satyrn und Mänaden von Paris, den Dirnen und Zuhältern, Strolchen und Aufrührern die Gitter des Versailler Schlosses geöffnet und ihnen den Weg zu den Gemächern der Königin gewiesen hatten. Ihre Ruhmredigkeit besaß eine gewisse Grundlage: die Frau war Silberwäscherin und der Mann Bohner im Schlosse gewesen. Sie nahmen es als gebührenden Lohn ihres Verrathes hin, daß sie sich jetzt im kleinen Trianon breit machen durften. „Schade," meinte die Frau, wenn sie von jener Nacht und jenem Morgen, den ereignißreichsten und unvergeßlichen Stunden ihres Lebens, erzählte, „daß man die Oesterreicherin nicht schon damals getödtet; ich würde ihr Herz auf der Pike nach Paris getragen haben!" Und dabei strickte sie gelassen ihre Strümpfe oder tränkte ihren Kanarienvogel.

Im Erwachen des Frühlings erschien sich Franchine in dem großen Garten, in dem weiten Hause wie eine verzauberte Prinzessin. Aus dem einen Gemache schweifte sie in das andere; für sie gab es keine verschlossenen Thüren. Wohl waren die Zimmer und Säle ihres besten und kostbarsten Schmuckes beraubt. Dem Umsturz des Thrones war auch hier wie in Paris die Plünderung seiner Besitzthümer gefolgt. Die Wuth der Jakobiner hatte sich in der Zerstörung, ihre Habsucht im Diebstahl gesättigt. Aber in einem Königsschlosse ist so viel an Hab' und Gut durch die lange Reihe von Jahren aufgehäuft, daß Franchine noch jeden Tag neue Zierlichkeiten und hübsche Geräthschaften entdeckte. Das Leben im Garten, die Ungebundenheit ihres Daseins, die langen Spaziergänge thaten ihr gut und zauberten wieder frische Farben und lichten Glanz auf ihre Wangen und in ihre Augen, denen die durchwachten und verschwelgten Nächte ihre Blässe und Fahlheit angekränkelt hatten. Eine geraume Weile fühlte sie auch keinen Mangel an Zerstreuung und Unterhaltung. Ihre Umgebung bestand nur aus wenigen Leuten, aber es war ihr angenehm, immer dieselben Gesichter zu sehen und dem eintönigen Fluß derselben Gespräche zu lauschen. Auf dem Gute und in den Weinbergen der Roland's war es nicht anders gewesen. Wie

Digitized by Google

dort die Mägde und Knechte sie angestaunt, wenn sie gesungen und mit der kleinen Eudora getanzt hatte, so war sie hier für die Ferrand's und ihre Bekannten, die Gärtner und die in den Häuschen zwischen Trianon und dem Versailler Schloß im Walde Wohnenden eine Art Märchenwunder. Wer war sie, woher kam sie, was wollte sie? Niemand wußte es, allein da der schreckliche Danton sie hierher gebracht hatte, hütete sich Jeder vor einer vorlauten Frage. Das erfuhren die Neugierigen bald, daß zweimal in der Woche eine Frau aus Paris sie besuchte, daß dann stundenlang in einem Zimmer des kleinen Trianon auf dem Klavier gespielt und gesungen ward; aber die einfache Erklärung: das junge fremde Mädchen bilde sich zur Sängerin aus, wurde mit allgemeinem Kopfschütteln aufgenommen. Franchinens Anmuth und Freundlichkeit gewann ihr die Herzen; ihr Gesang, ihr Spiel, ihre bunten Gewänder, wenn sie sich einmal herbeiließ, gleichsam zur eigenen Probe, vor einer kleinen Versammlung ihre Künste zu zeigen, entzückten die Zuschauer, aber das Alles trug dazu bei, das Geheimniß, das sie umschwebte, zu verdichten, und die Legende von ihr weiter zu verbreiten.

So war sie auch zu Lanthenat gedrungen, der nach langer Abwesenheit gestern Abend einmal wieder in seiner Einsiedelei eingetroffen war, die er in den Augusttagen des vergangenen Jahres — „ach! in glücklicheren Zeiten, wo ich noch hoffen konnte," wie er mit einem Seufzer bei dem Ueberschreiten der Schwelle sich gesagt — für Marie Roland und Eudora zum Asyl bestimmt hatte. An dem großen Kanal, der sich von dem Ausgang des Versailler Gartens nach Trianon hinzieht und den Wasserkünsten dient, war das kleine Haus gelegen, das Lanthenat bald nach seiner Heimkehr von der Insel Bourbon von seinem Besitzer, einem alten Diener Ludwig's XV., erstanden. Er war damals in menschenfeindlicher Laune gewesen und hatte sich für immer, nach dem Vorbilde Rousseau's, in diese Waldstille flüchten wollen, bald aber hatte das Naturell des Pariser's, das Bedürfniß nach dem Geräusch der Stadt, nach der auf- und niederfluthenden Woge des Menschengetümmels, ihn wieder aus der Einsamkeit vertrieben. Nur auf den einen und den andern Tag besuchte er seitdem das Häuschen noch, brachte auch wohl in einem heißen Sommer eine Woche darin zu. Ein treu erprobter Mann bewohnte es in seiner Abwesenheit und sorgte für seine Erhaltung. Von ihm erfuhr Lanthenat, zu derselben Stunde, wo Franchine träumerisch unter der Weide an dem Bache saß, die wundersame Neuigkeit von der fremden Schönen, die diesem Erdenwinkel seit einigen Wochen einen unerschöpflichen Stoff zur Unterhaltung, zum Klatschen und zum Spinnen abenteuerlicher Vermuthungen bot. Anfangs hatte Lanthenat dem Gerede kaum Aufmerksamkeit geschenkt, erst die Lebhaftigkeit des alten Hagestolzes, der sonst keinem Weibe ein gutes Haar ließ, machte ihn stutzen. Liefen auch in dem Berichte Wahrheit und Irrthum wirr durcheinander, so konnte doch für ihn bei seiner Kenntniß der Verhältnisse kein Zweifel darüber bestehen, daß die Fremde Franchine sei. Er hatte sie damals, als ihm Frau Roland nicht ohne einen leisen Triumph der Schadenfreude erzählt, wo und in wessen Begleitung sie die Verlorene wiedergefunden, nicht aufsuchen mögen, halb aus Aerger über seine gutmüthige Dummheit, die sich beständig das Schicksal des Mädchens anklägerisch vorgeworfen, halb aus

Digitized by Google

Verdruß über den Streich, den ihm Danton gespielt, und aus Scheu, mit ihm in Gegenwart Franchinens zusammenzugerathen. Heute zog ihn etwas in seinem Herzen zu ihr, Neugierde und Mitleid; er war sicher, sie allein zu treffen, in einer Lage und Stimmung, die sein Empfinden nicht verletzte und ihr sein Wiedersehen vielleicht zu einem willkommenen machte . . .

Franchine saß noch immer, mit halbgeschlossenen Augen, still in sich versunken, unter der Trauerweide, deren Blätter im sanften Morgenwinde sich säuselnd bewegten. Ein liebliches und friedliches Bild in dem frühlingsfrischen, sonnenüberflutheten Garten: Lanthenat schaute es schon eine Weile von dem anderen Ufer des Wasserlaufes an, mit einem Wohlgefühl, das er längst nicht mehr gehabt; nicht nur seine alten Augen erfreuten sich an dem Anblick, auch sein Herz wurde weich. Er vergaß, welch' leichtfertige Sünderin ihm gegenüber saß, vergaß seinen eigenen Mißmuth, den Argwohn, der ihn peinigte, die Rachsucht, die er mühsam in seinem Herzen niederhielt, und rief, als wäre von dem Allen, was in den letzten Monaten geschehen, nichts wirklich und vorhanden, mit lustiger Stimme über den Bach: „Guten Morgen, Franchine!"

Bei dem Anruf, bei dem bekannten Laut fuhr Franchine zusammen; sie glaubte zu träumen, als sie, die Augen jäh aufreißend, am jenseitigen Ufer Lanthenat erkannte. Unbewußt stieß sie einen leichten Schrei aus und war in drei, vier Sprüngen eiligen Laufes bei ihm, beide Hände ihm entgegenstreckend. Auch ihr schien es nicht zum Bewußtsein zu kommen, daß sie Beide nicht mehr die Alten wären.

„Sie sehen ja wie ein Stutzer aus, Bürger Lanthenat," lachte sie munter, „als ob Sie zur Brautschau gingen! Das ist eine Ueberraschung!" Und sie betrachtete sich Lanthenat in seinem langschößigen blauen Frack mit blanken Knöpfen, seinen lang bis auf die Schuhe herabfallenden gelben Nankinghosen, der weißen, rothbesäumten Weste, aus deren Taschen zwei rothseidene breite Uhrbänder herabhingen, und dem Spitzentuch, das ebenfalls von einem rothen Saum eingefaßt war, von allen Seiten, als müsse sie sich an seinen so veränderten Anblick erst gewöhnen.

„Wir feiern heute in Versailles ein Fest, da muß man im Staatskleid erscheinen," entgegnete er.

„Zum echten Patrioten fehlt Ihnen die rothe Mütze; ich habe eine, vielleicht paßt sie Ihnen. Wie merkwürdig, daß Sie unter die Jakobiner gegangen sind!"

„Wer hat Ihnen das gesagt?"

Nun stand doch wie durch einen plötzlichen Zauberschlag alles Geschehene wieder vor ihr auf; das Gewissen erwachte und glühte als flammende Röthe in ihrem Gesicht. „Danton," stammelte sie. Ein und ein anderes Mal athmete sie rasch und tief, dann fuhr sie fort: „Zürnen Sie mir nicht, es ging nicht anders. Ich will nicht einmal sagen, daß ich an jenem Abend wie außer mir war. Früher oder später hätte mich doch der Trieb ergriffen, ein lustiges Leben zu führen. Schelten Sie mich nicht, was kann ich für mein Blut?"

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, Franchine; ich bin weder Ihr Mann noch Ihr Vater. Wir sind alle Narren des Glückes, und von den Weibern ist keine ein Engel, keine!" setzte er wiederholend mit Bitterkeit hinzu.

Digitized by Google

„So gefallen Sie mir; ziehen wir einen Strich durch die Vergangenheit. Es sollen jetzt viel mehr Menschen sterben als früher und jeden Tag so viele geköpft werden, wie sonst in einem Jahre; da muß man jede Stunde ausnutzen, die man noch zu leben hat. Vielleicht ist es unsere letzte! Wie dumm, wollten wir sie uns mit Reue oder Vorwürfen vergrämen."

„Ja wohl, da alle Moral Firlefanz ist und jede Tugend ein Loch hat. Ihnen ist das Vergnügen und die Freude gut bekommen. Sie sind größer und stärker geworden. Wie vielen Männern werden Sie noch die Köpfe verwirren und die Börsen leeren; Sie haben gleich mit einem Meisterstück angefangen . . ."

„Das hoffentlich nicht mein letztes bleibt," scherzte sie übermüthig. „Ich denke an eine größere Eroberung, als an die eines Liebhabers; ich will Paris erobern."

„Sie, Kleine? Das Paris der Jakobiner, der braven Ohnehosen, die keinen Sou haben und nach Branntwein riechen? Das nenn' ich Muth," spottete er launig. „Ja, im königlichen Paris, da hatte solch' ein Goldvögelchen wie Sie die Aussicht, Gräfin Dubarry und Herrin von Frankreich zu werden. Aber jetzt sind die Wäscherinnen und die Fischweiber oben auf!"

„Sie schüchtern mich nicht ein, ich sehe doch noch Paris zu meinen Füßen. Oh, ich bin ehrgeizig, wie Frau Roland, und kenne ein besseres Mittel, euch Männer zu unterwerfen, als sie. Und haben Sie vergessen, was mir die Kartenschlägerin prophezeit hat?"

Verwundert, aber doch zustimmend vernahm Lanthenat, was sie plante. Es war selbstverständlich, daß er ihr jede Hülfe bei ihrem Unternehmen versprach. Der Eifer, mit dem sie auf ihn einredete, der feuchte Glanz, der in ihren Augen schimmerte, der warme Ton ihrer Stimme, das Verführerische ihres Wesens erfüllten auch ihn mit der Hoffnung des Gelingens. Daß sie sich zu einer künstlerischen Thätigkeit aufgerafft und dabei eine gewisse Fähigkeit der Entsagung und des Fleißes bewiesen, flößte ihm Achtung ein, und zugleich schmeichelte es seiner Eitelkeit, einem jungen Talente den Weg zu bahnen. Unwillkürlich übertrug sich das Gefallen, das er an dieser Gönnerrolle fand, auf die Schutzbefohlene und ließ ihm ihre Absicht in einem Verklärungslichte erscheinen.

„Wie schade," sagte er darum mit aufrichtigem Bedauern, „daß Frau Roland im nächsten Herbst Ihren Triumph nicht mehr sehen wird. Aus den Armen der Kunst hätten Sie sicherer den Zugang zu ihrem Herzen wiedergefunden, als aus denen Danton's."

„Will Frau Roland Paris verlassen?"

„In den nächsten Wochen. Was sollte sie noch in der Stadt? Machtlos, wie ihre ganze Partei, verdächtigt und verfolgt, eine entthronte Königin, wie die, welche vor vier Jahren hier ihre Schäferspiele aufgeführt. Der schnellste Rückzug ist der beste für sie, wie für ihren Gatten."

„Ich hätte sie beide so gern noch einmal gesehen; ich habe so viel Gutes in ihrem Hause genossen. Nur ganz aus der Ferne, um sie nicht durch meinen Anblick zu kränken . . ."

„Dazu gäb' es heute vielleicht eine Möglichkeit. Die Freunde der Roland's haben eine Art Abschiedsfest für sie veranstaltet, in dem Saal eines Wirthshauses

Digitized by Google

zwischen dem Versailler Schloß und Trianon; die Häupter des Convents nehmen theil daran. Ich suche Ihnen dort ein Versteck . . ."

„Wenn Danton nicht unter ihnen ist . . ."

„Nein, die Girondisten sind unter sich. Das einzig räudige Schaf in der fleckenlosen Herde der Biedermänner bin ich. Aber sie dulden mich gewissermaßen als einen störrischen Bock, der ihnen die jakobinischen Hunde ein wenig abwehrt."

„Wird denn eine neue Schlächterei vorbereitet?"

„Alles, was wir erlebt haben, fürchte ich, war nur ein Vorspiel dazu."

„O, diese Pariser! Im Theater weinen und schluchzen sie, wenn ein junges Mädchen wider ihren Willen in eine Nonnenzelle zu ewiger Gefangenschaft gesteckt wird, und auf dem Revolutionsplatze klatschen sie vor Vergnügen wie toll, wenn der Henker einen Kopf nach dem andern in den Sack fallen läßt."

„Das wird dem Deinen nie geschehen," meinte er; „ich wollte, der Kopf der Frau Roland säße so sicher auf ihrem Halse, wie Dir der Deinige."

„Sie erschrecken mich, sollten sich die Ungeheuer an dieser Frau vergreifen?"

„Sie war thöricht genug, sich in die Politik zu mischen, und hielt es für ihr gutes Recht, die Ungeheuer zu bekämpfen, erst das Königthum und dann das Jakobinerthum. Aber wer das Schwert erhebt, wird durch das Schwert umkommen."

„Das wird nicht geschehen," rief Franchine zornig und stampfte auf die Erde. „Ich werde Danton so lange bitten und quälen, bis er für sie eintritt. Und wenn er zu brüllen anfängt, zittert Paris."

„Verlaß Du Dich auf Dein Stimmchen und auf Deine Füßchen, darin steckt ein Zauber, der durch die Revolution hilft. Der große Brüller Danton — warte nur, auch er wird bald mäuschenstill werden."

Darüber schüttelte Franchine ungläubig ihre dunklen Locken und sagte: „Pfui, das sind häßliche Gespräche. Ich will Ihnen mein Stübchen zeigen und was ich mir Alles darin aus dem Schloß zusammengetragen habe; es sind drollige Sachen darunter, und so fein! Wie gut hat es doch eine Königin!"

Lanthenat wußte mit seinem Vormittage nichts Besseres zu thun, als ihr zu folgen. Seine düstere Laune und seine finsteren Gedanken, in denen trotz des Widerstrebens seiner edleren Natur immer stärker der Wunsch auftauchte, an der treulosen Frau Rache zu nehmen, erheiterten sich durch die Harmlosigkeit und den Leichtsinn Franchinens. Er verglich sie mit einem lustigen, frechen Sperling, der sich mit gesträubten Federn unter die Zweige vor dem Gewitterregen duckt, aber bei dem ersten Sonnenstrahl wieder hervorfliegt und noch einmal so laut zwitschert. Was kümmerte sie der Kampf der Parteien? Die Leichen, die umherlagen, die Opfer, welche die Guillotine, dieser neue Moloch, noch fordern würde? Die Bäume spenden Schatten, golden wogt das Aehrenfeld, als wäre nichts geschehen, am Tage einer blutigen Schlacht, und ruhig ziehen die Wolken über Tod und Verwüstung hin: etwas von dieser Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit der Natur lebte und webte in Franchinen. Ein wenig steckte sie auch ihn damit an, als sie ihn in dem Schlosse umherführte, ihm ihr kostbares Klavier zeigte, das ihr Danton geschenkt, ein Beutestück aus den Tuilerien, und nun dem Verlangen nicht widerstehen konnte, ihm eine Arie aus Grétry's Oper „Der Deserteur" vorzusingen.

Digitized by Google

Lanthenat war karg in seinen Lobsprüchen und sein künstlerisches Empfinden nicht leicht zu überrumpeln, aber er bestätigte ihr doch, daß sie eine geschmeidige und sich einschmeichelnde Gesangstimme und den frischesten Vortrag habe. In seinem Herzen war er überzeugt, daß es ihr an Beifall und Erfolg auf der Bühne nicht fehlen würde. Franchine, die seine Zurückhaltung in allen Dingen, welche die Kunst betrafen, kannte, hatte mehr aus seiner Miene als aus seinen Worten herausgemerkt, daß ihre Fortschritte, ihre Weise sich zu geben, ihn überrascht, und im Stolz auf diese beinahe schweigsame Anerkennung war es ihr, als sei sie in dieser Stunde zu einer großen Künstlerin herangewachsen. Sie warf noch einmal so fröhliche und siegesgewisse Blicke um sich, als sie mit ihm Klein-Trianon verließ. Ihre Augen, ihr Lächeln, bis auf ihre zierlichen, trippelnden Füße — Alles an ihr schien zu sagen: Schaut euch nur satt an mir, ich bin die schöne, die lustige, die berühmte Franchine. Auf dem Wege nach dem Gasthause kamen sie bei Lanthenat's Einsiedelei vorüber, und die Reihe des Staunens war nun an ihr, als sie erfuhr, wie nahe Nachbarn sie wären. Von oben zu unterst durchforschte sie das kleine Haus. Seine Einfachheit und Schmucklosigkeit, während doch alles zur Nothdurft des Lebens Nöthige darin vorhanden und behaglich war, fand sie zum Entzücken. „Welch' ein trauliches Nest für ein verliebtes Paar!" rief sie aus. „O, welch' ein Narr sind Sie, Onkel Lanthenat, daß Sie keine Frau genommen haben."

„Dich vielleicht?"

„Vor dem zehnten August wär' ich gar keine so üble Frau für Sie gewesen. Und wer weiß, ob ich nicht eingewilligt hätte! Jetzt freilich, Reverenz, Bürger Lanthenat" — und sie machte ihm eine allerliebste neckische Verbeugung — „danke ich für jeden Antrag; eine Priesterin der Musen kann erst in ihrem vierzigsten Jahre heirathen . . ."

Das Gasthaus „zum Baumschatten" hatte wie die ganze Stadt Versailles mit der Fortführung des Königspaares am 6. October 1789 Glanz und Bedeutung verloren. Nur zuweilen noch lockte der Schimmer seines früheren Rufes eine zahlreichere Gesellschaft herbei, die es vorzog, in seiner vornehmen Stille, fern von dem Druck der mit Argwohn, Haß und Schrecken erfüllten Pariser Atmosphäre, ein Fest zu feiern. Denn in der Hauptstadt wurde schon Jeder verdächtigt, der besser essen und trinken wollte, als die Mehrzahl, und in jeder zahlreicheren Festgenossenschaft, die sich in einem Saale vor der Theilnahme der Jakobiner abschloß, eine Verschwörung gewittert. Vorsichtig hatte darum Lanthenat den Freunden der Roland's das ihm wohlbekannte Wirthshaus zum Stelldichein vorgeschlagen; hier würde sie kein Späherauge aufsuchen, hier die Wände keine Ohren haben. Um so lieber waren sie darauf eingegangen, je unheimlicher ihnen selbst Paris wurde. Als wehe trotz des Frühlings ein eisiger Hauch durch seine Straßen, wie in einem Grabgewölbe.

Der Wirth hatte sich bemüht, den Ruf seines Hauses auch unter den veränderten Zuständen aufrecht zu erhalten. Mit aller Kunst und Pracht war die Tafel hergerichtet, in einem nach dem Garten, dessen alte Platanen dem Hause seinen einladenden Namen gegeben hatten, gelegenen Saal. An der einen Wand lief eine Galerie entlang, auf der sonst die Musikanten den Tafelnden aufgespielt

Digitized by Google

hatten. Hier konnte Franchine, von einem Schirm verborgen, den ganzen Raum überschauen, ohne selber bemerkt zu werden, und sogar von den guten Dingen, die den Gästen vorgesetzt wurden, mit genießen. „Ich äße lieber in Gesellschaft," lachte sie Lanthenat zu, „aber noch gehöre ich nicht dahin. In einem Jahre werden sie sich um mich reißen . . ."

Aber auch dieses leise Bedauern verlor sich bei ihr, als sie nun die Versammlung musterte, die sich unten allmälig zusammenfand. Etwa dreißig Männer, Marie Roland die einzige Frau unter ihnen. Einige, wie Buzot und Brissot, Guadet und Barbaroux, kannte sie von früher her. Gewiß hatten sie alle ein feineres Betragen, eine gewähltere Sprache, als die Genossen Danton's, mit denen sie so manche Nacht bacchantisch durchschwärmt. Aber für ihre Leichtlebigkeit war in allen etwas Steifes und Schweres, Langweiliges und Gedrücktes. Der Gegensatz zwischen diesen ernsthaften Gesichtern, der halblaut geführten Unterhaltung, den unruhigen Fragen, mit denen die Aengstlichen Lanthenat zusetzten, ob man der Dienerschaft vertrauen dürfe, ob man vor einem Ueberfall der Versailler Jakobiner sicher sei, und der von Krystall und Silber schimmernden, mit Blumen in Vasen und Körben von Sèvres-Porzellan geschmückten Tafel, benahm Franchinen gleichsam den Athem. Nicht wie zu einem Abschiedsfeste, sondern zu einer Beerdigung schienen sie zusammen gekommen zu sein. Wenn man plötzlich einen Sarg in den Saal getragen hätte, würde sich Franchine nicht darüber verwundert, sondern nur zwischen Mitleid und Neugier gefragt haben: wen begräbt man denn hier?

„O Göttin, heilige Freiheit!" hörte sie da eine Stimme sagen, deren tiefer wohllautender Klang ihr leichtsinniges Herz erschauern ließ, „welche Schandthaten vollführt man in Deinem Namen, welche Greuel werden Dich den Menschen furchtbar und verhaßt machen!" Frau Roland stand in der Mitte des Saales und hatte ihren Arm zu einer mit der rothen Mütze gekrönten Statue der Freiheit erhoben, die der Wirth, der Zeit gehorchend, in einer Nische aufgestellt hatte, seinem Hause und seinen Gästen zum Schutz. Die Stimme war dieselbe geblieben, aber wie hatte sich das Antlitz und die Haltung ihrer Pflegemutter geändert! Franchine brauchte einige Augenblicke, um sich daran zu gewöhnen. Der ruhige Ernst und die stille Heiterkeit, die sonst die Züge Mariens verschönt und verklärt hatten, waren einer nervösen Erregung gewichen; ein tieferes Roth flammte auf ihren Wangen, ihre Augen hatten einen feuchtschimmernden, unstäten Glanz. Von der Leidenschaft, die Mariens Herz bewegte und ihr Gesicht verwandelte, hatte Franchine keine Ahnung; aber sie fühlte unwillkürlich, durch die Geschlechtsempfindung, daß in Frau Roland stärker als früher das Weib zum Durchbruch gekommen sein müsse, und neugierig, die Ursache davon zu erkunden, suchten ihre Blicke Roland. Sie hatte Mühe, ihn zu finden, so sehr verschwand er unter den Andern. Noch tiefer als sonst glitt er gleichsam vor seiner Gattin in den Schatten zurück; er schien den Kopf noch mehr als vordem vornüber zu neigen. Hob er ihn einmal in die Höhe, daß Franchine ihn beobachten konnte, erschrak sie über die Gramfalten in seinen Zügen, das Schlaffe und Eingefallene seiner Wangen. Vor der Zeit war er zum Greis geworden. Als ob das Aufblühen der Frau ihn ausgetrocknet hätte.

Digitized by Google

Darüber hatte die Gesellschaft Platz um die Tafel genommen. Lanthenat machte nach Kräften den Vergnügungsmeister. Halbwegs brach seine Lustigkeit aus dem Herzen hervor, denn während die Andern die Abreise der Roland's bedauerten, erfreute sie ihn. In der Normandie, wohin sie sich zu begeben gedachten, waren sie wenigstens vor den unmittelbaren Gefahren, mit denen sie Neid, Haß und Parteiwuth in der Hauptstadt bedrohten, sicher; Buzot würde ihnen nicht folgen; vielleicht heilte sich der innere Bruch ihrer Ehe unter glücklicheren Verhältnissen, in der Beschäftigung mit der Erziehung ihres Kindes, in irgend einer gemeinsamen Thätigkeit wieder aus. Und nicht nur für sie, auch für sich selbst betrachtete er ihren Fortgang als eine Errettung. Unablässig verfolgte ihn das Phantom, daß seine Eifersucht ihn zu einer Handlung fortreißen würde, die Mariens Tod herbeiführte. Wiederholt hatte er Buzot zum Zweikampf fordern wollen, selbst vor Mordgedanken war er nicht zurückgeschreckt. In seinen besseren Stunden, wenn der Ehrenmann über den Eifersüchtigen siegte, warf er sich solche Anwandlungen und die Nichtswürdigkeit vor, mit der er im Club der Jakobiner durch heimliche Wühlerei und allerlei Spottreden den Ingrimm der Demagogen gegen Buzot schürte; er nannte sich selbst einen Ehrabschneider, einen im Dunkel schleichenden, heimtückischen Banditen. Aber weder Selbstanklagen noch gute Vorsätze vermochten den Trieb des Bösen in ihm zu ersticken — er fühlte, wie das schleichende Gift sich weiter verbreitete, und die Haare sträubten sich ihm vor Entsetzen, wenn er daran dachte, wie dies enden sollte. Die Entfernung der Roland's aus Paris rettete ihn vor sich selbst; ohne Marie würde sein Leben freilich in einer trüben Dämmerung verlaufen, aber er würde keine unsühnbare Schuld auf sich geladen haben . . .

Wenn Marie ihn genauer beobachtet hätte, wenn sie überhaupt für ihre Umgebung noch ihren klaren, kühlen und ruhigen Blick gehabt, wäre ihr die Veränderung in dem Wesen Lanthenat's nicht entgangen; sie hätte die beständige Gefahr erkannt, die sie in ihm an ihrer Seite duldete. Ihre Leidenschaft jedoch und der Zwang, den sie sich anthun mußte, sie zu verbergen und im Zaum zu halten, hatte sie mit einer Art Blindheit geschlagen; sie gewahrte nicht das Leiden und das Hinschwinden ihres Mannes, nicht den finsteren Groll Lanthenat's. Es war ihr recht, daß er nach wie vor in ihrem Hause verkehrte; er nahm ihr die Sorge für Roland und Eudora ab, beschäftigte und zerstreute beide und ließ ihr Muße, ihren Träumen und ihrer Flucht in die Gefilde der Seligen nachzuhängen. Heute nun gar fiel ihr in ihrer Melancholie und tragischen Stimmung seine überlaute Lustigkeit nicht auf. Auf die andern Gäste indessen verfehlte Lanthenat's Fröhlichkeit nicht ganz ihre Wirkung. Die guten Speisen, der feurige Wein erregten die Geister und beflügelten die Rede. Hell klangen die Gläser zusammen, und als Barbaroux in begeisternden Worten, die von seiner Antinous-Schönheit noch ein höheres Feuer empfingen, das Ehepaar Roland gefeiert hatte, ihn mit Cato, der dem Cäsar Trotz geboten, und sie mit Portia, die ihren Gemahl Brutus zum Sturz des Tyrannen angetrieben, vergleichend, gab es einen solchen Sturm des Jubels, daß Franchine auf ihrem Beobachtungsposten kaum die Versuchung überwand, mit einzustimmen.

Digitized by Google

Diese Rede hatte das Eis gebrochen. Andere folgten; es war bei diesen geistreichen und klugen Männern wie ein Wettkampf um die Palme der Beredsamkeit. Hier wurden sie nicht wie in dem Saale des Convents von dem Lärm des Berges, von dem Geheul der Tribünen unterbrochen und überschrieen; hier verklangen ihre Worte nicht an der Theilnahmlosigkeit der Mehrzahl der Volksvertreter, sondern weckten ein lebendiges Echo; hier konnten sie ihre geheimsten Gedanken und Hoffnungen laut werden lassen. Was etwa doch noch die Klugheit und die Sorge vor Lauscherohren im verschwiegenen Busen zurückhalten mochte, befreite der Wein und der Muth, den der eine Redner dem andern machte. Sie überboten sich in Verwünschungen der Jakobiner, des Gemeinderaths, der Hauptstadt. Der Haß der Provinzen, deren Leben Paris auffaugte, brach in Flammen aus. Eine allgemeine Bewegung Frankreichs müsse hervorgerufen werden, um die Herrschaft der Gesetze wieder herzustellen und den Despotismus der Volksmassen zu brechen, der fürchterlicher und unwürdiger für jedes edlere Gemüth sei, als die Tyrannei der Könige; Marseille und Lyon, Nantes und Bordeaux, die das Joch des Königthums abgeschüttelt, würden das Joch Robespierre's, Danton's und Marat's nicht ertragen. Indem er die Friedlichkeit seiner Heimath, der Normandie, die Tüchtigkeit, den Fleiß und die Ordnungsliebe ihrer Bewohner schilderte, wie sie die Roland's mit offenen Armen aufnehmen und im Triumph von einer ihrer Städte zur andern führen würden, ließ sich Buzot in dem Drang der Rührung, der ihn bei dem Gedanken des Abschieds von der geliebten Frau übermannte, zu der Aeußerung hinreißen: „Zittere, Paris, vor dem Schrei der Entrüstung, der sich überall auf dem Wege dieser erlauchten Verbannten erheben wird. Lauter, überzeugender als all' unsere Worte wird ihr Anblick Frankreich lehren, daß du die Tugend, die Größe, die Rechtschaffenheit und die Vaterlandsliebe aus deinen Thoren treibst. Bald genug, meine Freunde, werden auch wir dieser Stadt der Septembermörder den Rücken kehren und uns wieder mit Euch vereinigen. Nein, wir trennen uns nicht auf lange; wie könnte das neue Frankreich, die wahre Republik, die wir nach dem Siege über das entartete Paris zu gründen hoffen, Jean und Marie Roland's entbehren?" Während Roland mechanisch nach seinem Glase griff, um mit seinem Nachbar anzustoßen, dankte Marie mit einem unaussprechlichen Blicke dem Freunde. Wie sie so dastand, stolz und schön, auf dem ausdrucksvollen, von den dunklen Locken umwallten Gesicht den Widerschein großer Gedanken und einer hochgestimmten Seele, schien sie alle diese Männer um Haupteslänge zu überragen. Sie hob ihr Glas und sagte: „Der Republik der Guten und der Edlen!" Und in die Hochrufe auf die Republik mischte sich das verhängnißvolle: „Zitt're, Paris!"

Da geschah etwas Unerwartetes. Schweigend am unteren Ende der Tafel hatte Lanthenat während dieser Reden gesessen. Seitdem der Redestrom entfesselt war, hatte er seine Pflicht als Unterhalter der Tafelrunde für erfüllt gehalten und kaum noch mit seinen Nachbarn ein lebhafteres Wort gewechselt. Die bitteren Bemerkungen, die über Paris fielen, die Flüche, die auf seine Vaterstadt herabbeschworen wurden, wurmten ihn; aber er war daran gewöhnt und entschuldigte billig den brennenden Haß Mariens und der Girondisten. Er selber verachtete die „heilige Canaille" wie sie und warf ihnen nur vor, daß sie mit ihren hoch-

Digitized by Google

tönigen Worten in zehn Monaten kein Mittel aufgefunden hätten, die Bestie unschädlich zu machen. Allmälig jedoch, als ihm aus dem wirren Gerede und dem Wortrausch die Umrisse eines Planes auftauchten, Paris zu entthronen, gleichsam zu enthaupten, die Provinzen dagegen zu bewaffnen, den Bürgerkrieg zu entzünden, fing auch sein Blut zu sieden an. Die Gläser Wein, die er hastig herunterstürzte, um nicht gegen diese Verräther loszubrechen, bewirkten das Gegentheil und beraubten ihn der kühlen Ironie, die er sonst als seine beste Waffe, gegen die Andern wie gegen seine eigene Hitze, gebrauchte. Buzot's Rede trieb seine Wuth, seine Verwirrung auf das Aeußerste. Wie, er wollte ihr folgen, immer um sie sein, sich ihres Umganges und ihrer Liebe erfreuen, während er, Lanthenat, der Gefoppte war? Vereint gedachten sie das Feuer der Empörung zu schüren? Die Milizen der Normandie, der Bretagne, der Vendée gegen Paris zu führen? Es war ihm, als drehte sich Alles im Wirbel vor seinen Augen, schwarz und roth wurde es um ihn; er griff nach seinem Herzen, als könne er es dadurch bei seinen tobenden Schlägen vor dem Zerspringen bewahren . . . „Verräther!" schrie er dann mit gepreßter, schrecklicher Stimme und schleuderte sein Glas klirrend auf den Boden. „Verräther! Wollt ihr Frankreich zerstückeln?" Drohend, mit geballten Fäusten, Schaum auf den Lippen, stand er ihnen gegenüber. „Ihr wollt den Leib der Mutter zerreißen, der euch getragen hat? Was wäret ihr denn, wenn wir Pariser nicht die Revolution gemacht hätten? Wer hörte auf euch, wenn ihr nicht in Paris spräche? Ihr gedenkt diese glorreiche Stadt in den Staub zu treten? Nein, das wird nicht geschehen! Zu früh habt ihr eure schändlichen Absichten enthüllt! Das Volk wird Gericht über euch halten, wie elende Missethäter werdet ihr umkommen . . ."

Hier übertönte das Geschrei der Andern seine Stimme. Hatte sie anfänglich das Plötzliche, das Unbegreifliche seiner Handlung starr und stumm gemacht, so schwand allmälig ihr Staunen, und mit der Erkenntniß, daß sie es nicht mit einem Irrsinnigen zu thun hatten, erwachte ihr Unwille. War dieser Busenfreund Roland's ein Spion der Jakobiner? Die Zornigsten drohten sich auf ihn zu stürzen; Buzot, der den tieferen Grund von Lanthenat's Groll ahnte und befürchtete, daß der halb Besinnungslose eine Beschimpfung gegen Marie ausstoßen würde, streckte schon seinen Arm gegen ihn aus, aber Frau Roland hielt ihn zurück. Mitten in dem Tumult hatte sie mehr mit dem inneren, als mit dem äußeren Ohr ein leises Aufkreischen, den Ton einer weiblichen Stimme vernommen und aufblickend auf der Galerie Franchine bemerkt, die im Erschrecken über die Störung des Festes sich unvorsichtig über die Brüstung geneigt hatte. Ein verächtliches Lächeln spielte um Mariens stolz aufgeworfene Lippen. Das Blut war ihr einen Augenblick bei der Möglichkeit, daß Buzot und Lanthenat aneinander gerathen könnten, aus dem Gesicht gewichen; jetzt strömte es mit verdoppeltem Strome zurück. „Laßt ihn," sagte sie laut, „er ist trunken von Wein und Schande," und die Hand erhebend, schien sie den Wüthenden, der mit wirrem Haar und aufgerissener Weste, mit wild glotzenden Augen, die aus ihren Höhlen zu springen drohten, einen widerlichen Anblick bot, wie einen Aussätzigen hinauszuweisen. Ihre Worte, ihre Gebärden brachten eine erschütternde Wirkung hervor. Ein Zucken ging durch Lanthenat's Körper, der Kopf fiel ihm auf die Brust,

Digitized by Google

wie von einem tödtlichen Stoß getroffen, stöhnte er auf, mit den Händen griff er in die Luft, schüttelte sich dann, wehrte die Diener, die ihm beispringen wollten, ab und schwankte zur Thür hinaus . . .

Draußen im Garten auf der Erde liegend, fand ihn einige Minuten später Franchine. Sie war die Einzige, die Mitleid mit ihm hatte, und dies Mitleid erfuhr noch eine Steigerung durch die Betrachtung, daß ihr unbefugtes Eindringen in die Gesellschaft Frau Roland noch heftiger gegen den alten, wie sie glauben mußte, treulosen Freund erbittert hätte. Sie kniete neben ihm nieder und bemühte sich, ihn aufzurichten. Das Wasser, mit dem sie ihm Stirn und Gesicht wusch, erfrischte ihn; mit einiger Anstrengung erhob er sich. Seine Augen waren mit Blut unterlaufen, er mußte sich auf ihren Arm stützen, um nicht von Neuem zu fallen. Seine Lippen bewegten sich, aber kein verständliches Wort, nur ein heiseres Röcheln drang aus seinem Munde. Drohend schüttelte er die Faust gegen das Haus . . . So verließen sie den Garten.

VIII.

In der Wohnung der Roland's sah es an diesem Donnerstag Abend, den dreißigsten Mai, trotz des Sonnenscheins, der in die Gemächer durch die geöffneten Fenster fiel, traurig und öde aus. Nur die unentbehrlichsten Geräthschaften standen noch umher. Jedes Schmuckes waren die Wände und Kamine beraubt. Alles war zum Aufbruch gerüstet. Verschiedene Zufälle hatten die Abreise verzögert. Noch immer war der Rechenschaftsbericht Roland's nicht zur Verlesung und Begutachtung in dem Convente gekommen. Theils verzögerte der Berg die Berichterstattung darüber, um in der Zwischenzeit weiter gegen den verhaßten Mann hetzen und Verleumdungen ausstreuen zu können, theils ließ der Kampf auf Tod und Leben, der zwischen den Girondisten und den Jakobinern geführt wurde, keiner Partei die Muße und die Laune zur Behandlung untergeordneter Geschäfte. In dieser Lage hatte Frau Roland daran gedacht, allein zu reisen; im Falle einer wirklichen Gefahr würde es für die Freunde leichter sein, den einzelnen Mann zu retten. Aber sie hatte von jenem Feste in dem Gasthause „zum Baumschatten" eine Krankheit heimgebracht, welche die sonst so gesunde und von körperlichen Leiden freie Frau mehrere Tage an das Bett fesselte. Der Schmerz des Abschieds, die Empörung über das Betragen Lanthenat's, die tiefe Verstimmung gegen Roland, der den Freund zu entschuldigen versucht hatte, der schrille mißtönige Ausklang des Festes — es war auch für ihre starke Seele zu viel des Peinlichen und Gramvollen gewesen.

Heute fühlte sie sich nun so weit genesen, um morgen von dem Gemeinderath ihren Paß fordern zu können, ohne den längst Niemand mehr das Weichbild von Paris verlassen durfte. Am ersten Juni wollte sie dieser gottlosen Stadt, dieser feigen und erbärmlichen Bevölkerung, die sich von einer kleinen Schar bewaffneten Gesindels, unter der Führung ehrgeiziger, blutgieriger und rachsüchtiger Demagogen, unterdrücken und mißhandeln ließ, für immer den Rücken kehren. Der Gegensatz zwischen den rosigen Hoffnungen, in denen sie sich bei ihrem Eintritt in Paris gewiegt hatte, und der furchtbaren Enttäuschung, die sie erfahren, fiel ihr in dieser Stunde, in dem unbehaglichen Gemach, mit

Digitized by Google

erdrückender Gewalt auf das Herz. Wenn sie zurückblickte, schauerte sie zusammen, und vor der Zukunft schloß sie entmuthigt die Augen. Der Trost, den ihr eine schmeichlerische Stimme in ihrem Innern früher zugeflüstert hatte, daß sie eine glorreiche und schuldlose Rolle in der Revolution gespielt, zerstob vor ihren gegenwärtigen Betrachtungen und Empfindungen. War der kurze Rausch der Freiheitsschwärmerei, der flüchtige Glanz ihrer Stellung ein Glück gewesen? Hatte ihre That Frankreich Segen gebracht? Hatte sie selbst eine Befriedigung an der aufreibenden und erniedrigenden Beschäftigung mit der Politik gehabt? Lohnte es sich für eine Frau, dasselbe Recht mit den Männern in Anspruch zu nehmen, wenn seine Uebung ihr nur Enttäuschung und Beschämung bereitete? „Vielleicht," sagte sie sich, „würdest du darüber anders urtheilen, wenn du die Minerva kalten Herzens geblieben wärest, mit der sie dich so oft verglichen . . ."

Aber nun kamen Wunsch und Reue zu spät; sie hatte zu lange im öffentlichen Leben gestanden, um noch ein neues in der Idylle anfangen zu können, und die Macht der Liebe nur kennen gelernt, um auf ihre Seligkeit verzichten zu müssen. Die Kränklichkeit Roland's, die Unruhen von Paris, der Niedergang ihrer Partei waren die schicklichen Vorwände ihrer Reise: in Wahrheit trieb sie die Furcht von dannen, die Flammen der Leidenschaft möchten über ihr zusammenschlagen. Wie süß es war, den Anblick des Freundes zu genießen, so gefährlich war es auch. Das beständige Entsagen ließ sie um so heißer entbrennen; was half es, daß sie ihm jede Gunst weigerte, wenn die Phantasie ihr die Bilder des Glückes, das sie in seinen Armen genießen würde, unablässig vorgaukelte? Es gab nur eine Rettung aus diesem Kampfe zwischen Neigung und Pflicht: die Trennung. In seiner Nähe, durch die gemeinsame Gefahr ihm noch inniger verbunden, fühlte sie, wie der Wille des Widerstandes in ihr nachließ. Sie war es sich und ihrem Gatten, ihrer Tugend und ihrem Ruhme schuldig, ein Ende zu machen.

Eine geraume Weile mochte sie in den Abend hinausgeträumt haben. In der engen Straße, vor den hohen Häusern, den Dächern und den Schornsteinen war nur ein schmaler Ausschnitt des Himmels von ihrem Fenster aus sichtbar. Seine blasse Bläue war wie durchwärmt und goldig durchzittert von der sinkenden Sonne. Nur hier und dort erschien ein rosiges Wölkchen, inselgleich in dieser bläulichen friedlichen Unermeßlichkeit. Die Abschiedsstimmung des Tages, das Verglühen der Lichter, das allmälige Erblassen der Farben verschmolz sich elegisch mit der Wehmuth in Mariens Herzen. Aber plötzlich regte es sich in stärkeren Schlägen: sie hatte Buzot erblickt, der die steile Straße heraufkam. Wie sie sich von dem Fenster abwandte, stand Roland vor ihr, Hut und Stock in der Hand, zu einem Ausgang gerüstet. Er mochte schon eine Weile so gestanden haben, lautlos, fast bewegungslos, um sie nicht aus ihren Träumen zu wecken.

„Jetzt willst Du gehen, wo Buzot zu uns kommt?" fragte sie mit halbem Vorwurf.

„Ich kann ihm auf der Treppe einen guten Abend wünschen, und mehr bedarf es zwischen uns nicht. Bei dem Abschied, den er von Dir nimmt, wäre der Dritte zu viel."

Digitized by Google

„Du bist grausam, denn Du weißt, was ich leide.“

„Leide ich weniger?“ fragte er zurück, und vor diesem Wort verstummte sie.

„Wohin gehst Du?“ fing sie nach einer Pause an, mit niedergeschlagenen Augen.

„Zu einem Freunde, Deine Abreise zu ermöglichen, auch wenn man Dir einen Paß verweigern sollte.“

„Zu Lanthenat?“ Und ihren dunklen Augen entfuhr ein Zornblitz. „Es ist Deiner nicht würdig, mit diesem Manne zu verkehren. Hat er nicht Buzot des Vaterlandsverrathes bei den Jakobinern angeklagt? Wie mag er mich bei seinem Danton anschwärzen und verleumden!“

„Wenn er es gethan, so bereut er seine Hitze. Du und Buzot — ihr hattet ihn gereizt, er hat sich unedel gerächt, aber im Grunde meint er es treu und redlich mit Dir und mir.“

„Seine falsche Biedermannsmiene und sein Plebejerthum bestechen Dich.“

„Nein,“ erwiderte Roland düster, „es sitzt tiefer; ich liebe ihn, weil er meine Kränkung und mein Unglück mitfühlt.“

Ohne ihre Antwort abzuwarten, ging er hinaus. Was hätte sie ihm auch darauf sagen können? Ihr Herz pochte ungestüm dem Freunde entgegen; sie hatte seinen Schritt im Vorzimmer gehört und ertrug es ungeduldig, daß ihn Roland jetzt aufhielt.

„Was hatten Sie so angelegentlich mit meinem Mann zu verhandeln?“ rief sie dem Eintretenden zu. „Eine halbe Ewigkeit, möchte ich klagen, so schmachte ich nach Ihrem Anblick, so kostbar dünken mich die Minuten, die uns noch gehören.“

„Ich warnte ihn; die Straßen sind von aufgeregten Menschen erfüllt, überall Tumult und Lärm. Aber er hat nicht darauf geachtet und ist doch gegangen.“

„Es wird ihm nichts geschehen, die Wenigsten kennen ihn, und seitdem er nicht mehr Minister ist, braucht er auch die Mörder nicht zu fürchten.“

„O, meine Freundin, was gäb' ich darum, wenn ich Sie sicher außerhalb dieser Stadt wüßte! Die Demagogen bereiten einen neuen großen Tag der Revolution vor. Diesmal werden sie dem Convent das Messer an die Kehle setzen. Ob sie uns tödten oder nur aus der Versammlung ausschließen wollen, darüber sind sie noch nicht einig geworden.“

„Tödten,“ schrie Marie, „Dich tödten!“ Sie mußte sich Gewalt anthun, um ihm nicht weinend um den Hals zu fallen. „Ich würde Deinen Tod nicht um eine Stunde überleben.“

„Getrost, meine Freundin! Zu diesem Aeußersten wird es nicht kommen. Dem Berge wird zunächst nur daran liegen, uns mundtodt zu machen und sich so die Herrschaft in dem Convente zu sichern. Eine Gewaltthat gegen die Volksvertreter würde nicht allein das Signal zum Bürgerkriege geben, sondern Jeden in der Versammlung für vogelfrei erklären; es wäre der Anfang des Endes. Seien Sie darum über mein Schicksal beruhigt; ich hoffe, lebend aus dieser Mörderhöhle mich zu retten. Aber freilich Muth und Thatkraft drohen mich zu verlassen, so lange ich für Ihre Freiheit zittern muß.“

Digitized by Google

„Was läge daran, wenn sie mich verhafteten? Heut auf dem Thron und morgen im Gefängniß. In Revolutionen muß Jeder auf solchen Wechsel des Schicksals gefaßt sein. Versprechen Sie mir, Leonard, sich meinetwegen nicht nutzlos auszusetzen. Was kann mir geschehen? Wenn sie mich vor das Revolutionstribunal stellten, würde nur meine Unschuld und die Bosheit und Nichtswürdigkeit unserer Feinde an das Licht gebracht werden. Auf Ihnen aber beruht die Hoffnung der Wiederaufrichtung unseres zertretenen Vaterlandes; Sie müssen sich für den Kampf der Provinzen gegen diese furchtbare Stadt erhalten."

„Sie malen sich einen Helden aus, ach! ich bin es nicht," sagte er mit einem melancholischen Lächeln. „In den ersten Tagen der Freiheit glaubte ich mich zu großen Dingen berufen; ich nahm die Fähigkeit, lebhaft zu empfinden, zu schwärmen, mich zu begeistern, für die Kraft, herrliche Thaten zu vollführen. Nur zu bald und zu grausam hat mich die eiserne Zeit des Irrthums belehrt."

„O, ihr seid Alle von dem Kleinmuth und der Verzweiflung angesteckt," brach sie ungestüm aus. „Nicht Geist noch Talent, einzig die Rücksichtslosigkeit der Leidenschaft haben eure Feinde vor euch voraus."

„Bedenke doch, wie mein Leben bisher verflossen, und frage Dich, woher mir Sturm und Drang kommen sollten? Ich bin wohlhabender Leute Kind; ich wuchs auf unter den Augen einer zärtlichen Mutter, eines ernsten und klugen Vaters. Weder Noth noch Neigung trieben mich nach der Hauptstadt; ich wäre zufrieden und glücklich in den engen Verhältnissen meiner Heimath gewesen. Die Revolution hat mich aus ihnen herausgerissen, das Vertrauen meiner Mitbürger schickte mich in die Nationalversammlung. Ich liebte die Freiheit, ich widmete meine bescheidenen Kräfte ihrer Sache, aber zu den Aufgaben, die jetzt an uns herantreten, war ich weder vorbereitet noch innerlich gerüstet. Wer sich von Jugend auf mit dem Elend des Lebens herumgeschlagen hat, wer Hunger und Durst und all' die Anschläge, die mühselige Arbeit und die unsauberen Hantirungen kennt, denen sich der Arme unterziehen muß, der findet leicht wie Danton und Marat Mittel und Wege, die Massen zu beherrschen. Denn kein Steg ist ihm zu schmutzig und kein Mittel zu unehrenhaft. Ja, wenn ich Deine feurige Seele besäße . . ."

„Dich müßte ein unersetzlicher Verlust oder ein tiefster Schmerz treffen, um Dich über alle Bedenken, alle Grübeleien, über Dich selbst zu erheben," sagte sie mit einem unbeschreiblichen seelenkundigen Blick in sein schönes, sanftes Gesicht. „Sie würden Dich aufrütteln und Dein Herz stählen und härten."

„Wenn sie es nicht zerbrächen. Hätte ich Dich nicht näher kennen gelernt, hätte Deine Begeisterung nicht meine Lässigkeit angespornt, ich weiß nicht, ob der Ruf des Vaterlandes mächtig genug gewesen wäre, mich zum zweiten Male nach Paris und in den Convent zu führen. In Dir aber verkörperte sich für mich Frankreich, die Freiheit und die Freundschaft; wie hätte ich da widerstehen können?"

„Und Du hast es nicht bereut, daß Du gekommen bist?" fragte sie mit der Zaghaftigkeit der Liebe, die sich von dem Freunde bestätigen lassen will, wessen sie doch sicher ist.

„Striche ich dieses Jahr aus meinem Leben, was bliebe davon? Mir ist oft, als hätte ich vordem ein Traumdasein geführt, als wäre ich erst durch Deine

Digitized by Google

Berührung zur vollen Erkenntniß und zum vollen Genuß der Welt erwacht. Eine Frau wie Dich hatte ich nie gesehen; nur unbedeutende und leichtsinnige Geschöpfe, in dem Kreis häuslicher Pflichten befangen oder in Eitelkeit und Vergnügungssucht aufgehend, waren mir begegnet. Wie bewunderte ich Dich, daß Du alle kleinen Geschäfte und Sorgen des Tages treu erfülltest und dabei doch in hohen Gedanken und Empfindungen lebtest; zu welcher Dankbarkeit bin ich Dir verpflichtet, daß Du mich daran theilnehmen ließest."

„Zwei Seelen, die sich ganz verstehen, wie die unsrigen — welch' Mißgeschick mußte sie erst so spät — zu spät zusammenführen!" klagte sie. „Im Augenblick des Scheidens dürfen wir wohl die guten Stunden bedauern, um die wir betrogen wurden. Wie hätt' ich gewünscht, Du hättest mich im Glanz meiner Jugend gesehen! Wo diese widerwärtige Politik, all' dieser Haß und Streit mir ferne lagen, wo sich über der Beschränktheit meiner Häuslichkeit der Himmel hoch und hehr wölbte und Hoffnungen und Ideale daran vorüberzogen. Damals war ich werth, geliebt zu werden, und ein solches Uebermaß des Glücksgefühls war in mir, daß ich auch einen Anderen glücklich gemacht hätte. Aber ich fand das Bild meines Herzens, die gleichgestimmte Seele nicht. Da ich nicht für den Einen leben und mich ihm hingeben konnte, wuchsen mir die Wünsche und Gedanken in das Allgemeine hinaus. Ich erschien mir wie eine Priesterin, die der Gottheit geweiht ist. Und wenn ich ihr untreu geworden bin," setzte sie mit einem Lächeln hinzu, „so hast Du es verschuldet."

Eine Pause trat ein, als hätten beide gefürchtet, weiter sprechend die Schwüle zu vermehren, die so von der Hitze des Tages, wie von der unterdrückten Leidenschaft über ihnen lag.

„Wenn wir uns heute trennen, so ist es ja nicht für immer," sagte Buzot dann.

„Und doch ist es gut, auch dieser Möglichkeit fest ins Auge zu sehen, daß es ein dauernder Abschied ist," erwiderte sie. „Wie weit kann uns die Revolution von einander verschlagen; vielleicht zwingt sie meinen Mann, in England oder in der Schweiz ein Asyl zu suchen." Daß sie sich selbst mit der Absicht trug, ihn zu fliehen, wagte sie ihm nicht zu gestehen.

„Ich würde Dir überall hin folgen, da ich mir ein Leben ohne Dich nicht mehr denken mag und will."

„Du schreitest den Berg hinauf, ich steige ihn schon auf der anderen Seite hinab. Ich habe nur noch zwei Pflichten zu erfüllen: das Alter meines Mannes zu pflegen und mein Kind zu erziehen. An mein kleines Loos darfst Du nicht das Deine knüpfen."

„Dann lehre mich erst vergessen! Glaubst Du, ich hätte Tag für Tag den Zauber Deiner Rede, Deines Wesens auf mich wirken lassen können, ohne ihm zu erliegen? Deine Gegenwart, Deine Nähe ist mir unentbehrlich geworden. Sprich mir nicht von heroischen Thaten, schmeichle mir nicht mit dem Gaukelbilde des Nachruhms — sie haben keinen Werth für mich, wenn Du sie nicht theilst. Die Einsamkeit und den Frieden mit Dir ziehe ich dem glänzendsten Platz auf der Bühne der Welt vor. Nein, Du darfst nicht verlangen, daß ich auf Dich verzichte, nachdem Du mich so unwiderstehlich angezogen hast."

Digitized by Google

So rückhaltlos, so stürmisch hatte er noch nie zu ihr gesprochen. Noch ein Zug — und der Schleier fiel, mit dem sie so lange und gewissenhaft ihr innerstes Empfinden verhüllt hatten. Aber sie wollte aus seinem Munde nicht das Geständniß seiner Liebe hören. Es hätte sie berauscht, da sie ein liebendes Weib, und zugleich erniedrigt, da sie die Gattin eines Andern war. „Ueberlaß' Alles der Zeit," bat sie; „weniger als sonst sind wir jetzt Herren unserer Geschicke. Nicht von Dir noch von mir wird es abhängen, wie lange unsere Trennung dauert. Und gibt es denn im Ernst eine Trennung zwischen uns? Werden nicht beständig unsere Gedanken einander suchen und finden? Werd' ich nicht, wie fern Du mir auch bist, Deiner gedenken und Deine Nähe fühlen?"

„O leidiger Trost, der sich mit Schatten, statt mit Wirklichkeiten zu sättigen hofft! Daß ich Dich mit diesen Armen umfassen und davontragen könnte . . . Und was hindert mich? Die Sitte, die anerzogene Rücksicht! Lohnte es sich, eine Revolution zu machen, wenn unsere Herzen nach wie vor in den Sklavenketten des Vorurtheils schmachten?"

„Nicht weiter, Leonard, Du frevelst gegen Dein besseres Selbst. Wie ließe sich das Glück mit dem Opfer der Tugend erkaufen! Die Dämmerung ist eingebrochen. Laß uns scheiden, damit wir nicht zu erröthen brauchen, wenn wir uns wiedersehen."

Ihr Busen wogte ungestüm. Sie war aufgestanden und an das Fenster gegangen, um sich zu beruhigen. Thränen hingen an ihren Wimpern, als sie zu der Sichel des Mondes aufschaute, die matten Glanzes am graublauen Himmel stand. Leonard preßte die Hände an die Schläfen. Es war ihm, als verflüchtigte sich die geliebte Frau zu einem Schatten, der weit und weiter in der Dämmerung vor ihm entschwand. „Marie!" schrie er auf, „Marie, wenn Du sterben solltest!" Er riß sie an seine Brust, und seine Küsse brannten ihr auf Haare, Stirn und Lippen, ehe sie es wehren konnte. Dann aber entwand sie sich ihm, mehr durch ein inneres Widerstreben, als durch eine Anstrengung, die sie machte. „Welche Seligkeit wäre der Tod, hätt' er mich jetzt getroffen," flüsterte sie. „Leb' wohl!"

„Im Leben wie im Tode, wir bleiben zusammen, auf Wiedersehen!" erwiderte er.

Als die Thür sich hinter ihm schloß, hatte sie die Empfindung, daß sie ihn zurückrufen müsse, was auch danach geschehen möge, aber sein Name kam nicht über ihre Lippen; lautlos sank sie in ihrem Sessel zusammen, in der Verlassenheit des Gemachs, in dem Grauen des Abends, die starren Augen in Fiebergluth nach der Thüre gerichtet, als könnte sie ein Wunder wieder öffnen . . .

Sie that sich auch nach einer Weile auf, allein nur die Magd trat mit einer Lampe herein und mit der Meldung, ein Fremder wünsche die Herrin zu sprechen, ob sie ihn einlassen sollte? Er halte sein Gesicht im Mantel verborgen und wolle seinen Namen nicht nennen. Darüber stürmte Eudora in das Zimmer: „Es ist gar kein Fremder, Mama; er verstellt sich nur, es ist Onkel Etienne" — Lanthenat! Seit jenem schrecklichen Auftritt im Wirthshause „zum Baumschatten" hatte sie ihn nicht wieder gesehen, und der widerwärtige Eindruck, den sie damals von seinem Betragen empfangen, wirkte noch so peinlich in ihr nach,

Digitized by Google

daß ihre erste Bewegung die war, ihn abzuweisen. Aber ihr fiel ein, daß Roland ihn hatte aufsuchen wollen, daß er ihr vielleicht eine Botschaft von ihrem Manne brächte, und ehe sie noch zu einer Entscheidung kam, zog Eudora ihn herein.

„Da ist er, Mama! Wie traurig er aussieht! Sei gut gegen ihn! Du, böser Onkel, seit vierzehn Tagen bist Du nicht zu mir gekommen!"

„Geh nun, mein Kind," sagte er, ihr über das Haar streichend; „ich habe mit der Mutter zu reden und steige nachher noch zu Dir hinauf."

Es war etwas Wildes und Verstörtes in ihm; seine unordentliche Kleidung, sein scheues Wesen schienen die Abneigung Mariens, ihm diese Unterredung zu bewilligen, zu rechtfertigen: er glich einem, der die sociale Leiter um einige Stufen jählings hinuntergerollt war.

„Frau Roland," stotterte er und drehte krampfhaft seinen Hut zwischen seinen Händen, „ich hätte es nicht gewagt, Ihre Schwelle zu überschreiten, ich wollte zu Ihrem Manne. Ich konnte unser Stelldichein nicht einhalten . . . Aber es ist einerlei, ob Sie oder er die Nachricht erfahren . . ."

„Es ist keine gute, nach Ihrer Stimme und Ihren Mienen."

„Man bereitet morgen einen Schlag gegen den Convent vor; man beabsichtigt die Häupter der rechten Seite, Sie und Ihren Mann zu verhaften."

„Darauf war ich längst gefaßt, aber was kann es Danton und seinen Freunden nützen, uns in das Gefängniß zu werfen? Nur die Verleumder würden sich dadurch an den Pranger gestellt sehen." In der zornigen Verachtung, mit der sie ihm das grausame Wort in das Gesicht schleuderte, fand sie gleichsam ein Mittel, ihre elegische Stimmung von sich abzuschütteln.

Auch blieb er einen Augenblick stumm unter ihrer Beleidigung. Es that ihm wohl, daß der schwache Lampenschein sie verhinderte, die Veränderung seiner Züge wahrzunehmen. „Ich verdiene jede Schmach, Frau Roland," sagte er dann, „ich habe wie ein Nichtswürdiger gehandelt und Sie und Ihre Freunde im Jakobinerclub angeklagt. Selbst wenn mir die Ereignisse Recht geben und die Deputirten die Provinzen gegen Paris bewaffnen sollten — ich durfte nicht den Spion und den Verräther spielen. Aber Sie wissen nicht, wie schwer ich die kurze Befriedigung der Rache habe büßen müssen, daß ich seitdem wie ein Verdammter unstät umherirre und mich längst von den Qualen, die mich zerreißen, durch einen Sprung in die Seine befreit hätte, sänne ich nicht Tag und Nacht darauf, mein Verbrechen zu sühnen."

„Sie sprechen von Rache — welche Ursachen hatte ich, hatte Ihnen Buzot gegeben, uns nachzustellen? Sie verfolgten mich mit wahnsinniger Eifersucht, als ob Sie mein Gatte oder mein Geliebter wären, und mußten sich doch selbst in diesem Falle sagen, daß Sie einem Schatten nachjagten. Nein, nicht weil Sie an meine Untreue glaubten, weil Ihre Eitelkeit sich verletzt fühlte, weil Buzot mein Vertrauen, meine Achtung und meine Freundschaft gewann, darum haben Sie uns gehaßt. Sie möchten gern für einen Rächer der Ehre gelten und sind nichts als der Narr Ihrer Einbildungen."

„Ich will nur Ihre Vergebung," bat er. „So lange hatte ich Sie wie eine Ueberirdische vergöttert und sah Sie nun von Ihrem Piedestal herabsteigen. Daß Sie wie ein anderes Weib empfanden, war mir eine Entweihung meines Ideals.

Digitized by Google

Das hat mich zur Raserei getrieben. Hätt' es in meiner Macht gestanden, es wäre mir eine Wollust gewesen, Sie und mich zu vernichten. Der Gedanke, nicht mehr anbetend zu Ihnen aufblicken zu können, raubte mir den Halt meines Lebens und ließ mich an der Tugend verzweifeln. Aber nun lassen Sie die Gnade walten, und zum Beweise stoßen Sie meine Hand nicht zurück."

„Was wollen Sie?"

„Warten Sie Ihre Verhaftung nicht ab, entfliehen Sie diese Nacht. Es ist Alles vorbereitet, ich bringe Sie sicher aus Paris. Roland wird Ihnen in den nächsten Tagen folgen; wenn man Ihrer nicht habhaft werden kann, wird man ihn unbehelligt lassen."

„Warum soll ich fliehen? Um durch meine Flucht meinen Anklägern und Verleumdern noch mehr Stoff zu übler Nachrede zu geben? Während ich vor Gericht ein Beispiel der verfolgten Unschuld und Wahrheit wäre? Seit Monaten lebe ich in größter Zurückgezogenheit, fern von allen öffentlichen Geschäften. Wessen will man eine Frau beschuldigen, deren einziger Irrthum es war, die Franzosen der Freiheit für fähig zu halten?"

„Nehmen Sie es nicht leicht, ich beschwöre Sie! Einmal im Gefängniß — vielleicht verlassen Sie es nur, um das Schaffot zu besteigen."

„Wenn es so ernst ist, würde meine Flucht auf Roland zurückfallen und ihn allen Nachstellungen aussetzen. Für den kränklichen Mann hätte auch die kürzeste Haft im Gefängnisse die verderblichsten Folgen. Retten Sie ihn und lassen Sie mich mein Schicksal erfüllen."

„Jede Minute ist kostbar; fußfällig bitt' ich Sie, entscheiden Sie sich! Sorgen Sie nicht um ihn, man wird ihm kein Haar krümmen. Sie allein sind das Haupt der Partei, die morgen niedergestimmt oder niedergeschlagen werden soll. Gegen Sie wird man keine Gnade üben."

„Und ich verlange auch keine," entgegnete sie stolz. „Ich werde das Loos meiner Freunde theilen. Sagten Sie nicht vorhin, daß Sie mich niemals für eine gewöhnliche Frau gehalten hätten? Warum fordern Sie jetzt das Gemeine von mir? Vielleicht ist es gegen die Natur, wenn wir Frauen uns das Recht anmaßen, in der Politik mitzusprechen, dann lassen Sie mich meine Schuld büßen. Gute Nacht, ich lege die Rettung Roland's auf Ihre Seele, und nun gehen Sie zu Eudora hinauf und zerstreuen Sie die Kleine. Wie Sie es früher thaten, in friedlicheren Tagen!" Und wider ihren Willen entfuhr ihrer gepreßten Brust ein Seufzer.

„Und das wäre das Ende einer so langen Freundschaft?" stammelte er.

„Sie wären nicht Lanthenat, wenn Sie nicht Mittel fänden, mich auch hinter den Mauern des Gefängnisses aufzusuchen," meinte sie beinahe scherzend und gab ihm ihre Hand. Er preßte sie an sein Herz; mit den Lippen wagte er sie nicht zu berühren. Er wollte etwas sagen, aber es drang nur ein heiserer, gurgelnder, schluchzender Ton aus seiner Kehle . . .

Nun war sie wieder allein. Eine Ruhe, die sie selbst seltsam dünkte, so friedlich, still und sorglos, kam über sie. Als wäre durch eine wunderbare Fügung alles Kleinliche, was sie bedrückt und geängstigt, von ihr genommen worden, als hindere nichts mehr den freien Flug ihrer Seele zu den höchsten

Digitized by Google

Sphären, zu denen sich der Geist aufschwingen kann. Je reiflicher sie ihren Entschluß im Einzelnen überdachte, desto mehr überzeugte sie sich von seiner Richtigkeit. Roland würde in dem Tumult und der Verwirrung bei einer Erhebung der Jakobiner gegen den Convent leicht verschwinden und von Lanthenat aus den Thoren gebracht werden können; in der Normandie würde er bei alten Freunden in Rouen einen von seinen Gegnern nicht geahnten, von keinem Verrath bedrohten Zufluchtsort finden; im schlimmsten Falle war die gastfreundliche Küste Englands, wenn auch mit Mühsal und Gefahr, zu erreichen. Eine mit den Roland's eng verbundene Familie hatte sich längst bereit erklärt, Eudora in ihren Schoß aufzunehmen; ein Knabe und ein Mädchen belebten das Haus, und zweifellos würde sich Eudora in ihrer Mitte wohler fühlen und glücklicher entwickeln, als in dem düsteren Heim ihrer Eltern, in den Beschwernissen und Entbehrungen einer Flucht. Noch wenige Stunden, sagte sich Marie, und Du wirst frei sein, trotz der Gefangenzelle, die Dich einschließt, losgelöst von allen Verpflichtungen, die Dich drückten. Sie würde es nicht über ihr Herz gewonnen haben, auch nicht aus einer Todesgefahr Lanthenat ihre Rettung zu verdanken; sie konnte seinen Verrath vergeben, aber nicht vergessen. Wenn ihre Weigerung ihm zu folgen Buzot bekannt würde, sah sie vorahnend den stolzen und bewundernden Aufschlag seiner Augen, und sie lächelte unwillkürlich. Der Gedanke an ihn führte sie weiter in das Reich der Möglichkeiten und Hoffnungen. Wenn doch endlich der Stahl des Schicksals dem spröden Stein den Funken entlockte, wenn gerade ihre Verhaftung, ihr Leiden, der Tod, der ihr bevorstand, Buzot's Muth aufstachelten und ihn aus Betrachtungen und Reden zu einer kühnen That fortrissen? Für den Ruhm ihres Freundes zu dulden und zu sterben — welches Loos konnte wünschenswerther für sie sein!

Erst kurz vor Mitternacht kehrte Roland zurück. Da er Lanthenat nicht an dem verabredeten Orte getroffen, hatte er zunächst die Freunde aufgesucht, zu denen sich Eudora begeben sollte und von denen sie schon ungeduldig erwartet wurde, und dann eine lange, einsame Wanderung durch die Straßen gemacht. „Ich wurde die Empfindung nicht los," sagte er, „daß es mein letzter Spaziergang durch diese Stadt sei. Niemals war sie mir fremder und unheimlicher vorgekommen. Ein beständiges dumpfes Geräusch wie von rollenden Karren war mir im Ohr. Und doch waren Gassen und Plätze von Fuhrwerken leer. Alle Bezirksvereine hielten Sitzung, vor dem Club der Jakobiner und im Garten des Palais Royal vor den Kaffeehäusern stand die Menge im dichten Gedränge. In dem einen, hieß es, säßen Danton und Henriot, der General der Bürgergarde, zusammen und verabredeten den Schlachtplan für den kommenden Tag. Zettel mit den Namen der Deputirten und Bürger, die morgen verhaftet werden sollten, gingen von Hand zu Hand oder wurden laut von einem Stuhl herab verlesen. Auch unsere Namen waren darunter, und bei jedem klatschten die Umstehenden Beifall, und die Wildesten riefen: „An die Laterne! Unter die Guillotine!" Da ich in das Gebrüll nicht einstimmte, wurde ich scheel angesehen und von Einigen hart angelassen. Aber Andere legten sich in das Mittel: „Laßt ihn doch in Frieden, ihr seht ja, es ist ein alter blöder Gelehrter, der zum ersten Male diese Namen

Digitized by Google

hört." Und da nun gar Danton an der Thür des Kaffeehauses erschien, drängten Alle vorwärts ihn zu sehen, und ich konnte meinen Weg ungehindert fortsetzen."

Gegen die Entscheidung, die Marie getroffen, erhob er keine Einwendung. Es war nicht nur die körperliche Ermüdung, die ihn Alles billigen ließ, was sie mit Lanthenat verabredet hatte: sein Geist war stumpf, sein Wille gebrochen. Das Leben lohnte sich für ihn nicht mehr der Mühe des An- und Ausziehens. Der Zusammenbruch seiner politischen Wirksamkeit, die innere Auflösung seiner Ehe, die ihn um so empfindlicher kränkte, je weniger sie ihm Veranlassung gab, in Zornausbrüchen, in einer hitzigen Aufwallung seinem Groll Genüge zu thun, der Selbstvorwurf, von dem er sich nicht lossprechen konnte, weil er in seinem freien und stolzen Wesen begründet war, daß er, statt das Glück Mariens zu machen, nur ein Hinderniß dieses Glückes gewesen sei, waren Schicksalsschläge, die ihm allmälig jede Widerstandskraft geraubt hatten. Kaum, daß er sich noch äußerlich aufrecht hielt. Mochten sie ihn darum noch eine Weile schieben, wie sie wollten, Menschen und Zufälle, er war sicher, bald die Ruhe zu finden. Vor der Gattin oder mit ihr. Sie zu überleben, war für ihn ausgeschlossen.

Lanthenat war gut unterrichtet gewesen. Am nächsten Morgen wurden die Sturmglocken geläutet, auf dem gemauerten Erdwall des Pont Neuf ward die Alarmkanone gelöst. Ganz Paris war in Bewegung nach den Tuilerien und dem Sitzungssaal des Convents. Selbst wenn Marie noch an dem Gedanken einer öffentlichen Abreise festgehalten hätte, wäre er jetzt durch die Ereignisse unausführbar geworden. Es war unmöglich, sich heute auf dem Stadthause einen Paß ausstellen zu lassen, unmöglich, durch die geschlossenen Barrièren zu kommen. Sie war zur Unthätigkeit verurtheilt und erwartete in fieberhafter Unruhe den Ausgang des Tages. Nachmittags um halb sechs Uhr erschienen einige Männer mit Piken und Gewehren bewaffnet in ihrem Hause. Einer, den die dreifarbige Schärpe auszeichnete, las Roland einen Befehl des revolutionären Ausschusses vor, der ihn und seine Gattin für verhaftet erklärte. „Ich kenne keinen revolutionären Ausschuß und kein Gesetz, das eine solche Behörde eingerichtet hat; ich stehe unter dem Schutz meines Bezirkes und werde Eurem Befehle nicht gehorchen." „Da ich keinen Auftrag habe, Gewalt anzuwenden," antwortete der Schärpenträger, den offenbar die Anwesenheit einiger Bürger aus dem Bezirke Beaurepaire einschüchterte, „werde ich Eure Antwort dem Gemeinderath mittheilen, Bürger Roland." — Seine Begleiter blieben als Wache vor dem Hause stehen, allein sie widersetzten sich nicht, als Frau Roland bald darauf aus dem Hause ging. Ein Wagen brachte sie nach den Tuilerien. Eine abenteuerliche Hoffnung war in ihr aufgeblitzt, vor die Schranke des Convents gelangen und ihm den Gewaltstreich des revolutionären Ausschusses mittheilen zu können. Ihre Erscheinung, ihre Rede, die von der Gluth ihrer Seele widerglühen würde, brachten vielleicht, wie sie sich schmeichelte, einen nachhaltigen Eindruck auf die Volksvertreter hervor und bestimmten den schwankenden Willen der Unentschiedenen; vielleicht war Buzot in der Sitzung . . . Welch' ein Triumph für sie, in der Gegenwart des Geliebten ihren Gegnern die Stirn zu bieten und ihre Anklagen zu zerschmettern! Sich und die Partei zu retten! Es war das

Digitized by Google

letzte Aufflammen, der letzte Traum der politischen Frau, die unbewußt nach einem heroischen Abgang von der Bühne suchte.

Aber sie kam nur bis in einen der Vorsäle des Convents und mußte lange warten, ehe Vergniaud, den sie hatte rufen lassen, ihrer Bitte Folge leisten konnte. Die Sitzung war stürmisch. In ihrer Wuth bedrohten sich die Gegner mit Fäusten und Stöcken, mit Dolchen und Pistolen. Wie wäre es möglich gewesen, bei dieser Aufregung der Versammlung auch nur auf eine kurze Frist ihre Aufmerksamkeit für eine Privatangelegenheit in Anspruch zu nehmen? Wie hätte sich in diesem unaufhörlichen Lärm, da Hunderte zugleich schrieen, die Stimme einer Frau Gehör verschaffen sollen? Stärker noch als die Gründe Vergniaud's beugte seine hoffnungslose Miene die Zuversicht Mariens; „ich habe den Kampf aufgegeben," sagte er, „Worte sind keine Waffen gegen Piken." Und als er ihr mittheilte, daß Buzot nicht im Saale sei, sondern mit Barbaroux an dem Entwurf eines Aufrufes an die Provinzen arbeitete, durch ihre Nationalgarden den Convent von der Herrschaft des Pariser Pöbels zu befreien, verlor sie den letzten Grund, bei ihrem Entschluß zu beharren. Da ihr jedoch Vergniaud versprach, bei einer günstigen Gelegenheit im Verlauf der Sitzung den gegen sie und ihren Gatten erlassenen Verhaftsbefehl zur Sprache zu bringen, wollte sie am Spätabend sich noch einmal in den Tuilerien einfinden.

In ihre Wohnung heimgekehrt, hörte sie mit einem freudigen Aufathmen, daß Roland mit einem Fremden seit einer Stunde durch die Hofthür, die in eine Seitengasse führte, das Haus verlassen habe. „Er ist also gerettet," sagte sie sich mit einer Genugthuung, die jeden Gedanken an ihre eigene Noth zurückdrängte. Vergniaud's Reden hatten sie überzeugt, daß von den Girondisten keine Hülfe gegen eine Gewaltthat des Pariser Gemeinderaths zu erwarten sei. Die Bitterkeit, die sie über die Schwäche und Rathlosigkeit ihrer Partei empfand, wollte sich in Verachtung verwandeln, als sie nach zehn Uhr wieder nach den Tuilerien fuhr. Sie hatte geglaubt, bei der gefährlichen Lage der Dinge würde der Convent unausgesetzt beisammen bleiben, wie bei der Abstimmung über das Schicksal Louis Capet's. Jetzt lagen die Tuilerien finster und öde vor ihr: die Sitzung war seit einer Stunde geschlossen worden. Die letzten Posten der Nationalgarde zogen aus den Höfen des Schlosses ab. Unter einer Laterne, um eine Kanone stehend, besprachen Leute aus dem Volke, rothe Mützen auf den Köpfen, die Ereignisse des Tages. Aus ihren Reden erfuhr Marie, daß die Verhaftung von zweiundzwanzig Deputirten der Rechten beschlossene Sache sei. „Und wenn der Convent seine Zustimmung verweigert?" — „Dann werden wir den ganzen Convent einstecken, Bürgerin! Wir sind das souveräne Volk, sie sind nur sechshundert Schwätzer! Wenn wir die Arme ausrecken, sind sie futsch! Und das seht Ihr doch ein, Brod und Fleisch müssen billiger werden, oder wir verhungern alle. Das wäre schade um uns und eine so stattliche Frau, wie Ihr eine seid." — „Und wenn die Provinzen über uns herfallen?" — „Laßt Euch doch nicht ins Bockshorn jagen, die stecken wir alle in den Sack!"

Gegenüber dieser unerschütterlichen Ueberzeugung von ihrem guten Recht und ihrer Macht, dieser mit dem Schrecken spielenden guten Laune der Pariser erkannte Frau Roland noch einmal den Abgrund, der zwischen dieser demo-

Digitized by Google

kratischen, nur für die Gleichheit und für die Verbrüderung in der Arbeiterjacke und der rothen Mütze schwärmenden Bevölkerung und ihrem Ideal einer Republik der Guten und Wissenden lag. Wie eine leise Reue stieg es in ihr auf, daß sie und ihre Partei unbesonnen und von Hirngespinnsten verblendet, die letzten Schranken der königlichen Herrschaft umgestürzt hatten, welche die Gasse und die Gosse noch von dem Besitz und der Bildung zurückgehalten. Jetzt hatte die Fluth der Gemeinheit und des Jakobinerthums die Stadt und den Staat überschwemmt. Es war eine Sündfluth des Schmutzes, die sie zu ersticken drohte, und eine ungestüme Sehnsucht erfaßte sie: säße ich schon im Kerker!

Ruhelos, in der Erwartung des Kommenden, wanderte sie durch ihre Gemächer. Ihr unfreundlicher Anblick konnte ihr den Abschied nicht schwer machen. Und doch wie viel des Glücks und der stillen Freude hatte sie hier genossen! Wäre sie nie aus dieser Beschränkung herausgetreten, hätte sie es sich genügen lassen, Gattin und Mutter zu sein! Aber sie schüttelte zu solchen Gedanken abwehrend den Kopf. Eine Weile stand sie vor dem Bette ihrer Tochter. Eudora schlief den festen Schlaf der Jugend. Ihr würden die Prüfungen der Mutter, der Sturm und Drang, der sie fortgerissen, erspart bleiben. Sie würde die treue häusliche Gattin eines guten Mannes werden und sich ihrer Mutter nur mit halber Liebe erinnern. Ihr Herz schlug dem Vater entgegen, nach ihm würde sie sich sehnen. „Vielleicht bleibt er Dir erhalten," dachte Marie, als sie sich auf den Zehen von dem Bette schlich, um die Schlafende nicht zu wecken. Lange betrachtete sie ein Medaillonbild Roland's, das sie früher um ihren Hals getragen hatte. Es dünkte sie eine Wohlthat des Geschicks, daß es sie plötzlich ohne Abschied von einander getrennt hatte. Eine innere Stimme sagte ihr, daß sie sich niemals wiedersehen würden, und sie fand es gut so. Was sich zwischen sie gedrängt hatte, war weder zu verbannen noch zu vergessen, durch keine Zeit, durch keine Nachsicht. Wenn sie die Ereignisse von einander entfernten, so war diese sanfte Lösung eines unhaltbar gewordenen Verhältnisses jeder andern, die ihr eigener Wille bewirkt hätte, vorzuziehen. Hatte ihrer Ehe der Sonnenschein der Liebe gefehlt, so war doch auch die Finsterniß des Treubruchs nicht darauf gefallen. Aber diese schmerzlichen Auseinandersetzungen, die stummen Vorwürfe und die bitteren Selbstanklagen, würden sich in die Abschiedsstimmung gemischt und jedem das Bild des Andern getrübt haben. Jetzt sah sie nicht ohne Zärtlichkeit und Rührung in das faltige, ernste, würdige Gesicht des Mannes, dessen Gefährtin, Freundin und Beratherin sie zwölf Jahre lang gewesen. Die erhabene Wehmuth ihrer Seele drängte jede kleinliche Empfindung zurück. „Du bist nicht schuld, daß ich nicht so glücklich geworden bin, wie Du es wünschtest," sagte sie; „mich hätte keine Ehe befriedigt." Sie steckte das Bild in einen Briefumschlag und schrieb darauf: „Für Eudora von ihrer Mutter." Mit Hülfe der Magd packte sie einige Bücher, ihren geliebten Plutarch, Thompson's Gedicht von den „Jahreszeiten," Wäsche und ein weißes wollenes Kleid zusammen, gab ihr noch einige Aufträge für die Wohnung und wies sie in Allem, falls man sie nicht zu ihr in das Gefängniß lassen würde, an Lanthenat. Ruhiger und traumloser als seit manchem Tage schlief sie dann einige Stunden.

Digitized by Google

In der Morgendämmerung weckte sie die verstörte, weinende Dienerin. Die Schergen des Gemeinderaths verlangten sie zu sprechen. Im schwarzen Kleide trat sie ihnen gelassen entgegen. Man las ihr zwei Mandate vor: eins von dem revolutionären Ausschuß, das andere von dem Gemeinderath erlassen, beide ihre Verhaftung und Ueberführung nach der Abtei verfügend. Der Friedensrichter des Bezirkes erschien, mit ihm eine Anzahl Sicherheitswächter. Auch wenn ihr Entschluß nicht längst schon gefaßt gewesen wäre, hätten ihr weder Protest noch Widerstand geholfen. Man legte die Siegel an die Schränke, die Schreibtische, die Commoden. Inzwischen hielt sie ihr Kind umschlungen und ermahnte ihre Dienerschaft zur Ruhe und Geduld. Endlich hatte der Friedensrichter sein Geschäft beendigt; es war sieben Uhr, als sie die Treppe hinunterstieg. Vor ihrem Hause stand eine Schar Bewaffneter, rechts und links eine lebendige Hecke bildend bis zur anderen Seite der Straße, wo ein Wagen hielt. Rings umher Hunderte von Neugierigen, Arbeiterfrauen, die zu den Bäckerladen gingen, Gesellen, die nach ihrer Werkstatt wanderten, müßiges Gesindel, Wüstlinge und Dirnen, die nach durchschwärmter Nacht verschlafen ihr Heim aufsuchten, alle angezogen von dem Schauspiel der Verhaftung einer Aristokratin. Langsamen Schritts, erhobenen Hauptes durchmaß sie den Raum. In ihrem Antlitz mußte etwas liegen, das den Zorn der Zuschauer reizte. „Zur Guillotine mit ihr!“ schrieen die frechsten Weiber. „Sollen wir die Wagenfenster in die Höhe ziehen?“ fragte artig einer der beiden Commissare, die sie begleiteten. „Braucht sich die Unschuld zu verstecken?“ entgegnete sie, und der Wagen rollte davon.

IX.

In dem inneren Hofe der Conciergerie, dem von mittelalterlichen Thürmen umgebenen Gefängniß am linken Seineufer, dicht neben dem Justizpalast und durch Treppen und Corridore mit seinen Sälen verbunden, drängten sich die Gefangenen. Mit jeder Minute wuchs ihre Zahl. Trotz des naßkalten Novembertages, durch dessen grau verhangenen Wolkenschleier nur jetzt, in der Mittagsstunde, ein bleicher Sonnenglanz wie ängstlich und verdrossen schimmerte, kamen sie aus den Einzelzellen, aus den gemeinsamen Kammern, aus den engen, schmutzigen und feuchten Räumen, wo sie auf dürftigem Strohlager zu vierzig und fünfzig zusammengedrängt, bei der gespenstischen Beleuchtung einer qualmenden Oellampe, die schreckliche Nacht hingebracht hatten. Draußen in der freien Luft, mit der Möglichkeit, die Glieder recken und strecken zu können, mit dem Aufblick zu dem Himmel, wie schmal der Ausschnitt war, die ihnen die steilen Dächer, die finsteren, hochragenden Thürme, der Große Cäsar und der Uhrthurm, der Schatzthurm und der Bombec ließen, erwachten sie gleichsam wieder zu dem Bewußtsein, daß auch sie Menschen seien. Es war schon eine Wohlthat, um sich sehen, tief athmen, sich bewegen zu können. Galerien auf der einen, Wetterdächer auf der anderen Seite gestatteten auch bei Regenwetter den Aufenthalt im Hofe. An Sauberkeit ließ er noch genug zu wünschen übrig; Schmutzlachen, Wasserpfützen gab es bei dem schlechten, eingetretenen Pflaster nur zu viele; eine empfindliche Nase ward nur zu sehr durch den Menschendunst und die aufsteigenden Gerüche verletzt; das Geschrei und Gekreisch der Hunderte, die sich auf

Digitized by Google

und ab stoßend und gestoßen bewegten, die unaufhörliche Berührung mit unsauberen Menschen waren keine Annehmlichkeiten — aber das Alles fiel nicht ins Gewicht gegenüber der Befreiung aus den Zellen.

Alle Stände waren vertreten, von dem fünfzehnjährigen Knaben bis zum siebzigjährigen Greise alle Altersstufen. Herrschte innerhalb des Gefängnisses noch eine gewisse Rangordnung, indem die Wohlhabenden, die es bezahlen konnten, sich ein eigenes Bett und besseres Essen verschafften, hier im Hofe wie auf dem Karren, der die Opfer zur Guillotine führte, war der Grundsatz der Gleichheit zur Wirklichkeit geworden. Gelehrte und Männer und Frauen, die weder lesen noch schreiben gelernt, der vornehmste Adel und das Gesindel, die ehrbare Frau und die Dirne, die des Hochverraths und der Verschwörung gegen die Republik Angeklagten und die Diebe, Hehler, Falschmünzer und Einbrecher wanderten hier einträchtig neben einander Stunden lang, stießen mit den Ellenbogen zusammen und nannten sich Du. Wohl bildeten sich verschiedene Gruppen, die sich enger aneinander schlossen, ihre besonderen Gespräche führten, ihre Erkennungszeichen hatten; nach Möglichkeit mieden die Gebildeten die Rohheit, die Reinlichen den Schmutz, die politischen Gefangenen die gemeinen Sträflinge. Aber immer gab es Gelegenheiten, die sie Alle in einen dichten Knäuel zusammenwirbelten: eine Neuigkeit, die von Mund zu Munde flog, die Rückkehr der Angeklagten aus dem Saal des Revolutionstribunals, die nun mit Fragen bestürmt wurden, der Eintritt der Gendarmen in den Hof, das Zeichen, daß der Karren draußen harre, oder auch ein Streit mit den Wächtern, ein Zank der Weiber, ein Spaß, den sich Witzbolde unter den Gefangenen erlaubt hatten. So umstanden sie jetzt Alle lachend und in die Hände klatschend in einem dichten Kreise den großen Hund Ravage, der des Nachts den Hof zu bewachen hatte. An seinem Schwanze war eine Assignatennote auf hundert Sous lautend und ein Papierstreifen mit der Inschrift befestigt: „Ravage ist bestechlich, hundert Sous und ein paar Hammelknochen haben ihn zum Verräther am Vaterlande gemacht.“ Der Hund schien eine Ahnung seiner Schmach zu haben, so geduckt schlich er umher und suchte vergebens aus dem Kreise zu entkommen. Selbst die Wächter, die theils an dem Eingang der Galerie Posten standen, theils im Hofe die Ordnung aufrecht erhielten, stimmten in den allgemeinen Jubel ein und beeilten sich nicht, ihren hündischen Collegen von seinem Schandfleck zu befreien. Und dieselben Menschen, Vornehme und Geringe, Hochgesinnte und Elende, die vor fünf Tagen zweiundzwanzig Girondisten, die noch vor einem Jahre als die berühmtesten und verehrtesten Vertheidiger der Freiheit gegolten, aus jener Pforte hinaus nach dem Karren hatten schreiten sehen, erfreuten sich, als wären sie nicht Alle demselben Tode geweiht, des lächerlichen Schauspiels.

Eine Frau kam da langsamen Ganges durch eine der Galerien. Ihre anmuthige und würdige Haltung wurde noch durch die Sorgfalt, mit der sie sich gekleidet hatte, gehoben. Sie trug einen mützenartigen Hut mit dreifarbigen Bändern, als ginge sie zu einem Besuche, und hob zuweilen ihr Kleid in die Höhe, um es nicht in einer Wasserpfütze oder an einem Kehrichthaufen zu beschmutzen. Einige, die sie erkannten, flüsterten sich zu: „Frau Roland!“ und entfernten sich aus dem Kreise, als fingen sie plötzlich sich des kindischen Scherzes zu schämen

Digitized by Google

an. „Frau Roland!" scholl es bald über den ganzen Hof, noch ehe sie die Stufen, die von der Galerie zu ihm niederführten, erreicht hatte. Die lebendige Kette, die den Missethäter Ravage so lange umschlossen, löste sich, und in gewaltigen Sätzen, mit freudigem Gebell, stürzte er seinem Herrn, dem Schließer der Conciergerie, Richard, entgegen. Niemand gedachte jetzt mehr des Auftrittes, der ihre Heiterkeit so stürmisch erregt hatte; im jähen Umschlag der Stimmung bemächtigte sich Aller ein Ernst, eine beinahe feierliche Stille der Ergriffenheit; bei dem Anblick dieser Frau, in der sich die Unschuld, die Wahrheit und die Liebe zur Freiheit verkörperten, kehrten sie aus der Posse zur Wirklichkeit zurück. Im Hofe ward sie von allen Seiten begrüßt, ihre näheren Bekannten drängten sich zu ihr. Freundlich nickte sie den verrufenen Frauen und Mädchen zu, die sich ihr nicht zu nahen wagten; den Wächtern und Wärtern, an denen sie vorüberging, wünschte sie einen guten Morgen. „Wir sind hier Alle wie eine große Familie," sagte sie zu ihrem Freunde Clavière, der in dem ersten Ministerium Roland's die Finanzen verwaltet hatte, „da dürfen wir es an gegenseitiger Höflichkeit und Freundschaft nicht fehlen lassen." Den Aermsten gab sie verstohlen ein Almosen, um sich ihre traurige und ungenügende Gefangenkost zu verbessern: sie hatte es großmüthig an ihrem eigenen Unterhalt erspart. Richard's Tochter brachte ihr einen kleinen Blumenstrauß. „Er sieht dürftig aus, Bürgerin, aber der Markt ist leer." — „Dürftig, liebes Kind? Und die drei wunderschönen weißen Rosen darin?" — „Ja, Bürgerin, die sind nicht von mir," lachte das Mädchen, „eine gute Freundin schickt sie Ihnen. Blumen haben auch in der Conciergerie freien Eintritt." Und mit der Schlauheit, an die sie der Aufenthalt in dem Gefängnisse gewöhnt, flüsterte sie der überraschten Frau, während sie eine der Rosen an ihrem Busenstreifen befestigte, ein „Aufgepaßt!" zu, „um die Rosen ist ein Zettelchen gewickelt." Frau Roland lächelte schwermüthig: „Ich danke Ihnen, mein Kind! Daß Sie sich nur keine Unannehmlichkeiten um meinetwillen zuziehen! Ich freue mich Ihrer Liebe, aber ich bedarf nichts mehr auf Erden . . ."

Einen Tag später, als die Girondisten, Vergniaud und Brissot an ihrer Spitze, die Conciergerie verlassen hatten, um auf das Schaffot zu steigen, war Marie Roland in dies Gefängniß, die letzte Station vor der Guillotine, geführt worden. Fünf Monate waren seit ihrer Verhaftung am 1. Juni vergangen; am 24. Juni hatte man sie aus der Abtei entlassen und sie unmittelbar darauf nach Sainte Pélagie gebracht. Seitdem hatte sie jede Hoffnung auf Rettung aufgegeben und sich in ruhiger Gefaßtheit auf den Abschied vom Leben vorbereitet. In der Abgeschiedenheit und der Muße des Gefängnisses war allmälig eine große Stille in ihr eingekehrt. Durch die Trennung von dem Geliebten hatte ihre Liebesleidenschaft den letzten Rest des Sinnlichen und Begehrlichen von sich ausgestoßen und sich gleichsam in Verklärung gehüllt. So mögen im Elysium selige Schatten sanft zu einander gezogen werden. Zum ersten Male seit einem langen Jahre fühlte sie sich im Kerker innerlich frei. Keine Verpflichtung hemmte den Schwung ihres Geistes oder bedrückte mit einem dunklen Schuldbewußtsein ihr Herz. Die Nachrichten, die sie aus der Außenwelt erhielt, beruhigten sie über das Schicksal der ihr theuersten Personen. Roland und Buzot

Digitized by Google

waren aus Paris entkommen; Eudora gedieh im Hause der Freunde; täglich besuchte sie Lanthenat oder führte sie spazieren. Auch die politischen Begebenheiten nahmen anfangs eine den Girondisten günstige Wendung. Lyon war in offener Empörung; in einem raschen Ansturm hatte die Bürgerschaft das Regiment der Jakobiner in der Stadt gestürzt. Die Bauern der Vendée gewannen einen Sieg nach dem andern über die Republikaner, und wie abgeneigt Frau Roland auch diesen Kämpfern für den Thron und den Altar war, der schwere Schlag, mit dem die Bewegung das Jakobinerthum bedrohte, schaffte zunächst den Girondisten in der Normandie Luft. Buzot und Barbaroux hatten sich nach Caen begeben, um ein Heer gegen Paris zu rüsten. Aber statt des Heeres brach nur ein Mädchen zur entschlossenen That nach Paris auf: Charlotte Corday. Zwei Frauenherzen konnten die Reden und die Ideale der Girondisten begeistern und bethören, Frankreich vermochten sie nicht mit sich fortzureißen. Marat's Ermordung entflammte die Wuth und den Rachedurst der Jakobiner aufs Höchste; überall gerieth die Sache der Gemäßigten in Verfall, und der rothe Schrecken feierte seine Orgien . . .

Nur wie das dumpfe Donnergrollen eines fernen Gewitters vernahm Marie den Lärm der Weltgeschichte. Die Mauern ihres Gefängnisses verbargen ihr den Anblick der Greuel und dämpften den Todesschrei der Sterbenden wie den höhnischen Jubelruf der Sieger. So lange sich ihre Freunde noch in der Normandie hielten, hatte sie auf verschiedenen Wegen Briefe mit ihnen ausgetauscht. Ein Deputirter der Rechten, Duperret, war ihr dabei ein freundlicher Vermittler gewesen. Seit seiner Verhaftung, seit der Unterwerfung der Normandie und der Flucht der Girondisten nach Bordeaux war jeder Verkehr Mariens mit der Welt außerhalb des Gefängnisses abgeschlossen. Wenn ihr dennoch die eine und die andere Kunde über den Aufenthalt und das Ergehen ihres Gatten, über Eudora ward, so kam sie heimlich, durch listige Veranstaltungen zu ihr: von Lanthenat, wie sie wußte. Aber sie hütete sich, darauf zu antworten, aus Furcht, im Falle der Entdeckung Lanthenat in ihr Schicksal zu verwickeln, und das letzte Band, das sie noch mit ihren Lieben verknüpfte, zu zerreißen. Die körperlichen Entbehrungen, die ihr die Gefangenschaft auferlegte, ertrug sie ohne Schaden für ihre Gesundheit. „Warum schränken Sie sich ein, Bürgerin?" fragte sie die Kastellanin von Sainte Pélagie. „Sie sollten jeden Tag ein Hühnchen und ein Glas Wein auf dem Tische haben. Alles für zwölf Franken, ein Spottgeld." — „Dazu bin ich nicht reich genug." — „O, ich gebe Ihnen Credit, Bürgerin," lachte die Andere verschmitzt. „Auch über die Guillotine hinaus." Aber wie hätte Marie diese unsichtbare Hülfe Lanthenat's annehmen können, so lange sie Krankheit oder das Hinschwinden ihrer Kräfte nicht dazu zwang? Die Abgeschiedenheit jedoch, in der sie lebte, die Loslösung von jeder Sorge des Tages, die Einkehr in sich selbst, das Nachlassen des Kampfes, der so lange und so schmerzlich in ihrer Brust getobt, das Schwinden der Hoffnung wie der Furcht hatten günstig auf ihre körperlichen Zustände eingewirkt. Die Luft des Gefängnisses hatte die frischen Farben von ihren Wangen vertrieben, sonst fühlte sie keinen Schmerz. Ihr Leib wie ihre Seele schien gegen den Druck der Ungerechtigkeit und des Mißgeschicks gefeit.

Digitized by Google

Sie benutzte die Muße, die ihr der lange Tag ließ, um ihre Erlebnisse niederzuschreiben. Anfänglich, noch unter dem Druck der politischen Ereignisse, nicht ohne die Absicht, sich, den Gatten und ihre Partei vor der Nachwelt zu rechtfertigen, schilderte sie die Thätigkeit, die Roland zweimal als Minister mit gleicher Thatkraft wie Rechtschaffenheit entfaltet, die Männer, die ihm zur Seite gestanden, die Gegner, die seinen Fall herbeigeführt, entwarf mit kühnen, sicheren Zügen die Charakterbilder ihrer hervorragendsten Parteigenossen, erzählte die Geschichte ihrer Verhaftung und beschrieb ihr Leben in der Abtei und Sainte Pélagie . . . Alles von dem Feuer einer stolzen Seele widerleuchtend, die das Recht und die Freiheit liebt, die Unterdrückung verabscheut und die Tyrannen in jeglicher Gestalt haßt und verachtet. Aber allmälig, je mehr das Geräusch der Ereignisse für sie erstarb und sie aufhörte, ihre Theilnehmerin zu sein, beruhigte sich auch diese Kampfesstimmung. Andere freundlichere Erinnerungen aus ihrer Jugend, hellere Gemälde unschuldiger Freuden, eines idyllischen Daseins verdrängten die tragischen Scenen, die das letzte Jahr ihres Lebens erfüllt. Und je deutlicher, als sie sich zu ihrer Schilderung anschickte, diese Vorstellungen in ihr wurden, je liebevoller sie sich in die Vergangenheit versenkte, desto freier erhob sich ihr Geist über das Gegenwärtige. Ihre Arbeit erfreute und erfrischte sie, das sinnige, lerneifrige Mädchen mit dem heißen Durst nach Erkenntniß, die jugendliche Naturschwärmerin mit dem Hang zur Schwermuth und der Sehnsucht nach einer schöneren Welt ließ auch für sie die Heroine halb in Vergessenheit gerathen, und die wunderlichen Wege, die sie das Schicksal über die Höhen des Lebens und durch den Sturm der Begebenheiten bis in den Kerker geführt, wollten sie wie ebenso viele Irrpfade bedünken, die sie von ihrem wahren Glücke, von ihrer rechten Bestimmung abgelenkt. Aber was ist, was vermag der Mensch in der doppelten Abhängigkeit von seinen Vorzügen und Schwächen, von den Dingen und den Zufällen? Weiß der Ball, wohin ihn die Keule des Schlägers jagen wird? Was hülfe es ihm, zu sagen: ich will oder ich will nicht? Die Entsagung ist der Weisheit Krone, und wie auf den Traum der Liebe hatte sie jetzt auch auf den Wahn des Ruhmes verzichtet . . .

Den Kleinen und Geringen, den Schächern und Schächerinnen im Hofe der Conciergerie hatte sie nun grüßend und dankend, hier durch einen freundlichen Blick, dort durch ein liebevolles Wort genug gethan und konnte sich ihren Freunden widmen. Alle waren begierig, aus ihrem Munde zu vernehmen, was bei ihren Verhören vor dem Revolutionstribunal am 2. und gestern am 3. November vorgefallen war, ob es einen schwachen Hoffnungsschimmer gäbe, daß man sie freisprechen würde? „Ihr glaubt ja selbst nicht an diese Möglichkeit," sagte sie. „Wie könnten sie ihre Verfolgung gegen mich einstellen, wo das Blut unserer Freunde noch raucht? Ich bin so schuldig oder unschuldig wie Jene, und der einzige Unterschied zwischen uns ist der, daß sie Männer waren und ich eine Frau bin. Aber das ist ein Vorrecht, das sie nicht gelten lassen, und auf das ich mich nicht berufen werde."

„Sie sind uns Allen ein Vorbild," unterbrach sie der Girondist Riouffe, „früher im Handeln und jetzt im Leiden."

Digitized by Google

„David, der Richter, und Fouquier Tinville, der öffentliche Ankläger," fuhr sie fort, „verhörten mich. Sie brachten die alten thörichten Beschuldigungen gegen mich vor, die der Berg früher gegen meinen Mann, als er noch Minister war, erhoben hatte. Wir beide hätten damals in dem Ministerium des Innern ein literarisches Bureau eingerichtet und der Republik feindliche Schriften verfassen und drucken lassen, um die öffentliche Meinung zu fälschen. Ich hätte auch die Anklagen gegen die Septembermörder, die Roland damals an die Departements schickte, niedergeschrieben; aus Staatsgeldern hätten wir Laya's Theaterstück bezahlt. Diese Hand soll sich mit Geld besudelt haben" — und unwillkürlich streckte sie ihre Rechte gegen den Himmel aus.

„Aber das Alles ist verleumderisches Geschwätz und böswillige Nachrede! Wie kann man darauf eine Anklage bauen?" riefen die Umstehenden.

„Es ist auch nur ein Vorwand für die Tyrannei, die uns Alle unterdrückt," entgegnete sie. „Unsere Freundschaft, unser Zusammenhang mit den Girondisten, unsere Vertheidigung des Rechts und der Gesetze ist der einzige Grund des Hasses, den die Jakobiner mir und meinem Manne geschworen haben. Daß wir sie eine Weile auf ihrem Wege zur Eroberung Frankreichs gehindert haben, das verzeihen sie uns nicht. Die Besuche, die unsere Freunde uns machten, stempelte Fouquier Tinville zu einer Verschwörung gegen die Einheit und Untheilbarkeit der Republik. In unserem Hause sei der Plan des Aufstandes für die Provinzen entworfen worden. Meinen Einwand, daß die Erhebung der Normandie und Lyon's erst eine Folge der Gewaltthat des Pariser Volkes gegen den Convent, der Rückschlag der beleidigten Provinzen auf die Vertreibung und Verhaftung ihrer Vertreter gewesen sei, daß ich selbst, während jene Dinge sich ereignet, im Gefängnisse gesessen hätte und in Allem auch nicht eine Spur von Roland's Mitwirkung zu entdecken wäre, behandelte er verächtlich als ein feiges Ausweichen von der Wahrheit. Er schien mir eine Art Allgegenwart zuzutrauen. Als ob ich von Sainte Pélagie aus die Heerschau in Caen hätte leiten und in Lyon die Kanonen gegen das Stadthaus richten lassen können. O, hätte ich ihm freilich zurufen mögen, wären wir im Januar oder Februar so klug und weitsichtig gewesen, wie Du es annimmst, hätten wir die Machtmittel, über die wir damals noch verfügten, entschlossen gegen den Gemeinderath von Paris angewandt und seine mit Blut und Raub befleckten Mitglieder in die Acht erklärt, dann säßest Du nicht hier, die Unschuld und die Wahrheit in mir zu beleidigen."

Ein zustimmendes Gemurmel ging durch die Reihen; allmälig hatten sich Alle, die im Hofe waren, um sie versammelt, um ihrer Erzählung zu lauschen. Nicht allein aus Mitleid mit der bewunderten und verehrten Frau oder unwiderstehlich von dem tiefen und vollen Klang ihrer Stimme angezogen, sondern aus Neugier, Näheres von dem Tribunal und dem Ankläger zu hören, vor denen früher oder später Jeder der hier Anwesenden erscheinen mußte.

„Nimm es mir nicht übel, Bürgerin," sagte eine breitschultrige Frau, eine Verkäuferin aus den Hallen, die verhaftet worden war, weil sie für ihre Waare höhere Preise als die Polizei erlaubte, gefordert und im Aerger ausgerufen hatte: Ich huste und spucke auf Eure Republick! — „nimm es mir nicht übel! Dein Mann und Deine Freunde, sie waren sämmtlich Memmen! Du hättest Dich an

Digitized by Google

unsere Spitze stellen sollen! Heisa, wie würden wir die Jakobiner ausgeräuchert und wieder vernünftige Preise für die Steinbutten und die Weißfische eingeführt haben."

Alle lachten, und selbst Frau Roland konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. „Guter Rath kommt immer zu spät," meinte sie zu der Fischverkäuferin hin, „Dir haben Deine Freunde aus der Markthalle auch nicht geholfen, nun sitzen wir Beide im Netz." Dann setzte sie ihre Erzählung weiter fort. „Bei der Verhaftung Duperret's hatten sich die Briefe vorgefunden, die ich ihm aus meinem Gefängniß in der Abtei geschrieben. Der Ankläger sah daraus, daß Duperret mir ein Schreiben Barbaroux's übermittelt und mir Nachrichten von meinen Freunden gegeben habe. Darauf stützte er seine Behauptung, daß ich auch im Gefängniß noch an der Spitze der Verschwörung gestanden hätte, und quälte mich mit unsinnigen und rohen Fragen über die einzelnen Deputirten, die ich um so weniger beantworten konnte, da ich selbst in den letzten Wochen meiner Freiheit nur selten mit ihnen verkehrt hatte und nach ihrer Entfernung aus Paris nichts von ihnen wußte. Ja, er entblödete sich nicht, immer von Neuem in mich zu dringen, ihm den Aufenthalt meines Gatten zu verrathen. Es war eine Folter, auf der ich lag. Dem Himmel sei Dank, sie ist nun vorüber. Sie werden mich nicht zum dritten Male verhören. Mein Urtheil ist längst bei ihnen gefällt, mein Anblick wie meine Rede muß ihnen gleich widerwärtig sein; warum den Spruch durch unnütze Förmlichkeiten hinausschieben? Ich sehne mich nach dem Ende," schloß sie, Riouffe die Hand gebend, „wie der Leidende nach dem Schlaf. Wahrheit, Vaterland, Freundschaft! Euch war mein Leben geweiht, ihr werdet mir den Tod, sanft und glorreich machen!"

„Ach, und ihr Gatte!" seufzte Riouffe. „Gedenken Sie seiner nicht? Wie soll er diese Bitterniß überleben?"

„Er wird es nicht," antwortete sie mit halber Stimme. „Wir werden bald genug vereint sein."

Eine weithin schallende Glocke verkündete die Mittagsstunde. Die Gefangenen suchten ihre Zellen auf. Einige, die ihre Kammer mit Anderen theilen mußten, zogen es vor, ihr Mahl in den Galerien einzunehmen. Frau Roland war in ihr Gemach hinaufgegangen. Die Wände waren mit Fratzen, mit Ausrufen des Zornes, mit Pöbelworten vollgeschmiert, die Dielen unsauber, in den Winkeln der Decke hingen Spinnweben. Aber sie mußte es schon als Vergünstigung betrachten, daß sie die schmale Kammer und das Bett für sich allein hatte und sie nicht mit einer Gefährtin zu theilen brauchte. Eine Bank mit dem Waschgeschirr, ein hölzerner Stuhl, ein Tisch, die Truhe, die ihre wenigen Habseligkeiten barg, bildeten mit dem Bette die Ausstattung des Raumes. Durch das vergitterte Fenster war ein Aufblick zu dem Himmel möglich, nur zu einem Atom seiner Weite, aber es weckte doch in ihr den Gedanken der Unendlichkeit. Sie hegte keinen Zweifel an ihrer persönlichen Unsterblichkeit; die Ewigkeit der Welt schien ihr die Ewigkeit des menschlichen Geistes zu verbürgen. Dennoch flossen, von Niemandem gesehen, heiße Thränen über ihr Antlitz. Die Natur, die sich noch ihrer Frische und Ungebrochenheit bewußt war, sträubte sich in ihr gegen den Tod. Warum

Digitized by Google

in der Blüthe der Jahre sterben müssen, mit dieser Gluth im Herzen, mit dieser Gedankenfülle im Kopfe?

Von den Speisen, die ihr die Frau des Kastellans mit besonderer Sorgfalt bereitet, genoß sie nur wenig, aber sie leerte ein volles Glas Wein, um die Spannkraft ihres Geistes rege zu erhalten. Bei dem Abräumen des Geschirres sah die Tochter Richard's, die ihr im Hofe die Blumen überreicht hatte, mit einem bedeutungsvollen Blicke sie und den Strauß an, der auf dem Fensterbrett lag. „Wenn es dämmert," sagte sie leise, als sie die Zelle verließ. Verwundert wiederholte Frau Roland „Wenn es dämmert?" und es fiel ihr ein, daß eine geheime Botschaft in den Blumen stecken sollte. Sie wickelte das breite dreifarbige Seidenband auseinander, das den Strauß zusammenhielt, und fand zwischen den Stielen künstlich versteckt einen dünnen Papierstreifen. „Ziehen Sie ein schwarzes Kleid an, nehmen Sie einen langen schwarzen Schleier um den Kopf. Muth und Vertrauen," las sie darauf. Ein Name stand nicht darunter, allein die Botschaft konnte einzig von Lanthenat herrühren. Was beabsichtigte er? Welchen Zweck verband er mit seiner Aufforderung? Hoffte er sie als schwarze Dame durch alle Pforten, Wächter und Gendarmen der Conciergerie unerkannt und unaufgehalten zu führen? Dennoch that sie, unter dem Eindruck des Geheimnißvollen, in der Stimmung der Gefangenen, die nach Allem greift, was eine Unterbrechung der öden Langeweile verspricht, wie er ihr geheißen. Während des Kleiderwechsels schalt sie sich eine Thörin und belächelte mitleidig ihr eigenes Thun, um nachher doch ungeduldig und gespannt das Abenteuer zu erwarten. Gegen fünf Uhr ward an ihre Thür geklopft, die Kastellanstochter trat ein. „Folgen Sie mir, Bürgerin, man wünscht Sie zu sprechen." — „Hat man denn die Erlaubniß dazu?" — „Wie dürfte mein Vater sonst das Sprechzimmer öffnen? Nur durch seine Kammer gelangt man hinein, und Sie wissen ja, daß ihn die Gefangenen für schlimmer als Cerberus erklären. Cerberus soll ein dreiköpfiger Riese bei den alten Heiden gewesen sein, der das Thor ihrer Hölle bewachte, nicht wahr? Kommen Sie getrost, es ist eine sehr gute Erlaubniß . . ."

Zu dieser Stunde waren die vielverschlungenen Corridore des Gefängnisses, die von der Zelle Mariens bis zu dem Sprechzimmer und der Pförtnerstube führten, leer und die wenigen Lampen, die sie während des Abends und der Nacht dürftig erhellten, aus Sparsamkeit noch nicht angezündet. Auch schien es nicht nöthig; fast alle Gefangenen bewegten sich noch im Hofe, um bis zum Glockenschlage der sechsten Stunde, an dem seine Zugänge geschlossen wurden, die frische Luft und den Schatten der Freiheit zu genießen. So gelangten Frau Roland und ihre Führerin, von Niemandem bemerkt, an die mit schwerem Eisenwerk beschlagene Thür zum Sprechzimmer. Auf der Holzbank, die an den Wänden entlang lief, saß in einer Ecke eine schwarzgekleidete Gestalt. Wie Frau Roland bei dem matten Schein einer von der Decke herabhängenden Ampel zu ihrem Erstaunen erkannte, denn sie hatte Lanthenat zu treffen vermuthet, eine Frau. „Bürgerin," wandte sich Richard bei ihrem Eintritt zu ihr, „da ist eine Dame, die Sie zu sprechen wünscht. Ich lasse Sie allein, aber nach dem Reglement muß ich Sie beide einschließen. Nach einer Stunde hole ich Sie wieder ab."

Digitized by Google

Er verschloß die Thür, durch die Marie gekommen war, und entfernte sich mit seiner Tochter durch die gegenüberliegende nach seiner Wohnung zu.

Erst als auch hier der Schlüssel sich im Schlosse gedreht hatte, und der Riegel vorgeschoben war, erhob sich die Fremde von der Bank und näherte sich Marien. Sie war fast von derselben Größe wie Marie, für den, der genauer zusah, ein wenig schlanker und zierlicher, ihr Gesicht verschleiert; hätte sie nicht einen hohen, in einer schmalen Röhre auffsteigenden schwarzen Filzhut mit einer breiten dreifarbigen Cocarde daran getragen, wären die beiden Frauen kaum von einander zu unterscheiden gewesen. Jetzt nahm sie hastig Hut und Schleier ab, warf sie neben sich auf die Bank, stand einen Augenblick wie festgezaubert Marien gegenüber und stürzte ihr dann mit unterdrücktem Aufschrei zu Füßen: „Ich bin es, Franchine!"

Wenn noch ein letzter Rest des früheren Unwillens und des Hochmuths der Tugend in Mariens Herzen gewesen wäre, vor so viel Treue und Anhänglichkei hätte er hinwegschwinden müssen. „Stehen Sie auf, mein Kind," sagte sie sanft und beugte sich zu der Knieenden herab, „dies ist nicht Ihr Platz."

„Nein, lassen Sie mich so," unterbrach sie bittend Franchine. „Es entsühnt mich in meinen Augen, wenn ich vor Ihnen knieen darf. O, meine Mutter, wie schwer hab' ich Sie gekränkt, noch mehr in meinen Gedanken als durch meine Flucht und meine Leichtfertigkeit. Ich wagte es, Ihre Tugend gering zu schätzen und meine kleinen Künste über Ihre erhabenen Bestrebungen zu stellen. Erst seit Sie im Kerker schmachten, seit mir Lanthenat erzählt hat, mit welchem Heldenmuth Sie Ihr Schicksal ertragen, daß Sie es hochherzig freiwillig sich selbst gewählt haben, seh' ich meine ganze Nichtigkeit und Häßlichkeit wie in einem Spiegel vor mir. Da hat es mir länger keine Ruhe gelassen, ich mußte Sie noch einmal sprechen, Ihre Verzeihung erflehen und Ihnen sagen, daß ich Sie liebe."

Marie zog sie an ihr Herz. „Ich habe längst vergeben, mein Kind. Wenn ich früher unduldsam und eigenwillig war, hab' ich in der Gefangenschaft Duldung üben gelernt. Sie sind noch so jung und so schön, allen Verirrungen des Blutes, allen Verlockungen der Welt ausgesetzt, wer könnte Ihnen zürnen! Die Treue, die Sie mir heute beweisen, macht das Leid gut, das Sie mir und noch mehr sich selbst zugefügt haben. Aber nun erzählen Sie mir, wie es Ihnen möglich geworden ist, zu mir zu dringen, hierher, in die Conciergerie."

„Ich wollte Sie schon in Sainte Pélagie aufsuchen, doch die Umstände hinderten es, und ich durfte den Streich, den ich vorhatte, noch nicht wagen. Jetzt ist es etwas Anderes, jetzt kennt mich Paris . . ." Und nun konnte doch der Kobold, der in ihr steckte, nicht umhin, trotz der ernsten Lage und des düstern Ortes, zu lichern: „Rücken Sie nicht von mir weg, ich bin eine Schauspielerin!"

„Eine Schauspielerin?"

„Ja, und eine, der Paris zuläuft. Die Variétés auf den Boulevards, heißt es, haben jetzt eine Sängerin, die ein Wunder der Natur ist. Wie sie die patriotischen Lieder vorträgt, das muß Jedem ans Herz greifen. Und wenn sie lacht, vergißt man alle politischen Sorgen. Nicht wahr, das ist drollig?"

Digitized by Google

Die naive Eitelkeit entlockte Marien ein Lächeln: „Und bei all' Ihren Triumphen haben Sie noch Muße gehabt, meiner zu gedenken?"

„Jeden Abend hab' ich zu Onkel Lanthenat gesagt: der Beifall freut mich nur halb; froh würde ich erst sein, wenn Frau Roland mir zuhören könnte. Wenn sie so erführe, daß ich kein ganz verlorenes Geschöpf bin, das ihrer Liebe und Güte nur Schande macht, sondern daß auch in meiner Seele ein Wohllaut lebt, nur ein leiser Hauch, aber doch ein Hauch von oben."

„Möge er immer stärker und voller werden, gute Franchine. Die Kunst löscht die Erinnerung vieler Fehler aus und adelt uns Frauen, wie der Schmerz. Ach, warum sind die Zeiten so hart und traurig! Mit welchem Vergnügen würde Roland seine kleine, lustige Franchine auf der Bühne gesehen haben. Lanthenat muß Ihnen nun die ganze Vergangenheit ersetzen. Wie geht es ihm, wie erträgt er das Unglück seiner Freunde?"

„Wäre Eudora nicht, würde ich für seinen Verstand fürchten, oder daß er sich ein Leids anthäte. Er theilt seine Zeit zwischen dem Kinde und dem Theater . . ."

„Sie kommen mit Eudora zusammen . . ."

„Nein, ich habe es ohne Ihre Erlaubniß nicht gewagt, sie aufzusuchen, aber Lanthenat wird Ihnen sagen, wie oft sie schon nach mir verlangt hat."

„Mir sagen? Lanthenat? Wann?" Mit einem gewissen Schrecken blickte Frau Roland das Mädchen an.

„Es ist nicht mehr möglich, Versteckens zu spielen," flüsterte Franchine und ergriff Mariens Hand. „Lanthenat erwartet Sie draußen im Hofe des Justizpalastes. Still, keinen Laut. Wir sind zum Verwechseln ähnlich, in Kleidung, Gang und Haltung. Viele Stunden lang habe ich mich darauf eingeübt. Ich wickle mich in Ihren Schleier, Sie setzen meinen Hut auf. Ohne Anstand wird Sie der Pförtner durch seine Stube, das Zimmer davor, durch das Thor und die Schildwachen führen. Genau wie es die Gefängnißordnung vorschreibt. Im Hofe vor dem Thor hält der Wagen, der mich hergebracht hat. Lanthenat sitzt darin. Er hat einen Paß für sich und seine Frau . . ."

„Und Sie?" Bebend, wortlos hatte Marie zugehört.

„Ich gehe, als ob ich Sie wäre, in Ihre Zelle zurück und schütze Kopfschmerzen vor. Nach unserer Unterredung wird dies der Tochter des Kastellans nicht auffallen. Man schließt mich ein, und ich schlafe lange in den Tag hinein. Das Tribunal läßt Sie und mich morgen in Ruhe, erst auf den achten November hat die Fleury eine Aufforderung erhalten, ihr Zeugniß abzulegen. Ich müßte eine schlechte Schauspielerin sein, wenn ich Ihnen nicht einen Vorsprung von sechzehn Stunden verschaffte."

„Und dann? Einmal müßte doch der Betrug entdeckt werden . . ."

„Dann werden die Pariser in die Hände schlagen: Da capo, diese Franchine ist nicht nur eine große Sängerin, sondern hat Herz und Verstand, und es wird einen unbeschreiblichen Jubel geben, wenn ich die Marseillaise zum ersten Male wieder singe, die dreifarbige Fahne im Arm."

„Nein, thörichtes, hochsinniges Kind," und Thränen erstickten Mariens Stimme, Thränen der Rührung und Freude, „so wird dies Abenteuer nicht enden. Nicht

Digitized by Google

mit Liedern. Man wird Sie mit Recht des Verbrechens anklagen, einer Hochverrätherin zur Flucht verholfen zu haben —"

„Und wenn ich den Richtern sage, daß ich meine Mutter gerettet habe, mehr noch als meine leibliche Mutter . . ."

„So werden Sie die Richter trotzdem zum Tode verurtheilen, denn vor ihnen gilt nur der Patriotismus, nicht die Kindesliebe. Es ist unverantwortlich von Lanthenat, daß er Ihren Edelmuth, Ihre Hingabe, Ihre Unerfahrenheit zu einem solchen Streiche mißbrauchen wollte, der mich nicht aus den Händen meiner Feinde befreien, der einzig über Sie und ihn, über den unglücklichen Schließer, das Verderben herabbeschwören würde. Hielt er mich für so begierig nach dem Leben, daß er glauben konnte, ich würde den kümmerlichen Rest meines Daseins mit dem Opfer Ihrer Jugend und Zukunft erkaufen? Für so unvernünftig, auch nur minutenlang auf das Gelingen des abenteuerlichen Planes zu hoffen?"

Eine Weile saß Franchine mit gefalteten Händen neben ihr, sie mit ihren großen Augen angstvoll und bewundernd anstarrend. Sichtlich rang sie mit einem Entschluß, den sie nicht in Worte zu fassen wagte. Aber zuletzt überwand die Einsicht, daß die Zeit verstriche und sie nicht länger zögern dürfte, die Besorgniß. „Ich hoffte, Frau Roland, Sie würden mir das Schwerste ersparen," sagte sie. „Von Lanthenat und mir unternommen, wäre Ihre Rettung unmöglich gewesen, ein Anderer steht dahinter und bürgt Ihnen und uns für das Gelingen. Muß ich ihn nennen?"

„Danton!" rief Frau Roland, und der laute Ton fuhr schrill und scharf durch das bisherige Geflüster. Sie war aufgestanden; der Widerwille, den sie gegen diesen Mann empfand, war unüberwindlich, und der Gedanke, daß Franchinens Bitten ihn zu diesem Schritte gedrängt, trieb ihr die Schamröthe in die blassen Wangen und drohte die Neigung, welche die muthige Handlung des Mädchens in ihr erweckt, wieder zu ersticken.

An den Wechsel in dem Gesichtsausdruck Mariens, an ihrer Bewegung hatte Franchine erkannt, was in ihrer Seele vorging. „Nein, nein!" wehrte sie ab. „Sie thun uns beiden Unrecht. Ich habe Ihren heiligen Namen nicht durch eine Bitte entweiht. Er hat zuerst gesagt: sie muß gerettet werden. Als Lanthenat Sie aus Sainte Pélagie entführen wollte, sagte er, laß sie nur im Gefängniß, dort ist sie jetzt sicherer bewahrt, als an irgend einem anderen Ort in Frankreich. Er glaubte, man würde Sie dort vergessen; Ihre Acten wollte er bei Seite schaffen lassen. Seine Gutmüthigkeit hat ihn getäuscht; als Robespierre und seine Genossen darauf bestanden, daß man auch Sie zum Tode führe, wie die anderen Girondisten, gelobte er sich, Ihre Rettung zu versuchen. Sein Werk ist es, daß ich hier bin. O, meine Mutter, lassen Sie sich erweichen. Fliehen Sie, mir wird kein Haar gekrümmt werden."

„Wir wollen das Schicksal nicht auf die Probe stellen," erwiderte Marie und strich mit ihrer Hand über Franchinens Scheitel; „es wäre zu schade um dies schöne Haar. Sieh, in dem meinen sind schon graue Strähnen, lohnte es sich, daß sie vor Kummer über den Tod meiner Freunde, über das Elend meines Vaterlandes weiß würden? Der Schmerz und die Erinnerungen tödten nur langsamer und qualvoller als das Messer der Guillotine. Deine Absicht, gutes

Digitized by Google

Herz, hast Du erfüllt. Ich nehme Dein Opfer für vollbracht an, und in sanfter Rührung neigt sich meine Seele der Deinen zu. Weine Dich an meinem Busen aus; künftig wird Dir diese Stunde ein wehmüthig süßer Gedanke sein."

Lange hielten sich beide umschlungen in schweigender Umarmung. Franchine zerfloß in Thränen, Marie bewahrte die ruhige Gefaßtheit der Entschlossenheit. „So," sagte sie und drückte einen Kuß auf Franchinens Stirne, „bringe diesen Kuß Eudoren. Es ist der letzte Abschied ihrer Mutter. Ich hätte sie gern noch einmal an die Brust gedrückt, aber warum ihr junges Gemüth für immer mit den schrecklichen Bildern des Kerkers, einer zum Schaffot geführten Mutter verdüstern? Bringe Lanthenat meine Grüße, ihm vermache ich mein Kind. Er muß sich ihr erhalten, bald genug wird er ihr die Mutter und den Vater ersetzen müssen. Bleibe Du ihr schwesterlich gesinnt, sprich ihr von ihrer Mutter, Du verstehst besser, als sie, was mich über den Kreis des Frauendaseins hinaustrieb. Wenn ich irrte, so geschah es der Freiheit und des Ruhmes wegen, weil ich zu hoch und zu stolz von uns dachte."

Franchinen war es, als umwittere sie der Hauch einer höheren, einer Geisterwelt; sie konnte sich nicht von Marien losreißen; sie umschlang ihre Kniee, sie vergrub ihr Antlitz in den Falten ihres Kleides, Worte hatte sie nicht. Marie hob sie empor und drängte sie leise zurück. „Horch!" sagte sie mit dem geschärften Ohr der Gefangenen. „Sie schließen den Hof, es ist Scheidenszeit für uns!" Und während Franchine ganz in der Gewalt des stärkeren Willens, mechanisch ihren Hut aufsetzte und auf dem Kopf befestigte, fragte Marie halblaut: „Den Aufenthalt meines Mannes kenne ich, hast Du etwas von Buzot's Ergehen gehört?"

„Er soll auf der Flucht sein, über Bordeaux hinaus, umherirrend in den Wäldern und Haiden, in die Acht erkärt; sein Haus in Evreux haben sie niedergerissen und der Erde gleich gemacht . . ."

„Aermster Freund! Er wird noch trauriger enden, als Vergniaud und ich. In völliger Verlassenheit und Finsterniß. Unbarmherziges Schicksal, mußtest Du ihm nicht nur den Sieg, sondern auch den Heldentod verweigern?"

Indem klirrte der Riegel, noch eine Secunde, eine letzte Umarmung; der Schließer trat ein, hinter ihm seine Tochter. Sie warf einen raschen, lauernden Blick auf beide Frauen. Da Marie ihren Schleier nicht wieder über das Gesicht gezogen hatte, war eine Verwechselung unmöglich, und ein Ausdruck der Enttäuschung und des tiefsten Staunens malte sich in den Zügen der Schließerin ab. „Da Sie den Schleier nicht umgenommen haben, Bürgerin," sagte sie mit einem Ton zwischen Bewunderung und Verdruß, „können wir uns den Umweg sparen und über den Hof zu Ihrer Zelle gehen."

„Wie Sie wollen," antwortete Frau Roland mit einem halben Lächeln. „Ich denke, es ist für uns Alle am besten so. Gute Nacht, Franchine!"

Sie wartete noch, unter der Ampel stehend, bis Richard Franchine hinausgeführt hatte, dann wandte sie sich an ihre Begleiterin: „Ich bin bereit."

„Wissen Sie auch, daß es jetzt nur noch zum Tode geht?" brach das Mädchen aus. „Für Sie mag es groß sein, aber das Andere wäre für uns ein besseres Geschäft gewesen."

Digitized by Google

. . . Zu langsam für ihre Todessehnsucht verstrichen die fünf Tage, die sie noch zu leben hatte, in dem grauen Einerlei der Conciergerie für Frau Roland. Freundlich und höflich schien sie noch immer an den Geschicken ihrer Leidensgefährten und den kleinen Zufällen des Gefängnißlebens Antheil zu nehmen, aber ihre Seele weilte nicht mehr bei irdischen Dingen. In ihrem Halbschlaf sah sie Buzot von seinen Verfolgern in der Dämmerung eines düsteren Abends auf einem Stoppelfelde erschlagen, ihren Gatten sein Asyl in Rouen bei der Nachricht ihres Todes heimlich verlassen und sich auf der Landstraße, in dem Dunkel eines Gebüsches, den Dolch in die Brust stoßen . . . „Aus!“ rief sie aufstehend, und saß, die Hände über das Gesicht geschlagen, stundenlang thränenlos auf ihrem Bette; noch lebend und doch schon erdentrückt, in anderen Sphären den theueren Schatten zustrebend, selber ein Schatten. Die furchtbare Schnelligkeit, mit der das Revolutionstribunal die Aburtheilung der Angeklagten vollzog, dünkte sie fast wie ein endloses Hinausschieben ihrer Erlösung. Mit Ungeduld erwartete sie das Schuldig der Geschworenen, da sie mit dem Leben fertig war. Von den Zeugenaussagen war die einzige der Klavierlehrerin Eudora's gegen sie ausgefallen, aber auch diese hatte nichts zu sagen gewußt, als daß Roland und seine Gattin ihr kein Vertrauen bezeigt, sie wegen ihrer patriotischen Gesinnung zurückgesetzt und im Anfang des Maimonats bei den Anzeichen und Vorboten des drohenden Bürgerkrieges ihre Freude und Zufriedenheit offen bekundet hätten. Nach ihrem ersten Verhör hatte Frau Roland den Entwurf einer Vertheidigungsrede, die sie vor Gericht zu halten gedachte, niedergeschrieben. Jetzt war sie auch davon wie von einer letzten Eitelkeit zurückgekommen. Nach dem Gespräch mit Franchinen erfüllte ein heiliger Friede ihre Brust. Die Hingabe dieses Mädchens, das sie schon als eine Verlorene betrachtet hatte, der Muth, mit dem es sein Leben an ihre Befreiung wagen wollte, die Treue Lanthenat's, selbst Danton's Verhalten gegen sie, versöhnten sie wieder mit der Menschheit. Noch war die Hochherzigkeit nicht ausgestorben, ihre Gefühle und Gedanken fanden noch einen Widerhall in dem Gemüth Anderer; sie brauchte nicht vor einem Tribunal der Ungerechtigkeit vergebens ihre Stimme zu erheben. Außerhalb des Gerichtshofes würden alle Guten ihre Unschuld bezeugen. So ging sie in weißem, mit Blondenspitzen besetzten Kleide, das ein Gürtel von schwarzem Sammet umspannte, ihr Haar leicht gekräuselt auf ihre Schultern fallend, in die Sitzung des Tribunals am 9. November. Ohne Erblassen und ohne Zittern hörte sie die Vorlesung ihres Urtheils an. Es verurtheilte sie, wegen der Handlungen ihres Mannes, an denen sie Theil genommen, und auf Grund der Briefe, die sie mit Duperret gewechselt, zum Tode, als Mitwisserin und Mithelferin einer hochverrätherischen Verschwörung gegen die Einheit und die Untheilbarkeit der Republik, gegen die Freiheit und die Sicherheit des französischen Volkes.

Dichtgedrängt standen die Gefangenen im Hofe, ihre Rückkehr erwartend. Obgleich im tiefsten Innern Keiner, bei dem Hasse und dem Fanatismus der Richter und Geschworenen, an ihrer Verurtheilung zweifelte, war es doch, als ob sie sich Alle von der Hoffnung betrügen ließen. Denn als Frau Roland nun eiligen Schrittes, einen Verklärungsschimmer in ihrem Gesicht, in den Hof trat, um nach ihrer Zelle zu gehen, hingen Aller Augen an ihrem Munde. Zu fragen

Digitized by Google

traute sich Niemand, nur eine Frau schluchzte: „Sieht sie nicht aus, wie der Engel der Unschuld?“ Frau Roland stand still, hob die Augen gen Himmel und legte die Hand an ihren Hals. Alle verstanden ihre Gebärde, in den verschiedensten Ausrufen und Bewegungen äußerten sich Mitleid, Zorn, Bewunderung. Die Frauen küßten den Saum ihres Gewandes, die Männer priesen sie mit unterdrückten Thränen als die Heldenhafteste ihres Geschlechts. „Mein Beispiel wird wenige meiner Schwestern verführen,“ sagte sie darauf, „für die Freiheit zu schwärmen und gleiches Recht mit den Männern zu fordern. Wie viel leichter sind die Pflichten des Hauses, wie viel süßer seine Freuden! Dem Tode gegenüber ist die Weltbühne nicht größer, als der Raum der kleinsten Hütte.“ Auf den Stufen der Galerie saß, das Haar mit seinen Händen zerraufend, in Verzweiflung ein Mann: Lamarche, der Director der Assignatenfabrik, der vor ihr verurtheilt worden war. Sie ging zu ihm und setzte sich neben ihn: „Da wir morgen zusammen den Karren besteigen, ziemt es sich wohl, daß wir vorher Freundschaft schließen.“ Unwirsch wollte er sie zurückweisen, aber ihrer Sanftmuth und Heiterkeit gelang es, seinen Jammer zu zerstreuen und seinen Muth wieder zu erwecken. So ganz war sie dieser Bemühung hingegeben, daß sie den stummen Zeugen, den ihr Gespräch hatte, nicht bemerkte. Ein Mann war ihr aus dem Gerichtssaal gefolgt und hatte, vermuthlich durch Bestechung der Wärter, für eine Weile Zugang zu dem Hofe erhalten. Er stand hinter ihr im Halbdunkel der Galerie. Erst als Lamarche ihr die Hand gab: „Sie sollen morgen keinen Schwächling an Ihrer Seite haben,“ blickte sie sich zufällig um und erkannte den Andern.

„Lanthenat!“

„Marie!“

„Was wollen Sie? Warum reißen Sie mich grausam aus dem Traum, der dem Tode wie eine einschläfernde Musik vorangeht?“

„Sie noch einmal sehen und dann sterben . . .“ Schwer legte sich ihre Hand auf seine Schulter. „Das werden Sie nicht thun; Franchine hat Ihnen gesagt, was ich von Ihnen verlange. Wenn ich Sie nicht verachten soll, müssen Sie meinem Kinde leben. Versprechen Sie es mir!“

„Sie verdammen mich zur endlosen Qual . . .“

„Es sei die Sühne für das, was Sie an mir gefrevelt.“

Unter ihrem Blick neigte er das Haupt. Wie durch einen Flor sah er sie, eine Lichterscheinung, in den Hof hinabsteigen, von den Gefangenen umringt, hörte wie vom Himmel herab ihre Stimme: „Muth, meine Freunde! Gegen uns Alle erhebt die Tyrannei ihr blutiges Messer. Aber wir rufen ihr und dem Tode zum Trotz: es lebe die Freiheit!“ Und während seinen nassen Augen das weiße Kleid hinter einer der vielen Thüren entschwand, umbrauste ihn halb jubelnd, halb schaurig der Schrei der Gefangenen: „Es lebe die Freiheit!“

Digitized by Google

Von unserm Historischen Institut in Rom.

Von

Max Lenz.

Nuntiaturberichte aus Deutschland. Erste Abtheilung, erster und zweiter Band. Gotha, Fr. A. Perthes. 1892. Dritte Abtheilung, erster Band. Berlin, A. Bath. 1892.

Seitdem Papst Leo XIII. mit hochherzigem Entschluß im Jahre 1880 das vaticanische Archiv der historischen Forschung zugänglich gemacht hat, ist diese dorther durch eine Reihe umfassender Publicationen mächtig gefördert worden. Theils aus eigenem Antrieb und Mitteln, theils von Regierungen und Vereinen unterstützt, sind dort alljährlich vom Herbst bis zum Sommer hin eine Anzahl von Forschern vereinigt, um die durch alle Jahrhunderte ausgebreiteten Schätze der vaticanischen Sammlungen wetteifernd an das Licht zu schaffen. Was die Beamten des Vaticans, vor Anderen unsere Landsleute, der Dominicanerpater Denifle und Pater Franz Ehrle vom Orden Jesu, im „Archiv für Kirchen- und Literaturgeschichte des Mittelalters", im „Spicilegio Vaticano" und anderen Editionen, was die Zöglinge der École française in den Regestenwerken über die Päpste des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts oder in der Bändereihe der „Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome" edirt haben, kann — um von anderen Unternehmungen zu schweigen — allein schon fast eine Bibliothek vorstellen; doch ist damit erst ein kleines Loch in den Berg von Acten gegraben worden.

Später als andere Regierungen hat sich die preußische entschlossen, in den allgemeinen Wettbewerb einzutreten. Erst vor vier Jahren folgte sie den Anregungen, die wiederholt an sie herangetreten waren, und gründete nach dem Vorgange Frankreichs und Oesterreichs eine historische Station, die im folgenden Jahre den Titel eines Historischen Instituts annahm. Unter Aufsicht des Unterrichtsministeriums und unter der unmittelbaren Leitung einer durch die Königliche Akademie der Wissenschaften gewählten Commission besteht es aus einem Secretär und zwei Assistenten, und ist bestimmt, nicht nur die Centrale für die deutsche Forschung in Rom und Italien zu werden, durch seine Verbindungen und Erfahrungen anderen Forschern die Wege zu ebnen, sondern

Digitized by Google

vor Allem auch selbst aus den Archiven Roms und Italiens Publicationen zur deutschen Geschichte zu veranstalten.

Als erste Hauptaufgabe war von Anfang an die Herausgabe der Nuntiaturberichte aus Deutschland in der Reformationszeit ins Auge gefaßt worden. Man dachte dabei zunächst nur an die Epoche Karl's V., von 1519 bis 1555, beschloß jedoch bald, da sich für die ersten zwölf bis dreizehn Jahre das unbekannte Material geringer als man gedacht herausstellte, nach dem Augsburger Religionsfrieden dagegen die Quellen um so reichlicher flossen, von jener ersten Zeit abzusehen und dafür die späteren Jahre, Anfangs bis 1576, dann bis 1585, d. h. bis zu dem Regierungsantritte Sixtus' V., in den Arbeitsplan mit einzuziehen. Hier wollte man innehalten, da bereits die Görres-Gesellschaft die Bearbeitung der Berichte aus der Zeit des letztgenannten Papstes begonnen hatte. Auch dieser Plan hat aber noch eine Aenderung erfahren. Denn während die Arbeit bereits für die verschiedenen Epochen rüstig gefördert wurde, ergab sich, daß das Institut für österreichische Geschichtsforschung in Rom, an dessen Spitze Theodor von Sickel steht, neben seinen mittelalterlichen Aufgaben ebenfalls eine Partie der Nuntiaturberichte des sechzehnten Jahrhunderts, und zwar die gerade für Oesterreich so entscheidungsvolle Periode Kaiser Maximilian's II. zum Arbeitsgebiete gewählt hatte. Um eine zwecklose Concurrenz beider deutscher Institute zu vermeiden, kam es daher zu einer Vereinbarung, welche in erfreulichster Weise zugleich die Gemeinsamkeit der Interessen und die Selbständigkeit einer jeden Genossenschaft gewährleistet.

Es soll danach die ganze Reihe der Nuntiaturberichte von 1533 bis 1585 nebst den sie ergänzenden Actenstücken als ein einheitliches Ganze in die Oeffentlichkeit treten, so daß alle Bände, sowohl die von Oesterreich wie die von Preußen herausgegebenen dasselbe Format, Papier, Satz ꝛc. erhalten; beide Institute werden in jeder Beziehung ihre Arbeiten wechselseitig unterstützen und fördern. Zugleich aber ist das Arbeitsgebiet gegenseitig so abgegrenzt worden, daß drei Abtheilungen gebildet sind, deren erste und dritte, von 1533 bis 1559 sowie von 1572 bis 1585 (das Pontificat Gregor's XIII.), von unserm Institut bearbeitet und herausgegeben werden, während wir die Zwischenzeit, die Pontificate Pius' IV. und Pius' V., unseren österreichischen Collegen abgetreten haben. Auch wird in der inneren Einrichtung (Textbehandlung, Orthographie, Anmerkungen, Beilagen u. s. w.) jedes Institut selbständig handeln dürfen. Neben unserm Institut ist an der Herausgabe der uns zustehenden beiden Serien noch die preußische Archivverwaltung betheiligt, deren Chef Heinrich von Sybel als Vorsitzender der Akademischen Commission den wesentlichsten Antheil an der Gründung und Entwicklung der jungen Schöpfung gehabt hat.

Heute nun liegen bereits in drei starken Bänden die ersten Erfolge vor Augen. Der erste und zweite, bearbeitet von dem ersten Assistenten an unserm Institut, Professor Walter Friedensburg, einem schon lange in der deutschen Reformationszeit vollbewährten Forscher, enthalten die Nuntiaturen Pier Paolo Vergerio's und Giovanni Morone's von 1533 bis 1538; der dritte gehört der dritten Abtheilung an und enthält die Berichte über den Kampf um Köln 1576—1584, d. h. über die Wahl und den Abfall Erzbischofs Gebhard Truchseß

Digitized by Google

von Waldburg, eine der interessantesten und bedeutungsvollsten Actionen aus der Epoche der Gegenreformation; Herausgeber ist Dr. Joseph Hansen, früher zweiter Assistent am Institut, seitdem Stadtarchivar in Köln. Sei es mir nun erlaubt, vor einem die engeren Fachgrenzen überschreitenden Leserkreise über den Inhalt dieser Bände, sowie über den Umfang und die Bedeutung des ganzen Arbeitsgebietes auf Grund der vortrefflichen Einleitungen, wie auch der Depeschen selbst Bericht zu erstatten.

Welche Massen von Acten im Vatican zu bezwingen sind, mag man aus der Angabe Friedensburg's ermessen, daß in der Hauptabtheilung, den Acten des Staatssecretariats, allein an Nuntiaturberichten nebst den dazu gehörigen Gegenschreiben der Curie an 4000 Bände vorhanden sind, eingetheilt in 21 Gruppen nach den Ländern oder Orten, woher oder wohin die Schreiben gerichtet waren. Auf die Nuntiatura di Germania fallen davon für die Zeit vom Beginn der Reformation bis 1740 351 Bände, davon aber in die ganze Zeit Karl's V. nur 16, und in die erste Abtheilung unserer Publication etwa ein Dutzend. Erst nachher schwillt die Sammlung an, so daß für Deutschland von 1560 bis 1585 bereits 54 Bände gezählt werden.

Dabei sind die Nuntiaturacten nur ein Bruchtheil des Archives. Zu den Materien des Staatssecretariats gehört noch die Abtheilung der Lettere, d. h. die aus allen Ländern der Christenheit sonst eingelaufenen Schreiben, geordnet nach den Schreibern in Briefe der Fürsten (mehr als 200 Bände), Cardinäle, Bischöfe und Prälaten, endlich von Privatleuten (Lettere di particolari). Neben den Acten des Staatssecretariats unterscheidet man im vaticanischen Geheimarchiv ferner noch drei Hauptabtheilungen. Sie umschließen in zusammen 125 Armarien (Schränken) unter Anderem die Bullenregister, die Finanz- und Verwaltungsacten, die höchst werthvolle Sammlung der Breven und eine bunte Fülle von Relationen, Gutachten, Reichstags- und Concilsacten, Tagebüchern, Protocollen, Instructionen, Schriften und Abhandlungen aller Art. Von den Bullenregistern entfallen auf die Regierung Paul's III. nicht weniger als 270 Bände, und in dem einen Armarium Nr. 62 ruht eine Sammlung von 97 Bänden, welche alle auf das Trientiner Concil oder doch auf die damit zusammenhängenden Verhandlungen und Bestrebungen Bezug haben!

Für unsere Publication kommt also nur ein Theilchen dieser Massen in Betracht. Da aber deren Sichtung, was weiter nicht Wunder nehmen kann, zu wünschen übrig läßt, und die Correspondenzen, die unsere Forscher suchen, durch alle Abtheilungen hin verstreut sind, so ist es für sie geboten, sich ungefähr wenigstens über ihren gesammten Inhalt zu vergewissern.

Auch damit ist ihre Aufgabe nicht erschöpft. Zunächst haben sie noch in den Sonderarchiven der Curie, wenigstens in dem Consistorialarchiv und unter den Acten zu suchen, die in der vaticanischen Bibliothek, zu der das Archiv in früherer Zeit gehörte, zurückgeblieben sind. Auch andere römische Sammlungen bieten oft reichste Ausbeute, so die Klosterbibliotheken von S. Maria in Vallicella, S. Maria sopra Minerva und S. Agostino, dann die Bibliotheken der römischen großen Familien, vor Allem der Barberini, der Borghese, der Chigi und Corsini, von denen die letzte mit jenen Klosterbibliotheken heute im Besitze

Digitized by Google

des Staates ist, während die Borghesiana ganz vor Kurzem vom Vatican erworben wurde. Für die erste Abtheilung der Nuntiaturberichte haben diese Manuscripte allerdings geringere Bedeutung, um so größere aber für die Zeit, in der sie gesammelt wurden, d. h. für das Pontificat der Päpste, die aus jenen Familien hervorgingen. Denn diese erlaubten sich in der Regel die Acten, welche unter der Regierung ihrer Angehörigen entstanden waren, nach deren Tode als ihren Privatbesitz zurückzubehalten. So daß man die Geschichte Paul's V. (1605 bis 1621) bis vor Kurzem nirgends besser studiren konnte als in der Borghesiana, und die Urban's VIII. (1623—1644) noch immer hauptsächlich in der Barberiniana suchen kann, aus der z. B. Gregorovius seine Biographie dieses Papstes im Wesentlichen geschöpft hat. Die Chigiana geht auf Alexander VII. (1665—1667), die Corsiniana auf Clemens XII. (1730—1740) zurück. Nur diese Familienbibliotheken haben es Ranke ermöglicht, seine classische Geschichte der Päpste zu schreiben, da ihm der Vatican ja verschlossen war, und ebenso verdankt ihnen der Geschichtschreiber der Stadt Rom im Mittelalter einen großen Theil seiner Informationen.

Auch die Farneses, zu denen Paul III. gehörte, haben es nicht besser gemacht. Und so befindet sich die Hauptmasse der Nuntiaturberichte aus seiner Regierung gar nicht in Rom, sondern im Staatsarchiv zu Neapel, unter den zweitausend Fascikeln der Carte Farnesiane, während andere Acten desselben Ursprunges in das Staatsarchiv zu Parma gerathen sind, das bis ins achtzehnte Jahrhundert den Farneses gehörte. Alle diese Acten stammen aus dem Nachlaß des Cardinals Alessandro Farnese, der im Alter von achtzehn Jahren von seinem Großvater dem Papst mit der Führung der gesammten auswärtigen Correspondenz betraut wurde und dies Amt bis zum Tode Paul's (1549) inne hatte. Neben dem jungen Nepoten stand in den ersten Jahren als sein Secretär und seine rechte Hand Marcello Cervini, der bald selbst Cardinal wurde und als Marcellus II. 1555 sogar die Tiara, wenn auch nur drei kurze Wochen, getragen hat. Nach dessen Tode behielt auch seine Familie seine Papiere zurück, bis sie im vorigen Jahrhundert durch Kauf an die toscanische Regierung kamen und somit als die Carte Cerviniane eine schon oft benutzte Handschriftengruppe des Florentiner Archives bilden, als eine Hauptquelle für die vierziger Jahre und zumal für das Trientiner Concil.

Man erstaunt über die Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit, mit der die so oft bewunderte Diplomatie der Curie damals noch ihre Geschäfte betrieben hat. Nicht einmal die Beamten, die nur ein paar Jahre Dienst leisteten, waren verbunden, ihre Acten wieder an die Regierung abzuliefern. Von einem Secretär Adrian's VI., dem Niederländer Theodor Hezius, hören wir, daß er nach dem Tode des Papstes seine Amtspapiere ungehindert in seine Heimath habe mitnehmen dürfen, wo sie seitdem verschollen sind. Und wenn die Depeschen des Vergerio erhalten sind, so verdanken wir das für ihre Hauptmasse dem Umstande, daß sie aus seiner Vaterstadt Capodistria, wohin er nach seiner deutschen Nuntiatur als Bischof ging, später in den Besitz der Republik Venedig gekommen sind, wo Friedensburg sie mit privaten Correspondenzen untermischt in der

Digitized by Google

St. Marcus-Bibliothek beisammen fand. Auch mit den Berichten Giovanni Morone's aus seiner ersten Nuntiatur, die ihn vom November 1536 ab fast zwei Jahre an den Hof Ferdinand's I. fesselte, verhält es sich nicht viel anders. Sie sind meistens im Original erhalten und zu neun Zehnteln bisher nicht nur ungedruckt, sondern ganz ungekannt geblieben; im Vatican aber fand der Herausgeber nur fünf Berichte; alle anderen waren mit dem Farnese'schen Nachlaß sei es nach Parma, sei es nach Neapel gewandert.

Zur Erklärung mag dienen, daß das Institut der ständigen Nuntiatur, wie ja die bleibenden Vertretungen der großen Mächte an fremden Höfen überhaupt, damals erst in den Anfängen seiner Ausbildung stand. Ueber das Pontificat Julius' II. reicht es nicht hinauf, und speciell für Deutschland entwickelte es sich langsamer und unstäter als gegenüber Venedig und Spanien, Frankreich und der Schweiz. Wenn die großen Ereignisse am Ende der Regierung Maximilian's I. und in den ersten Jahren Karl's V., der Türkenkrieg, die Kaiserwahl und die lutherische Frage, mehrfache Aussendungen, von Campeggi, Caracciolo und Aleander, veranlaßten und eine gewisse Stätigkeit anbahnten, so wurde diese mit der Abreise Kaiser Karl's aus Deutschland nach dem Wormser Reichstage von 1521 wieder unterbrochen. Denn er blieb dem deutschen Boden nun fast zehn Jahre fern; das Reich, sich selbst überlassen, gerieth fast in Auflösung, und es war trotz der vielen Reichstage im Grunde Niemand da, bei dem die Curie als dem Vertreter des Reiches ihre Nuntien hätte beglaubigen können. Zunächst folgten die Nuntien, welche bei Karl V. beglaubigt waren, ihm ins Ausland. Adrian VI. sandte späterhin Chieregati, um auf dem Reichstage zu Nürnberg wie bei Erzherzog Ferdinand die Sache der Kirche zu führen und die lutherische Bewegung zu hemmen; ihm folgte später als Legat Lorenzo Campeggi, und neben und nach diesem Girolamo Rorario, beides alte Kenner der deutschen Verhältnisse. Man weiß aber, eine wie demüthigende und nichtssagende Rolle diese Gesandten gespielt haben. Und als dann nach dem Frieden von Madrid Clemens VII. in die Reihen der Feinde Habsburg's trat, war es für eine Zeit lang mit jeder Vertretung der Curie in Oesterreich wie im Reiche vorbei. Erst auf dem Reichstage zu Speier 1529 finden wir wieder einen Nuntius, diesmal einen Laien, einen Grafen Pico della Mirandula. Ihm folgte der Erzbischof von Rossano Vincenzo Pimpinella, der bei dem nun zum römischen König erwählten Ferdinand zwei Jahre blieb, und mit dem die stetigere Entwicklung der deutschen Nuntiatur recht eigentlich beginnt. Leider sind die Papiere von dieser Mission nicht erhalten, so daß erst mit unserer Sammlung, also mit den Depeschen seines Nachfolgers Vergerio die lückenlose Geschichte der deutschen Nuntiatur anhebt.

Vergerio selbst ist ein lebendiges Beispiel für das Unfertige, das der Institution immer noch anhaftete. Als er nach Deutschland ging, war er erst zwei bis drei Jahre im Dienste der Curie, und nicht länger in der Geistlichkeit. Von Haus aus Rechtsgelehrter (er hatte zu Padua Jura und Humaniora studirt, und es zum Doctor und Poeta laureatus gebracht), war er längere Zeit in Venedig als Anwalt thätig gewesen. Erst der Tod seiner Frau, einer Dame aus dem

Digitized by Google

edlen Geschlecht der Contarini, hatte ihm den Gedanken an die geistliche Laufbahn nahe gelegt, in der bereits zwei seiner Brüder Erfolge erzielt hatten, und deren einer, Aurelio, als Sekretär Clemens' VII., ihm Zutritt zum Papste verschaffte. So kam er an die Curie, und von dort nach einer kurzen Probezeit in Venedig als Nuntius nach Deutschland, ohne daß er irgendwie die dortigen Zustände, die Personen und Parteien oder die religiöse Bewegung in der Nation gekannt hätte. Nicht einmal die Sprache des Landes war ihm geläufig; neben dem slawischen Idiom, das er von seiner istrischen Heimath her kannte, beherrschte er nur das Latein, in dem er sich schriftlich wie mündlich mit den Deutschen, auch mit König Ferdinand zu verständigen hatte. Uebrigens war auch er zunächst nicht sowohl bei den Ständen als bei dem römischen König beglaubigt, an dessen Hoflager er blieb und den er von Wien nach Prag und Kadan, und wieder nach Wien zurück begleitete. Im Reich war man so sehr außerhalb alles Verkehrs mit Rom gerathen, daß noch im Juni 1533 mehrere Fürsten ein Anliegen bei dem Nuntius Pimpinella anbringen wollten, der bereits fast ein Jahr lang aus Deutschland fort war. Demgemäß nehmen die Persönlichkeiten des habsburgischen Hofes und die Zustände der österreichischen Länder und ihrer Regierung in den Berichten Vergerio's den breitesten Raum ein, und da die Hauptangelegenheit für Ferdinand in diesen Jahren die Beruhigung Ungarns und Krieg oder Friede mit den Türken war, so hatte der Nuntius darüber mehr zu berichten, als über die Ereignisse in Deutschland; seine Relationen bieten höchst willkommene Ergänzungen zu den ungenügenden und lückenhaften Informationen, welche wir bisher über die Verhältnisse des deutschen und magyarischen Ostens in jener für den Donaustaat so bedeutungsvollen Zeit besitzen.

Mit dem Tode Clemens' VII. hatte die Mission Vergerio's vorläufig ein Ende; er kehrte nach Rom zurück und stellte sich dem neuen Papste Paul III. zur Verfügung. Indem dieser aber alsbald die Reform der Kirche auf einem Generalconcil in das Programm seiner Regierung aufnahm, war es sehr natürlich, daß er nach einigem Besinnen den bisherigen Nuntius mit der Mission betraute, den römischen König und die deutschen Stände insgesammt zur Beschickung des Concils zu gewinnen. So zog Vergerio im Frühjahr 1535 aufs Neue über die Alpen, zu einer sehr viel lockenderen und lohnenderen Aufgabe. Ausgerüstet mit Breven an den König und die Königin, an die Kreisdirectionen und die namhaftesten geistlichen und weltlichen Fürsten, sowie an hervorragende Gelehrte von der katholischen Partei, auch mit größeren Mitteln und einem stattlicheren Gefolge, traf er nach einer mühseligen und gefahrvollen Reise im März 1535 wieder am Hofe in Wien ein. Von hier aus hat er zwei Reisen ins Reich gemacht. Die erste, nur nach Oberdeutschland gerichtet, war mehr eine Recognoscirungsfahrt, um die Meinungen der kirchentreuen Fürsten und Bischöfe im bayrischen und schwäbischen Kreise über die Aussichten eines Concils kennen zu lernen; bereits nach sieben Wochen war er wieder in Wien. Da ihm aber die Aufnahme, die er überall, und sogar bei der protestantischen Bürgerschaft in Regensburg gefunden, Muth eingeflößt hatte, machte er sich noch im Juli des Jahres von Neuem auf den Weg. Durch Bayern und Franken zog er diesmal an den Rhein und an die Mosel nach Trier, und von da im weiten Bogen über

Digitized by Google

Lüttich und Köln durch das norddeutsche Ketzerland nach Böhmen zurück. In Halle traf er den Cardinal Albrecht, in Berlin, wohin er über Wittenberg kam, dessen Neffen Joachim II., der vor Kurzem dem strenggläubigen Vater nachgefolgt war. Mit Sorge bemerkte Vergerio bereits dessen kirchliches Schwanken; nur der Einfluß seines Oheims, des Cardinals, und die Aussicht auf das Concil, meinte er, halte den Fürsten noch in der Kirche fest. Nachdem er sich dann in Dresden an der immer standhaften katholischen Gesinnung des alten Herzogs Georg hatte erbauen können, kehrte er an den Hof Ferdinand's zurück, den er in Prag traf. Hier wartete seiner noch die wichtigste Aufgabe; denn er fand da den Kurfürsten Johann Friedrich selbst, und es gelang ihm wenigstens, bei dem steifnackigen Herrn Gehör für sein Anliegen zu erwirken. Den Höhepunkt auf dieser Reise bildete jedoch die Begegnung, die er in Wittenberg am dritten Ort mit dem deutschen Erzketzer selbst hatte. Seine ausführliche und höchst lebendige Relation über diese interessante Episode in seinem und Luther's Leben würde in der gesammten Correspondenz die Hauptstelle einnehmen, wenn sie nicht längst gedruckt und im Zusammenhang mit den Berichten von lutherischer Seite hinreichend gewürdigt wäre.

Nach alledem wird man in den Depeschen Vergerio's nicht eben den Kern der deutschen Reformationsgeschichte erwarten dürfen. Die deutsche Geschichte dieser Zeit muß vor Allem aus deutschen Archiven erforscht werden, wo noch bergehoch die von jeder Forscherhand unberührten Akten liegen. Nicht aus den Berichten fremder Beobachter, so wenig wie aus den historischen Aufzeichnungen der Zeitgenossen in Memoiren oder Geschichtswerken, sondern aus den in der Action selbst entstandenen Quellen können wir überall die Grundsätze und Intentionen der Regierenden erkennen. Daß uns die Berichte Vergerio's und Morone's über die deutschen, besonders über die österreichischen Dinge so namhafte Belehrung bieten, kommt zum guten Theile daher, weil wir eben das Gute, welches uns so nahe liegt, nicht zu finden wissen. Wenn der venezianische Orator Contarini Ende 1534 den Eindruck hatte, daß sein Vetter, der Nuntius über die Lage in Deutschland vortrefflich unterrichtet sei, so beweist das nur die geringen Ansprüche, die man in diesen Kreisen machte. In Wahrheit bringt Vergerio über die großen Ereignisse in der deutschen Politik jenes Jahres, den Wiedertäuferkrieg um Münster und die Eroberung Württembergs durch Landgraf Philipp von Hessen, welche uns bereits in allen Einzelheiten vertraut sind, nur auf Hörensagen beruhende, verwirrte oder den Ereignissen nachhinkende Zeitungen. Wie wenig er damals von den deutschen Regierungen wußte, zeigt er bei der Erwähnung des sächsischen Kurfürsten Johann, den er Anfangs für einen Bruder seiner albertinischen Vettern Georg und Heinrich hielt. Ueber die Württembergische Frage ließ er sich vom König selbst einen langen historischen Vortrag halten, der von der Lage des Landes anhob, über den Ursprung seines Namens die bekannte Anekdote von dem „Wirth am Berge" wiederholte, und an Thatsachen ungefähr so viel enthielt, als man jetzt in jedem Handbuch findet: indem Vergerio einen längeren Auszug davon gibt, bemerkt er, daß er in sechs Monaten nicht soviel von den deutschen Dingen gelernt habe als in dieser Audienz. Er konnte kaum etwas Anderes berichten, als was er sah und hörte, d. h. was man ihm mitzutheilen für gut fand.

Digitized by Google

Nun stand er freilich mit dem römischen Könige recht vertraulich. Fremden, wie jenem Contarini, erschien das Verhältniß sogar ganz intim. Und Vergerio selbst hebt wiederholt die huldvolle Gesinnung und Mittheilsamkeit des österreichischen Herrschers mit sichtlicher Genugthuung hervor. Ferdinand besaß schon ganz die cordiale Art, welche wir bei seinen Nachfolgern von der deutschen Linie des habsburgischen Hauses wiederfinden. Und auf den Nuntius machte es großen Eindruck, wenn er etwa auf eine Hofjagd mitgenommen oder von dem königlichen Paar als einziger Gast zur Tafel gezogen wurde. Sehr hübsch schildert er einmal, wie die Jagdgesellschaft, darunter auch die Königin und ihre Damen, jenseits der Donau von einem Platzregen überrascht worden sei, so daß Alle bis auf die Haut durchnäßt wären und ihre Majestäten einen keineswegs königlichen Anblick geboten hätten; man habe sich aber mit Lachen und Scherzen über die fatale Situation hinweggeholfen.

Bei aller Bonhommie jedoch ließ sich Ferdinand von dem Italiener nicht in die Karten sehen, dem er zunächst sogar als einem Venezianer größeres Mißtrauen entgegenbrachte, als dieser verdiente. Viel eher wußte er unter der Maske des harmlosen und gnädigen Herrn den etwas unvorsichtigen Botschafter auszuholen, der bisweilen ganz disorientirt erscheint, zumal da er auch den oft so plötzlichen und conträren, von persönlichen Interessen und Stimmungen Paul's III. abhängigen Wendungen der päpstlichen Politik nicht immer zu folgen vermochte.

Ueber die Zustände im Reich, wo er nirgends Correspondenten hatte, konnte sich Vergerio nur auf seinen Reisen gründlicher unterrichten. Was er hier erlebte, hat er sehr anschaulich erzählt und uns besonders eine Reihe Fürsten porträtirt, die wir sonst zum Theil kaum dem Namen nach kennen, und deren Art zu sein uns auch ihre eigenen Acten niemals so deutlich machen würden, wie die mit italienischer Lebendigkeit und Auffassungsgabe zeichnende Feder Vergerio's.

So tritt uns aus völligem Dunkel in einem seiner Berichte Bischof Gabriel von Eichstädt entgegen, als ein uralter Herr von über neunzig Jahren, der aber noch so rüstig und geistesfrisch war, daß er das Breve Paul's III. ohne Brille las und dem Nuntius in deutlichem Latein erklärte, er werde gerne zum Concil kommen, man möge es halten, wo man wolle, auch dem Papst mit seinem Gelde aushelfen. Er solle sehr reich sein, fügt Vergerio erläuternd hinzu, da er bereits vierzig Jahre das Bisthum inne habe, das ihm mehr als zwanzigtausend Gulden abwerfe, und er immer äußerst knauserig gewesen sei, außer wenn es gegen die Türken gehe oder sonst einem guten Zwecke gelte.

Noch frischer und farbenreicher ist das Bild, welches er uns von dem fränkischen Hohenzoller, Markgraf Georg und seinem Hoflager in Ansbach entwirft. Es war der erste protestantische Fürst, dem er die Einladung brachte, und er hatte eigentlich beabsichtigt, den Besuch bei ihm zu unterlassen, da er ihn vom Hofe Ferdinand's her bereits kannte und wußte, ein wie überzeugter Lutheraner er war, und daß er die Kirche seines Landes ganz nach der Wittenberger Art organisirt hatte. Nur weil er sich gezwungen sah, durch sein Gebiet zu reisen, und den Verdacht und Anstoß vermeiden wollte, den die Umgehung des angesehenen Fürsten hätte erwecken können, beschloß er, nicht ohne Sorge und Vorsichtsmaßmaßregeln, den Besuch auszuführen. Wie erstaunte er aber, als ihm eine große

Digitized by Google

Reiterschar weit entgegenkam und sich ihm drei vornehme Edelleute vorstellten, mit der ehrerbietigen Bitte, die Gastfreundschaft ihres Herrn annehmen zu wollen. Und als sie nun zur Stadt und zum Schloß einritten, da fanden sie den Hof und die ganze Stadt auf den Beinen, im Schloßhof am Fuß der Treppe den Markgrafen selbst inmitten seiner Räthe und Bürger mit seinem Bruder Friedrich, dem Propst von Würzburg, und seinem jungen Neffen Albrecht. Es war fast wie in den alten Zeiten der römischen Herrlichkeit: unter dem Schall der Trompeten und mit lautem Zuruf und Jubel ward der Nuntius, dem der Markgraf den Vortritt ließ, zum Saal hinaufgeleitet, wo ein Festmahl von mehr als zweihundertundfünfzig Gedecken die ganze Gesellschaft vereinigte. Am folgenden Tage, erzählt uns Vergerio, war eine Jagd angesetzt, an der auch die Markgräfin, eine Schwester Herzogs Moritz — jung und schön nennt er sie, und von liebenswürdigsten Formen — mit ihrer Nichte Marie und allen Damen vom Hofe theilnahm. Während die andern Herren hinter dem Hirsch her waren, ward der Nuntius von der Fürstin zum Kartenspiel befohlen. Am Abend folgte ein glänzendes Gartenfest mit Tanz und theatralischen Aufführungen, wobei der Gast wieder den Ehrenplatz zwischen den fürstlichen Frauen erhielt. Als man ihm am Morgen des dritten Tages endlich Urlaub gab, ließ es sich der Markgraf nicht nehmen, ihm eine goldene Kette um den Hals zu hängen, mit der Bitte, sie als Erinnerung an ihn tragen zu wollen. Er gab ihm einen Brief an den Papst mit, worin er in den ergebensten Worten den Eifer Sr. Heiligkeit zum Concil gepriesen und seine Bereitwilligkeit zur Versöhnung des Glaubensstreites kundgegeben hatte, und bemerkte bedauernd, wie viel besser doch Sehen sei als Schreiben, daß aber der Papst sich von dem Nuntius erzählen lassen möge, wie herzlich er es meine. Wieder gab diesem ein Gefolge von mehr als hundert Reitern, an der Spitze der Bruder und der Neffe des Fürsten, zwei Meilen weit das Ehrengeleit; eine kleinere Abtheilung brachte ihn noch bis Nürnberg und sogar eine Tagesreise darüber hinaus.

Markgraf Georg war, daran dürfen wir nicht zweifeln, einer der überzeugtesten Lutheraner im Reich, völlig fest im Glauben an die Wahrheit der evangelischen Lehre. Er war es gewesen, der auf dem Augsburger Reichstage dem Kaiser, als dieser ihn und seine Mitfürsten aufforderte, die lutherischen Predigten abzustellen, jene Antwort gab: „Herr, ehe ich von Gottes Wort abstünde, wollte ich lieber auf dieser Stelle niederknieen und mir den Kopf abhauen lassen" — worauf Karl, fast erschrocken, sich in seinem gebrochenen Niederdeutsch gegen den Landgrafen gewandt hatte: „Lieber Fürst, nicht Köpfe ab." Aber der Gedanke, daß jetzt ein Papst selbst die Hand zur Versöhnung reiche, und daß ihm die Last der eigenen Verantwortung vor Gott und den Menschen abgenommen werden könne, erfüllte den alten Fürsten mit der innigsten Rührung. Die Thränen traten ihm in die Augen, als er von der Aussicht einer allgemeinen Wiedervereinigung der christlichen Kirche sprach.

Wir können es dem freilich sehr sanguinischen Nuntius wohl nachfühlen, wie hoffnungsfroh ihn ein so unerwartetes Entgegenkommen seitens der Abtrünnigen stimmte. Auch in den Bürgerschaften der protestantischen Reichsstädte, wie in Nürnberg, dessen gediegener Reichthum und Ordnung ihm laute Bewunderung abnöthigten, hatte er sich über den Empfang durchaus nicht zu beklagen,

Digitized by Google

wie fest er auch die protestantischen Gesinnungen gewurzelt fand. Sehr viel weniger behagte es ihm hingegen in Heidelberg, wo ja dem Namen nach die katholische Kirche noch herrschte. Er fand hier Regierung, Hof und Universität von der Lutherei angesteckt; den Kurfürsten Ludwig aber schildert er uns etwa wie den Junker von Rodenstein: dieser Fürst fühle sich nur wohl, wenn er die ganze Woche hindurch hinter den Hirschen herjagen könne, und sei alle Tage betrunken; das sei landrüchig im ganzen Reiche.

Und so führt uns der Nuntius weiter von Hof zu Hof, zu den Bischöfen von Speier, Trier, Lüttich und Köln, zu Cardinal Albrecht und Kurfürst Joachim, endlich zu dem besten aller Katholiken, Herzog Georg in Dresden.

Um das Land des gefährlichsten Ketzerfürsten, Landgraf Philipp's von Hessen, war er ganz herumgereist; er scheint es mit keinem Schritte betreten zu haben. Doch hatte er den Fürsten bereits kennen gelernt, gleich nach seiner zweiten Ankunft in Wien, wohin Philipp zur größten Ueberraschung Ferdinand's und aller Kaiserlichen gekommen war, um, nachdem es ihm in Württemberg so gut geglückt war, seinen Frieden mit dem Könige zu machen. Der Nuntius empfing von dem feurigen jungen Fürsten den allermerkwürdigsten Eindruck. Er rühmt ihm unvergleichbare Schärfe des Verstandes nach; dabei aber lasse er sich von seinen schlechten Räthen stündlich zu Beleidigungen und Possenstreichen gegen den heiligen Glauben verlocken. So habe er neulich am Osterfeste den König zur Kirche begleitet; nach Beginn der Messe aber sei er mit lautem Gelächter, ohne die mindeste Rücksicht auf die große Andacht des Königs zu nehmen, hinausgegangen, um sich die Zeit in einem Garten zu vertreiben. Denn die Predigt, habe er gesagt, wolle er wohl anhören, aber nicht stehen und zusehen, „wie da Einer vor dem Altar seine Männchen mache". Da Vergerio sich von ihm absichtlich schlecht behandelt fühlte, wollte er auch ihm Anfangs aus dem Wege gehen, und erst der römische König bewog ihn dazu, ihm gleich in Wien, es scheint jedoch nur in privater Form, mit seinem Anliegen zu kommen: denn wenn er, so hatte Ferdinand gemeint, doch einmal mit dem Gegenpart verhandeln wolle, so könne er es schlimmer als bei dem Hessen niemals wieder treffen. Schon bei diesem aber machte der Botschafter eine ähnliche Erfahrung wie dann im Sommer bei Markgraf Georg. Sobald er nur das Concil erwähnte, war Philipp ganz Ohr, erkundigte sich lebhaft nach Papst Paul, erklärte, daß er viel Gutes von ihm gehört habe und daß alle Welt sein Lob verkündigen werde, sobald er im Ernst ein Concil veranstalten wolle. Er war wie umgewandelt, erwies dem Nuntius alle mögliche Ehre, begleitete ihn vor die Thüre und sprach von dem „römischen Bischof Paul" so ehrerbietig, wie man es, meinte Vergerio, nur von irgend einem rechtschaffenen Fürsten verlangen könne.

Wie werthvoll nun auch solche Stimmungsbilder und Reiseeindrücke für uns sein mögen, so werden wir im Ganzen doch wohl sagen müssen, daß die Nuntiaturberichte in der ersten Zeit für die Auffassung der Curie und ihrer Diener von der deutschen Reformation wichtiger sind als für die unmittelbare Erkenntniß des deutschen Lebens. Wie man aber in Rom über Deutschland urtheilte, wie man dort die Aufgabe der Kirche in derjenigen Epoche, welche

Digitized by Google

unsere Geschicke auf alle Zeiten entschieden hat, auffaßte, ist doch auch wieder für uns Deutsche von dem allerdringendsten Interesse.

Auch dürfen die Männer, welche damals von Rom nach Deutschland geschickt worden sind, schon an sich den vollen Anspruch auf ihre historische Würdigung erheben: Aleander, der bereits auf dem Reichstage zu Worms den Geist Luther's zu bannen unternommen, der die Acht gegen den Reformator durchgedrückt hatte und dessen Berichte immer eine Hauptquelle für diesen größten Wendepunkt unserer Geschichte bilden werden; Giovanni Morone, ein Sohn jenes mailändischen Diplomaten, der den großen Pescara zu umgarnen versucht hatte, er selbst wohl der feinste, geschmeidigste und urtheilsfähigste Diplomat, den die Curie im sechzehnten Jahrhundert besessen, ein Mann, der Jahrzehnte hindurch gerade auf deutschem Boden gearbeitet und auf die Erstarkung der katholischen Kirche im Reiche eine unermeßliche Einwirkung ausgeübt hat; Gasparo Contarini, der fast evangelisch gesinnte Cardinal, der in aufrichtigem Schmerz um den Verfall der Kirche die Idee einer Versöhnung beider Confessionen fassen und jenem Gespräch zu Regensburg zwischen den Wortführern beider Kirchen beiwohnen konnte; Marcello Cervini, dessen Andenken in der großen Messe des Palästrina, die seinen Namen trägt, fortlebt, und der als der Erste unter den reformatorischen Päpsten und Neubegründern der katholischen Weltordnung gelten darf.

Für uns Deutsche nimmt doch Vergerio fast den ersten Rang ein. Denn dieser Curiale, der damals unser Volk für das päpstliche Concil gewinnen, in der Einheit der Kirche festhalten wollte, dem der deutsche Reformator wie vom Teufel besessen erschien, dem deutsches Empfinden und das Wesen der deutschen Religion noch ganz verborgen blieb — er hat später selber den Abfall von der alten Kirche vollzogen und ist als deutscher Theologe in Tübingen gestorben: die protestantische Kirche Schwabens zählt ihn zu ihren Vätern und hat ihm längst ein biographisches Denkmal gestiftet: mit dem Sohne Ulrichs, dessen Wiederkehr in das Land seiner Väter ihn mit so großem Schrecken erfüllt hatte, mit dem eifrig protestantischen Herzog Christoph hat er einen intimen, längst veröffentlichten Briefwechsel geführt.

Man liebt es, und neuerdings vielleicht noch mehr als früher, die unpersönlichen Momente, sei es politischer oder wirthschaftlicher Natur, als das in der historischen Bewegung Maßgebende hervorzuheben, und keinem Verständigen wird es einfallen wollen, die zwingende Kraft der allgemeinen Verhältnisse wie in aller Geschichte so auch in der Reformation zu leugnen. Vergerio's Schicksal aber zeigt doch auch wiederum gleich so vielen Lebensläufen jenes Zeitalters, welch eine lebendige, tiefwirkende Kraft damals das allerpersönlichste Empfinden, die religiösen Ideen besaßen.

Gerade in seiner Heimath, in Friaul sowohl als in Venedig selbst, an der Universität zu Padua und überall sonst in der Terraferma hatte er an hundert Beispielen die erneuernde, beseligende Macht der von ihm bekämpften Ideen vor Augen. Sein eigener Bruder, der Bischof von Pola, Giovanni Battista, ging ihm voran: er war nach Pier Paolo's eigenem Zeugniß ganz evangelisch gesinnt, wenn er auch noch starb, bevor er äußerlich mit der Kirche gebrochen hatte. In Venedig predigte Bernardino Ochino, der Kapuzinergeneral, der in

Digitized by Google

ganz Italien als Kanzelredner berühmt war, aber Stellung und Vaterland aufgab, um jenseits der Alpen den Glauben frei bekennen zu dürfen. Ebendort gerieth der Franziskanerprovinzial Fra Lupetino, Vergerio's Landsmann aus Albona, in die Gewalt der Inquisition; jahrelange Leiden im Kerker konnten den Tapferen nicht beugen; fast widerwillig und heimlich ließ ihn der Rath endlich im Meere ertränken. Dessen Neffe war wieder Mathias Flacius, der als Schüler Luther's der schärfste Heißsporn der nachlutherischen Streittheologie in Deutschland geworden ist. Aus dem Franziskanerorden machte sich auch Bartolomeo Fonzio los, der nach langen Irrfahrten und inneren Schwankungen endlich doch willig den Märtyrertod in der Lagune auf sich nahm. Das sind nur ein paar Namen aus der langen Liste der venezianischen Märtyrer, die für die Wahrheit des deutschen Glaubens gegen den wachsenden Fanatismus der Inquisition mit ganzer Seele und mit dem Leben selbst eingetreten sind[1]).

Nichts aber hat auf Vergerio, wie er selbst bekennt, tieferen Eindruck gemacht, als das unselige Geschick des Francesco Spiera von Cittadella. Dieser war ein Advokat in Padua, das Haupt einer zahlreichen Familie, die er nur durch sein Amt ernähren konnte. Er gerieth in die Hände der Inquisition und ließ sich herbei, seine ketzerischen Meinungen abzuschwören, öffentlich, zweimal, zuletzt in der Hauptkirche seiner Vaterstadt nach dem Hochamte am Sonntag. Wer will einen Stein auf den Armen werfen, der in der Aussicht mehr vielleicht des Elendes der Seinen als des eigenen Todes den Glauben verleugnete! Als er aber aus der Kirche heraustrat, war es ihm selbst, als höre er eine rächende Stimme: „Du hast mich verleugnet, ich werde Dich vor meinem himmlischen Vater verleugnen." Eine furchtbare Angst ergriff ihn und warf ihn auf das Krankenlager. Kein Zuspruch der Seinen oder der Freunde wollte helfen; immer wieder hörte er die Stimme des Zornes, das Wort der Schrift: „Es ist schrecklich in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen." Sein Selbstbewußtsein war zerbrochen, und in Verzweiflung, unter schrecklichen Visionen schied er nach wenigen Monaten aus der Welt.

Als Spiera starb, im December 1548, hatte Vergerio bereits längst sein Bisthum verlassen und sah sich von der Inquisition bedrängt. Im folgenden Sommer entsetzte ihn sein alter Gönner, Papst Paul III. als notorischen Ketzer seines Amtes und erklärte ihn der Freiheit verlustig; nur die Flucht über die Alpen konnte ihn retten. Er war in Padua am Krankenlager Spiera's gewesen und beschrieb, was er da erlebte, in einer Schrift, die er veröffentlicht hat. In seinem Ende sah er mit dem Unglücklichen nur einen Act der strafenden Gerechtigkeit Gottes. Es ward der schärfste Stachel für ihn, um die alte Kirche zu verlassen. Wie sich in ihm die Wandlung vollzogen, hat er uns ebenfalls geschildert. Es geschah über der Ausarbeitung einer Schrift „Gegen die Apostaten in Deutschland", da er die Bücher der deutschen Ketzer selbst lesen mußte. Er ließ den Tractat, wie er erzählt, in dem Gefühle ausgehen, „daß ihm die Inquisition schon auf dem Nacken sei." Indem er die Stellen und Sprüche der heiligen Schrift, welche des Papstes Gegner anzögen, untersucht und erwogen habe, sei

[1]) Vergl. Karl Benrath, Geschichte der Reformation in Venedig. 1886.

Digitized by Google

es ihm immer klarer in Kopf und Herzen geworden, sei er in seinem Gewissen überwunden worden und zu der Einsicht gelangt, daß er wie Paulus vor der Bekehrung wider den Stachel gelöckt, wider die unüberwindliche Wahrheit und wider Christus den Sohn Gottes gefochten habe.

In seinen Berichten aus Deutschland zeigte sich Vergerio, wie wir sahen, noch ganz als überzeugten Katholiken. Mit Angst und Entrüstung bespricht er darin die Fortschritte der deutschen Ketzerei; ärgerlicher als die Unbilden des nordischen Winters ist ihm in Niederdeutschland der Anblick des ringsum protestantischen Landes; außer sich ist er in Augsburg über den Fanatismus, mit dem die Menge an ihren verdammten Meinungen hange; und mit Abscheu hört er in der Schloßkirche zu Wittenberg die Kirchenlieder, welche das grobe Volk zwischen Epistel und Evangelium in seinem barbarischen Deutsch brülle, Verwünschungen und Lästerungen gegen den römischen Stuhl, die ihr Prophet ihnen in Reime gebracht habe.

Dennoch waren, wie auch der Herausgeber angedeutet hat, bereits Stimmungen in ihm lebendig, welche den späteren Umschwung, wenn nicht voraussehen, so doch erklären lassen. Jedenfalls war er Einer der Entschiedensten in dem Kreise reformeifriger Männer, welche Paul III. im Beginn seines Pontificates umgaben und einer Reform im Wege des Concils, einer friedlichen Auseinandersetzung mit den Abgefallenen das Wort redeten. Mit lebendigstem Eifer trat er für seine hohe Aufgabe ein. Er scheute sich nicht, den beiden Päpsten, die ihn ausgesandt hatten, einzuschärfen, daß sie die Mißbräuche zu reformiren und das Concil ohne Rücksicht auf weltliche Interessen zu betreiben hätten. Er ist überzeugt, daß nur die Hoffnung auf das allgemeine Concil und die Rücksicht auf seine Mission die Ruhe in Deutschland aufrecht erhalten und den völligen Umsturz der Kirche verhütet habe, und zweifelt nicht daran, daß die protestantischen Stände, wenn man ihnen nur in Bezug auf die Malstatt und sonst irgend entgegenkomme, sich herzlich gern zum Concil schicken und zur Eintracht willig zeigen würden. Seine Heiligkeit, schreibt er einmal an den Staatssecretär Paul's III., möge daran nicht zweifeln, daß nur der gute Ruf, den sie in Deutschland genieße, dort den Frieden erhalten habe, und daß, sobald sie sich mit Krieg belade, wie man ihm stündlich versichere, Alles zusammenbrechen und keine Erklärungen, als vertrete man nur die gerechte Sache, mehr helfen würden. „Der Eifer für Dein Haus verzehrt mich," ruft er mit dem Psalmisten aus, um die Kühnheit dieser Apostrophe zu entschuldigen.

Offenbar zeigte sich Vergerio in solchen Hoffnungen und Declamationen optimistischer, als es die Verhältnisse und selbst die Antworten, welche er von Katholiken und Protestanten in Deutschland erhielt, rechtfertigten. Sogar Markgraf Georg machte, trotz seines sympathischen Verhaltens, schließlich Alles von Kurfürst Johann Friedrich, das heißt von den Wittenbergern abhängig, und wollte, wie auch Kurfürst Joachim, unter dem Concil nur eine „allgemeine, freie" Kirchenversammlung verstanden wissen. Was darunter gemeint war, darauf wies den Nuntius ein Mann der Mitte hin, Bischof Christof Stadion von Augsburg, dessen Erfahrung und Einsicht Vergerio selbst hoch zu rühmen weiß. Dieser machte ihn darauf aufmerksam, daß die Protestanten ein Concil

Digitized by Google

nur annehmen würden, wenn es in Deutschland abgehalten würde, und wenn auch die Laien theilnehmen dürften; daß auch der Kaiser auf dem letzten Speierer Reichstage eine deutsche Stadt zugesagt und der damalige Nuntius Mirandula dem zugestimmt habe. Er selbst freilich widerrieth dringend, auf dies Verlangen einzugehen, da bereits alle Reichsstädte von der Ketzerei erfüllt seien, man also nirgends vor dem Ausbruch der popularen Erbitterung sicher sein werde. Dagegen gab er den Rath, den Vergerio zum Theil billigen möchte, daß man schon vorher den Lutherischen in der Reform besonders schlimmer Schäden entgegenkomme, damit sie ein Zutrauen zu dem guten Willen des Papstes fassen möchten: er hatte dabei neben der notorischen Unsittlichkeit im geistlichen Stande besonders die Freilassung des Abendmahls, die Milderung der Fastengebote und der päpstlichen Banngewalt im Auge. Auch er war der Meinung, daß der Herzog von Württemberg und alle lutherischen Communen im schwäbischen Kreise von dem sächsischen Kurfürsten abhingen; Vergerio möge erst dessen Zustimmung einholen, bevor er selbst als Director des schwäbischen Kreises seine Stände zur Beantwortung der päpstlichen Einladung zusammenberufe.

Kurfürst Ludwig von der Pfalz, der sich formell noch zur alten Kirche hielt, gab die sehr ärgerliche Antwort, daß weder Kaiser und Papst zugleich noch der Papst allein, sondern daß lediglich ein deutscher Reichstag zu bestimmen habe, wo, wie und wann das Concil zu tagen habe.

Noch unerfreulicher war, was der Nuntius zu München, in der Hochburg des deutschen Katholicismus zu hören bekam. Hier erklärte ihm Herzog Wilhelm — dem es, so meinte Vergerio, nur sein Kanzler Leonhard von Eck eingeblasen habe —, man müsse von dem Wege, den jener eingeschlagen habe, ganz ablassen. Der Papst möge sich zunächst nur von dem Kaiser das feste Versprechen einer strengen und durchgreifenden Execution der Concilsbeschlüsse verschaffen, eventuell gegen ganz Deutschland, und wenn es sein müsse mit den Waffen in der Hand; sobald man diese Zusage, die aber ganz fest sein müsse, besitze, solle Seine Heiligkeit ohne irgendwelche Verhandlungen mit den Kurfürsten und Ständen des Reiches eine Stadt mitten in Italien auswählen und das Concil sofort, ohne weitere Einladungen durch Briefe oder Nuntien, ausschreiben: kämen die Deutschen nicht, so müsse man ohne sie beschließen, danach aber der Kaiser mit starker Hand sie zwingen, sich den Bestimmungen des Concils zu unterwerfen.

Das war also der Abgrund des Glaubenskrieges, in den unser Vaterland unter Bayerns Führung im dreißigjährigen Kriege hinabgerissen worden ist. Wie weit es den Münchener Politikern damals Ernst war, läßt sich nicht sagen. Gewiß ist nur, daß ihnen, wie auch Vergerio recht wohl wußte, den Rath nicht sowohl ihr katholischer Eifer als der Haß gegen die Habsburger eingab, die Leidenschaft, welche alle ihre Handlungen, mehr als jede andere Erwägung, bestimmte.

Nicht viel anders aber war im Grunde die Stimmung maßgebender Kreise an der Curie selbst. Ueberaus charakteristisch dafür ist ein Gespräch, das uns Vergerio selbst in einem seiner Berichte mittheilt. Es war nach seiner ersten Gesandtschaft, als er in Rom zu den Berathungen über das Generalconcil hinzugezogen wurde. Als er da vor einem der einflußreichsten Cardinäle (leider

Digitized by Google

nennt er uns nicht den Namen) über den Niedergang der Kirche klagte, erwiderte dieser: „So gerade wünschen wir Römer es, weil die Fürsten im Anfang nicht hören wollten. So mögen sie nun haben, was sie gewollt." Und da Vergerio replicirte: „So wenig bedenkt Ihr das Heil der Seelen?", war die Antwort: „Wohl denken wir daran, aber die Reformation wird nicht eher kommen, als bis Alles, was noch übrig ist, von Grund aus zusammengebrochen sein wird." Hierauf konnte sich Vergerio nicht enthalten zu sagen: „So fürchtet wenigstens die Leiber der Deutschen, wenn Euch ihre Seelen nichts kümmern! Denn Ihr Herren, Ihr wißt gar nicht, in welcher Erbitterung sie Alle gegen Euch sind, und was für Kräfte sie haben!" Diese große Herren, so faßt er sein Urtheil zusammen, seien wahrlich in ihren Lüsten und in den Netzen des Ehrgeizes so verstrickt, daß sie ohne Ahnung wären von dem, was draußen in dem fernen Deutschland vor sich ginge.

Wir aber müssen in der That sagen: weder für Rom noch für Wittenberg war die Versöhnung möglich. Jeder Versuch, die Gegensätze durch ein Religionsgespräch zu vermitteln, hat nur dazu geführt, sie zu vertiefen: das Concil, welches nach langem Zögern der Curie endlich in Trient zusammentrat, hat dem römischen System gerade im Gegensatz gegen das protestantische die schärfste Form und auf dem alten Grunde neue Regeln und Gesetze gegeben. Dazu nun die politische Spaltung, welche immer dann mit neuer Kraft hervorbrach, sobald einmal die Hoffnung auf die Vermittlung des dogmatischen Zwiespalts besonders lebhaft geworden war. Wenn sich Paul III. durch die offenbare Gefahr des völligen Zusammenbruchs bewegen ließ, den dringenden Vorstellungen der Reformfreunde sein Ohr zu leihen, so waren das doch nur vorübergehende Anwandlungen. Und wir können nicht einmal sagen, daß der Papst lediglich von Familieninteressen geleitet gewesen sei. Von wie großem Einfluß diese auch auf seine Stellung zur Kirche gewesen sein mögen, kann ich sie doch nicht für das Ausschlaggebende halten; sie combinirten sich erst mit den politischen Nothwendigkeiten und den Interessen der römischen Kirche; sowie etwa bei König Heinrich VIII. die Excesse seiner sinnlich-brutalen Natur sich immer mit den Interessen seiner Monarchie und der englischen Nation zusammenfanden: die Lage des heiligen Stuhles zwischen den beiden großen katholischen Monarchien, deren Wettstreit die gesammte Constellation der europäischen Politik beherrschte, zwang ihn dazu, auch in der kirchlichen Frage jeder Entscheidung in dem Sinne der einen oder der anderen Partei auszuweichen.

Die Herbeiführung des Concils aber lag, zu dieser Zeit wenigstens, hauptsächlich im Interesse der habsburgischen Brüder, welche dem Andrängen der feindlichen Weltkräfte, den Ketzern und den Ungläubigen, wie den katholischen Gegnern gegenüber immer auf die Mittellinie einer conciliaren, ausgleichenden Reform gedrängt wurden.

Und so haben wir hier das merkwürdige Schauspiel, daß der eigene Nuntius des Papstes im Verlaufe seiner Gesandtschaft sich offenbar mehr zu König Ferdinand als zu seinem Auftraggeber, Paul III. und seinen Curialen hingezogen fühlt. Jenes Gespräch mit dem römischen Cardinal finden wir in einem Brief, den er aus Rom an den römischen König selbst gerichtet hat! Es ist nächst dem

Digitized by Google

über die Begegnung mit Luther gewiß der interessanteste Bericht der gesammten Correspondenz: über Leben und Charakter des neuen Papstes, seine Vertrauten und Nepoten, die Parteien am Hofe, über die Entwürfe Paul's, seine Stellung zu Frankreich und dem Kaiser, zu Ungarn, zur Concilsfrage spricht er darin mit einer Offenheit und Ausgiebigkeit, als ob nicht Paul, sondern Ferdinand sein Herr sei. In der That aber hatte er diesem versprochen, ihm über die Verhältnisse an der neuen Curie genau zu berichten, da er ja nicht mehr gehofft hatte, nach Deutschland zurückzukehren. Und dabei theilte er hier nur die Hauptsachen mit; genauere Angaben behielt er einem späteren Schreiben vor, für das er zunächst eine Chiffre an den Bischof von Trient, den Vertrauten des römischen Königs gesandt hatte! Tag und Nacht versprach er, so lange er an der Curie bleibe, in Ferdinand's Interesse thätig sein zu wollen, um Jesu Christi willen, dessen Wege er Seine erhabene Majestät wandeln sehe. Ganz beglückt aber schreibt er im nächsten Brief, daß er zurückkehren und den festen Beschluß des Concils mitbringen werde. Denn dieser Papst sorge sich, wie jetzt gewiß sei, um nichts weiter, als um die Herstellung des Glaubens Jesu Christi.

Unter solchen Verhältnissen ist es erklärlich, daß der Eifer des Nuntius für das Concil den römischen Herren bisweilen lästig fiel und er hier und da nicht ohne Tadel blieb. Darin unterscheidet sich von ihm Giovanni Morone, dessen Berichte im Uebrigen ganz verwandten Inhaltes sind, dessen Art aber von Anfang an auf den Ton der päpstlichen Potitik besser gestimmt war, und der damit bald lebhafte Lobsprüche erntete. Schon damals zeigte der jugendliche Diplomat die Eigenschaften, welche ihm in den folgenden Jahren eine so hohe Stellung in der curialen Politik gesichert haben, klare Auffassung, ein ruhiges Urtheil, kirchliche Correctheit, dabei eine im Ganzen reformfreundliche, zuvorkommende Haltung, die ihm auch Ferdinand's Wohlwollen erwarb, ohne daß er doch von der Linie, die ihm sein Verhältniß zum Papst vorschrieb, irgendwie hätte abzuweichen brauchen.

Uebereinstimmend dagegen sind die Berichte beider Nuntien über die Zerrüttung der katholischen Kirche und die Fortschritte des Lutherthums in Deutschland. Vergerio ward, wie er einmal dem venezianischen Botschafter klagte, täglich von Ordensleuten überlaufen, die ihn um Dispens von ihrer Klostertracht baten, weil sie sich auf der Straße nicht mehr darin blicken lassen dürften. In ganz Böhmen, schreibt er, seien in seiner Zeit sechs Priester, arme Gesellen, die er wegen ihrer Dürftigkeit noch von den Kosten habe dispensiren müssen, ordinirt worden, in der Passauer Diöcese seit vier Jahren fünf, in der von Laibach in acht Jahren siebzehn, nach den Zeugnissen beider Bischöfe. Da konnte allerdings Bischof Johann Fabri von Wien gegen Contarini behaupten, daß, wenn nicht er und der König wären, alle Welt bei ihnen lutherisch sein würde. Während der Protestantismus ein immer wachsendes Heer von Federn in Bewegung setzte, traten für die katholische Kirche immer nur die paar alten, halbverbrauchten Apologeten ein, wie Johann Eck, Erasmus, Fabri, Nausea, Cochläus, auch diese nur halbe Freunde und zum Theil von den schlechtesten Beweggründen ge-

Digitized by Google

leitet. Denn sie wollten nichts umsonst thun, und Vergerio hielt es für ganz nothwendig, ihre Wünsche zu befriedigen; er meinte sogar, sie wären des Geldes bedürftig, da es keine Beneficien für sie gebe. „Di grazia, di grazia," ruft er aus, „vedassi di porger loro alcuna cosa!" Der Papst werde ein heiliges Werk thun, wenn er etwas Geld schicken wolle. Morone zeigte sich gegen ihre Behauptung, daß sie vor Hunger sterben müßten, sehr viel skeptischer. Er meinte, der Bischof von Wien, der übrigens auch Beichtvater Ferdinand's war, sei bis zur Unersättlichkeit habgierig, auch im Wandel nicht ohne Tadel, und könne darum mit seinem lauten und heftigen Eintreten für die wahre Religion wenig Frucht schaffen; der Hofprediger Nausea sei nicht besser, und beide wetteiferten in anmaßender Klage, daß sie für alle ihre Mühe vom apostolischen Stuhl aufs Schlechteste belohnt würden. Und diese beiden geistlichen Helden waren, wie man weiß, die Säulen des Katholicismus nicht nur in Oesterreich, sondern in Deutschland überhaupt!

Schlagen wir nun den dritten Band unserer Publication auf, die Kölner Berichte aus den siebziger und achtziger Jahren, so nehmen wir mit Erstaunen wahr, daß die deutschen Zustände auch damals den römischen Beobachtern noch in keiner anderen Beleuchtung erschienen. Der Herausgeber weist hier in der Vorrede auf eine Reihe von jüngst veröffentlichten Denkschriften aus dem Jahre 1573 hin, von der Hand der besten Kenner der deutschen Kirche, wie der Cardinalbischof Otto Truchseß von Augsburg, der Jesuit Canisius und der langjährige Nuntius am kaiserlichen Hof Cardinal Zacharias Delfinus. Aber übereinstimmend ist ihre Klage, daß der Protestantismus immer neue Gebiete erobere, die eigenen Glaubensgenossen aber lasch, zaghaft und untüchtig seien. Die Mißstände, welche sie rügen, sind meist dieselben, welche bereits im fünfzehnten Jahrhundert die Nation gegen Rom empört hatten und besonders stürmisch auf den ersten Reichstagen der Reformationszeit laut geworden waren: Unregelmäßigkeiten beim Wahlverfahren, drückende Wahlcapitulationen, Häufung der Pfründen in einer Hand, Höhe und Ungerechtigkeit der Taxen, der langsame Geschäftsgang in Rom und die unerschwinglichen Proceßkosten, die Härte der curialen Verwaltung und die Verschwendung deutscher Gelder für unkirchliche und undeutsche Zwecke — genug, der ganze Inhalt der „Gravamina deutscher Nation" tönt uns aus diesen curialen Schriftstücken ganz wie aus den Eingaben jener Reichstage von Worms und Nürnberg entgegen. Auch die sittlichen Schäden der deutschen Kirche werden in einem Umfang geschildert, als ob wir Anklagen Hutten's läsen: die „große und allgemeine Unwissenheit" des Welt- und Klosterklerus, der Mangel an brauchbaren Geistlichen und die Untauglichkeit der vorhandenen, die Verwahrlosung des höheren und niederen Schulwesens, der „schändliche, lasterhafte Lebenswandel" des ganzen Standes, in dem Simonie und Concubinat schier unausrottbar seien, dazu die Gleichgültigkeit gegen den katholischen Glauben und die kaum verhohlene Hinneigung zu den ketzerischen Lehren und Gebräuchen. Allseitig aber und rückhaltlos wird zugegeben, daß es mit der Ausbildung, Lebensführung und Kirchlichkeit in den protestantischen Kreisen viel besser stehe, und daß Katholiken

Digitized by Google

wie Protestanten mit fast gleicher Schärfe über die Schäden der Kirche und die Entsittlichung Roms selbst sprächen. „Es ist Zeit, vom Schlafe aufzuwachen," ruft Cardinal Truchseß dem neuen Papste zu, „die Sache Christi ruft uns!"

Eben unter Gregor XIII. aber hat der reformatorische Eifer Roms die großen Erfolge in Deutschland erzielt. Die Mittel, um die geistliche Herrschaft wieder zu erringen, sind nicht allemal sehr geistlicher Natur gewesen; erst der Zweck hat sie geheiligt. Auch damals hat das Gold, wie zu Tetzel's Zeiten, dem katholischen Gottesreiche die meisten Seelen gewonnen. Denn die Curie war in dieser Epoche vielleicht die reichste Macht Europa's, und Hunderttausende hat sie unter Gregor hinausgegeben, um den wankenden Glauben der deutschen Machthaber, in erster Linie am Kaiserhofe selbst zu stützen. Man hat wohl im Allgemeinen gewußt, was Alles von Rom angewandt worden ist, um die verlorenen Schafe wieder zu gewinnen; die Grundzüge des Systems sind für alle Zeiten von Ranke's Meisterhand entworfen worden. Aber es ist doch von höchstem Interesse, jetzt im Detail zu erfahren, wie man überall darin zu Werke ging. Es galt jetzt, entschlossen den Weg zu gehen, auf den der bayrische Herzog Wilhelm und sein Kanzler Vergerio zu seinem großen Kummer hingewiesen hatten: die katholischen Reste, was noch immer von der Kirche vorhanden war, mußten in fester Hand zusammengenommen und ohne Schonung und Erbarmen mit Ausschluß jeder Vermittlung gegen den trotz Allem wankenden, gespaltenen, zerbröckelnden Bau der protestantischen Gesellschaft geführt werden. Neben der Aussonderung einer Cardinalscongregation für die deutschen Angelegenheiten, der Neugründung des Collegium Germanicum, aus dem nun Jahr aus Jahr ein eine Reihe römisch geschulter Theologen in ihr Vaterland zurückgesandt wurden, neben der allseitigen Förderung der Jesuiten war es doch besonders das Mittel der Nuntiaturen, durch welches Papst Gregor, den Weisungen jener Rathgeber folgend, die katholische Partei in Deutschland zu regeneriren und an Rom zu ketten unternahm. Dadurch vor Allem gelang es ihm, in directe Fühlung mit den geistlichen Fürsten und besonders mit den großen weltlichen Häusern, den habsburgischen Zweiglinien und den katholischen Wittelsbachern in München zu kommen, auf deren engem Bunde mit Rom vor allem Andern die Hoffnung auf die neuen katholischen Siege beruhte. Bis dahin war immer nur *ein* ständiger Vertreter der Curie in Deutschland gewesen, der Nuntius am Wiener Hof, der zugleich für das Reich bevollmächtigt war. Jetzt traten daneben zwei Nuntiaturen für Süddeutschland und eine für Köln und die Rheinlandschaften ins Leben. Eben der Kölner Vertretung, die sich in diesen Jahren zu immer festeren Formen entwickelte und seit dem Jahre 1584 als ständiges Institut bis tief ins achtzehnte Jahrhundert bestanden hat, ist, wie bemerkt, der dritte von den vorliegenden Bänden gewidmet.

Auch hier hat die deutsche Forschung bereits kräftig vorgearbeitet: der Münchener Historiker *Max Lossen* hat die Vorgeschichte des Kölner Krieges bis 1581 hin auf Grund ausgedehnter Studien in einem höchst lehrreichen, vortrefflich geschriebenen Buche dargestellt; wir dürfen in Kurzem den Haupt- und Schlußband davon erwarten. Dennoch enthält die Publication Hansen's auch über die Vorgeschichte noch eine Fülle ergänzender Mittheilungen und hat zugleich

Digitized by Google

für den Haupttheil jenes Werkes eine der Grundlagen geschaffen. Denn von den mehr als vierhundert Actenstücken ist bisher noch kein einziges gedruckt oder auch nur bekannt gewesen. Das ganze römische Material ist aber fast lückenlos erhalten und mit geringen Ausnahmen, sehr im Gegensatz zu den Nuntiaturen Vergerio's und Morone's, im Vaticanischen Archiv zu finden. Mit Recht bemerkt der Herausgeber im Vorwort, daß, nachdem Kluckhohn's und Bezold's Actensammlungen über die pfälzischen Wittelsbacher die Politik der deutschen Protestanten aufgedeckt haben, jetzt auf die Unternehmungen der katholischen Partei im Reich um so helleres Licht fallen wird, zumal das Archiv Kaiser Rudolf's bisher leider verschollen ist.

Wir sind aber für die deutsche Geschichte in dieser Epoche um so mehr auf die römischen Quellen angewiesen, als nun eben die Zeit, da man in Rom von Deutschland nichts wußte und wissen wollte, vorüber war. Als das Hauptergebniß seiner Publication bezeichnet Hansen die jetzt offenbare Thatsache, daß nicht, wie man bisher annahm, Wilhelm von Bayern die Führung in dem Kampf um Köln gehabt hat, sondern die Initiative von der Curie ausgegangen ist, daß die Zielbewußtheit, mit der diese in die Wirren des Erzstiftes eingegriffen hat, die vor nichts zurückschreckende Entschlossenheit und Geschicklichkeit ihrer Diplomatie die katholischen Elemente zu sammeln, die Schlaffheit der kaiserlichen, die Begehrlichkeit der bayrischen Politik anzuspornen und zu lenken, die Gegner aber zu spalten und niederzuhalten gewußt hat. Es waren auch jetzt noch fast Alles Italiener, welche dem römischen Glauben die rheinische Hochburg zurückerobert haben; sie kannten auch jetzt meist noch kein Deutsch und mußten sich mit lateinischer Conversation behelfen. Dennoch bediente sich die römische Politik ihrer lieber als der Deutschen, die sich jetzt im katholischen Lager ja wohl eher als zu Bischof Fabri's Zeiten fanden, aber immer noch nicht das volle Vertrauen der Curie besaßen — und, wie wir im Gegensatz zu der heutigen Zeit sagen müssen, es auch nicht verdienten. Es war wie in den katholischen Armeen des dreißigjährigen Krieges und in der Compagnie vom Orden Jesu: Wälsche oder Halbdeutsche commandirten überall, wo es galt, deutsches Land für Rom zurückzuerobern.

Digitized by Google

Die neueren Phasen der türkischen Politik.

Von

einem Freunde des Orients.

II. [1])

Während eines halben Jahrhunderts, d. h. seit der bekannten Mission des Generals Müffling im Jahre 1829, hatte sich das Berliner Cabinet von jeder Einmischung in die orientalische Politik ferngehalten. Die diplomatische Vertretung Preußens am Bosporus verharrte während dieser Zeit in einer fast bescheidenen Zurückhaltung. Ihre Einwirkung beschränkte sich auf die allgemeine Pflege guter Beziehungen und Wahrung von Handelsinteressen, welche an sich nicht bedeutend waren. An politischem Ansehen stand der preußische Gesandte weit hinter den Vertretern der anderen Großmächte zurück. Auch die Entstehung des Norddeutschen Bundes rief hierin noch keine merkliche Aenderung hervor, und selbst nach Gründung des deutschen Reiches bewahrten dessen Vertreter im Orient auch weiter die alte, traditionelle Reserve. Den anderen Regierungen war dieselbe natürlich äußerst bequem. Deutschland — so sagten sie — hätte in der Levante keine politischen Interessen; auch sein Handel dort sei unbedeutend. Es könne also nur allgemeine Culturzwecke im Osmanenreich verfolgen. Man hatte sich sogar daran gewöhnt, in größeren Gebietsfragen, welche doch eine Verschiebung des europäischen Gleichgewichts und die Erweiterung der Actionssphäre einzelner Mächte betrafen, bei der deutschen Diplomatie eine Indifferenz vorauszusetzen, welche in diesem Maße weder gerechtfertigt noch auch vorhanden war. Vielleicht wirkte unbewußt noch die Erinnerung an den Pariser Congreß von 1856 nach, zu dem man Preußen erst nachträglich eingeladen hatte, und wo Manteuffel eine so unerfreuliche Rolle spielte. Zum Theil mochte dieser auffallende Mangel an Beachtung deutscher Anschauung, der sich stets dann zu erkennen gab, wenn die internationalen Verhandlungen das Gebiet orientalischer Fragen berührten, auch begründet sein und Nahrung finden in dem Mangel an Interesse, welchen Fürst Bismarck den orientalischen Angelegenheiten gegenüber an den Tag legte. Den

[1]) Man sehe den ersten Artikel im Juliheft.

Digitized by Google

preußischen Gesandten von Bismarck hatte weder seine diplomatische Laufbahn noch die Reiselust jemals in das Balkangebiet oder an die levantinischen Gestade geführt. Pesth war der südöstlichste Punkt seiner Wanderungen gewesen. Nun wäre zwar der Ausfall persönlicher Erlebnisse und Eindrücke für einen so weitsichtigen Staatsmann sicher kein Hinderniß gewesen, auch dieser Sphäre der europäischen Politik sein Augenmerk und den auf der Balkanhalbinsel sich langsam aber sicher vollziehenden nationalen Staatenbildungen seine Aufmerksamkeit zu schenken. Thatsächlich aber, dafür sprechen zahlreiche Belege, bekundete Bismarck in den ersten sechzehn Jahren seiner Ministerthätigkeit nur so viel Interesse an den orientalischen Angelegenheiten, als die Leitung seines Ressorts, die Pflege guter Beziehungen zur Pforte, der Schutz des deutschen Handels und die Wohlfahrt der im Orient lebenden Schutzgenossen erforderte. Eine persönliche Einwirkung auf die Pforte, auf die Regierungen Griechenlands und der Balkanstaaten fand nur so weit statt, als es zur Sicherung des Friedens diente oder sich zur Unterstützung berechtigter Forderungen einer befreundeten Macht als nützlich erwies. Diese Zurückhaltung war geboten gewesen in einer Zeit, wo es noch keine deutsche Marine gab, wo der Gedanke an Colonialbesitz noch nicht aufgetaucht war, und das Berliner Cabinet alles Interesse und alle Kraft auf die Ausgestaltung der deutschen Bundesverhältnisse und die Abwehr feindseliger Nachbarn zu verwenden hatte. Sie empfahl sich außerdem durch die länger als anderswo bestehende Isolirung des Constantinopler Postens. So lange die Post dort nur einmal wöchentlich eintraf und abging, ein langer Seeweg zurückzulegen war und eine Landverbindung nicht existirte, mußte der dortige Gesandte mit ziemlich allgemein gehaltenen Instructionen versehen, und die Entscheidung in einzelnen kritischen Fällen seinem Takt überlassen werden. Die Botschafter anderer Mächte, namentlich die russischen und britischen, hatten sich diese Selbständigkeit zu nutze zu machen gewußt, traten mit großem Aplomb auf und brachten ihre Staaten durch eigenmächtiges Vorgehen oft in Verlegenheit. Auch französische Vertreter, wie Moustier und Thouvenel, hatten unter dem zweiten Kaiserreich dort eine große Rolle gespielt. Die Neigung zu politischer Intrigue wurde naturgemäß begünstigt durch die localen Verhältnisse, durch Unzugänglichkeit des Staatsoberhauptes, Corruption seiner Hofbeamten, durch jene ungesunde Luft, welche die Serail- und Haremswirthschaft durchzieht.

Bei der Concurrenz um den Einfluß auf die Pforte, die zwischen den Vertretern der im Orient zumeist betheiligten Mächte von jeher bestand, lag die Gefahr, die heimische Regierung in unerwünschte Verwicklungen zu ziehen, jedenfalls sehr nahe, und man begreift es demnach, wenn Fürst Bismarck bestrebt war, die Frictionssphäre seiner auswärtigen Politik nach der Seite des Orients hin nicht noch zu erweitern. Seine Weisungen in dieser Hinsicht waren gemessen, und die Vertreter des Berliner Hofes am Bosporus kannten seine Anschauung schon lange, bevor sie durch das bekannte Dictum von dem „bischen Herzegowina" auch für die Oeffentlichkeit zum Ausdruck gelangte. Die Reserve der Gesandten erstreckte sich auch auf ihr persönliches Auftreten und die Gestaltung ihres Haushalts. Während alle anderen Großmächte in Pera prachtvolle Palais, am oberen Bosporus herrlich gelegene Sommerhäuser besaßen, und selbst minder mächtige Staaten, wie Holland, Schweden-Norwegen und Spanien für ihre Ver-

Digitized by Google

treter eigene Gesandtschaftshôtels unterhielten, verfügte Preußen nur über einen ziemlich baufälligen und zuletzt gänzlich unbewohnbaren hölzernen Konak, der, für einen türkischen Pascha gebaut, den Erfordernissen eines europäischen Hauswesens keineswegs entsprach. Für den Sommeraufenthalt war eine Villa gar nicht vorhanden. Die Vertreter Preußens, des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches mußten sich daher von 1863 bis Herbst 1877 mit gemietheten Wohnhäusern behelfen. Auch verfügten sie erst von der Mitte der siebziger Jahre an über einen Stationär, eine Dampfbarkasse und manche andere Attribute ihrer Stellung, welche nach orientalischen Begriffen von derselben unzertrennlich sind. Wer den Orient kennt, weiß, daß man dort geneigt ist, die Bedeutung einer europäischen Macht nach dem Aufwand zu bemessen, den ihr Vertreter zu entfalten in der Lage ist. Man begreift also, daß der Abstand, der sich hinsichtlich der äußeren Dotirung zwischen dem deutschen Vertreter und seinen Collegen bemerklich machte, seinem Ansehen in türkischen Kreisen nicht förderlich war. Und dies um so weniger, als er auch dem Range nach als Gesandter hinter den Vertretern der anderen Großmächte zurückstand, welche, mit Ausnahme des italienischen, Titel und Rang eines Botschafters besaßen. Auch nach Gründung des deutschen Reiches blieb dieser Unterschied noch mehrere Jahre bestehen. Er würde vielleicht den oben näher erläuterten Ansichten des Fürsten Bismarck gemäß noch länger angedauert haben, hätte nicht ein zufälliges Ereigniß die Erhebung der Constantinopler Gesandtschaft zur Botschaft beschleunigt. Der Reichskanzler war derselben bisher entgegen gewesen, obgleich der türkische Gesandte in Berlin, Aristarchi Bey, der durch seine Verheirathung mit einer Tochter des ehemaligen Kriegsministers von Bonin sehr gute Beziehungen zur dortigen Gesellschaft hatte und am Hofe wohlgelitten war, diese diplomatische Veränderung schon lange eifrig betrieben hatte, natürlich in der Hoffnung, daß ihm die gleiche Rangerhöhung in Berlin zutheil werden würde. Dem Reichskanzler war aber an der Vermehrung auswärtiger Botschaften in Berlin ebenso wenig gelegen, wie an der Erhöhung des Etats für die deutsche Vertretung in Pera, für welche der Reichstag erst kürzlich eine bedeutende Summe zum Bau eines Gesandtschaftshôtels bewilligt hatte. Da entstand im Frühjahr 1874 der Conflict mit dem Grafen Harry Arnim, der von Paris abberufen und, da der Kaiser ihn anderweitig placiren wollte, eine Botschaft aber nicht frei war, zum Botschafter in Constantinopel ernannt wurde. Graf Arnim stand im Begriff, sich dorthin zu begeben, als die Einleitung des bekannten Staatsprocesses seiner diplomatischen Laufbahn ein Ende machte. Nach Pera ging nun Baron Werther, ebenfalls als Botschafter. Der Zufall sollte es fügen, daß dieser vielerfahrene, in mancher schwierigen Mission bewährte Diplomat, der schon zweimal, 1866 in Wien und 1870 in Paris, mit Zurücklassung einer Kriegserklärung seinen Posten verlassen hatte, auch hier in Folge des drohenden Ausbruchs eines Krieges im Frühjahr 1877 abberufen wurde. Während der Dauer seiner Amtsführung — es war die Zeit des Drei-Kaiserbundes — ließ die deutsche Regierung in allen auf den Orient bezüglichen Fragen den beiden anderen Kaisermächten den Vortritt. Und auch auf der Constantinopler Conferenz vom Januar 1877 stand Baron Werther seinen Instructionen gemäß mehr hinter als neben seinem österreichischen und russischen Collegen. Seinem

Digitized by Google

Nachfolger, dem Prinzen Reuß, welcher gleich nach dem Ausbruch des Krieges in Constantinopel eintraf und diesen Posten wenig länger als bis zum Abschluß des Berliner Vertrages inne hatte, fiel die undankbare Aufgabe zu, als Vertreter einer neutralen Macht den Schutz der im türkischen Reich wohnhaften russischen Staatsangehörigen und ihres Privateigenthumes während des Krieges zu übernehmen. Der Prinz bewohnte während des Sommers 1877, wie es hieß auf besonderen Wunsch des Zaren, die russische Sommerresidenz in Bujukdere, und wenn er auch durch seinen Takt und durch vornehmes, gewinnendes Wesen den üblen Eindruck verwischte, den diese Erweiterung seiner Amtshandlungen in türkischen Kreisen hervorzurufen geeignet war, so galt doch auf der Pforte die Ansicht, daß Deutschland es insgeheim mit Rußland halte, oder doch jedenfalls die Niederlage des Halbmondes herbeiwünsche. Auch die Unterstützung, welche die deutsche Regierung den russischen Ansprüchen auf dem Berliner Congreß zutheil werden ließ, war nicht geeignet, die Pforte günstig zu stimmen. Indessen war doch Deutschlands Ansehen inzwischen so gewachsen, der maßvolle und friedliebende Charakter seiner Politik so allgemein anerkannt, daß sich die Blicke einzelner Pfortenminister schon damals verstohlen nach Berlin richteten. Man fing an zu begreifen, daß dort das Centrum einer Macht lag, deren Bedeutung und Einfluß man bisher völlig verkannt hatte.

Es mag auffallen, daß diese Erkenntniß in den politischen Kreisen des Orients sich erst jetzt Bahn brach; daß die großen militärischen Erfolge der preußischen und deutschen Waffen nicht schon früher die Aufmerksamkeit und den Antheil einer Bevölkerung auf sich gelenkt hatten, die von dem Glanz ruhmvoller Siege leicht angezogen wird. Aber, seltsam genug, waren während des deutsch-französischen Krieges in allen Haupt- und Hafenstädten der Levante die Sympathien ziemlich ungetheilt auf französischer Seite gewesen und auch nach den Niederlagen geblieben. Zur Erklärung mag dienen, daß dort der Bedarf europäischer Bildung vorzugsweise aus Paris bezogen wurde und Frankreich auch nach den Niederlagen an den orientalischen Verhältnissen weit mehr interessirt blieb, als Deutschland. Ungeachtet oder vielleicht gerade wegen ihrer Einbuße an allgemeinem politischen Einfluß kehrte die französische Regierung jetzt noch mehr als bisher ihre Eigenschaft als Schutzmacht der katholischen Christen heraus. Die Anbahnung freundschaftlicherer Beziehungen zu dieser Regierung hätte durchaus der Neigung Abdul Hamid's entsprochen, wäre nicht im Frühjahr 1881 in der tunesischen Occupation ein Ereigniß eingetreten, das ihn für lange von Frankreich schied.

Die Uneigennützigkeit der deutschen Regierung und die dem Sultan sympathische Persönlichkeit ihres damaligen Vertreters wirkten während des Winters 1880/81 besonders stark auf Abdul Hamid ein. Der Einfluß, den Graf Hatzfeldt ungesucht gefunden, kam zunächst der friedlichen Lösung der griechischen Grenzfrage zu gute. Der Sultan selbst forderte die Mächte zu einer Conferenz auf, die am 6. März 1881 in Constantinopel eröffnet wurde und unter dem vermittelnden Einfluß Hatzfeldt's einen äußerst günstigen Verlauf nahm. Die Pforte, durch Server und Ali Nizami vertreten, bot eine Grenzlinie an, die nach einigen Modificationen von den europäischen Cabinetten für annehmbar erklärt

Digitized by Google

wurde. Der griechischen Regierung empfahl man dringend die Zustimmung zu diesem Vorschlag. Die Wünsche des Ministeriums Kumunduros gingen freilich weiter, aber der sanfte Druck, den die Mächte in Athen ausübten, wirkte doch insoweit mäßigend und ernüchternd, daß der Abschluß einer die Grenze definitiv regelnden Convention schon am 22. Mai erfolgen konnte. Griechenland hatte ohne Schwertstreich ein Gebiet von 13370 qkm mit ungefähr 294000 Einwohnern erhalten. Es mußte auffallen, daß Abdul Hamid, der im vorangegangenen Jahre Monate lang um einen schmalen, ziemlich werthlosen Landstrich Albaniens gestritten und dadurch den Unwillen ganz Europas heraufbeschworen hatte, sich jetzt anscheinend leichten Herzens von einem ausgedehnten, blühenden Gebiete trennte, dessen Abtretung der Berliner Congreß nicht einmal formell verlangt hatte. Ja, man würde es begriffen haben, hätte er sich hierin widerwilliger gezeigt, als Montenegro gegenüber; wäre es ihm schwer geworden, den alten Rassenhaß zu überwinden. Denn der Türke ignorirt den Juden, verachtet den Armenier, aber er haßt den Griechen. Vielleicht weil er die geistige Ueberlegenheit dieser Rasse fühlt, in deren Händen sich der Geldmarkt und der Küstenhandel der Levante fast ausschließlich befinden, vielleicht weil sie die erste war, die das türkische Joch abschüttelte, vielleicht und wahrscheinlich zumeist, weil die begehrlichen Blicke der Griechen sich ungescheut und unverrückt auf das alte Byzanz und die Hagia Sofia richten. Wenn Abdul Hamid jetzt seine Abneigung gegen den Erbfeind überwand und weit rascher, als man vermuthet hatte, in der griechischen Grenzfrage nachgab, so mußte noch ein anderes Moment diesen Entschluß herbeigeführt haben. Und in der That finden wir dies in der eigenthümlichen mystisch-religiösen Wandlung, die wir gerade in jener Zeit bei ihm hatten entstehen sehen. Die Annexion von Tunis und die Bedrohung seiner Suzeränität in Aegypten hatten sein Gefühl als Moslem verletzt. Er bereute es, dem Bey nicht zu Hülfe gekommen zu sein. Ja, er war nahe daran, noch jetzt mit bewaffneter Hand zu interveniren und die Fesseln des Bardo-Vertrages zu sprengen. Was galten ihm, dem Chalifen, die europäischen Provinzen, deren Bevölkerung zum weitaus größten Theil aus Rajahs bestand, wenn er ein dem Islam angehöriges Gebiet der Herrschaft einer christlichen Regierung entreißen konnte. Freilich, Tunis gehörte nicht zum türkischen Staatsgebiet. Der Sultan wurde dort nicht einmal als Suzerän betrachtet. In Cypern, Aegypten und Ostrumelien waren zwar auch die Hoheitsrechte des Sultans beschränkt, aber diese Lande zahlten doch wenigstens einen Tribut. Tunis dagegen lieferte weder Geld noch Truppen. Praktische Vortheile waren bei einem solchen Unternehmen nicht zu gewinnen, höchstens Enttäuschungen und Niederlagen, die ein militärischer Conflict mit Frankreich unbedingt zur Folge gehabt hätte; was in aller Welt also konnte Abdul Hamid bewegen, bis hart an die Grenze dieses Conflictes zu gehen, den Befehl zur Armirung der Flotte zu geben, den französischen Botschafter zu brüskiren und offen für die Unverletzlichkeit eines Staatsgebietes einzutreten, das ihm nicht gehörte? Die Glaubensgemeinschaft mit den Bewohnern jenes Gebietes war es allein, die ihm dies als eine vermeintliche Pflicht auferlegte; die Muhamedaner aller Welttheile sollten erfahren, daß Abdul Hamid bereit sei, die Fahne des Propheten zu entrollen, wenn dem Islam Gefahr drohe. Allerdings zwang

Digitized by Google

der traurige Zustand, in welchem sich Heer und Flotte befanden, den Chalifen, von einer militärischen Action zunächst abzusehen. Um so eifriger aber wurde die panislamitische Agitation gefördert und von Stambul aus geleitet. Die türkischen Blätter der Hauptstadt „Vakit" und „Vasiret" verkündeten in pomphaften Artikeln, daß schon die bloße Kunde von dem Bestehen eines großen, alle islamitischen Völkerschaften umfassenden Bundes die europäischen Regierungen in die größte Bestürzung versetzt habe. Eine in Tausenden von Exemplaren in Tunis eingeschmuggelte, arabische Zeitung „El Djevahib", welche unverhüllt den Glaubenskrieg gegen die Franzosen predigte, wurde in Stambul gedruckt. Der Redacteur erhielt seine Weisungen aus dem Palais, wo er zu allen Stunden Zutritt hatte. Von hier aus wurden die tunesischen Freiwilligen mit Geld und Waffen unterstützt, erhielten die Führer der ägyptischen Militär-Emeute geheime Instructionen. Emissäre, meist fanatische Derwische der verschiedenen Bruderschaften, durchzogen das afrikanische Küstengebiet und unterhielten die Verbindung mit den Scheichs und Marabuts in Algier und Marokko. Die Beschwerden des Herrn Tissot bei der Pforte blieben ohne jedes Resultat. Die Minister konnten ihre Connivenz mit jenem Treiben um so leichter in Abrede stellen, als sie thatsächlich demselben fern standen. Diejenigen unter ihnen, welche mit dem Charakter der arabischen Bevölkerung näher vertraut waren, erkannten die große Gefahr, welche das Wachrufen religiös-nationaler Leidenschaften auch für die Osmanenherrschaft in sich barg. Denn entweder der Aufstand in den afrikanischen Besitzungen Frankreichs gelang und endete mit der Vertreibung der Franzosen, dann mußte auch damit das Selbstgefühl der Sieger wachsen und der Wunsch nach Unabhängigkeit zur Gründung eines arabischen Reiches führen. Oder die Westmächte — denn mit dem Beginn der ägyptischen Wirren war nun auch England in den Conflict hineingezogen — behielten in dem Kampfe die Oberhand, befestigten ihren Einfluß in Nordafrika, — dann aber mußte gleichzeitig das Prestige des Sultans, der nicht im Stande gewesen war, seinen Ermuthigungen und Aufreizungen thätliche Hülfe folgen zu lassen, in jenen Gegenden einen schweren Schlag erleiden.

Der französische Botschafter Tissot, der seine Carriere im Consulatsdienst in der Levante gemacht, auch längere Zeit unter den Arabern gelebt hatte und ein guter Kenner des Orients war, versuchte wiederholt, den Sultan auf die separatistischen Neigungen der Araber aufmerksam zu machen. Aber das etwas schroffe, unverbindliche Auftreten dieses Diplomaten mochte den Einfluß seiner Rathschläge mindern. Andererseits war Abdul Hamid so sehr in dem Wahn befangen, die große islamitische Liga werde den Stützpunkt für einen neuen Aufschwung des Sultanats abgeben, ja ihm sogar die Wiedergewinnung der verloren gegangenen Provinzen sichern, daß er für alle gegentheiligen Vorstellungen taub blieb.

Von diesem Zeitpunkt an bewegte sich die Politik Abdul Hamids ausschließlich in der einen Richtung, die Glaubensgenossen fester an das Sultanat, oder, wie er es auffaßte, Chalifat zu knüpfen und sich des Beistandes einer auswärtigen Macht zu versichern, um bei einem allgemeinen europäischen Kriege, den er stets sehr nahe bevorstehend glaubte, den größten Theil der in Europa verloren gegangenen Provinzen zurückzugewinnen. Es begann eine Phase der

Digitized by Google

Allianzbestrebungen, bei welchen der Sultan weit weniger von der Erwägung der faktisch vorhandenen Machtverhältnisse oder Interessen der einzelnen Staaten geleitet wurde, als von den jeweiligen Eingebungen des Augenblicks. Oft war dabei irgend eine zornige Aufwallung ausschlaggebend, veranlaßt durch den Eindruck von Nachrichten, welche das Selbstgefühl des Sultans verletzt hatten. Die Minister, welche beschwichtigend oder abmahnend auf die schnellen Entschließungen ihres Herrn hätten einwirken können, wurden nicht zu Rathe gezogen. Gewöhnlich trat Abdul Hamid sogleich mit dem Vertreter der gerade bevorzugten Großmacht in directen Verkehr und sprach persönlich oder durch einen Secretär seine Wünsche und Beschwerden aus. Er gab sich dabei einer augenscheinlichen Täuschung über den Werth der eigenen militärischen Kräfte hin und glaubte, daß ein europäischer Staat die Bundesgenossenschaft mit der Türkei hoch genug anschlagen werde, um sich ihretwegen in Conflicte mit anderen Mächten einzulassen. Charakteristisch für diese Allianzbestrebungen war, daß sie nicht eine Vertheidigung des der Türkei verbliebenen Besitzstandes oder Erhaltung friedlicher Zustände bezweckten, sondern ihre Spitze allemal gegen eine dritte Macht richteten, gegen welche der Sultan gerade feindselig gestimmt war. Diese Actionslust hätte in der That für den Frieden bedrohlich werden können, wäre nicht einerseits die Schwäche des türkischen Reiches zu evident gewesen, und hätten sich die Anschlußbestrebungen während der nächsten Jahre nicht vorwiegend an eine Macht gerichtet, deren auswärtige Politik in erster Linie die Erhaltung des europäischen Friedens bezweckte.

Am 22. Juni 1881 verließ Graf Hatzfeldt Constantinopel, um in Berlin zunächst provisorisch die Geschäfte des Staatssecretariats im Auswärtigen Amt zu übernehmen. Nach dem im Herbst 1879 erfolgten Tode des Staatsministers von Bülow, dessen Abgang sehr schmerzlich empfunden war, hatte eine Besetzung jenes Postens noch nicht stattgefunden. Fürst Hohenlohe hatte während eines Jahres die Geschäfte interimistisch versehen, war aber dann, seinem Wunsch entsprechend, auf den Pariser Posten zurückgekehrt. Nach ihm hatte Graf Limburg-Stirum gleichfalls interimistisch die Geschäfte geführt. Fürst Bismarck kannte die Arbeitskraft Hatzfeldt's noch aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges, während dessen er sein täglicher Begleiter und Vorstand der mobilen Kanzlei gewesen war. Er berief ihn jetzt wieder an seine Seite, doch verzögerte sich die definitive Uebertragung des Staatssecretärpostens aus besonderen Gründen noch nahezu anderthalb Jahre, bis zum November 1882. Während dieser Zeit ward die Führung der Geschäfte der Botschaft einem jüngeren Diplomaten, Legationsrath von Hirschfeld, übertragen, der durch früheren Aufenthalt im Orient mit den dortigen Verhältnissen bekannt war. Der Umstand, daß Graf Hatzfeldt noch den Titel eines Botschafters in Constantinopel führte und naturgemäß den dortigen Vorgängen sein bisheriges Interesse bewahrte, brachte es mit sich, daß der Sultan, der gerade zu diesem Staatsmann ein besonderes Vertrauen und eine unverkennbare Zuneigung hegte, die Beziehungen zu Deutschland auch nach Hatzfeldt's Abreise mit besonderer Sorgfalt pflegte. Es drückte sich dies zunächst in einem Act der Courtoisie gegen den Kaiser Wilhelm aus. Abdul Hamid hatte einen neuen Orden „Imtiaz" gestiftet und übersandte die ersten Insignien

Digitized by Google

desselben dem deutschen Kaiser durch eine Specialmission. General Ali Nizami Pascha, der, in einer österreichischen Militärschule erzogen und mit einer Deutsch-Oesterreicherin verheirathet, die deutsche Sprache vollkommen beherrscht, begab sich im November 1881 in Begleitung des damals vom Sultan besonders bevorzugten Privatsecretärs Reschid Bey nach Berlin und überbrachte außer jener höchsten, nur für Souveräne bestimmten Decoration noch Geschenke für den Hof und verschiedene Ordensauszeichnungen für die höchsten Beamten des Reichs. Kaiser Wilhelm erwiderte diesen Freundschaftsbeweis dadurch, daß er einige Monate später, im Februar 1882, dem Sultan durch seinen Generaladjutanten, Fürsten Radziwill den Schwarzen Adlerorden in Brillanten überreichen ließ. Fürst Radziwill, der von mehreren Officieren begleitet war, wohnte im Palais Dolma-Bagdsche und wurde während seines vierwöchentlichen Aufenthaltes vom Sultan und den Großwürdenträgern mit besonderer Auszeichnung behandelt.

An diesen Austausch von Höflichkeiten mag sich damals wohl zuerst ein Gedankenaustausch über praktische Fragen geknüpft haben. Fürst Bismarck war durch die Berliner Conferenz und die darauf folgenden Verhandlungen über die Grenzregulirung, die Donauschifffahrt, die Constituirung Bulgariens und die zahllosen anderen neuerdings aufgetauchten Fragen den orientalischen Verhältnissen näher getreten. Sein Interesse für die Zustände auf der Balkanhalbinsel war geweckt und mit dem scharfen Blick eines fachkundigen Beobachters, der an den Händeln der Parteien nicht direct betheiligt war, fand er sogleich die wunden Punkte heraus, von deren Heilung eine Kräftigung des osmanischen Reiches in erster Linie abhing. Es waren dies die Consolidirung der Finanzen und die Reorganisation der Armee. Mochte die Justizpflege veraltet, das Beamtenthum corrumpirt, das ganze Staatswesen von den Rudimenten der altasiatischen, halb barbarischen Despotie durchwachsen sein: hieran die Hand zu legen, um Reformen zu erzielen, die erst nach Generationen wirksam werden konnten, erschien ihm zu weitaussehend. Aber die Türkei besaß zwei Factoren, mit deren Hülfe sich ein rascherer Aufschwung bewirken ließ: einen kräftigen, für den Heeresdienst vorzüglich geeigneten Menschenschlag und einen überaus ergiebigen Boden. Sie konnte die besten Soldaten ins Feld stellen und, wenn die Naturerzeugnisse des Binnenlandes durch neue Verkehrswege der Ausnutzung und dem Handel erschlossen wurden, bei einigermaßen geordneter Wirthschaft bald die Mittel gewinnen, um ihre Armee auszurüsten, ihre Marine zu reorganisiren und ihre Befestigungen in vertheidigungsfähigen Zustand zu bringen. So konnte sie zugleich „bündniß"- und zahlungsfähig werden. Hier war der Hebel anzusetzen. Und dahin gingen denn auch gleich von Anbeginn der von Yildiz-Kiosk ausgehenden Annäherung die Rathschläge des deutschen Staatsmannes. Abdul Hamid sollte alle Wiedereroberungsgelüste aufgeben, vor Allem sich mit Oesterreich verständigen, die nationale Staatenbildung der kleineren Balkanländer als unvermeidlich anerkennen und alle Kräfte auf Consolidirung des ihm verbliebenen, noch immer umfangreichen Besitzstandes verwenden.

Zunächst galt es, dem Sultan bei der Reorganisation des Heerwesens und der Finanzverwaltung die erbetene Unterstützung zu gewähren. Der türkische Botschafter in Berlin beantragte die Ueberweisung einer Reihe von Officieren und

Digitized by Google

Beamten verschiedener Waffen, Chargen und Verwaltungszweige. Die Liste war ziemlich lang. Nachdem man sie im Auswärtigen Amt beträchtlich verkürzt hatte, genehmigte der Kaiser auf den Vortrag des Reichskanzlers den zeitweiligen Uebertritt derjenigen Herren, die sich nach vorangegangener Umfrage freiwillig dazu meldeten.

So weit es sich um die Anstellung preußischer Officiere im türkischen Heerwesen handelte, hatte der Vorgang seine historischen Präcedenzien, und die Türkei allen Grund, jenen Leistungen eine dankbare Erinnerung zu bewahren. Alle Welt weiß, daß unser größter Stratege drei Jahre lang von 1836 bis 1839 im Orient weilte, eine ausgezeichnete Karte von den Bosporus-Ufern entwarf, und daß die Schlacht bei Nisib das einzige Gefecht war, wo er sich je während seines ganzen Lebens auf der besiegten Seite befand. Weniger bekannt dürften die Namen derjenigen Officiere sein, welche gleichzeitig mit Moltke, sowie nach ihm in den türkischen Heeresdienst traten. Moltke's Commando sollte ursprünglich nur ein Jahr dauern. Auf den Wunsch Sultan Mahmud's aber, der sich dieserhalb direct an König Friedrich Wilhelm III. wandte, wurde es successive verlängert. Auf Moltke's Veranlassung und mit Empfehlungen seitens des preußischen Kriegsministeriums ausgestattet, begaben sich 1837 noch mehrere, ihm befreundete preußische Generalstabsofficiere nach der Türkei, traten vorübergehend in den osmanischen Dienst und fanden dort namentlich in den technischen Waffen Verwendung. Die Majors von Mühlbach, von Vincke und von Laue machten sich um das Artilleriewesen verdient, letzterer auch noch um die Befestigung der Dardanellen, wobei ihm der ohne besondere Empfehlung seiner Regierung nach der Türkei gekommene, ehemalige Lieutenant Köbke zur Seite stand. Dieser gelangte später in der Artillerie noch zu Wirksamkeit und Ansehen. Major von Fischer ging im October 1838 mit verschiedenen Exerciercommandos zur Armee Hafiz Pascha's nach Klein-Asien und wurde durch die Befestigung der ciliciſchen Bergpässe rühmlich bekannt. Die eben genannten Stabsofficiere kehrten aber nach der Niederlage von Nisib und dem gleich darauf eingetretenen Thronwechsel nach Preußen zurück, wo sie ebenso wie der Hauptmann von Moltke wieder in die Armee eintraten.

Inzwischen war, — gleichfalls auf ausdrücklichen Wunsch des Sultans Mahmud, — im März 1838 ein artilleristisches Specialcommando in Constantinopel angelangt, welches eine Lehrbatterie formiren und auf diese Weise das preußische Exercier- und Schießreglement in die ganze türkische Artillerie einführen sollte. Dasselbe bestand aus dem Lieutenant von Kuczkowski und den Unteroffizieren Wendt, Lüling, Wiesenthal und Schwarzfeuer. An Stelle des vom Blitz erschlagenen Wiesenthal trat später der Unterofficier Grach. Kuczkowski war ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten und großer Pflichttreue. Er erwarb und, was mehr ist, bewahrte sich die Gunst des Sultans Abdul Medschid, der seinen organisatorischen Talenten den weitesten Spielraum ließ. Die Türken haben von jeher für gute Artilleristen gegolten. Kuczkowsky entwickelte diese Anlage, ergänzte das im syrischen Feldzug zum großen Theil verloren gegangene Material an Feldartillerie, reducirte die unverhältnißmäßig große Zahl der Festungscaliber, legte Werkstätten und Munitionsdepots an, — kurz, er kann

Digitized by Google

als Begründer des modernen türkischen Artilleriewesens betrachtet werden. Nach Ablauf seines Commandos im Jahre 1849 trat er wieder in den preußischen Armeeverband ein, folgte aber schon im nächsten Jahre einem neuen Ruf des Sultans, der seiner Dienste nicht entrathen mochte. Als preußischer Oberstlieutenant verabschiedet, ward er im osmanischen Dienst als Oberst angestellt, nach dem Krimkrieg als der erste deutsche Christ zum Pascha ernannt (mit dem Namen Muglis, „der Rechtliche") und später zum Ferik (Divisions-General) befördert, als welcher er 1863 starb. Auch die mit ihm gekommenen Unterofficiere, welche natürlich in der Türkei sogleich Officierrang erhielten, rückten mit der Zeit zu den höheren Graden vor.

Nach seinem definitiven Eintritt in den türkischen Dienst 1850 hatte Kuczkowski noch eine beträchtliche Anzahl preußischer Officiere geworben, die ihm successive dorthin nachfolgten. Es waren dies die Lieutenants von der Becke, Geßler, Schmidt, Grunwald, von Böhn, Bluhm (die letzteren vier als Lehrer an der neu organisirten Artillerie- und Ingenieurschule zu Hasköi), Wagemann und Unterofficier Hoffmann, Hauptmann a. D. von Malinowski war schon seit 1846 als Lehrer an der Kriegsschule angestellt, sodaß sich zu Ende 1851 in Constantinopel zehn, in der Provinz vier Preußen als Instructeure und Lehrer befanden. Der Einfluß der Westmächte vor und während des Krimkrieges brachte es mit sich, daß vorübergehend einige französische und englische Officiere als Instructeure angestellt wurden. Die Regierungen beider Länder suchten die Preußen zu verdrängen, um ihrem Reglement und mehr noch ihrem Waffenmaterial Eingang in der Türkei zu verschaffen. Aber Abdul Medschid unterstützte die Preußen, deren ausgezeichnete Dienste er zudem während des Feldzuges zu schätzen mehrfach Gelegenheit hatte, und jene Concurrenten zogen sich bald vom Schauplatz zurück. Grach zeichnete sich unter Mussa Pascha bei der Belagerung von Silistria aus, ebenso Wagemann vor Sebastopol. Von der Becke, der später in Preußen bis zum Rang eines Generallieutenants aufstieg, machte den ganzen Feldzug unter Omer Pascha mit, zuerst an der unteren Donau, später in der Krim. Während der Donaucampagne 1853 führte er in der artilleristischen Abwehr des russischen Angriffes auf die Schanze von Oltenitza eine glänzende Waffenthat aus. Bei der Auflösung der deutsch-englischen Legion 1856 fanden noch drei, ehemals preußische Officiere: der Hauptmann Strecker und die Lieutenants Reimer und Julius Anstellung als Instructeure im türkischen Dienst. Gleichzeitig trat von Drigalski an Stelle des 1852 nach Preußen zurückgekehrten Böhn als Lehrer an der Artillerieschule ein. Zuvor hatte noch Unterofficier Lehmann, der 1852 auf eigne Hand nach dem Orient kam, eine Verwendung als Instructeur erhalten.

Die meisten dieser Preußen brachten es durch Fähigkeit und Pflichttreue zu angesehenen Stellungen und hohen Rangstufen. Bluhm und Strecker sind auch über die Grenzen des türkischen Reiches bekannt geworden, und ihre Leistungen im letzten russisch-türkischen Kriege fanden allgemeine Anerkennung. Bluhm ist der bedeutendste Fortificator, den die Türkei in diesem Jahrhundert gehabt hat. Die neuen Befestigungen an der Donau, in Armenien, am Bosporus und an den Dardanellen, welche in den zwanzig Friedensjahren angelegt wurden, sind

Digitized by Google

nach seinen Plänen construirt worden. Besonderes Aufsehen machte die Schnelligkeit und Umsicht, mit welcher er im Winter 1877/78 die Feldbefestigungen zur Vertheidigung Adrianopels und unweit der Hauptstadt auf der Linie Derkos-Tschataldscha aufwerfen ließ. Hätten die Türken die letztere Linie, wie es Bluhm's Intention war, rechtzeitig armirt und besetzt, so wäre es den Russen nie gelungen, bis vor die Thore Constantinopels zu dringen, und der Friede von San Stefano wäre nicht oder doch ganz anders abgeschlossen worden. Strecker führte während des letzten Feldzuges ein Commando auf dem europäischen Kriegsschauplatz und wurde nach dem Berliner Congreß Oberbefehlshaber der Miliz von Ostrumelien. Als der Sultan Abdul Hamid 1881 die Entsendung jüngerer preußischer Officiere in Berlin beantragte, standen außer den beiden Vorgenannten noch die Generale Grunwald und Drigalski im activen Dienst. Alle vier wurden mit der Zeit zu Feriks[1]) befördert. Lehmann war als Liva-Pascha am 11. October 1877 im Schipka-Paß gefallen. Drigalski, welcher längere Zeit als Commissar bei der internationalen Donaucommission fungirt hatte, wurde zum General-Adjutanten des Sultans ernannt. Die Stellung dieser Herren war, nachdem sie definitiv in den osmanischen Dienst übergetreten waren, nicht immer leicht gewesen. Als Fremde bemißtraut, hatten sie mit dem passiven Widerstand der Einheimischen, mit den Intriguen eifersüchtiger Concurrenten zu kämpfen. Ihre Besoldung war anfangs keine glänzende. Sie begann meistens mit 240 Pfund jährlich (circa 5000 M.) Auch bei dieser Gehaltszahlung, die für den Unterhalt einer Familie kaum ausreichte, mußten sich die Preußen oft Abzüge und Rückstände gefallen lassen, ebenso wie ihre einheimischen Kameraden, und überhaupt diesen gegenüber mit dem Ansehen begnügen, das ihre überlegene militärische Bildung ihnen in allen technischen Fragen sicherte.

Seit den fünfziger Jahren hatte, wie wir gesehen haben, eine Ueberweisung preußischer Officiere durch Vermittelung des Kriegsministeriums nicht stattgefunden. Deutsche Civilbeamte waren in der Türkei noch niemals angestellt worden. Als Kaiser Wilhelm nun zu Beginn der achtziger Jahre einer Reihe von Officieren und Beamten die Erlaubniß ertheilte, unter Vorbehalt des Rücktrittes nach drei Jahren, vorübergehend in türkische Dienste zu treten, wurde nach vorangegangener diplomatischer Vereinbarung diesen Herren die regelmäßige Gehaltszahlung durch die ottomanische Bank garantirt. Auch gewährte ihnen der Vorbehalt des Rücktritts, der bei einzelnen später noch verlängert wurde, eine bevorzugte Ausnahmestellung, welche durch häufige Gunstbezeugungen des Sultans in den Augen der türkischen Behörden natürlich noch an Bedeutung gewann. In dieser Form war der Eintritt eines ziemlich zahlreichen ausländischen Personals etwas Neues. Hin und wieder hatten einzelne Ausländer auch unter Bewahrung ihrer Nationalität in der Türkei Kriegsdienste genommen, so in letzter Zeit die Franzosen Vitalis und Dreyfé und der Engländer Hobart, der es bis zum Admiral brachte. Diese drei Officiere haben sogar den Rang eines Müschir erreicht, der bisher noch keinem Deutschen zuerkannt wurde. Aber

[1]) Die höchsten Grade des Müschir, Ferik und Liva entsprechen so ziemlich den drei Rangstufen unserer Generalität: General der Infanterie, Generallieutenant, Generalmajor.

Digitized by Google

die Anstellung dieser Herren war nicht in officieller Weise eingeleitet. Ausländische Civilbeamte hatte die Pforte bisher überhaupt nicht zugelassen. Der Sultan wünschte nun in verschiedenen Zweigen der Civil- und Heeresverwaltung den Centralbehörden deutsche Commissare oder Instructeure beizuordnen. So erfolgte 1880 die Anstellung des Geh. Regierungsrathes Wettendorf als Müstescher im Finanz-, die des Staatsanwalts Gescher als Justitiar im Auswärtigen Ministerium, die des Herrn Bertram im Zolldepartement. Im Jahre 1882 wurden vier Officiere: Oberst Kähler, die Hauptleute Camphövner und Riskow, Rittmeister von Hobe im Heere, Intendanturrath von Schilgen in der Armeeverwaltung und verschiedene Civilbeamte, die Herren Sebald, Zorn und Püschel, im Steuer- und Zolldepartement übernommen. Später trat auch der als Militärschriftsteller bekannte Major Frhr. von der Goltz als Instructeur für das Militär-Erziehungswesen in türkische Dienste. Alle diese Männer waren von der redlichen Absicht geleitet, ihre Fähigkeiten und Kräfte dem Staatswesen zu widmen, welches sie aufgenommen. Auch der Sultan mochte ursprünglich den Plan gehegt haben, ihnen einen geeigneten Wirkungskreis anzuweisen. Allein die Widerstände, welche sie theils bei den Behörden, theils in der Zähigkeit der Materie, im Geldmangel und in der Trägheit der unteren Organe fanden, nicht minder die Schwierigkeiten, welche sich aus der Unkenntniß der Landessprache ergaben, alle diese Hemmnisse ließen eine irgendwie durchgreifende Thätigkeit der deutschen Instructeure nicht aufkommen. Der Sultan, der eine große Vorliebe für Commissionen hat, — es tagen deren stets einige in den kleinen Seitenpavillons des Yildiz-Kiosk, — ließ sich von den Fremden lange Memoires und ausführliche Reformprojecte ausarbeiten, die vom Französischen ins Türkische übertragen, ihm auch wohl vorgelegt wurden, im Grunde aber doch nur den ungeheuren Stoß ähnlicher Schriftstücke erhöhten, der sich in der Privatkanzlei seines Palais seit Jahren aufthürmt. Von den militärischen Vorschlägen, so zweckmäßig sie immerhin sein mochten, wurde nie etwas ausgeführt, konnte auch nichts ausgeführt werden, so lange der Staatsschatz leer und die Heeresverwaltung in den Händen eines Osman oder Ali Sahib war. Dieselbe Energie, die der Held von Plewna den anstürmenden russischen Bataillonen entgegensetzte, entwickelte er auch als Kriegsminister, sowie als Palastmarschall, d. h. als vertrauter, militärischer Rathgeber des Sultans in der Bekämpfung jedweder Verbesserung oder Neuerung im Heerwesen. Es kostete unerhörte Mühe und noch manches Andere dazu, um ihn für eine neue Schußwaffe, ein verändertes Befestigungssystem, ja selbst nur eine Verbesserung in der Ausrüstung oder Unterbringung der Mannschaften zu gewinnen. Das ausgezeichnete Material, das die Armee noch vor dem russischen Feldzuge besaß, war nicht nur während desselben zum Theil verbraucht, sondern gerieth in den späteren Friedensjahren in arge Verwahrlosung. Man muß den Zustand der Panzerfregatten kennen, die einst mit Recht den Stolz Abdul Asis' ausmachten und jetzt seit vierzehn Jahren in den Docks des Goldenen Horns rosten; man muß sich ein Bild von der Baufälligkeit der Bastione am Bosporus machen, von dem inneren Zustande der großartig angelegten, mit ihrem leuchtenden, orangefarbenen Anstrich von weitem wie Paläste sich ausnehmenden Riesenkasernen; man muß wissen, daß die Cavallerieregimenter häufig nur zum Theil beritten,

Digitized by Google

die Artillerie in der Provinz sehr mangelhaft bespannt ist; man muß mit einem Wort die bedauerlichen Verhältnisse der türkischen Armee in der Nähe, aber nicht nur von Pera aus betrachtet haben, um zu ermessen, welche ungeheure Arbeitslast auf dem Gebiet einer militärischen Reform zu bewältigen ist. Hier werden die Rathschläge befähigter Ausländer niemals genügen. Nur ein Oberfeldherr, der Kenntniß vom heutigen Kriegswesen hat, und ein Kriegsminister, der mit dem Willen auch die Fähigkeit verbindet, die Intentionen seines Herrn organisatorisch zu verwirklichen, sind einer solchen Aufgabe gewachsen. Um beide müßte sich noch ein Stab wissenschaftlich und technisch geschulter Officiere scharen, aber aus einheimischen, nicht aus eingewanderten Elementen. Möglich, daß unter der kundigen Leitung Goltz Pascha's aus der Militärschule von Ortaköi mit der Zeit ein solcher Stab heranwächst. Bis jetzt ist derselbe aber nicht vorhanden, und alle höheren Stellen in den Commandos, wie in der Centralbehörde sind in den Händen gealterter Paschas, die über die Fortschritte der Waffentechnik und die dadurch bedingten Veränderungen sehr ungenügend informirt sind. Indessen der Mangel kundiger Strategen würde an sich nicht viel bedeuten in einem Lande, das wenig Eisenbahnen, überhaupt ungenügende Communicationsmittel und ein ausgedehntes, vielfach unzugängliches Grenzgebiet hat, wo also der Krieg in anderer Weise geführt werden muß, als in den abendländischen Culturstaaten. Bei einem so vorzüglichen Material an Mannschaft würde die türkische Armee immer ein achtunggebietender Gegner bleiben, wären nur die Cadres selbst im Frieden in der vorschriftsmäßigen Stärke vorhanden, mit den Waffen versehen, für welche das Kriegsministerium die Gelder erhielt, fände eine gehörige Beaufsichtigung der Festungen und ihrer Armirung statt, würde der Sold ausgezahlt, anstatt an den Fingern der Zwischenbehörden hängen zu bleiben, — käme mit einem Wort Ordnung in die Heeresverwaltung. Daß dies nicht mit einem Schlage zu erreichen ist, erhellt aus den Gründen, die wir weiter oben andeuteten. Die sittliche Entartung des Beamtenstandes hat auch die militärischen Behörden ergriffen, so weit sie über Kassenbestände verfügen. Es muß indessen betont werden, daß alle die genannten Mißstände im Heerwesen ausschließlich den Kriegsministern zur Last fallen und nicht dem Sultan, der darüber in Unkenntniß gehalten wird. Die größte Schuld in dieser Hinsicht trifft Osman Pascha. Seine Oberleitung ist für die Armee von unberechenbarem Schaden gewesen.

Was heute vorzugsweise die Schwäche der türkischen Armee ausmacht, ist ihre ganz ungenügende Operationsfähigkeit. Diese reicht selbst nicht für einen Vertheidigungskrieg aus, der an verschiedenen Stellen der Grenze geführt werden müßte. Es wird der türkischen Heeresleitung immer möglich sein, eine Anzahl von Bataillonen Infanterie ins Feld zu stellen, aber es wird im gegebenen Augenblick an Specialwaffen fehlen, ebenso an den Transportmitteln, an Munition und Verpflegung. Die Beweglichkeit dieser Heereshaufen ist demnach äußerst gering. Sie sind genöthigt, für ihren Unterhalt selbst zu sorgen, können sich in schwachbevölkerten oder unwirthlichen Gegenden nicht halten; kurz, die ganze Marschdisposition ist durch die Rücksicht auf das Verpflegungswesen beeinträchtigt, denn die Versorgung durch Magazine ist bei der Unzuverlässigkeit des Beamtenthums nicht durchführbar. An dieser Schwerfälligkeit selbst kleinerer

Digitized by Google

Truppenverbände, wie Regimenter und Brigaden und an der vollständigen Unmöglichkeit, größere Heeresabtheilungen rasch auf die bedrohten Punkte zu werfen, eine Umgehung oder Diversion zu machen, überhaupt Operationen im Stil der heutigen Kriegsführung auszuführen, sind im letzten Kriege die Anstrengungen kühner und entschlossener Führer gescheitert. Andere Mißerfolge sind dem Mangel an Cavallerie zuzuschreiben, welche die türkische Heeresleitung durch irreguläre Reitertrupps zu ersetzen dachte. Diese ebenso feigen, als raub- und mordlustigen Gesellen, die sich stets hinter der Truppenlinie aufhielten, das Land brandschatzten und verwüsteten, wurden zu einer wahren Plage, indem sie der regulären Armee ihren Unterhalt noch beschnitten und schließlich in Räuberhorden ausarteten. Sollte sich die in der Presse verbreitete Nachricht bestätigen, daß man im vorigen Jahre an 150 000 kurdische Reiter zu einer Art Miliz regimentirt habe, so würden wir das als einen verhängnißvollen Mißgriff beklagen. Diese Stämme leben schon im Frieden systematisch von Raub und würden diese Gewohnheit auf ihre Kampfesweise übertragen. In einem nächsten Kriege muß die Pforte unbedingt von einer Heranziehung des irregulären Elements absehen. Freilich muß dagegen im Frieden für genügendes Pferdematerial durch Anlage von Remontedepots vorgesorgt werden. Ebenso muß die Ausbildung der Truppe auf größeren Exercierplätzen, durch Marschübungen und Feldmanöver gefördert werden. Alles dies ist in der Türkei vollständig unbekannt. Uebungen im Felddienst, Schießübungen der Artillerie, ja selbst nur kleinere taktische Uebungen im Bataillon kommen nur höchst selten vor. Die Fantasia der Tscherkessen und Leibdragoner, welche der Sultan vornehmen Gästen gewöhnlich vorführen läßt, — und wobei die Leute in der Carriere ein Schnupftuch vom Boden aufheben, im Sattel stehend ihre Carabiner abschießen und andere Circusstückchen ausführen, — ist eine Spielerei ohne jeden Werth. Die Cavallerieregimenter in der Provinz würden nicht im Stande sein, auch nur die einfachsten Evolutionen auszuführen.

Wir können bei diesem Thema nicht länger verweilen; das Angegebene mag ausreichen, um anzudeuten, daß eine so durchgreifende Reorganisation nicht von einzelnen fremdländischen Officieren ins Leben gerufen werden kann. Sind daher mit Ausnahme eines von Goltz Pascha veranlaßten Rekrutirungssystems — nach welchem sich die Armeecorps aus der von ihnen besetzten Provinz ergänzen, — im Heerwesen irgendwie nennenswerthe Verbesserungen während der letzten zehn Jahre nicht aufzuweisen, so haben doch im Civilfach einige unserer deutschen Beamten immerhin beachtenswerthe Erfolge erzielt.

Die Angelegenheit, welche dem Sultan nächst der Heeresreform damals zumeist am Herzen lag und die in der That dringend der Abhülfe bedurfte, war die Regelung der Finanzen. Der Staatsbankerott hatte den auswärtigen Credit der Türkei vernichtet. Die Pforte behalf sich, um den allernothwendigsten Verpflichtungen zu genügen, mit Anleihen auf kurze Dauer, welche bei einigen Bankhäusern von Galata zu enormen Zinsen contrahirt wurden. So konnte es unmöglich weitergehen. Auch die auswärtigen Gläubiger erkannten die Nothlage an und zeigten sich zu einem Arrangement bereit. Daß dieses zu Stande kam, ist in erster Linie dem rastlosen Eifer und der unermüdlichen Arbeitskraft Wettendorf's zu danken, der die sehr umfangreichen Vorarbeiten lieferte und auch

Digitized by Google

bei den späteren Verhandlungen der spiritus rector der türkischen Delegirten blieb. Ein Irade vom 20. März 1881 genehmigte die von ihm gemachten Vorschläge, und im August desselben Jahres traten die Vertreter der auswärtigen Bondholders mit den türkischen Commissaren in Stambul zu einer Conferenz zusammen. Das Ergebniß derselben war ein für die Pforte befriedigendes, insofern sie dadurch eine drückende Sorge los wurde. Freilich mußte sie zugleich in die Einsetzung eines ständigen Verwaltungsraths willigen, der aus den Delegirten der Gläubiger und vier türkischen Delegirten bestand. Zur Verzinsung der Staatsschuld mit 1 Procent und der Amortisation mit ¼ Procent wurde diesem Verwaltungsrath ein Theil der Staatseinkünfte verpfändet. Auch mit den Bankiers von Galata, welche die Verlegenheiten der Pforte häufig in schmählichster Weise ausgenutzt hatten, fand eine Vereinbarung statt. Der Sultan zeichnete am 25. December 1881 ein Irade, welches diese Abmachungen, sowie die Einsetzung des conseil international genehmigte. Die Wirksamkeit dieses Ausschusses ist seitdem eine wohlthätige gewesen, und der Credit der Türkei hat sich immerhin etwas gehoben.

Auch in die Behandlung der Reclamationen, welche die Botschafter nur allzu häufig im Interesse ihrer Schutzgenossen bei der Pforte zu vertreten haben, kam unter der Einwirkung der deutschen Beamten etwas mehr Ordnung und System. Bekanntlich werden Civilprocesse, welche die in der Türkei lebenden Ausländer mit türkischen Privatpersonen oder Behörden führen, und in denen es sich meistens um Handelssachen, um Grundeigenthumsverhältnisse, um die Eintreibung von Schuldforderungen ꝛc. handelt, von dem Tidscharet oder Handelsgericht in Stambul entschieden. Ein Dragoman des Consulats derjenigen Nation, welcher der Fremde angehört, wohnt den Verhandlungen bei und erhebt Einspruch gegen etwaige Verstöße im Rechtsverfahren. Ein Urtheil in einer klaren Rechtssache zu erlangen, ist indessen weit weniger schwierig als eine Vollstreckung des Urtheils. Namentlich wenn eine türkische Behörde im Spiel ist, wenn die Zahlungsverpflichtung dem Fiscus oder einer hochstehenden Person obliegt, bedarf es eines starken diplomatischen Drucks und nicht selten einer Demarche im Yildiz-Kiosk, um das Geld flüssig zu machen. Ein beliebtes Mittel der Pforte ist es, dem Reclamanten an Stelle baaren Geldes eine Anweisung (Suret) auf irgend eine Gouvernements- oder Bezirkskasse in der Provinz zu behändigen. Der dortige Kassenverwalter erklärt dann, er habe kein Geld, was auch häufig die Wahrheit ist, und verweist den Gläubiger wieder an das Finanzministerium. Dieses gegenseitige Abschieben eines unbequemen Petenten kann sich eine Zeit lang wiederholen, bis letzterer endlich, des Wartens und der Scherereien müde, sich die Abzüge gefallen läßt, auf die es bei dem obigen Verfahren doch schließlich nur ankam.

Nicht selten erwachsen der Pforte außerordentliche Zahlungsverpflichtungen durch das persönliche Eingreifen des Sultans. So war z. B. die Einfuhr von Sprengstoffen, namentlich von Dynamit verboten. Die Besorgniß vor einem Schmuggel mit diesem Fabrikat führte aber auch zur Durchsuchung solcher Schiffe, welche die Meerengen passirten und auf der Durchfahrt einen türkischen Hafen anliefen. Namentlich die nach russischen Häfen verfrachteten Schiffe waren

Digitized by Google

einer solchen Procedur ausgesetzt, die manchmal zum Ausladen der ganzen Fracht führte, wenn das Schiff der geheimen Bergung von Sprengstoffen besonders verdächtig war. Der damit verbundene Aufenthalt und oft die Beschädigung der Waare veranlaßten natürlich Rheder und Charter zur Forderung namhafter Entschädigungssummen, welche die Pforte nothgedrungen bezahlen mußte.

Ob die von Zeit zu Zeit auftauchenden Gerüchte von geheimen Umtrieben begründet sind, ist schwer zu sagen. Seit dem Putsch Ali Suadi's, der den entthronten Murad befreien wollte und dabei sein Leben verlor, war irgend ein Verschwörungsact wenigstens nicht an die Oeffentlichkeit gelangt. Geheime Zettelungen mochten unter einem der Intrigue so überaus geneigten Beamtenthum immerhin bestehen. Die Partei der Jungtürken aber, die unter Mustafa Fazyl und Mahmud Damat in den siebziger Jahren das Serail und die Pforte ernstlich beunruhigt hatte, war versprengt und vernichtet. Midhat und Mahmud Damat schmachteten fern im Yemen zu Taïf in der Verbannung. (Ersterer starb im Mai 1884, wenige Tage vor seinem erbitterten Gegner Mahmud Nedim.) Von jener Seite drohte keine Gefahr mehr. Dennoch liefen und laufen noch jetzt von Zeit zu Zeit immer wieder Gerüchte von angeblich entdeckten Verschwörungen in der türkischen Hauptstadt um. Die Besorgniß Abdul Hamid's nach dieser Seite ist jedenfalls noch nicht geschwunden. Der nachstehende Vorgang möge zur Illustration dienen.

Im Mai 1882 war der Sultan mit dem Großvezier Kütschük Said unzufrieden. Es kam im Yildiz-Kiosk zu einer heftigen Auseinandersetzung, und der Sultan kündigte Said Pascha seine Entlassung an. Kaum hatte Letzterer dies vernommen, als er eifrig seine Stambulina aufknöpfte und mit der Hand darunterfuhr. Der Sultan, in der Meinung, der entlassene Würdenträger wolle einen Revolver ziehen, — beide waren allein im Zimmer, — sprang erschreckt aus der Thür und rief die Wache herbei. Adjutanten und Mannschaften stürzten in das Zimmer und ergriffen den kleinen Pascha, der Anfangs ganz fassungslos war. Die Aufklärung erfolgte bald. Said hatte das Staatssiegel, welches er als Großvezier stets an einer feinen goldnen Kette auf der Brust zu tragen verpflichtet war, ablösen und in die Hand seines Gebieters niederlegen wollen. Abdul Hamid beruhigte sich und tröstete seinen ehemaligen Diener, der durch den Vorgang ganz gebrochen war; aber es blieb bei der Entlassung. Zwei Monate später wurde indessen Said Pascha wieder in sein Amt eingesetzt, welches er dann noch eine Reihe von Jahren bekleidete.

Wir hatten die auswärtige Politik der Türkei an dem Zeitpunkt verlassen, wo der Sultan, gereizt durch das Vorgehen der Franzosen in Tunis, sich an die Spitze der panislamitischen Bewegung zu stellen suchte und seine Würde als Chalif auch in rein politischen Fragen betonte. Wo in dem weiten Gebiet seines Reiches Aeußerungen des Fanatismus zu Tage traten, wurden sie von ihm insgeheim begünstigt. Nach Gabriel Charmes stand er in directer Verbindung mit den Häuptern der albanesischen Liga, die auch hohe Staatsbeamte zu ihren Mitgliedern zählte, mit dem Mufti von Tschamlidscha, einem bosnischen Fanatiker, welcher der österreichischen Verwaltung sehr unbequem war, mit dem Kurdenscheich Obeidullah, dem gefürchteten Bedränger der armenischen Christen, der auch

Digitized by Google

räuberische Streifzüge in das russische Gebiet zu machen liebte. Wo sich nur irgend eine Aeußerung des Glaubenshasses zeigte, mochte sie selbst mit Unruhen und Ausschreitungen verbunden sein, konnten ihre Anstifter auf das Lob und wohl auch auf das Gold des Padischah zählen.

Bei einer so ausgesprochen christenfeindlichen Stimmung war nicht viel von einer Conferenz zu erwarten, welche im Herbst 1881 von den Vertretern der Mächte in Therapia abgehalten wurde und welche die armenische Angelegenheit betraf. Bekanntlich bildete die Regelung dieser Frage eine der Stipulationen des Berliner Congresses. Sie war bisher unberührt geblieben. Jetzt ging die Anregung von dem britischen Cabinet aus, welches seit dem Juli desselben Jahres durch einen neuen Botschafter, den Earl of Dufferin, am Goldnen Horn vertreten war. Nach einem so unbequemen Herrn, als welcher sich Herr Göschen gezeigt, mußte jeder andere willkommen sein. Lord Dufferin war es um so mehr, als er mit einem heitern, liebenswürdigen Temperament die Formen des vollendeten Weltmanns und eine bei englischen Diplomaten nicht eben häufige Coulanz verband. Er hatte in seiner Jugend das bewegte Leben eines vornehmen traveller geführt, eine Expedition in die arktischen Regionen unternommen und die Ergebnisse dieser Fahrt in einem ziemlich berühmten Reisewerk veröffentlicht, welches den Titel: „In high latitudes“ führt. Auch die Expedition, mit welcher die englische Regierung 1860 zu Gunsten der Christen in Syrien intervenirte, hatte er mitgemacht. Später war er in den Staatsdienst getreten, hatte mehrere Jahre den Posten eines Vicekönigs von Canada und zuletzt, vor seinem Eintreffen am Bosporus, den Botschafterposten in St. Petersburg bekleidet. Wie jeder britische Botschafter, kam auch er in Stambul an mit einem neuen Reformproject in der Tasche. Diesmal betraf es die Christen in Armenien, deren Lage in der That eine trostlose war. Von den türkischen Paschas ausgesogen, von den räuberischen Kurden, die alljährlich aus den Bergen in die Thäler hinabstiegen, gebrandschatzt, richteten sich ihre Blicke sehnsüchtig nach den armenischen Glaubensgenossen, die jenseits der Grenze unter dem Scepter Rußlands ein ungleich friedlicheres Dasein führten. War auch die russische Beamtenwirthschaft in vielen Punkten der türkischen nicht unähnlich, so bestand doch dort die Glaubensfreiheit, die bürgerliche Gleichheit aller Unterthanen. Im türkischen Armenien dagegen war und ist noch heute der Christ dem Moslem gegenüber nahezu rechtlos. Das nationale Bewußtsein war dieser Rasse seit Jahrhunderten abhanden gekommen. Indessen hatten russische Agenten und namentlich geistliche Emissäre des bei Eriwan gelegenen Klosters Etschmiadzin, welches das Centrum der gregorianischen Kirche ist, unter den türkischen Armeniern eine gewisse Bewegung hervorgerufen. Klagen und Massenpetitionen liefen durch Vermittlung der höhern Geistlichkeit bei den europäischen Cabinetten ein. Wenn England sich des factischen Nothstands der türkischen Armenier annahm, und Lord Dufferin der Pforte im December 1881 ein Memorandum überreichte, welches die einzuschlagenden Reformen aufzählte, so waren dabei nicht nur philanthropische Gesichtspunkte maßgebend. England hatte ein politisches Interesse daran, den unleidlichen Zustand in Armenien und damit ein Verfahren beendet zu sehen, welches die Armenier geradezu in die Arme Rußlands trieb. Gerade dort aber liegt der

Digitized by Google

schwache Punkt der Vertheidigung des Bosporus. Von dort droht die nächste russische Invasion. Es ist daher ein politischer Fehler der Pforte, die Bewohner des Grenzlandes durch fortgesetzte Mißwirthschaft zum Abfall zu reizen.

Das Cabinet von St. James hatte, wie wir oben gesehen haben, schon früher versucht, aus Syrien ein Bollwerk gegen russische Expansionsgelüste zu machen. Die für die anatolischen Provinzen vorgeschlagenen Reformen sollten wesentlich diesem Zweck dienen, und Cypern war als militärischer Stützpunkt ins Auge gefaßt. Aehnliche Rücksichten waren jetzt auch für die Demarche zu Gunsten der Armenier bestimmend. Allein der Zeitpunkt für dieselbe war nicht glücklich gewählt. Rußlands Unterstützung war lau, auch die der andern Mächte mehr platonisch. Der Sultan aber erklärte, wenngleich im Widerspruch mit den Abmachungen des Berliner Protokolls, daß er sich in die innere Verwaltung seiner Provinzen nicht dreinreden lassen könne. Erst durch energisches Drängen erreichte Lord Dufferin, daß der Marschall Achmed Mukhtar als Specialcommissar nach Armenien entsandt wurde. Doch weiß man aus Erfahrung, wie wenig derartige Missionen zur Abstellung lang eingefresteter Mißstände beitragen. Außerdem lenkte wenige Monate später ein unerwartetes Ereigniß die Blicke der gesammten politischen Welt nach den Ufern des Nil. Die ägyptische Krisis war der zweite der beiden oben citirten Vorgänge, welche den Glaubenseifer Abdul Hamids entflammten und ihn zu einer entschiedenen Bekämpfung der europäischen Intervention veranlaßten. War diese Stellungnahme in den tunesischen Händeln überflüssig gewesen, so sollte sie jetzt bei den ägyptischen Wirren für die Machtstellung des Sultans in Nordafrika verhängnißvoll werden.

Keine Phase der Regierung Abdul Hamid's ist so bezeichnend für die neue mystische Richtung und das Schwankende seiner Politik, wie sein Verhalten während der ganzen Dauer der ägyptischen Krisis. Das Blaubuch gibt darüber genügenden Aufschluß. Nach demselben wandte sich der Sultan der Reihe nach an die drei Kaisermächte mit dem Verlangen der Entsendung eines Geschwaders nach Alexandria, um ein Bombardement oder eine Ausschiffung mit Gewalt zu verhindern. Als diesem Ansinnen natürlich nicht entsprochen ward, zog der Sultan selbst die Gesandten von Spanien und den Vereinigten Staaten zur Vermittelung heran. Es fehlte nicht viel, so hätte er sich auch an Griechenland gewandt. Immer sollten Andere helfen, er selbst konnte zu keinem Entschluß kommen. Immer noch glaubte er, den unerbittlichen Gang der Ereignisse durch Separatverhandlungen aufhalten, die britische Intervention durch unbedeutende Zugeständnisse oder unklare Versprechungen abwenden zu können. Namentlich rechnete er auf die Eifersucht zwischen England und Frankreich. Während er selbst als Leiter der islamitischen Bewegung mit diesen Mächten in geheimem Kriegszustand sich befand, während seine arabischen Emissäre zu Hunderten den Glaubenskrieg predigten und den Fremdenhaß schürten, während er mit Arabi Pascha die geheime Correspondenz unterhielt, die später in die Hände Lord Wolseley's fiel, mußten die türkischen Botschafter in Paris und London Allianz-Anträge stellen, bei welchen sogar auf partielle Gebietsabtretungen hingedeutet wurde. Alle diese kleinlichen Versuche, die Einmischung der Großmächte abzuwehren, konnten angesichts der sich immer drohender gestaltenden Situation nur

Digitized by Google

erfolglos bleiben. Die Circulardepeschen der Pforte, welche die Krisis als erloschen, den Zustand in Aegypten als einen überaus friedlichen darzustellen suchten, standen mit dem Terrorismus der dortigen Actionspartei in allzu grellem Widerspruch. Die Nothwendigkeit bewaffneten Einschreitens war evident, und die Conferenz fand die Mächte in dieser Frage geeint.

Die Weigerung, die Conferenz zu beschicken, und später die Ablehnung der Note vom 15. Juli, worin die bewaffnete Intervention des Sultans beantragt war, isolirten die Türkei immer mehr. Anstatt die paar tausend Mann nach Aegypten zu schicken, dadurch seine Oberhoheit über diesen Vasallenstaat militärisch zu documentiren und — was das Wichtigste war — die Hand im Spiele zu behalten, wollte Abdul Hamid von einer Betheiligung an der Execution schlechterdings nichts hören.

„Niemals," erklärte er damals dem britischen Botschafter, „können meine Regimenter an der Seite christlicher Truppen gegen ihre Glaubensgenossen ins Feld rücken." Freilich hatten zu allen Zeiten diese Truppen gegen muhamedanische Stämme, gegen Perser, Kurden, Beduinen gekämpft und noch vor wenigen Jahren bei dem Aufstand im Yemen unter den arabischen Vertheidigern der Bergfestungen manches Blutbad angerichtet; auch hatten nach den Christenmassacres in Syrien französische und türkische Truppen gemeinsam die Ordnung wieder hergestellt. Es fehlte also nicht an analogen Vorgängen, welche das Gewissen des Padischah hätten beruhigen können. Aber weder diese Erwägungen noch die wohlgemeinten Warnungen der Kaisermächte, welche auf den voraussichtlichen Verlust Aegyptens hinwiesen, waren von irgendwelchem Gewicht. Der nachträgliche Beitritt zur Conferenz und die mit der Besiegung Arabi's zusammenfallende, nachgiebigere Haltung vermochten die Versäumniß nicht wieder gut zu machen. Alles, was seitens der Pforte damals geschah, geschah zu spät.

Nachdem der Versuch, Frankreich zur Betheiligung an der Occupation Aegyptens zu veranlassen, gescheitert war — ein Plan, der wegen der Schwierigkeiten einer solchen Cooperation an sich klug ersonnen war — blieb die Türkei auf Separatverhandlungen mit England angewiesen. Zwar ließ der Sultan jetzt seine religiösen Bedenken scheinbar fallen und willigte in eine Militärconvention, der zufolge er 6000 Mann nach Aegypten zu entsenden versprach, allein die Ausführung dieser Maßregel wurde so lau und langsam betrieben, daß man an der redlichen Absicht wohl zweifeln durfte. Nach dem entscheidenden Gefecht bei Tel el Kebir brach der britische Botschafter Lord Dufferin die Verhandlungen ab. Eine starke Partei in England wollte die Pforte von jeder Einmischung in die ägyptischen Angelegenheiten ausgeschlossen wissen. Das Cabinet von St. James hielt indessen an dem wiederholt ausgesprochenen Grundsatz fest, daß dem Sultan die Oberhoheit in Aegypten zustehe und bot ihm gegen Ende der Krisis noch einmal die Theilnahme an der Besetzung der festen Plätze in Aegypten an. Hätte Abdul Hamid sich damals noch entschließen können, die 6000 Mann, welche zum Zwecke der Einschiffung schon in Kreta bereit standen, nach Port Said zu entsenden, so würde seine Mitwirkung bei der definitiven Regelung der ägyptischen Verhältnisse sich nicht haben abweisen lassen und er jetzt im Stande sein, seinen Einfluß im Nilthal und in den angrenzenden Provinzen neu zu befestigen.

Digitized by Google

Am 2. November 1882 verließ Lord Dufferin Therapia und begab sich in außerordentlicher Mission nach Kairo. Seine Aufgabe war, die britischen Interessen bei der dortigen Neuordnung der Dinge aufs Nachdrücklichste zu vertreten und auf den Khedive und dessen Ministerium einen persönlichen Einfluß zu üben. Daß ihm dies vollständig gelang, ist hinlänglich bekannt. Dufferin kehrte im Herbst 1883 auf seinen Posten am Bosporus zurück. Er ward im Frühjahr 1885 in Anerkennung der in Aegypten geleisteten Dienste zum Vicekönig von Indien ernannt. Die Geschäfte der Botschaft in Constantinopel wurden interimistisch dem Botschaftsrath Mr. Wyndham übertragen, der sie bis zur Ernennung des neuen Botschafters, Mr. Thornton, führte. Auf diesen folgte am 6. October 1886 der bisherige Gesandte in Bukarest, Mr. White, der sich sowohl politisch wie social eine gute Stellung machte. (Später zum Baronet erhoben, erlag er erst kürzlich auf der Durchreise in Berlin einem heftigen Anfall von Influenza.) Es wäre begreiflich gewesen, wenn alle diese Vertreter Englands einer unfreundlichen oder doch kühlen Stimmung in Constantinopel begegnet wären, denn während der nächsten Jahre fanden zwischen der Pforte und dem Cabinet von St. James Auseinandersetzungen über die ägyptische Angelegenheit statt, welche den Sultan in keiner Weise befriedigen konnten und über die Absicht Englands, sich am Nil dauernd festzusetzen, keinen Zweifel ließen. Trotzdem gingen die Proteste, welche die Pforte von Zeit zu Zeit gegen die britische Occupation erhob, nicht über die Form ziemlich conventionell gehaltener Circulardepeschen hinaus. Ein greifbarer Anhalt zu einem entschiedeneren Auftreten fehlte freilich auch, indem die britischen Staatsmänner bei jeder Gelegenheit in öffentlichen Reden die Versicherung abgaben, die Regierung denke nicht an eine Annexion Aegyptens oder auch nur an die Einsetzung eines dauernden Protectorats. Es handle sich vielmehr nur darum, die inneren Verhältnisse, welche durch die letzten Unruhen und Parteiungen in arge Verwirrung gerathen seien, gründlich zu ordnen, die Kanalpassage zu sichern und die Interessen der britischen und anderen auswärtigen Staatsgläubiger zu wahren. Hin und wieder tauchte bei diesen Erklärungen auch der Gesichtspunkt auf, England müsse sein Ansehen in Aegypten schon deshalb energisch behaupten, weil dort der Herd einer islamitischen Bewegung sei, welche niederzuhalten schon mit Rücksicht auf die zahlreichen muhamedanischen Unterthanen der Kaiserin von Indien dringend geboten erscheine. Man wußte in Downing-Street sehr gut, von wo aus das Feuer auf jenem Herde insgeheim angeblasen wurde.

Angesichts des 1884 ausgebrochenen Sudan-Aufstandes, der eine Wiederaufnahme der militärischen Action Englands veranlaßte, konnte weder Frankreich, welches an einer Abschwächung der gebietenden Stellung Englands am Nil ein besonderes Interesse hatte, noch auch die Türkei, die zu einer Pacification ganz außer Stande gewesen wäre, die Räumungsfrage aufs Tapet bringen. In Europa war man froh, daß England die Arbeit und die Kosten allein übernahm. Zu einer Betheiligung an derselben hatte man auch an der Seine keine Lust. Aber die Expedition gegen den Mahdi verlief sehr unglücklich, kostete beträchtliche Summen, und Gladstone beschloß, ungeachtet aller Entrüstungs-Meetings, den Sudan und mithin auch den in Chartum eingeschlossenen General Gordon

Digitized by Google

preiszugeben. Dieser Mißerfolg und daneben das steigende Deficit in dem ägyptischen Staatshaushalt zwangen das britische Cabinet, die Sanirung der dortigen Finanzen ernstlich ins Auge zu fassen. Diese war nur möglich durch eine Zinsreduction und letztere wiederum nur auf Grund einer Verständigung mit Frankreich, Oesterreich-Ungarn und Italien, deren Delegirte mit dem britischen die 1880 eingesetzte internationale Schuldentilgungscommission bildeten. Da England stets betont hatte, daß es ein Protectorat nicht ausüben wolle, mithin auch keine Verantwortlichkeit für die finanzielle Verwaltung Aegyptens übernehmen könne, so blieb nichts übrig, als die Frage den Großmächten zur Berathung vorzulegen. Gladstone schlug daher im Laufe des April 1884 eine Conferenz in London vor und erläuterte das Programm derselben in einer Denkschrift, laut welcher die mißliche Lage des ägyptischen Staatsschatzes drei Ursachen zugeschrieben wurde: der Verpflichtung zu einer Entschädigung von 4,25 Millionen Pfund Sterling für die massenhafte Zerstörung von Privateigenthum in Alexandria, den Kosten der Sudan-Expedition im Betrage von 1,5 Millionen und dem stehenden Deficit im Ordinarium. Dasselbe hatte in den letzten Jahren die Höhe von acht Millionen erreicht. England verlangte aus naheliegenden Gründen, daß die Conferenz sich nur mit dem Finanzarrangement und einer Abänderung des Liquidations-Statuts von 1880 befassen solle. Gegen diese Beschränkung der Berathungsmaterie protestirte zunächst die Pforte. Sie bezog sich auf ein Rundschreiben Gladstone's vom 3. Januar 1883, in welchem gesagt war, daß die üble Finanzlage Aegyptens in der schlechten Verwaltung ihren Grund habe. Dies sei richtig, damit aber auch implicite zugegeben, daß eine Trennung der finanziellen von der allgemeinen ägyptischen Frage unzulässig sei. Gleichzeitig brachte die Pforte Constantinopel als den allein geeigneten Versammlungsort in Vorschlag, da es sich um die Verhältnisse eines Vasallenstaates des Sultans handle. Auch Frankreich wünschte eine Erweiterung des Berathungsgegenstandes, aber die anderen Mächte, welche politische Erörterungen vermeiden wollten, standen auf Seite Englands, und so wurde auf dieser Basis die Conferenz am 28. Juli von Lord Granville eröffnet.

Gleich in den ersten Sitzungen trat ein scharfer Gegensatz zwischen England und Frankreich hervor. Ersteres verlangte eine Zinsreduction der unificirten Schuld und eine Bevorzugung der neu aufzunehmenden Anleihe von acht Millionen Pfund Sterling vor jener. Der französische Delegirte, Herr Waddington, behauptete dagegen, die ägyptische Regierung bedürfe bei geregelter Verwaltung keiner Zinsreduction, sobald nur England die Kosten der Occupation trage. Er vertrat überhaupt die europäischen Interessen gegenüber den particularen Interessen Englands und fand darin auch die Unterstützung seiner anderen Collegen. Ebenso erlangten die Vorbehalte des türkischen Botschafters, Mussurus Pascha, nach welchen das Khedivat nicht berechtigt sei, die ihm vom Sultan gewährten Privilegien an eine andere Macht ganz oder theilweise abzutreten, die Zustimmung der Conferenz. Alle Delegirte, auch der Vorsitzende, erklärten sich für Anerkennung der auf Verträge und Fermans sich stützenden Rechte des Sultans. Als aber Mussurus Pascha auch die allgemeine Lage Aegyptens in die Discussion zog, schnitt Lord Granville die Besprechung darüber ab; ebenso verweigerte er die Berathung über eine von dem deutschen Delegirten, Grafen Münster, vorgeschlagene

Digitized by Google

Reform des ägyptischen Sanitätswesens. Da England und Frankreich sich über ein Finanzprogramm nicht zu einigen vermochten, so ging die Conferenz am 2. August resultatlos auseinander.

Wir können die weiteren Phasen der ägyptischen Angelegenheit, die Mission Northbrook's, die eigenmächtige Suspendirung der Zinszahlung durch Nubar Pascha, das Urtheil des internationalen Gerichtshofes zu Gunsten der Gläubiger, die militärische Expedition unter Wolseley u. s. w., hier nicht weiter verfolgen, zumal sie abseits unseres Themas liegen. Die Oberhoheitsrechte des Sultans über Aegypten waren auf der Conferenz anerkannt. Dies war zu betonen. Auch daß Europa an der Regelung der dortigen Verhältnisse ein politisches und sachliches Interesse habe, fand schließlich in der Convention vom 17. März 1885 eine officielle Bestätigung. Durch diese Vereinbarung wurde die neue Anleihe von neun Millionen Pfund Sterling unter Garantie sämmtlicher Großmächte gestellt, welche die Verwaltung der öffentlichen Schuld durch eine ständige Commission zu controlliren befugt waren.

Der britische Cabinetswechsel, welcher den Marquis of Salisbury an die Stelle Gladstone's brachte, führte auch eine Annäherung mit der Pforte herbei. Die Tory-Regierung, die immer türkenfreundlicher gewesen war als die Gegenpartei, entschloß sich, den Sultan nochmals zu einer gemeinschaftlichen Regelung der ägyptischen Verhältnisse einzuladen. Sir Drummond Wolff wurde zu diesem Zweck nach Constantinopel geschickt. Obwohl es sich diesmal nicht um die Entsendung von Truppen, sondern um friedliche Maßregeln handelte, war Abdul Hamid anfangs jeder Betheiligung an der Seite Englands abgeneigt. Wir kennen die Gründe dieses Widerstrebens. Der britische Specialgesandte blieb mehrere Monate am Bosporus. Endlich nach langen Verhandlungen und auf Grund einer erfolgreichen Vermittlung des deutschen Botschafters, Herrn von Radowitz, der diesen Posten im November 1882 nach Hatzfeldt's definitiver Uebernahme des Staatssecretariats angetreten hatte, entschloß sich der Sultan, einen Commissar nach Aegypten zu entsenden. Achmed Mukhtar Pascha ward dazu bestimmt und begab sich im December 1885 mit Sir Drummond Wolff nach Kairo, wo beide im Verein mit dem ägyptischen Ministerium die Regelung des Heer-, Verwaltungs- und Justizwesens in die Hand nahmen und binnen Jahresfrist zu einem alle Theile so ziemlich befriedigenden Abschluß brachten. Im Januar 1887 ging Sir Drummond Wolff von London aus noch einmal nach Constantinopel und vollzog dort nach weiteren viermonatlichen Verhandlungen mit Said Pascha am 28. Mai eine Convention, welche das Verhältniß beider Cabinette zu Aegypten regelte. Der Gedanke dieser friedlichen Cooperation war von Fürst Bismarck ausgegangen, welcher darauf hingewiesen hatte, daß die Einführung von Reformen bei der ägyptischen Bevölkerung auf geringeren Widerstand stoßen werde, wenn diese gewissermaßen unter der Oberleitung des Sultans in Scene gesetzt würden. Diese Berechnung erwies sich auch als zutreffend. Den Sultan wiederum ließ der Reichskanzler darauf aufmerksam machen, daß jedes Bekunden seiner Hoheitsrechte im Nilthal von Vortheil für ihn sein müsse. Zu einem energischen Auftreten war aber Abdul Hamid auch diesmal nicht zu bewegen. Achmed Mukhtar, der wohl die nöthige Entschlossenheit besessen hätte, war durch eine Instruction

Digitized by Google

gebunden und wurde durch die geheimen Agenten der geistlichen Clique scharf überwacht.

Hatte die ägyptische Angelegenheit den Sultan als Chalifen nahe berührt, so zeigte er für die bulgarischen Wirren und die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien nur ein geringes Interesse. So lange die Verpflichtung zur Zahlung des ostrumelischen Tributs durch diese Vorgänge nicht angetastet wurde, war ihm die staatliche Fusion der beiden Gebiete gleichgültig. Als die Pforte daher in einem Rundschreiben vom 22. October 1885 die Mächte einlud, eine Conferenz in Constantinopel zur Lösung der bulgarischen Frage abzuhalten, war es ihr mehr um eine formelle Regelung der Tributangelegenheit, als um eine Ordnung der inneren Verhältnisse des Fürstenthums zu thun. Die Conferenz kam zu Stande, trat am 5. November 1885 zusammen, verlief aber völlig resultatlos und löste sich am 1. December auf. Während die continentalen Großmächte an dem Berliner Vertrage festhielten und die Wiederherstellung des status quo vor der Fusion verlangten, stand England auf der Seite der Bulgaren, welche von einer Trennung nichts hören wollten. An diesem Zwiespalt scheiterten die Verhandlungen.

Von den Botschaftern, welche nebst den türkischen Commissaren Said und Server die Versammlung bildeten, sind der Marquis de Noailles und Herr Nelidow bisher noch nicht genannt worden. Noailles war im Februar 1882 auf Tissot gefolgt. Er war bisher Botschafter beim Quirinal gewesen. In Constantinopel gelangte er zu keinem besonderen Einfluß auf seine Collegen oder die Pfortenminister. Als er 1886 den Bosporus verließ und damit gleichzeitig aus dem Staatsdienst ausschied, folgte ihm Graf Montebello, der diesen Posten erst ganz kürzlich mit dem in Petersburg vertauscht hat.

In ungleich höherem Maße nimmt der Vertreter Rußlands, Herr Nelidow, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Nach der Abberufung Nowikow's im Frühjahr 1882 waren die Geschäfte der Botschaft bis Anfang August desselben Jahres von dem Botschaftsrath, Herrn Onou, versehen worden. An seine Stelle trat alsdann der damals in Dresden accreditirte Gesandte Herr Nelidow. Er war zunächst auch nur ad interim mit der Geschäftsführung betraut, rückte aber nach Jahresfrist in die Stellung des Botschafters ein, welche er heute noch inne hat. Nelidow hatte seine Laufbahn in Mitteleuropa, größtentheils an den kleineren deutschen Höfen und in Wien begonnen, dann aber Gelegenheit gehabt, in Constantinopel den Orient unter der Führung Ignatiew's kennen zu lernen. Den panslawistischen Tendenzen dieser Richtung im innersten Grunde des Herzens völlig ergeben, war er doch mit der Politik der europäischen, speciell der deutschen Höfe zu gut vertraut, fand auch zu viel Geschmack an deutscher Kunst und Wissenschaft, um die weitgehenden Pläne des halbasiatisch fühlenden Ignatiew in allen Punkten zu billigen oder auch nur für ausführbar zu halten. An Neigung zur Intrigue und Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel mag er seinem Meister nichts nachgeben. Anstatt aber wie jener sein Spiel hinter der Maske jovialer Gutmüthigkeit zu verbergen, kann der jetzige Vertreter Rußlands am Goldenen Horn eine gewisse kalte Glätte nicht verleugnen, welche eine Annäherung mit den osmanischen Würdenträgern erschwert und seine Collegen vorsichtig macht. Obwohl es Nelidow war, der als Geschäftsträger am 24. April

Digitized by Google

1877 die russische Kriegserklärung übergab und als diplomatischer Rathgeber im Hauptquartier an den Verhandlungen von San Stefano betheiligt war, gelang es ihm dennoch bald, durch verbindliches, tactvolles Auftreten jene an seine Person geknüpften unangenehmen Erinnerungen zu verwischen und mit Palais und Pforte ein gutes Einvernehmen herzustellen.

Der weitere Verlauf der bulgarischen Angelegenheit, der Aufstand in Ostrumelien, die Union der beiden bulgarischen Gebiete machten diese Aufgabe zu Zeiten äußerst schwierig. Das Zerwürfniß zwischen dem Zaren und dem Fürsten Alexander, das einen mehr persönlichen als politischen Charakter hatte und Rußland bei den Verhandlungen über die Regelung der Frage von den andern Vertragsmächten trennte, zwangen dem russischen Vertreter bei der Pforte eine Haltung auf, welche viel Vorsicht und Gewandtheit erforderte. Man muß sagen, daß Herr Nelidow diese Eigenschaften in hervorragender Weise bekundet hat, und sein maßvolles, vermittelndes Verhalten sehr vortheilhaft abstach von den Intriguen seiner russischen Collegen in Sofia, Philippopel und Belgrad.

Auch Sultan Abdul Hamid zeigte während des ganzen Verlaufs der ostrumelischen Krisis große Friedensliebe und Mäßigung. Erleichtert wurde diese Haltung durch das Entgegenkommen des Fürsten Alexander, der die Suzeränität des Sultans offen und formell anerkannte und gleich nach seinem Einzug in Philippopel den mohammedanischen Bewohnern der Provinz beruhigende Zusicherungen gab. Obwohl die Pforte über eine starke Truppenaufstellung an der ostrumelischen Grenze, namentlich in dem macedonischen Theil, verfügte und es ein Leichtes gewesen wäre, die tributäre Provinz unter dem Vorwand, die Ordnung wieder herzustellen, zu besetzen, — die Kriegspartei in Yildiz-Kiosk unter Osman Pascha drängte dazu, — so ließ Abdul Hamid sich zu einer solchen, den Frieden auf der ganzen Balkanhalbinsel äußerst gefährdenden Maßregel zum Glück nicht verleiten. Auch ging er auf den Wunsch des Fürsten Alexander ein, die angekündigte Entsendung eines Pfortenkommissars bis zum Abschluß des serbisch-bulgarischen Feldzugs zu verschieben. Kurz, er zeigte in jeder Weise das Bestreben, den Kriegsbrand lokal zu beschränken und den aufgeregten Gemüthern Zeit zur Beruhigung zu gewähren. Er fand dabei die Unterstützung und Anerkennung aller Mächte mit Ausnahme Rußlands, das ein Niederhalten der bulgarischen Freiheitsbestrebungen, eine Beugung der nationalen Partei unter das russische Joch und vor allem eine Demüthigung des vom Zaren öffentlich desavouirten Fürsten jeder andern Reorganisation vorgezogen hätte. Das russische Cabinet war daher auch das einzige, welches der bulgarisch-türkischen Uebereinkunft vom 2. Februar seine Zustimmung versagte. Diese Convention war zwischen dem Großvezier Kiamil Pascha und dem bulgarischen Agenten Zanow in der Weise abgeschlossen worden, daß der Fürst von Bulgarien (der Name des Fürsten Alexander wurde später aus besonderer Rücksicht für Rußland weggelassen) durch einen alle fünf Jahre zu erneuernden Ferman als General-Gouverneur von Ostrumelien unter der Voraussetzung correcter und treuer Haltung gegen den suzeränen Hof bestätigt werde. Ergänzt wurde diese Uebereinkunft durch ein militärisches Schutz- und Trutzbündniß, nach welchem bei einem feindlichen Angriff die Truppen eines jeden Contrahenten dem

Digitized by Google

andern zu Hülfe kommen sollten. Rußland beanstandete nun, nachdem die Pforte die Convention durch ein Rundschreiben vom 3. Februar zur Anzeige gebracht hatte, die militärische Hülfeleistung und verlangte, daß die Erneuerung der Bestätigung auch von den Berliner Vertragsmächten jedesmal genehmigt werde. Fürst Alexander protestirte zwar gegen dies Verlangen, weil dadurch nicht nur seine Doppelstellung, sondern auch die Einheit des bulgarischen Staatsgebiets alle fünf Jahre in Frage gestellt werde. Da aber die Mächte wegen dieser an sich untergeordneten Frage den bulgarischen Streit nicht länger ungelöst sehen und Rußland jeden Vorwand zu feindseligem Einschreiten benehmen wollten, ertheilten sie dem Sultan wie dem Fürsten den Rath, die russischen Forderungen anzunehmen. Auf einer am 5. April in Constantinopel zusammengetretenen Botschafterconferenz wurde in diesem Sinne ein einstimmiger Beschluß gefaßt, dem sich natürlich der Fürst unterwerfen mußte. Am 25. April überbrachte ihm Schakir Pascha in Sofia den Ferman, der seine Ernennung enthielt. Im August desselben Jahres trat ebendaselbst eine türkisch-bulgarische Commission zusammen, welche das organische Statut Ostrumeliens einer Revision unterziehen und den neuen Verhältnissen anpassen sollte. Die türkischen Delegierten hatten dabei die Aufgabe, die unbestrittenen Hoheitsrechte des Sultans über die Provinz zur Geltung zu bringen, und obwohl dieser Anspruch durchaus gerecht und mit den Bestimmungen des Berliner Vertrags im Einklang war, erregte er die Entrüstung der bulgarischen Nationalpartei, welche dem Fürsten zürnte, daß er sich überhaupt auf Verhandlungen mit der Pforte über diese Frage eingelassen habe.

Die bald darauf ausbrechende Krisis, die gewaltsame Entfernung Alexander's, seine Abdankung und die im nächsten Jahre (1887) erfolgte Wahl und Thronbesteigung des Prinzen von Coburg wurden für die Pforte insofern wieder zur Quelle neuer Verlegenheiten, als Rußland das Suzeränitätsverhältniß des Sultans unausgesetzt zu benutzen trachtete, um den Coburger wieder aus Bulgarien zu entfernen. Herr Nelidow mußte in diesem Sinne zu verschiedenen Zeiten Anträge stellen, welche die Pforte zwar abwies; doch war eine gewisse Schonung Rußlands wegen der Rückstände in der Kriegskostenzahlung geboten. Diese beliefen sich 1887 auf 400 000 Pfund, und da die vertragsmäßige Jahresquote außerdem 350 000 Pfund betrug, so besaß der russische Botschafter in der nachdrücklichen Betonung dieser Forderung allerdings einen wirksamen Hebel. Das Verlangen des Petersburger Cabinets, Ostrumelien militärisch zu besetzen, konnte die Pforte freilich mit dem Hinweis ablehnen, daß diese Provinz unter dem Schutz der Berliner Vertragsmächte stände. Als Rußland aber den Antrag stellte, der Sultan möge den zum Gegenregenten in Bulgarien bestimmten General Ernroth durch einen türkischen Commissar begleiten lassen, war ein Ausweichen schwieriger, und Abdul Hamid half sich damit, daß er die Vermittelung der deutschen Regierung anrief, um die Zustimmung auch der anderen Mächte für das russische Vorhaben zu gewinnen. Fürst Bismarck hatte das Vorgehen der Bulgaren und den Regierungsantritt des Coburgers als den Verträgen entgegenstehend offen gemißbilligt. Er hielt das Orleans-Coburgische Unternehmen für einen frivolen Act und geeignet, den europäischen Frieden zu

Digitized by Google

stören. Die Orleans hatten ja in der That nur das Interesse, die bestehenden Verhältnisse in Europa zu erschüttern und dabei auch einem Wechsel der Dinge in Frankreich die Wege zu ebnen. Der Kanzler erklärte daher auf das türkische Ansuchen, daß er mit der Mission Ernroth's einverstanden und auch bereit sei, die Unterstützung der anderen Mächte dafür nachzusuchen, aber nur dann, wenn Rußland und die Türkei ihre Vorschläge in die Form eines officiellen Antrags kleideten. So war denn die Verantwortung des beabsichtigten Schritts wiederum Rußland zugeschoben, und dieses zögerte damit hervorzutreten, da sich inzwischen ein enger Zusammenschluß der bulgarischen Regierung mit den Führern der nationalen Partei vollzogen hatte, die nichts mehr perhorrescirte, als eine Einmischung Rußlands.

Seit jener Zeit begnügte sich das Petersburger Cabinet damit, die Pforte von Zeit zu Zeit auf das Ungesetzliche der bulgarischen Verhältnisse aufmerksam zu machen und zu diplomatischen Demarchen zu veranlassen. So mußte im October 1888 der Großvezier dem Minister Stambulow in einer Depesche erklären, daß die Lage in Bulgarien noch immer einer definitiven Regelung bedürfe und die dortige Anwesenheit des Prinzen Ferdinand mit dem Berliner Vertrag im Widerspruch stehe. Daß diese Depesche unbeantwortet blieb, war für Kiamil Pascha ohne Bedeutung, und als Herr Nelidow nunmehr verlangte, die Pforte solle den Prinzen Ferdinand direct auffordern, lehnte der Sultan diese Zumuthung ab. In Bulgarien, das war evident, konnte eine Intervention nur mit den Waffen ausgeführt werden, und eine solche Gewaltmaßregel war ohne Zustimmung der andern Mächte nicht denkbar.

Nachgiebiger gegen die russischen Wünsche zeigte sich der Sultan indessen in der ägyptischen Angelegenheit. Das englisch-türkische Abkommen vom Mai 1887, dessen wir oben erwähnten, bedurfte noch der Ratification, und Lord Salisbury theilte am 10. Juni 1888 dem Oberhaus die Bestimmungen desselben mit. Die Hauptpunkte betrafen die Neutralisirung des Suezcanals, die Unverletzlichkeit ägyptischen Bodens und die Zurückziehung der britischen Truppen nach drei Jahren. Den Engländern ebenso wie dem Sultan sollte jedoch das Recht zustehen, Aegypten wieder zu besetzen, wenn die Gefahr einer Invasion von außen oder einer Unruhe im Innern vorliege und falls die ägyptische Regierung nicht im Stande sei, ihre internationalen Verpflichtungen zu erfüllen. Rußland, welches in diesen Bedingungen einen stehenden Anlaß zur Fortdauer der britischen Einmischung erblickte, drang, von Frankreich unterstützt, in den Sultan, diesem Abkommen seine Unterschrift zu versagen, und dieser ließ sich um so leichter dazu bereden, als der Passus des Vertrages, nach welchem England die gleichen Rechte wie ihm, dem Oberherrn, in Aegypten zustehen sollten, ohnehin nicht nach seinem Sinne war. Man sieht, daß auch damals, sechs Jahre nach der ägyptischen Krisis, seine Abneigung gegen eine Cooperation an der Seite Englands in einem mohammedanischen Lande die gleiche war. Nachdem der Vertrag somit hinfällig geworden, blieb in Aegypten alles beim Alten, und England behauptete dort die Stellung, die es auch heute noch inne hat.

Wir haben bisher die Beziehungen der Türkei zu Oesterreich-Ungarn unerwähnt gelassen, nicht etwa weil dieselben eine geringere politische Bedeutung

Digitized by Google

haben, sondern weil in allen den kritischen und entscheidenden Fragen, die nach dem Berliner Congreß zur Discussion standen, das Wiener Cabinet weniger hervorgetreten ist, als die Regierungen Rußlands und der Westmächte. Die frühere Reserve Deutschlands in den Orientangelegenheiten haben wir bereits ausführlich dargelegt und begründet. Auch nach den von der Reichsregierung wohlwollend aufgenommenen Annäherungsbestrebungen Abdul Hamid's hielt man in Berlin fortgesetzt an dem alten System fest, den in der Levante zumeist betheiligten Staaten in allen das allgemeine Friedensinteresse nicht direct berührenden Fragen den Vortritt und die Initiative zu überlassen. Ganz besonders war dies Oesterreich-Ungarn gegenüber der Fall, zu dem das Reich seit 1879 in ein enges Bündniß getreten war. Auch die Erweiterung desselben zum Dreibunde bot in dieser Hinsicht keinen Anlaß zur Veränderung. Fürst Bismarck hatte oft genug Oesterreich auf die Aufgaben hingewiesen, welche ihm aus seiner territorialen Lage sowohl, wie als Mittelmeermacht zufielen, und die in der eigenartigen Zusammensetzung der Monarchie aus verschiedenen Völkerrassen und Staatsformen auch eine ganz besondere Pflege und Berücksichtigung verdienten. Hatte daher die deutsche Regierung während der Dauer des Drei-Kaiser-Bundes den beiden anderen Kaisermächten am goldenen Horn stets willige Unterstützung gewährt, sobald dieselben über die Behandlung einer Frage einig waren, so blieb sie auch später, als Rußland aus dem Bunde getreten war, stets darauf bedacht, dem österreichischen Alliierten in dessen Orientpolitik die Wege zu ebenen, zwischen ihm und der Pforte, wo es nöthig war, zu vermitteln und die Spannung zu vermindern, welche die Besetzung Bosniens nothwendiger Weise hatte hervorrufen müssen.

Als bei den ersten vertraulichen Besprechungen, welche den officiellen Sitzungen des Berliner Congresses vorangingen, der italienische Delegierte Graf Corti vom Grafen Andrassy in die geheimen Absichten des Wiener Cabinets betreffs Bosniens eingeweiht wurde, rief er bestürzt aus: „Mais, c'est une annection déguisée!“ worauf der österreichische Staatsmann mit kühlem Lächeln erwiderte: „Et même très mal déguisée.“ Der Unmuth der Italiener über die verkappte Besitzergreifung eines so umfangreichen türkischen Gebiets machte sich nach Bekanntwerden der Nachricht auch in der Kammer und Presse unverhohlen Luft. Man verlangte Tripolis oder ein Stück von Albanien, aber die Andeutungen, welche die Bevollmächtigten des Königreichs ihren Congreßcollegen gegenüber fallen ließen, fanden keinen günstigen Boden, und dem Expansionsbedürfniß Italiens blieb es überlassen, sich später auf eigene Hand an der Küste des rothen Meeres eine Ansiedlung auf arabischem Boden zu erwerben. Wenn die Occupation Bosniens und des Sandschaks Novibazar schon bei Italien und wahrscheinlich auch bei einigen andern Mächten Verstimmung hervorrief, so ist es um so begreiflicher, daß der bisherige Besitzer dieses Gebiets eine noch leidenschaftlichere Regung darüber empfand. Der Zorn Abdul Hamid's war um so heftiger, als das Mißtrauen gegen den österreichischen Nachbarstaat ein altes Erbtheil seiner Familie ist. Es mag sich wohl aus den heißen Kämpfen früherer Jahrhunderte herschreiben. Bezeichnend ist, daß dies Gefühl von der großen Mehrzahl der türkischen Staatsmänner getheilt wird. Auf diesem Gebiete herrscht

Digitized by Google

zwischen der Serail- und Pfortenpolitik eine seltene Uebereinstimmung. In den Kreisen türkischer Politiker hat die Ansicht, daß Oesterreich durch die Besitznahme Bosniens zu immer weiteren Eroberungen auf der Balkanhalbinsel gedrängt werde und schließlich ein débouché am Aegäischen Meere suchen müsse, so feste Wurzeln geschlagen, daß jeder Versuch, diese Meinung durch sachliche Argumente zu entkräften, nur ungläubigem Achselzucken und spöttischem Lächeln begegnet. An eine Uneigennützigkeit österreichischer Freundschaft wird am Goldenen Horn einfach nicht geglaubt. Wenn diese Auffassung schon unter osmanischen Staatsmännern verbreitet ist, welche dem Gang der österreichischen Politik aufmerksamer gefolgt sind und die Existenzbedingungen des mächtigeren Nachbarreichs besser zu übersehen vermögen, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn die persönlichen Empfindungen des Sultans sich noch schärfer accentuiren und die Freundschaftsbezeigungen zum Wiener Hofe etwas Gezwungenes haben. Während man in Europa die definitive Einfügung Bosniens in den österreichischen Staatsorganismus wohl nur noch als eine Frage der Zeit betrachtet, hat Sultan Abdul Hamid die Hoffnung, dereinst wieder in den Besitz jenes provisorisch abgetretenen Territoriums zu gelangen, auch heute noch nicht aufgegeben. Man wird begreifen, daß bei diesem Standpunkt jede in den folgenden Jahren eingeführte, die österreichische Herrschaft in Bosnien mehr befestigende Maßregel in Stambul als ein neuer Schlag empfunden wurde.

So war denn auch die Einführung des bosnischen Wehrgesetzes im Herbst 1881 der Anlaß neuer Verstimmung gewesen, und diese fand ihrerseits einen erklärlichen Ausdruck in dem hartnäckigen Widerstand, welchen die Pforte den österreichischen Wünschen in der Eisenbahnfrage entgegensetzte. Die Ansichten der türkischen Militärs waren hierbei von wesentlichem Einfluß. Man wollte die Anschlußlinie, welche das rumelische Eisenbahnnetz mit dem serbischen verbinden sollte, wenigstens durch ein Gebiet führen, das militärisch leicht zu vertheidigen war. Das Gutachten des türkischen Generalstabes stützte sich dabei allerdings auf sehr veraltete Ansichten; eigentlich lag ihm die Befürchtung zu Grunde, daß jede Eisenbahn eine feindliche Invasion erleichtern und nur dem Angreifer, nicht der Vertheidigung zu Gute kommen müsse. Man hielt es jedenfalls für gerathener und sicherer, die von Salonichi nach Mitrowitza führende Bahn ganz ohne Anschluß zu lassen. Auch dem Anschluß bei Semenli auf der Linie Sofia-Philippopel widerstrebte man entschieden.

Obwohl es der österreichischen Regierung nicht schwer fiel, die Einwendungen der türkischen Militärs durch den Hinweis auf alle jüngsten Erfahrungen des Eisenbahn-Kriegswesens zu entkräften, so schleppte doch die Pforte auf der in Wien tagenden conférence à quatre immer neue Vorräthe alter, verrosteter Gegengründe herbei. Ebenso stießen die dringenden Vorstellungen des österreichischen Botschafters bei der Pforte und im Palais auf ein hartnäckiges non possumus. Die türkische Regierung befand sich in der günstigeren Lage, den Anschluß „nicht zu brauchen", während die österreichische sich durch eine Separatconvention mit Serbien bereits die Hände gebunden hatte. Wir können hier unmöglich auf die so überaus verwickelte Eisenbahnfrage näher eingehen, in welche neben den politischen und militärischen Gesichtspunkten auch noch die complicirten Finanz-

Digitized by Google

arrangements mit dem Baron Hirsch, der durch den Bontoux'schen Krach gefährdete Ausbau der serbischen Bahnen, die Betheiligung Bulgariens und eine Menge anderer Specialfragen hineinspielten. Der schleppende Gang der Verhandlungen, bei welchen die Pforte unverkennbar die Absicht verrieth, die Herstellung einer directen Bahnverbindung mit Constantinopel womöglich ganz zu verhindern, erregte endlich in Wien ernste Verstimmung. Baron Calice hatte keinen leichten Stand. Seit 1873 war die von Hirsch begründete und geleitete Bau- und Betriebsgesellschaft der rumelischen Bahnen aus einer belgischen zu einer österreichischen geworden. Sie genoß als solche den Schutz der österreichischen Regierung. Allein die Forderungen und Gegenforderungen, welche die Pforte sowohl, wie die Gesellschaft aus angeblich nicht eingehaltenen Verpflichtungen ableiteten und sich gegenseitig vorrechneten, machten die diplomatische Vertretung des neuen Schutzgenossen überaus schwierig. Es trat in den Jahren 1880 bis 1884 zwischen der Pforte und dem Wiener Cabinet eine Spannung ein, an welcher auch der Austausch von Höflichkeiten zwischen den beiden Monarchen nichts zu ändern vermochte. Wohl infolge eines ihm in Berlin ertheilten Winks hatte Ali Nizami Pascha auf der Rückreise von dort im Herbst 1881 sich auch in Wien aufgehalten und die österreichischen Staatsmänner und höheren Officiere besucht. Im folgenden Jahr ließ der Sultan durch Fuad Pascha dem Kaiser von Oesterreich den Imtiaz-Orden überbringen, was dieser durch eine ähnliche Auszeichnung erwiderte. Allein die Abneigung der alttürkischen Partei und nicht minder des Sultans selbst gegen eine directe Bahnverbindung mit dem Abendland blieb unvermindert bestehen. Erst allmälig machte sich auf der Pforte die Ansicht geltend, daß die Türkei doch auch ein finanzielles Interesse an dem endlichen Zustandekommen des Unternehmens habe, indem alsdann die regelmäßige Zahlung der kilometrischen Rente, welche die Gesellschaft vertragsmäßig an den türkischen Fiscus zu leisten hatte, in Kraft treten müsse. Diese Rücksicht überwog schließlich die strategischen und religiös politischen Bedenken. Man einigte sich zur Schlichtung des mit Baron Hirsch schwebenden Rechtsstreits über ein Schiedsgerichtsverfahren, und durch den Rechtsspruch des Professors Gneist ward eine der verwickeltsten staats- und privatrechtlichen Fragen, die es je gegeben, definitiv aus der Welt geschafft. Am 19. Mai 1888 konnte die Linie Nisch—Salonichi, am 12. August desselben Jahres die Linie Sofia—Philippopel dem Verkehr übergeben werden. Bezüglich der Eröffnung der letzteren hatte wieder die Pforte allerhand Ausflüchte gebraucht, so daß die Betriebsgesellschaft sich schließlich genöthigt sah, den Verkehr über die Grenze ohne besondere Abmachung oder gemeinsame Feier aufzunehmen. Aber die türkischen Behörden leisteten der Thatsache gegenüber keinen Widerstand, und der Betrieb konnte seitdem auf der ganzen Strecke Belgrad—Constantinopel einheitlich geregelt werden.

War mit der Durchführung des Anschlußprojects auch eine der Schwierigkeiten hinweggeräumt, welche der Anbahnung freundnachbarlicher Beziehungen zwischen Oesterreich und der Türkei im Wege gestanden hatten, so blieb doch die bosnische Frage unverändert bestehen. So lange der Sultan auf den Besitz dieses Landestheils nicht definitiv verzichtet hat, so lange von der geistlichen Clique im Palais geheime Verbindungen mit den bosnischen Muhammedanern unterhalten

Digitized by Google

werden, bleibt die Veranlassung zu mannigfachen Frictionen latent. In dem Zurückdrängen südslawischer Expansionsbestrebungen, in dem Niederhalten aufrührerischer Bewegungen in den herzegowinischen Grenzlanden und in der Abwehr des russischen Einflusses auf die Politik der slawischen Balkanländer böten sich freilich genügend Momente für ein österreichisch-türkisches Zusammenwirken; ein Bündniß aber wäre nur möglich auf Grundlage einer definitiven Anerkennung des Besitzwechsels in Bosnien. Allerdings hat der Sultan die Niederwerfung des letzten bosnischen Aufstandes durch Aufstellung eines das Uebertreten von Insurgentenscharen hindernden Truppencordons an der Grenze sehr wesentlich erleichtert. Allein es ist in Wien nicht unbemerkt geblieben, daß der türkische Vertreter in Cetinje das Verhalten der montenegrinischen Regierung nicht in der Weise mißbilligte, wie es hätte geschehen müssen, wenn der Aufstand dem Sultan unwillkommen gewesen wäre. Die Ermunterung und die geheime Unterstützung, welche man von Cetinje aus den Insurgenten angedeihen ließ, mußten freilich in Wien verstimmen. Im Yildiz-Kiosk dagegen schienen die Schwierigkeiten, welche Oesterreich in Bosnien fand, die gegentheilige Empfindung hervorzurufen.

Vorläufig wird daher die österreichische Regierung lieber eine freundschaftliche Verständigung mit den slawischen Donaustaaten anstreben, als ein unsicheres Bündniß mit der Pforte, um so mehr, als man demselben in Stambul immer eine aggressive Tendenz aufzudrücken suchen würde. Wie schon früher erwähnt, tragen aber die Allianzbestrebungen des Sultans keinen friedlichen Charakter; den Ausgangspunkt derselben bildet allemal die Hoffnung auf Wiedergewinnung verloren gegangener Territorien. Oesterreich hat kein Interesse, diese Velleitäten zu unterstützen, noch weniger zu deren Ausführung die Hand zu bieten. Seine Orientpolitik ist zur Zeit eine friedliche. Neue Complicationen auf der Balkanhalbinsel sind in Wien unerwünscht. Die türkischen Annäherungsversuche werden daher dort erst dann eine weniger kühle Aufnahme finden, wenn der Sultan sich daran gewöhnt hat, mit vollendeten Thatsachen zu rechnen, und damit beginnt, der Consolidirung der inneren Zustände seines Reiches eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Hierauf hinzuweisen wird immer die Pflicht und Aufgabe aller derer sein, die es redlich mit der Türkei meinen. Daß auf diesem Gebiet unendlich viel zu thun ist, ja daß in der Erfüllung gewisser Forderungen der Schlüssel für die eigentliche Lösung der großen Frage liegt, die man mit Unrecht die orientalische genannt hat, — denn sie zerfällt in unendlich viele Einzelfragen, — das ist von allen Freunden und Kennern des Orients längst anerkannt. Gestritten wird nur über die Mittel und Wege, welche die türkische Regierung zuvörderst einzuschlagen hat. Vorschläge in dieser Richtung zu machen, liegt nicht im Rahmen unserer Aufgabe. Wir beschränken uns auf einige Andeutungen.

Der Ackerbau, die Hauptquelle des Nationalwohlstandes, ist wenig lohnend wegen des unmäßigen und willkürlich geübten Steuerdruckes, der darauf lastet, und wegen der Beschränkung des Güterverkehrs. Der weitaus größte Theil des ganzen türkischen Reiches bleibt daher unbebaut, und wo Landwirthschaft betrieben wird, hemmt das System der Steuerverpachtung jeden Aufschwung. Einen freien Grundbesitz im eigentlichen Sinne gibt es nicht. Veräußerung, Vererbung und Beleihung der Güter sind durch veraltete, theilweise aus den Glaubenssatzungen

Digitized by Google

abgeleitete Rechtsnormen beengt. Es fehlt überall an Verkehrsmitteln, Kunststraßen, Canälen, selbst an fahrbaren Wegen. Eisenbahn-, Bergbau und andere industrielle Unternehmungen müßten gefördert und kapitalkräftige ausländische Gesellschaften bei der Ertheilung von Concessionen begünstigt werden. Bis jetzt muß jede derartige Unternehmung durch hohen Bakschisch erkauft und, wenn sie einigermaßen bestehen soll, durch illegale Abgaben erhalten werden. Die Unzulänglichkeit des türkischen Gerichtswesens bietet den Behörden immer Anlaß, die Unternehmer zu chikaniren und Geschenke von ihnen zu erpressen. Vor einigen Jahren z. B. hatte ein strebsamer Levantiner im Goldenen Horn bei Galata eine öffentliche Badeanstalt eingerichtet, die es bis dahin in Constantinopel noch nicht gab, und da der Zuspruch ein außerordentlicher war, dieselbe allmälig bedeutend vergrößert. Die Behörden legten aber, da der Unternehmer einen guten Gewinn zu haben schien, eine so hohe Steuer auf dessen Schöpfung, daß der Mann diese Abgabe nicht tragen konnte. Das Unternehmen verfiel und ging schließlich ganz ein. Solche Fälle wiederholen sich alle Tage.

Eine wirthschaftliche Reform auf den vorstehend bezeichneten Gebieten würde den Wohlstand des Landes heben und der Staatskasse Mittel zuführen, welche dann wiederum die Reorganisation des Heer- und Flottenwesens und eine Sanirung der Staatsfinanzen ermöglichen könnten. Gegenwärtig, das muß man zugeben, bleiben der Pforte nicht viel Einnahmen zur Bestreitung der ordentlichen Ausgaben übrig, nachdem ein großer Theil der Staatseinkünfte dem internationalen Verwaltungsrath der auswärtigen Gläubiger verpfändet ist. Die noch verfügbaren Einnahmen sind: die Grundsteuer, einzelne Gewerbesteuern, der Charadsch oder die Kopfsteuer der Christen, die Ertragssteuer von Feldfrüchten (der sogenannte Zehnte, der aber in der Höhe von 12½ Procent erhoben wird), die Stempelsteuer im Güterverkehr und die Zölle, welche den Export mit 1 Procent, den Import mit 8 Procent belasten. Indessen würde sich auch mit diesen Beträgen ein Gleichgewicht im Staatshaushalt herstellen lassen, herrschte in demselben nur mehr Ordnung und Sparsamkeit. Da die Pforte seit zehn Jahren ein Budget nicht veröffentlicht hat, so ist es überaus schwer, zuverlässige Angaben über den Staatshaushalt zu erhalten. Angeblich belaufen sich die Einnahmen auf siebzehn Millionen Pfund, von denen in den letzten Jahren durchschnittlich etwa neun Millionen für Militärzwecke ausgegeben, d. h. verrechnet wurden. Denn daß sie in dieser Höhe nicht für Armee und Flotte zur Verwendung gelangten, steht außer Zweifel, wenn man den Zustand des Heeres und die etwa zwanzigmonatlichen Soldrückstände in Betracht zieht. Hier würde, namentlich bei den Lieferungsverträgen, eine scharfe Controlle ungeheure Abstriche bewirken können. Dagegen ist die Civilliste von ca. 1½ Millionen Pfund nicht hoch, wenn man die Erfordernisse eines orientalischen Hofs mit seinem zahlreichen Personal von Angestellten, Pensionären, Kostgängern und Schmarotzern in Rechnung zieht. Die Summe der Apanagen für die kaiserlichen Prinzen und die Gehalte der Palastbeamten werden auf 384 000 Pfund, die für den kaiserlichen Harem auf 70 000 geschätzt. Der Hofhalt Abdul Hamid's ist im Ganzen würdig, aber ohne großen Aufwand eingerichtet. Eine Prachtentfaltung, wie sie sein Vater und sein Oheim liebten, gestattet schon die Beschränktheit der Räume nicht, die in Yildiz-Kiosk weder zahl-

Digitized by Google

reich noch besonders ansehnlich sind. Es würde dem Sultan daher nach Abzug der obigen Ausgaben noch über eine Million Pfund für Repräsentationszwecke, Gnadengehalte, Geschenke ꝛc. zur Verfügung bleiben, und es ist wahrscheinlich, daß diese Summe, ungeachtet seiner großen Munificenz gegen Andere, ausreichte und eingehalten wurde, solange noch Agob Pascha Minister der großherrlichen Civilliste war.

Der Verlust dieses Mannes, der am 19. September 1891 an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde starb, ist für den Sultan ein schwerer, nahezu unersetzlicher. Agob Pascha war armenischer Christ und einer der redlichsten, fähigsten Staatsbeamten, im Finanzfach geradezu eine Capacität. Seit 1880 verwaltete er als Minister die Civilliste, nachdem er während der vorangehenden fünf Jahre Beamter der Ottomanischen Bank gewesen war. Als im September 1885 Kiamil als Großvezier an die Stelle Said's trat, übernahm Agob (Kasasian) zu dem Ressort der Civilliste auch noch dasjenige der Finanzen. In dieser doppelten Eigenschaft machte er die größten Anstrengungen, Ordnung in die Verwaltung der kaiserlichen Schatulle wie des Staatsschatzes zu bringen. Auch gelang es ihm in der That, in dem Hofhalt wesentliche Ersparnisse durchzusetzen, unnöthige Verschwendung hintanzuhalten und die Zahl der Schmarotzer zu beschränken. Weniger erfolgreich waren aber diese Versuche auf dem Gebiet der Staatsfinanzen, wo er häufig mit den anderen Ministern in Collision gerieth. Eine Budgetcommission, die er 1887 ins Leben rief, und die unter seinem Vorsitz Monate lang die einzelnen Etats durchberieth, förderte zwar eine Menge Material zu Tage und lieferte dem Sultan ein umfangreiches Gutachten. Allein die Collegen des Finanzministers bekämpften aus naheliegenden Gründen jede Beschneidung ihrer Etats aufs heftigste und verdächtigten Agob Pascha wiederholt in Yildiz-Kiosk. Der Sultan ließ den bewährten Diener zwar nicht fallen, aber die Dinge blieben beim Alten. Nur im Zollwesen ist neuerdings eine relative Verbesserung eingetreten, indem einzelne Binnenzölle aufgehoben und mit mehreren auswärtigen Staaten, worunter auch Deutschland, Handelsverträge abgeschlossen sind, durch welche der sehr beschwerliche Erhebungsmodus für Eingangszölle beseitigt wurde.

Wir sind am Schlusse unserer Betrachtung. Sie hat uns bis ans Ende der achtziger Jahre geführt, mithin einen Zeitraum von etwa vierzehn Jahren umspannt, der wohl ausreicht, um einen Ueberblick über das Regierungssystem Abdul Hamid's und seine auswärtige Politik zu gewähren. In den letzten zwei Jahren, die der Gegenwart zu nahe liegen, um in einem historischen Rückblick Platz zu finden, wird eine Aenderung in der Haltung des Sultans und der Pfortenregierung nicht eingetreten sein. Für die inneren Zustände der Türkei ist die letzte Zeit ruhig verlaufen. Seit den kretensischen Wirren, also seit fünf Jahren, hat eine Störung der öffentlichen Ordnung in dem weiten Umfang des Osmanenreiches nicht stattgefunden. Denn die Ausschreitungen einzelner Kurdenstämme, die Steuerverweigerung unbotmäßiger Beduinenscheichs und die arabischen Aufstände im Yemen gehören zu den regelmäßig wiederkehrenden Vorkommenheiten. Mit der 1891 erfolgten Absetzung Kiamil's und der Ernennung Dschefvat Paschas zum Großvezier ist ein Systemwechsel nicht verbunden gewesen. Alle Nachrichten

Digitized by Google

vom Bosporus stimmen darin überein, daß Abdul Hamid nach wie vor die Fäden der inneren und äußeren Politik in seiner Hand hält, daß die Minister die gefügigen Diener ihres Herrn sind und auch ein junger, energischer Vezier wie Dschevat einen irgendwie entscheidenden Einfluß auf dessen Entschließungen nicht erlangen wird.

Auch in der auswärtigen Politik der Türkei ist eine merkliche Verschiebung nicht wahrzunehmen. Die Gruppirung der europäischen Mächte ist noch die gleiche wie vor einigen Jahren, der Dreibund verlängert und auch das franko-russische Einvernehmen trotz der zu Kronstadt und Cherbourg abgehaltenen Feste im diplomatischen Verkehr nicht schärfer accentuirt worden. Die Alarmnachrichten englischer Blätter, welche im Sommer vorigen Jahres die angebliche Verletzung des Dardanellenvertrages auf ein geheimes Einverständniß der Türkei mit Rußland und Frankreich zurückführten, haben sich nicht bestätigt. Allerdings war es Herrn Nelidow gelungen, ein Abkommen mit der Pforte durchzusetzen, nach welchem den Schiffen der russischen Freiwilligen-Flotte freie Durchfahrt durch die Meerengen ohne die sonst übliche Visitation gewährt wurde. Indessen wies die Pforte in einem Rundschreiben nach, daß hiermit nur die Vereinfachung eines schon im Brauch gewesenen Verfahrens verbunden sei und keine Verletzung des Pariser Vertrags vorliege. England und die Dreibund-Mächte sahen von einer näheren Prüfung dieser Darlegung ab, weil sie um keinen Preis die Dardanellenfrage aufgerollt zu sehen wünschten. Der Sultan aber suchte den üblen Eindruck, den der Vorgang in England gemacht, dadurch abzuschwächen, daß er Sir William White mit Aufmerksamkeiten überhäufte. Dies Verfahren, bei welchem Abdul Hamid Rußland ein Zugeständniß einräumt, Frankreich vertraulich die Hand drückt und dann England seine Freundschaft betheuert, ist bezeichnend für seine ganze auswärtige Politik. Wir sahen ihn gleich nach seinem Regierungsantritt sich bald an England, bald an Frankreich anschließen, dann Rußlands Freundschaft suchen und sich England wieder in die Arme werfen, bis er allmälig zu der Ueberzeugung kam, daß die Freundschaft eines im Orient weniger interessirten Reiches für ihn vortheilhafter wäre. So ward er um die Gunst Deutschlands. Aber in all diesem Beginnen lag eine gewisse Unsicherheit, ein dilettantisches Tasten, das den Abschluß fester Beziehungen von vornherein in Frage stellte. Wir haben diesen Fehler schon weiter oben betont und auch auf die Motive seiner Entstehung hingewiesen. Sie liegen theils in der schwärmerisch-mystischen Geistesrichtung des Sultans, der ein neues mächtiges Chalifat errichten und womöglich alle Bekenner des Islam unter dessen Scepter vereinigen möchte. Sie liegen aber auch in seinem unruhigen Temperament, in seiner Actionslust, die das Verlorene wieder gewinnen möchte, den Zeitpunkt jedoch nicht abwarten kann und die Hülfe Anderer nachsucht, da die eigenen Kräfte nicht ausreichen. So sahen wir ihn, von widerstreitenden Gefühlen geleitet, den Mächten bald eigensinnig Trotz bieten (Dulcigno), bald zaudernd vor einem von ihnen angerathenen Schritt zurückweichen (Aegypten). Wir sahen ihn in fanatischem Glaubenseifer bereit, für Tunis das Schwert zu ziehen, um dann wieder Griechenland gegenüber eine unerwartete Nachgiebigkeit zu zeigen. Diese wechselvolle Haltung ist auf die Beziehungen zu den europäischen Cabinetten nicht ohne Einfluß ge-

Digitized by Google

blieben. Ob sie auch dem Ansehen des Sultans innerhalb seines Reiches geschadet hat, ist schwer zu beurtheilen, bei dem geringen Interesse, das die Orientalen an öffentlichen Dingen nehmen, aber nicht wahrscheinlich.

Uebrigens ist Abdul Hamid, wie nicht genug betont werden kann, ein wohlmeinender, gerechter, edeldenkender Fürst, wie es deren im Orient wenige gegeben hat, ein Mann von sittlichem Ernst und redlich bestrebt, die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu fördern. Er ist milde, ist freigebig und wohlthätig, dabei für seine Person bedürfnißlos. Könnte er sich entschließen, der freiwilligen Isolirung im Yildiz-Kiosk zu entsagen und sich von dem Stand der Dinge in seinem Reich, soweit dies für einen Padischah zulässig, selbst zu überzeugen, so würde er sicher der Mann sein, die von befreundeter Seite ihm angerathenen Reformen anzugreifen und durchzuführen.

Wenn er auch den Werth der von deutscher Seite ertheilten Rathschläge bisher anscheinend nicht genügend gewürdigt hat, so muß man doch anerkennen, daß er sich in der Pflege guter Beziehungen zum Reich treu geblieben ist. Auch die Reichsregierung hat seit zehn Jahren an dem guten Einvernehmen festgehalten, wenngleich Fürst Bismarck es bei verschiedenen Anlässen hervorhob, daß es nach wie vor Deutschlands Aufgabe sei, sich an der Lösung orientalischer Verwickelungen nicht anders als vermittelnd zu betheiligen. Wir dürfen annehmen, daß der Thron- und Kanzlerwechsel eine Aenderung dieser Politik nicht veranlaßt hat und der Grundsatz, nach welchem deutsche Interessen von orientalischen Wirren nicht direct betroffen werden, bestehen bleibt. Gegentheiligen Zumuthungen würde man auch heute noch mit dem bekannten Hinweis auf die kostbaren „Knochen des pommerschen Musketiers" begegnen können. Auch ist der Argwohn, daß Deutschland seine europäische Machtstellung zu einem die Interessen anderer Mächte schädigenden Einfluß im Orient verwenden könnte, längst beseitigt. Das Ausland hat sich überzeugen müssen, daß dieser Einfluß, soweit er überhaupt ausgeübt wird, immer auf eine Ausgleichung der zwischen der Pforte und anderen Regierungen auftauchenden Schwierigkeiten gerichtet ist. Namentlich hat die Reichsregierung jederzeit dem Sultan und nicht minder den Regierungen der Donaustaaten eine Verständigung mit Oesterreich anempfohlen. Selbst die chauvinistische Presse Frankreichs und Rußlands vermag es nicht zu leugnen, daß dieser Einwirkung Deutschlands die Erhaltung friedlicher Zustände auf der Balkanhalbinsel vorzugsweise zu verdanken ist.

Man darf die Hoffnung nicht aufgeben, daß auch Sultan Abdul Hamid diesen eminent friedlichen Charakter der deutschen Politik klarer erkennen und sich zu Nutze machen wird. Keine andere Regierung hat bisher den türkischen Reformplänen ein so wohlwollendes und uneigennütziges Interesse zugewendet. Der englische und französische Einfluß führte immer nur zur Contrahirung neuer Anleihen, welche die Türkei mehr und mehr in eine Abhängigkeit von den auswärtigen Gläubigern brachte. Man kann wohl sagen, daß die Türkei von ihren reichen Freunden damals in finanzieller Hinsicht systematisch ruinirt wurde — ein Vorgehen, dem Rußland mit stiller Freude ruhig zuschaute. Deutschland hat der Pforte kein Geld geliehen, ihr dafür aber eine Reihe tüchtiger Beamten und geschulter Officiere zur Verfügung gestellt. Wenn andere Regierungen auf Reformen drängten,

Digitized by Google

wenn Rußland für die orthodoxen Christen und England für die Armenier eintrat, wenn Frankreich bei jedem Anlaß das Protectorat der römischen Kirche im Orient geltend zu machen versuchte, so dienten diese humanitären Bestrebungen doch immer nur zur Bemäntelung irgend eines eigennützigen politischen Motivs. Eine Kräftigung des türkischen Staatsorganismus wurde bei der Befürwortung dieser Reformen von Seiten jener Mächte nicht bezweckt. Deutschland dagegen hat diese Kräftigung im Auge, und die wirthschaftlichen Reformen, denen es seine Unterstützung leiht, sollen den Zerfall der Osmanenherrschaft nicht befördern, sondern vielmehr aufhalten.

Die Uneigennützigkeit der deutschen Rathschläge und der Werth, welchen ihre Ausführung für die Erhaltung des türkischen Reiches haben würde, liegen so klar am Tage, daß auch diejenigen türkischen Staatsmänner, welche für Deutschland bisher wenig Sympathien hatten, einer Anerkennung dieser Thatsachen sich nicht verschließen können. Gerade diesem Umstande verdankt die deutsche Regierung ihren Einfluß am Bosporus. Derselbe hat um so mehr Aussicht auf Bestand, als er nicht zur Verfolgung materieller Vortheile ausgenutzt wird. Unsere deutschen Landsleute dort thun ruhig ihre Schuldigkeit, ohne sich in die Intriguen der levantinischen Kreise hineinziehen zu lassen. Der Rückhalt, welchen sie an der Berechtigung zum Wiedereintritt in ihr heimisches Dienstverhältniß haben, gibt ihnen eine gesicherte, unabhängige Stellung, die für die Erfüllung ihrer Aufgabe von leicht erkennbarem Werth ist.

Eines vorschauenden Ausblicks in die nächste Zukunft werden wir uns klüglich enthalten. Wer es liebt, sich in solchen Combinationen zu ergehen, den möchten wir auf die treffende Bemerkung verweisen, die Graf Julius Andrassy einst in den siebziger Jahren in einer Unterredung mit dem bei der Constantinopeler Botschaft angestellten Militär-Attaché fallen ließ. Dieser, ein strebsamer junger Generalstabsofficier, war in seinen Berichten aus Pera auch häufig auf das politische Gebiet gerathen. In einem solchen, den er kurz vor Antritt eines Urlaubs verfaßt hatte, war er nach einer ausführlichen Darlegung der türkischen Mißwirthschaft auf allen Gebieten zu dem kühnen Schluß gelangt, daß der Bestand der Osmanenherrschaft in Europa höchstens noch zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre dauern könne. Als er sich nun in Wien bei seinem derzeitigen Chef, dem Minister des Auswärtigen meldete, sagte dieser ihm einige anerkennende Worte über seine militärische Berichterstattung. „Auch Ihre politischen Abschweifungen," bemerkte er, „haben mich sehr interessirt," — der Officier verbeugte sich geschmeichelt, — „namentlich die Prognose in Ihrem letzten Bericht. Und dies um so mehr, als ich gerade kürzlich Gelegenheit hatte, ältere Akten unserer Botschaft in Constantinopel zu durchblättern. Da fand ich denn," — fuhr der Minister fort, indem er mit dem ihm eigenen verschmitzten Lächeln an dem stark gewichsten Schnurrbart drehte, — „daß einer Ihrer Vorgänger schon früher einmal, und fast mit den nämlichen Worten, den gleichen Ausspruch gethan. Der Bericht war, wenn ich nicht irre, aus dem Jahre — 1773!" — —

Digitized by Google

Ueber Wechselwirkungen im lebendigen Organismus.

Von
Eduard Strasburger.

Das einheitliche Zusammenwirken der lebendigen Zellen im pflanzlichen Organismus erscheint uns weniger räthselhaft, seitdem wir wissen, daß diese Elemente durch feine Fäden aus lebendiger Substanz verbunden sind. Diese Protoplasmafäden durchsetzen die Zellwände: sie übertragen unmittelbar die Reize von Zelle zu Zelle und leiten dieselbe auf Entfernung fort. Die Continuität der lebendigen Substanz im ganzen Organismus ist dadurch gewahrt. Anders schien es früher, wo man die einzelnen lebendigen Zellkörper sich durch die Zellhäute völlig getrennt dachte, wo diese Zellhäute die Reizübertragung somit vermitteln sollten. Die physiologische Einrichtung der Pflanze ist für uns jetzt wesentlich ähnlicher derjenigen des Thieres geworden, wenn sie ihr auch an Vollkommenheit bedeutend nachsteht.

Besonders auffällig unter den Lebensäußerungen der Organismen sind gewisse Vorgänge, die sich gegenseitig beeinflussen und bedingen und die wir als Correlationserscheinungen bezeichnen. Ein bestimmter Zustand im Organismus ruft einen anderen hervor, veranlaßt so, daß ein gewisses Gleichgewicht in den Functionen erhalten bleibt und, wenn gestört, wieder hergestellt wird.

Wächst eine Rothbuche in freier Lage, wo sie unmittelbar der Einwirkung des Lichtes ausgesetzt ist, so besitzt sie kleine, doch verhältnißmäßig dicke Blätter. Rothbuchen, die als Unterholz, im Schatten des Waldes, zur Entwicklung gelangten, zeichnen sich durch wesentlich größere, doch dünnere Blätter aus. Die Ursache dieser Erscheinung liegt vor Allem in der Verschiedenheit der Transspirationsbedingungen. An einem freistehenden Baum geben die in Entwicklung begriffenen Blätter mehr Wasserdampf an die Atmosphäre ab, als dies im Schatten der Fall ist. Die gesteigerte Verdunstung beeinflußt die Ausbildung der Blattfläche, dieselbe erhält einen gedrungeneren Bau, vor Allem, weil sie kleinere Lufträume zwischen ihren Zellen ausbildet, doch zum Theil auch, weil ihre Zellen senkrecht zur Oberfläche sich strecken, statt mehr in die Breite zu wachsen. Das Alles steigert die Dicke der Blätter auf Kosten ihres Flächendurchmessers. Ein

Digitized by Google

unmittelbarer Nutzen erwächst aus diesem Verhalten für die Pflanze, denn in freier Lage würde eine dünne und verhältnißmäßig große Blattfläche zu stark transspiriren, so daß der Baum in die Gefahr des Vertrocknens käme. Im Schatten hingegen ist eine große Blattfläche von Nöthen, damit so viel Wasserdampf an die Atmosphäre abgegeben werde, als es die Lebensvorgänge der Pflanze verlangen. Denn die Verdunstung steht im Dienste der Zufuhr von Nahrungssalzen aus dem Boden. Diese Salze gelangen, im Wasser gelöst, in die Pflanze und werden von derselben zurückgehalten, während das Wasser verdunstet. Sie finden bei den Assimilationsvorgängen und im Stoffwechsel ihre Verwendung, wobei auch etwas Wasser, doch nur ein Bruchtheil des aufgenommenen, zersetzt wird. — Auf eine große Blattfläche treffen mehr Lichtstrahlen, als auf eine kleine. Daher die Vergrößerung der Blattfläche auch in letzterer Beziehung nützlich und vortheilhaft für einen schwächer beleuchteten Standort ist. Denn intensives Licht, das eine voll beleuchtete Rothbuche trifft, vermag in Folge seiner größeren Intensität in den kleineren Blättern ebenso viel oder selbst mehr Arbeit zu verrichten, als das gedämpfte Licht schattiger Standorte in den größeren. Ein gleichzeitiger Gewinn ist es auch, daß im gedämpften Tageslichte sich alle Zweiganlagen strecken. Dadurch werden die Blätter an den Zweigen auseinander gerückt, so daß sie sich gegenseitig nicht decken. Anders an freistehenden Rothbuchen, wo die Blätter auch in gedrängter Lage noch an Lichtmangel nicht zu leiden brauchen. Daher auch das völlig verschiedene Aussehen der kegelförmigen Krone einer freistehenden Rothbuche mit ihren dichtgedrängten Zweigen und Blättern und des schirmförmig ausgebreiteten lockeren Unterholzes, welches die Rothbuchen im Schatten des Waldes bilden.

Ein trockner Standort fördert ähnliche Entwicklungsvorgänge, wie gesteigerte Transspiration. Auf trocknem Boden gilt es für die Pflanzen, die Transspirationsgröße möglichst herabzusetzen, und correlative Wirkungen machen sich geltend, durch welche dies auch thatsächlich erreicht wird. Die in der Entwicklung begriffene Pflanze wird solchermaßen beeinflußt, daß sie einen ganz ähnlichen Bau wie eine Pflanze sehr sonniger Standorte erhält. Bei manchen Pflanzen veranlassen entsprechende correlative Wirkungen es auch, daß sich die Blattflächen mit Haaren bedecken. Eine Schicht lufthaltiger Haare setzt die Verdunstung stark herab, daher dieselbe Pflanze auf feuchtem Boden unbehaart sich zeigt, die an einem trocknen Standort von zahlreichen Haaren bedeckt ist. Auch werden bei Pflanzen, wenn es denselben an Wasser fehlt, Wachsüberzüge auf den Blättern erzeugt, welche die Transspiration ermäßigen; bei manchen Pflanzen tritt schleimiger Inhalt in den Blattzellen auf und dient dazu, begierig das vorhandene Wasser festzuhalten. Ganz allgemein veranlaßt der trockene Standort auch eine stärkere Verdickung der Zellen an der Blattoberfläche, wodurch die Verdunstung des Wassers erschwert und somit verlangsamt wird. Durch correlative Wirkungen treten auch nicht selten auf trocknem Boden im Innern der Blätter stark verdickte Zellen, sogenannte Steinzellen, auf und zwar in diesem Falle ohne nachweisbaren Nutzen für die Pflanze. Dem sehr kalten, ja lange Zeit gefroren bleibenden Boden der polaren Tundra vermögen die Pflanzen schwer das nöthige Wasser zu entziehen; daher sich auch an solchem Standort, trotz dessen

Digitized by Google

großen Wasserreichthums, dieselben Correlationserscheinungen des Baues geltend machen, wie auf trocknem Boden. Die Blätter bleiben klein und dick, bilden Schleim in ihrem Innern und verdicken stark die Zellwände an ihrer Oberfläche. Und nicht anders gebaut sind die Pflanzen auf dem salzreichen Boden der Salzsteppe und am Meeresstrande, weil es auch bei ihnen darauf ankommt, die Transpirationsgröße herabzusetzen, damit die aufgenommenen Salzlösungen in den Zellen der Blattflächen nicht zu große Concentration erreichen.

So greifen die mannigfaltigsten Bedingungen ineinander, um ein Gesammtergebniß zu liefern, wie es günstiger für die Pflanze nicht gedacht werden kann. Eduard Pflüger hat diese zweckentsprechenden Anpassungserscheinungen bei lebenden Wesen in dem Begriff der „teleologischen Mechanik" zusammengefaßt; von anderer Seite wurde dieses Ineinandergreifen nützlicher Einrichtungen als „mechanische Coïncidenz im Organismus" bezeichnet. Das Wort „mechanisch" ist dahin zu verstehen, daß auch hier die Vorgänge causal begründet sind und unter das allgemeine Gesetz von der Erhaltung der Energie fallen. Auch müssen wir annehmen, daß in der lebendigen Welt die nämlichen Kräfte wie in der leblosen sich bethätigen. Nur das Zusammenwirken ist es, welches zu erklären Schwierigkeit bereitet. Dieses vermögen wir allein als eine Folge der Vererbung erworbener Eigenschaften und einer Auswahl dieser Eigenschaften durch natürliche Zuchtwahl zu begreifen, wobei jene Eigenschaften vor Allem erhalten blieben, die sich als besonders vortheilhaft bewährten.

Was uns gerade die Transpirationsvorgänge in der Pflanze zur Einführung in das schwierige Gebiet der Correlationen geeignet erscheinen läßt, ist der Umstand, daß es wesentlich leichter als in vielen anderen Fällen gelingt, Einblick in den Mechanismus derselben zu gewinnen. Alle die zahlreichen Maschinen, welche die Arbeit im Organismus verrichten, greifen mit ihrem Räderwerk, wenn ich mich so ausdrücken darf, ineinander; sie beeinflussen und bedingen sich gegenseitig und bringen dadurch ein harmonisches Endergebniß zu Stande.

Aus den Versuchen von Julius Wiesner geht hervor, daß es auch der Transpirationsvorgang ist, der vor Allem den Schluß der Endknospe an den sich entfaltenden Trieben beherrscht. Die Wasserbahnen der Pflanzen stellen bei unseren Holzgewächsen nur eine begrenzte Wassermenge den sich im Frühjahr entfaltenden Blättern zur Verfügung. Mit dem Augenblick, wo alles zugeführte Wasser von diesen Blättern beansprucht wird, hört die weitere Blattentfaltung auf. Correlative Wirkungen machen sich alsdann geltend. Die in Bildung begriffenen Blattanlagen werden als Knospenschuppen ausgestaltet und alles weitere Scheitelwachsthum unterbrochen. Daß nicht etwa Mangel an Nährstoffen diesen Abschluß der Endknospen bestimmte, lehren sehr einfache Versuche. Führt man nämlich den sich entwickelnden Frühlingssproß in einen dampfgesättigten Raum ein, so schließt sich die Knospe nicht. Die Verdunstung ist in einem solchen Raum fast aufgehoben; es tritt Wassermangel nicht ein, und daher werden auch die Mechanismen nicht ausgelöst, welche die Weiterentwicklung der Knospe hemmen. In einem dampfgesättigten Raum können auch bereits geschlossene Knospen zum neuen Austreiben veranlaßt werden. Die Natur macht uns dies Experiment bei gewissen Bäumen im „Johannistriebe" vor. Die Bildung des-

Digitized by Google

selben pflegt auf nasse Witterung zu folgen. Sie findet meistens zu Anfang des Sommers statt, nachdem inzwischen durch den Dickenzuwachs am Stamme neue Wasserbahnen hinzugebildet worden sind, die ihrerseits auch die Wasserzufuhr erleichtern. Da kann wieder Wasser bei der Transpiration erübrigt werden und den Endknospen zufließen, und Reizerscheinungen können sich einstellen, welche den Austrieb begünstigen. Es gibt Eichen, bei welchen die Johannistriebbildung sich alljährlich einstellt.

Auch der Abschluß der Seitenknospen, die in den Achseln der Blätter stehen, wird durch ähnliche Ursachen wie derjenige der Endknospen bedingt. Ein Austreiben dieser Knospen ist leicht zu erzielen, wenn man den Sproß köpft oder ihn entlaubt. Wie vortheilhaft diese Eigenschaft, verlorengegangenes Laub ersetzen zu können, für die Pflanze ist, kann man nach jedem Raupenfraß sehen. Bäume, die sonst das ganze Jahr über kahl dastehen müßten, ohne in der Lage zu sein, die Stoffe zu bilden, die sie zu ihrer Ernährung brauchen, werden durch die Neubelaubung in diese Möglichkeit wieder versetzt.

Schwieriger zu deuten sind andere Correlationen des Wachsthums, bei welchen eine größere Summe gegenseitiger Beeinflussung sich geltend macht. Wenn man eine junge Kartoffelpflanze direct über dem Boden abschneidet, so beginnen alsbald die unterirdischen Triebe derselben aus der Erde hervorzutreten. Es sind das jene fadenförmigen Ausläufer, welche an ihrem Ende sonst anschwellen, um Kartoffelknollen zu bilden. Der Mangel an zugeführter Nahrung wirkt als Reiz auf diese unterirdischen Triebe ein und löst Wachsthumsvorgänge in denselben aus, durch welche ihre Natur vollständig verändert wird. Statt so wie zuvor schräg abwärts im Boden zu wachsen, richtet der Ausläufer seine Spitze aufwärts, tritt bald über die Bodenfläche, erzeugt dort grüne Blätter an Stelle von Schuppen und nimmt das Aussehen eines gewöhnlichen Laubsprosses an. — Im Princip entsprechend dem Verhalten solcher Kartoffelpflanzen ist dasjenige von Bäumen, welche ihre Seitenäste emporrichten, weil sie ihren Gipfeltrieb eingebüßt haben. Besonders schön zeigen diese Erscheinung unsere Nadelhölzer, wenn auch, wie jeder Gartenliebhaber weiß, nicht alle in demselben Maße. Hat eine Kiefer oder Fichte ihren Gipfeltrieb verloren, so wird derselbe alsbald ersetzt. Ein nächsttieferer Seitenast wendet sich aufwärts, und nach wenigen Jahren ist von dem erfolgten Verlust kaum noch etwas zu bemerken. Anders ist das Bild, wenn mehrere Seitenäste sich gleichzeitig emporgerichtet haben, denn der eine Gipfeltrieb ist alsdann durch mehrere ersetzt. Eine in unseren Gärten sehr geschätzte Conifere, die Sequoia oder Wellingtonia gigantea, zeichnet sich ganz besonders durch die Leichtigkeit aus, mit der sie einen neuen Gipfeltrieb bildet. Im botanischen Garten zu Bonn trocknete eine kräftige Sequoia bis zu halber Höhe ein, weil eine starke Drahtschlinge, die um ihren Stamm gelegt worden war, die Wasserzufuhr nach oben zu abschnitt. Der Stamm wurde unter der Drahtschlinge abgesägt und ungeachtet er dort über armsdick war und starke Seitenäste trug, begann der nächsttiefere Seitenast sich bald zu erheben. Heute, nachdem fünf Jahre seit der Operation verflossen sind, läßt sich die operirte Stelle nur noch an der Biegung, welche der Stamm unter derselben macht, erkennen. Der Gipfel ist vollständig regenerirt. Am hartnäckigsten pflegen Edel-

Digitized by Google

tannen und Araucarien die Bildung eines neuen Gipfeltriebes zu verweigern. Gelingt es, einen solchen bei denselben zu erlangen, so ist er für gewöhnlich nicht aus einem emporgerichteten Seitenaste, sondern aus einer neu erzeugten Knospe hervorgegangen. Eine solche Erscheinung stellt sich oft erst nach mehreren Jahren ein, so daß man mit diesen Pflanzen Geduld haben muß und sie nicht gleich für dauernd entstellt halten darf. Im Gebirge, wo die Nadelhölzer sehr hoch hinaufreichen, haben sie an ihrer oberen Vegetationsgrenze von Sturm und Schneebruch oft schwer zu leiden. Da büßen sie vielfach ihre Spitze ein und erzeugen dann neue Gipfeltriebe, welche oft ein ähnliches Schicksal ereilt. Nicht selten sieht man an solchen Bäumen aufrechte Stammtheile aus starken Seitenästen sich erheben und gewinnt fast den Eindruck, als wenn ein Stamm auf einem andern wüchse. So ist der harte Kampf, den jeder einzelne Baum hier mit den Elementen zu bestehen hat, in seiner äußeren Gestalt gewissermaßen ausgeprägt. Ein jeder solcher Stamm bildet einen interessanten Gegenstand des Studiums; doch auch der unbefangene Tourist bleibt vor demselben stehen, gefesselt durch sein ungewohntes, oft malerisch schönes Aussehen. Wie großartig erscheinen uns ferne Schneegipfel in den phantastischen Rahmen aus solchen wilden Baumriesen gefaßt! Wer, der sie einmal gesehen, sollte der stolzen Arven vergessen, welche die Abhänge an der Engstlenalp schmücken? Trotziger geformt, wilder zerzaust sind sie wohl kaum zu denken, werth, dem majestätischen Bilde des Wetterhorns als Vordergrund zu dienen.

Die inneren und äußeren Veränderungen, die ein Fichtenast erfahren muß, um zum Gipfeltrieb zu werden, sind kaum weniger tiefgreifend als die Umgestaltung eines unterirdischen Kartoffelausläufers zu einem oberirdischen Laubsprosse. Derselbe Seitenast einer Kiefer oder Fichte, der nach Entfernung des Gipfelsprosses von selbst sich emporrichtet, ist, bei Vorhandensein des Gipfelsprosses, zum Aufwärtswachsthum nicht zu bewegen. Er reagirt derart auf den Einfluß des Lichtes und der Schwerkraft, daß er immer wieder in die horizontale Lage zurückkehren muß. Nicht einmal gelingt es, die Unterseite des Zweiges zur Oberseite, und die Oberseite zur Unterseite zu machen. Befestigt man den Ast in solcher umgekehrten Lage, so drehen sich alsbald seine wachsenden Enden und bringen die neuen Triebe wieder in die normale Lage. Diese gegebene, den Seitenästen innewohnende Dorsiventralität, die man durch Emporrichten und Drehen nicht zu beeinflussen vermag, ändert sich von selbst bei dem Verlust des Gipfeltriebes. Sie ändert sich nicht an allen Aesten, nur an den dem Gipfel nächsten, ja meist auch dort nur an *einem* Aste. Der Ast, der sich emporrichtet, büßt den Unterschied ein, der zwischen seiner Ober- und Unterseite bestand; er erfährt eine innere Umprägung, der zufolge er auf Licht und Schwerkraft allseitig *gleich* reagirt und statt seine Blätter und Zweige in *einer* Ebene auszubreiten, vertheilt er sie nunmehr gleichmäßig nach allen Seiten. Wir nehmen an, daß es die veränderte Zufuhr von Wasser und von Nahrungsstoffen zu den obersten Seitenästen ist, die nach Entfernung des Gipfeltriebes Correlationen auslöst, welche eine innere Umprägung dieser Seitenäste veranlassen. Denn diese Ursachen wirken als Reize, welche eine Aenderung der Beziehungen zu Licht und Schwere herbeiführen, aus dem zweiseitig verschiedenen ein allseitig

Digitized by Google

gleich reagirendes Organ machen, mit einem Worte: den ganzen lebendigen Mechanismus tief umgestalten. Ist einmal die Umprägung des Seitenastes zum Gipfeltrieb vollzogen, so läßt er sich nicht mehr aus seiner senkrechten Lage bringen, kehrt vielmehr mit eben solcher Zähigkeit in dieselbe, wie zuvor in die wagerechte Lage zurück.

Nicht minder auffällig sind auch noch andere Correlationserscheinungen, die in das Gebiet der Transpirationsvorgänge fallen, aber nur auf mikroskopischem Wege verfolgt werden können. Der Wasserdampf, den die Pflanze an die Atmosphäre abgibt, entweicht durch besondere Oeffnungen der Oberhaut, die wir als Spaltöffnungen bezeichnen. Diese Oeffnungen sind mit dem bloßen Auge nicht zu sehen; sie befinden sich vornehmlich an der Unterseite der Blätter, doch auch sonst an allen grüngefärbten Theilen der Pflanze. Bei hinreichend starker Vergrößerung stellt man fest, daß jede dieser kleinen Oeffnungen von zwei mondsichelförmigen Zellen, den Schließ-Zellen, umfaßt wird. Sie sehen aus wie ein Mund, an dem die beiden Zellen die Lippen darstellen würden. Auf einem Quadratmillimeter Blattfläche sind meist fünfzig solcher Spaltöffnungen zu zählen; ihre Zahl auf diesem Raume kann bis auf fünfhundert steigen. Ein jedes Blatt ist sonach mit vielen Millionen solcher Oeffnungen versehen. Dieselben können sich nach Bedarf erweitern oder schließen, und die Correlationen bringen es mit sich, daß die Weite des Spaltes dem gegebenen Bedürfniß der Pflanze stets angepaßt ist. Des Nachts sind die Spaltöffnungen vielfach geschlossen. In der That ist des Nachts eine starke Verdunstung nicht erwünscht, da ja die Salze, welche das Wasser in die Blätter schafft, nur im Lichte verarbeitet werden können. Da übrigens an sich schon, der meist niedrigeren Temperatur und größeren Luftfeuchtigkeit wegen, die Transpiration des Nachts herabgesetzt ist, so können unter Umständen die Spaltöffnungen um jene Zeit ohne Nachtheil auch wohl offen bleiben. Sie werden es beispielsweise sein, wenn es die Athmungsvorgänge verlangen, welche sich ebenfalls durch die Spaltöffnungen vollziehen. Der Einfluß des Lichtes pflegt mit Tagesanbruch die Spaltöffnungen, falls sie geschlossen waren, zu öffnen, oder ihren Spalt noch zu erweitern. Eine Steigerung der Transpiration ist jetzt erwünscht, und es soll auch der Gasaustausch bei der Kohlenstoffassimilation erleichtert werden, bei welchem um das Vielfache größere Gasmengen als bei der Athmung durch die Spaltöffnungen gehen. Das Oeffnen unterbleibt aber auch bei Lichtreiz, falls der Pflanze das nöthige Wasser nicht zur Verfügung steht und eine Förderung der Verdunstung die Gefahr des Welkens in sich schließen würde.

Von dem Ineinandergreifen aller dieser Vorgänge kann man sich ein annäherndes Bild entwerfen. Die beiden, den Spalt zwischen sich fassenden Schließzellen sind an der Spaltseite im Allgemeinen stärker verdickt; stets enthalten diese Zellen jene grünen Plasmakörner, in denen sich die Kohlenstoffassimilation vollzieht. Vom Lichte getroffen, beginnen diese Körner zu assimiliren und erzeugen Stoffe, die eine starke Anziehung zu Wasser ausüben. Die Schließzellen saugen in Folge dessen Wasser aus der Umgebung auf und werden dem entsprechend ausgedehnt. Da nun die Wände der Schließzellen an der Spaltseite mit Verdickungsleisten versehen sind, so widerstehen sie dort stärker der Dehnung, und

Digitized by Google

dies hat eine Formveränderung der beiden Schließzellen zur Folge, durch welche der Spalt erweitert wird. Stände den Schließzellen unter allen Umständen Wasser in unbegrenzter Menge zur Verfügung, so müßte der Einfluß des Lichtes auch stets den Spalt erweitern. Die Menge des im Blatte verfügbaren Wassers ist aber Schwankungen unterworfen. Außerdem verhalten sich auch die Oberhautzellen, welche an die Schließzellen grenzen, nicht rein passiv. Je nach ihrem Wassergehalt üben sie vielmehr einen Zug oder einen Druck aus auf die Schließzellen und erschweren oder erleichtern so das Schließen, Oeffnen und Erweitern des Spaltes. Da der Vorgang der Kohlenstoffassimilation auch von der Temperatur der umgebenden Luft abhängig ist, so sehen wir, wie hier im Resultat Licht, Wärme, der innere Wasservorrath und die Feuchtigkeit der Luft ineinandergreifen, um in jedem gegebenen Augenblicke die Weite des Spaltes zu beeinflussen. — Die in der Pflanze wirksamen Mechanismen reagiren auf die äußeren Einflüsse und werden durch dieselben so ausgelöst, wie es in jedem gegebenen Augenblicke am Vortheilhaftesten für die Pflanze ist. Gerade der Umstand, daß der Pflanze selbst die Möglichkeit fehlt, ihre Reactionen frei auszuwählen, macht es, daß diese Reactionen bei gewohntem Verlauf der äußeren Bedingungen stets richtig ausfallen. Dasselbe gilt auch für alle Reactionen im Thierreich, soweit dieselben nicht unter dem Einflusse des Intellects stehen. Erst mit der freien Wahl im Intellect, den dort sich vollziehenden Umschaltungen, welche nach Ueberlegung erfolgen, und diesen oder jenen Mechanismus in Thätigkeit versetzen, wird auch die falsche Reaction möglich. Unwillkürlich denkt man hier an die Worte, die Goethe dem Mephisto in den Mund legt, der vom Menschen sagt:

„Ein wenig besser würd' er leben,
Hättest Du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur thierischer als jedes Thier zu sein."

So hohe Leistungen, wie sie das Thierreich aufzuweisen hat, konnten freilich nur auf dem Wege der freien Bestimmung in der Wahl der auszulösenden Reactionen erreicht werden. Gleichzeitig mußte diese Bestimmungsfähigkeit aber auch den Weg zu allen Verirrungen öffnen. Daher diejenigen Functionen, deren unrichtige Beeinflussung das Leben unmittelbar gefährden würde, wie Athmung, Blutumlauf, Verdauung, dauernd der Herrschaft des Intellects entrückt blieben. Auch hat es sich vielfach als vortheilhafter erwiesen, diejenigen Leistungen sehr zusammengesetzter Art, welche beim Menschen nach freiem Entschluß geschehen, ebenfalls unter die Herrschaft nothwendiger Auslösungen zu stellen. Das gilt für das Gesammtgebiet der Instincte, das heißt solcher Functionen, welche auf uns den Eindruck willkürlicher und überlegter Handlungen machen, dessen ungeachtet aber mit unabänderlicher Nothwendigkeit in die Erscheinung treten. Was Vögel und Insecten ohne das Eingreifen des Intellects auf dem Gebiete instinctiver Handlungen zu leisten vermögen, versetzt uns in der That oft in gerechtes Erstaunen. Diese ihre Handlungen fallen aber nur deshalb so richtig, d. h. so naturgemäß aus, weil sie dem freien Entschluß nicht unterliegen, eine Wahl unter verschiedenen Auslösungen somit ausgeschlossen ist. Denn auch etwaige Verschiedenheiten im Verhalten, wie sie durch den Wechsel umgebender Verhältnisse

Digitized by Google

veranlaßt werden können, und alsdann ganz besonders den Eindruck willkürlicher Handlungen auf uns machen, sind als solche erblich fixirt und nur den correlativen Wirkungen zu vergleichen, welche unter den verschiedensten Bedingungen die richtige Weite der Spaltöffnungen bei einer Pflanze bestimmen. Auch wird man im Allgemeinen feststellen können, daß diese Modificationen der Handlungsweise innerhalb sehr enger Grenzen sich halten, und daß Insecten oder Vögel, welche das kunstvollste Nest bauen, sich auffallend dumm stellen, sobald man sie in außergewöhnliche Bedingungen bringt. Reactionen, von welchen die Erhaltung der Species abhängt, bleiben bis in die höchstorganisirten Wesen hinein, der spontanen, freien Entschließung nach Möglichkeit entrückt. Sie wirken so stark in naturgemäßer Reaction auf den Organismus ein, daß sich auch der Intellect ihrer Gewalt fügen muß. Diese Instincte rufen vergeistigt in uns die Empfindung tiefer ethischer Gewalten hervor, und besonders verächtlich erscheint uns dasjenige Geschöpf, das gegen dieselben verstößt. Eine menschliche Gesellschaft, in welcher die Mutterliebe aufgehört hat, elementare Gewalt zu üben, und in welcher sonstige naturgemäße Triebe zu entarten beginnen, ist sicher tief gesunken und damit auch in ihrem Fortbestehen aufs Ernstlichste gefährdet.

In ein ganz anderes Gebiet als die entarteten Triebe gehören hingegen die irregeleiteten Instincte. Denn in der That sind bestimmte Einrichtungen bei dem einen Wesen oft nur gegeben, um ein anderes zu täuschen. Es sind das Einrichtungen, deren Function darin besteht, an sich richtig wirkende Instincte eines anderen Wesens in falsche Bahnen zu lenken. Ein auffallendes Beispiel solcher Art bietet das Verhalten mancher Blüthen, die einen aasähnlichen Geruch verbreiten, der durchaus an denjenigen in Zersetzung begriffener thierischer Körper erinnert. Dadurch werden Schmeißfliegen verführt, solche Stätten zu besuchen, und indem sie von Pflanze zu Pflanze fliegen, übertragen sie zugleich unbewußt den Blüthenstaub, der zur Samenbildung bei denselben nothwendig ist. So bringt der Besuch der Schmeißfliegen solchen Pflanzen den größten Nutzen, während die Schmeißfliegen, durch ihren Geruchsinn getäuscht, Eier an einem Ort deponiren, an dem letztere nothwendig zu Grunde gehen müssen. Hier zeigt sich zugleich in einleuchtender Weise der Vortheil, der aus dem Intellect erwächst, indem er das entsprechend begabte Wesen rechtzeitig vor einer solchen Irreleitung des Instinctes warnen kann.

Der Einblick in Correlationen, die sich nur auf mikroskopischem Wege verfolgen lassen, setzt ein gewisses Vertrautsein mit dem inneren Bau der Gewächse voraus, ist somit nicht ohne Weiteres zu gewinnen, daher ich mich solchen Erscheinungen wieder zuwende, welche unmittelbare und leichtere Feststellung zulassen. — Der Mohn unserer Felder und Gärten zeigt nickende Blüthenknospen. Der Stiel dieser Knospen ist in seinem oberen Theile stark umgebogen, die Knospen selbst in Folge dessen abwärts gerichtet. Doch so bleibt es nicht dauernd. Noch vor dem Oeffnen der Knospe gleicht sich die Krümmung aus, und die entfaltete Blüthe prangt aufrecht an dem graden Blüthenstiele. Man könnte meinen, die nickende Stellung der geschlossenen Blüthenknospe sei nur auf ihr Gewicht zurückzuführen, doch gleicht sich die Krümmung nicht aus, auch wenn man den Blüthenstiel abwärts richtet. Schneidet man andererseits die Blüthen-

Digitized by Google

knospe an ihrer Befestigungsstelle ab, so wird der Blüthenstiel in wenigen Tagen gerade. Also kehrt man zunächst doch zu der Ansicht zurück, die Schwere der Knospen müsse es sein, welche die Krümmung bedinge. Und doch ist dem nicht so, denn wenn man die Knospe abschneidet und sie mit einem Faden wieder am Blüthenstiel befestigt, streckt sich letzterer gerade, ungeachtet er dieselbe Last wie zuvor zu tragen hat. Ja, selbst zwei Knospen kann man ihm aufbürden, ohne seine Aufrichtung zu verhindern. Es handelt sich somit um Correlationserscheinungen, welche zwischen der Blüthenknospe und dem Blüthenstiel bestehen, so, daß das Wachsthum des Stiels von dem Vorhandensein der Knospe abhängig ist. — Vöchting stellte in sinniger Weise fest, daß diese Correlation nicht einmal zwischen der ganzen Blüthenknospe und dem Blüthenstiel, vielmehr nur zwischen dem Fruchtknoten der Blüthe und dem Blüthenstiel besteht. Zerstört man vorsichtig mit einer zweiseitig zugeschärften Nadel den Fruchtknoten in der nickenden Blüthenknospe, so richtet sich der Blüthenstiel bald empor, als ob die ganze Blüthe entfernt worden wäre. So lange der Fruchtknoten unbeschädigt bleibt, verhält sich der Blüthenstiel hingegen ganz normal, auch wenn man alle anderen Blüthentheile an der Knospe abschneidet. Der Bau der Mohnblüthe verlangt es, daß sie schließlich aufrecht stehe. Sie fällt dann den Insecten am besten in die Augen und wird daher in solcher Lage, durch Vermittlung derselben, am leichtesten bestäubt. Die Blüthenknospen stören in nickender Stellung am wenigsten die Entfaltung anderer Blüthen derselben Pflanze und können auch selber besser geschützt und besser verborgen ihre Ausbildung vollenden. Die Kraft, welche die Gradstreckung des Blüthenstieles an der gereiften Blüthenknospe auslöst, ist, wie entsprechende Versuche gelehrt haben, aber in der That die Schwerkraft. Wir nennen diesen richtenden Einfluß, den die Schwerkraft auf die meisten wachsenden Pflanzentheile ausübt, Geotropismus.

Der Heliotropismus ist es hingegen, der eine andere auffällige Correlationserscheinung auslöst, die wir an den reifenden Früchten von Linaria Cymbalaria beobachten können. Dieses zierliche Leinkraut mit seinen epheuartigen Blättern, welches bei uns so oft alte Mauern schmückt, streckt seine niedlichen hellvioletten, mit zwei gelben Flecken versehenen Blüthen, dem Licht entgegen. Die Blüthenstiele wachsen von der Mauer hinweg der Lichtquelle zugewandt, sie sind *positiv* heliotropisch. Doch kaum ist die Blüthezeit vorbei, sind die Früchte angelegt, so wenden sich die Fruchtstiele unter erneuertem starken Wachsthum von der Lichtquelle hinweg: sie werden *negativ* heliotropisch. So gelangen die Fruchtanlagen an die Mauer oder an den Felsen, an welchen die Pflanze befestigt ist. Da das Wachsthum nicht völlig gleichmäßig im Umfange der Fruchtstiele fortschreitet, so führen diese schwankende Bewegungen aus, durch welche die Fruchtanlagen hin und her bewegt werden müssen. So können sie auch in Spalten oder sonstige Vertiefungen des Substrates gelangen. Sie werden dort festgehalten und durch zunehmende Krümmung des Fruchtstiels möglichst tief hineingedrückt. Daher kommt es, daß in Folge correlativer Wachsthumsvorgänge dieses Pflänzchen seine Früchte in Spalten zwängt, in welchen die keimenden Samen zusagende Bedingungen für ihre Entwicklung finden. Entfernt man eine Blüthe von ihrem Stiel, so bleibt auch jede negativ-heliotropische Krümmung des letzteren aus.

Digitized by Google

Nicht minder auffällige correlative Erscheinungen lassen sich auch bei anderen, ihre Samen in den Boden versenkenden Pflanzen beobachten. Nach dem Verblühen krümmen sich deren Fruchtstiele abwärts und führen die Anlagen der Früchte mehr oder weniger tief in die Erde ein. Unschwer können wir dieses Verhalten bei Cyclamen europaeum, dem sogenannten Alpenveilchen, aber auch bei anderen Cyclamenarten verfolgen. In Algier oder Spanien hat man Gelegenheit, es felderweise bei Arachis hypogaea, der Erdnuß, zu beobachten. Dieses Hülsengewächs wird dort im Großen cultivirt. Aus dem Samen gewinnt man Oel; geröstete Samen schmecken wie Haselnüsse, weswegen man sie auch überall im Orient zum Verkauf in den Straßen ausbietet.

Etwas anders äußert sich der Reiz, den die Fruchtanlage auf den Fruchtstiel ausübt, bei einer Wasserpflanze, die man jetzt viel in Zimmeraquarien zieht und die, weil sehr genügsam, dort auch gut gedeiht. Es ist die Vallisneria spiralis, die man in Italien, in den Canälen, welche die Reisfelder bewässern, besonders häufig antrifft. Bei dieser Pflanze reißen die Knospen der männlichen Blüthen am Grunde des Wassers von ihren Stielen ab und werden bis zum Wasserspiegel emporgetragen. Die weiblichen Blüthen hingegen besitzen äußerst lange Stiele und können mit Hülfe derselben bis zur Oberfläche des Wassers gelangen. Nach vollzogener Bestäubung beginnt der Fruchtstiel sich spiralig einzurollen und zieht die Fruchtanlage wieder tief auf den Grund des Wassers. Dieses Verhalten war so auffällig, daß es auch den älteren Forschern nicht entgehen konnte und selbst von Dichtern besungen wurde. So von René Richard Castel in seinem Gedichte „Les plantes", Paris 1797:

„Le Rhône impétueux dans son onde écumante
Pendant neuf mois entiers nous dérobe une plante
Dont la tige s'allonge en la saison d'amour,
Monte au-dessus des flots et brille aux yeux du jour.
Les mâles jusqu'alors dans le fond immobiles,
De leurs liens trop courts brisent les nœuds débiles
Vognent vers leur amante et libres dans leurs feux
Lui forment sur le fleuve un cortège amoureux.
On dirait d'une fête où le dieu d'Hymenée
Promène sur les flots sa pompe fortunée.
Mais les temps de Vénus une fois accomplis,
La tige se retire en rapprochant ses plis
Et va mûrir sous l'eau sa semence féconde"[1]).

Noch verwickeltere Einflüsse correlativer Art machen sich im Verhalten der Kletterpflanzen geltend. Der wilde Wein (Ampelopsis quinquefolia), den wir an Lauben und Mauern ziehen, ist besonders lehrreich in dieser Hinsicht. Seine Ranken entspringen den Blättern gegenüber. Sie sind fadenförmig gestreckt, verzweigt und erreichen ansehnliche Länge. Es kommt ihnen im gewissen Alter

[1]) Zu diesem poetischen Erguß fühlt sich Röper, der Uebersetzer von August Pyramus Decandolle's „Pflanzen-Physiologie", veranlaßt zu bemerken, daß die Vallisneria nur in stehenden und langsam fließenden Wässern vorkommt und daß „Le Rhône", wo er „impétueux" ist, mit seinen schäumenden Wogen den „cortège amoureux" der männlichen Blüthen bald so weit fortpromeniren müßte, daß ein „accomplissement des temps de Vénus" ausgeschlossen wäre.

Digitized by Google

negativer Heliotropismus zu, das heißt, sie fliehen das Licht, sodaß wir sie nach der Laube oder nach der Mauer zu sich wenden sehen. Die einzelnen Zweige der Ranke führen dabei unregelmäßige Bewegungen aus, die freilich so langsam sind, daß sie nicht unmittelbar gesehen werden können. Doch genügt es, eine Skizze von einer jungen Ranke zu entwerfen, um nach wenigen Stunden schon feststellen zu können, daß sie ihre Lage und Gestalt merklich verändert hat. Man könnte eine solche Ranke mit einer vorgestreckten Hand vergleichen, deren Finger langsam bewegt werden, um nach Stützpunkten zu suchen. Die Rankenzweige sind empfindlich; werden sie berührt, so krümmen sie sich langsam. Freilich ist ihre Reizbarkeit nicht so groß, als diejenige von Passiflora gracilis. Bei jener zierlichen, in unseren Gewächshäusern cultivirten Passionsblume reicht der Druck eines Milligramms auf eine Ranke schon aus, um in etwa fünfundzwanzig Secunden eine Bewegung an derselben auszulösen. Bei dem wilden Wein erfolgt diese Reizbewegung nur sehr langsam. Bei einigen Abarten solchen Weines führt sie dahin, daß die Rankenzweige die Stütze, auf die sie trafen, umwinden. Die anhaltende Reizung durch die Stütze hat in solchen Fällen ein Fortdauern der Krümmung zu Folge, wodurch immer neue Stellen der Ranke mit der Stütze in Berührung kommen, sodaß schließlich sich das ganze freie Ende des Rankenzweiges um die Stütze gerollt hat. Solche Ranken beginnen alsbald in die Dicke zu wachsen und zu verholzen. Diese correlativen Auslösungen unterbleiben an Zweigen derselben Ranken, die sich gegenseitig erfaßten, oder den Ast ergriffen, dem sie angehören. Als Widerstand leistende Stützen, welche die Reizursache für weitere Veränderungen werden, können wohl andere, bereits befestigte Aeste derselben Pflanze, doch schlechterdings nicht der eigene Ast dienen. Nicht alle Formen des wilden Weines zeigen sich geneigt, mit ihren Ranken Stützen zu fassen, daher man auch an mancher Laube vergeblich nach ihnen suchen wird. Wohl aber weist jeder wilde Weinstock die Fähigkeit auf, sich mit Haftwarzen zu befestigen. Enden von Rankenzweigen, die auf einen Widerstand gestoßen sind, der ihre Weiterbewegung hemmt, beginnen alsbald anzuschwellen. Nach zwei Tagen hat sich dann jedes dünne Rankenende in eine kleine Warze verwandelt, die der Stütze fest angeschmiegt erscheint. Zugleich regte die Berührung mit der Stütze eine Ausscheidung von Schleim aus dem Rankenende an, durch welchen die Warzen an der Unterlage festgeklebt wurden. Besonders schön pflegen sich solche Warzen an einer Mauer auszubilden; weniger günstige Gelegenheit ist ihnen hierzu an einer Laube geboten. Die Zellen der Warzen wachsen in alle Unebenheiten der Mauer hinein, schmiegen sich denselben an, umfassen die Vorsprünge, und bald ist es leichter, die Ranke zu zerreißen, als sie von ihrer Mauer zu trennen. Ist die Unterlage zu glatt, zu weich oder sonstwie ungünstig gestaltet, so reißt auch wohl der Wind die Ranke wieder los, die sich dann unregelmäßig einrollt und bald vertrocknet. Häufig wird man dergleichen verunglückte Ranken an Lauben sehen, da sie dort weniger Gelegenheit finden, auf gute Stützen zu treffen. Diejenigen Ranken hingegen, welche mit Saugwarzen sich gut befestigt haben, rollen sich korkzieherförmig ein, verholzen und werden so kräftig, daß sie unter Umständen bis fünf Kilo Gewicht tragen können, ohne zu reißen oder sich von ihrer Anheftungsstelle abzulösen. Diese verholzten Ranken sterben zwar im Laufe des

Digitized by Google

ersten Winters schon ab, fahren aber trotzdem fort, die Pflanze zu tragen. Allem Wechsel der Witterung ausgesetzt, harren sie bis gegen fünfzehn Jahre aus und werden erst an dem erstarkten und verdickten Stamme zerstört, der ihrer entbehren kann. Mit solchen Ranken kann der wilde Weinstock bis zu vierzig Meter Höhe an senkrechten Mauern aufsteigen, während er sie im freien Zustande dazu benutzt, an Baumstämmen und an Felsen emporzuklimmen.

Das fremdartige Aussehen, welches Kartoffelsprosse zeigen, die sich im Frühling in feuchten Kellern entwickeln, hängt auch mit Wachsthumscorrelativen zusammen. Diese Sprosse gehen aus den Knospen oder Augen der Kartoffelknollen hervor, denselben Augen, welche im Felde austreiben, nachdem dort die Knollen gesetzt worden sind. Hier färben sich die Triebe grün, während sie im dunklen Keller hellgelb bleiben. Auch zeigen sich solche Dunkeltriebe überverlängert. Ihr Stengel streckt sich ganz bedeutend, bildet aber nur kleine Blätter. Man hat einen solchen Sproß als „vergeilt" bezeichnet, und war geneigt, ihn für krankhaft entartet zu halten. Erst neuerdings stellte sich heraus, daß dieses Verhalten durchaus in den normalen Entwicklungsgang der Pflanze gehöre, und daß es von großem Nutzen für dieselbe sei. So eigenartig ein vergeilter Kartoffelsproß auch erscheinen mag, thatsächlich weicht er in seinem Verhalten nicht von demjenigen anderer Pflanzen ab, die ihre Keimung im Boden vollziehen. Denn jede Keimpflanze ist mit wenigen Ausnahmen, so lange sie noch im Dunklen treibt, nicht grün, sondern gelb gefärbt, und ergrünt erst über dem Boden. Auch erscheinen ihre im Boden erzeugten Theile aus der nämlichen Ursache dünn und überverlängert, wobei die Streckung den Stengel oder die Blätter treffen kann. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß bei denjenigen Pflanzen, die wir als Dikotyle bezeichnen, weil sie mit zwei Blättern keimen, der Stengel überverlängert ist, bei den mit einem Blatt keimenden, monocotylen Pflanzen hingegen die Blätter zu lang ausfallen. Die Vergeilung der im Boden befindlichen Theile bringt der Pflanze den größten Nutzen. Denn es kommt für den Keimling vor Allen darauf an, mit einem möglichst geringen Aufwand von Material bis über die Erdoberfläche zu gelangen. Im Samen ist ihm nur ein begrenzter Vorrath von Nahrungsstoffen mit auf den Weg gegeben; mit diesem gilt es möglichst haushälterisch umzugehen. Ist die Pflanze mit ihrem oberen Theile erst über dem Boden, dann kann sie für ihre Ernährung weiter sorgen; so lange sie noch ganz im Boden steckt, lebt sie nur auf Kosten des übernommenen Erbtheils. Die dikotyle Pflanze bildet im Boden einen langen dünnen Stengel, der ihre Endknospe möglichst bald über die Bodenfläche bringen soll, und erzeugt nur ganz kleine Blätter, da ihr diese im Boden doch nichts nützen könnten, ja, bei bedeutenderer Größe, sie an der Durchbrechung des Bodens hindern müßten. Wenn im Gegensatz zu den Dikotylen bei den Monokotylen, etwa bei den Gräsern, die Blätter überverlängert werden, so hängt das damit zusammen, daß hier diese zur Durchbrechung des Bodens eingerichtet sind. Ihr oberer Theil ergrünt, sobald er über die Erde gelangt, und kann dann für die Ernährung der im Boden befindlichen Theile sorgen. Die Untersuchung ergab, daß die vergeilten Gewebe der Dikotylen wie der Monokotylen sehr wasserhaltig sind. Das Bodenwasser wird von solchen Pflanzentheilen in erhöhtem Maße benutzt, um Volumenzunahme der Zellen zu be-

Digitized by Google

wirken, deren Wände bei Lichtabschluß dünn und elastisch bleiben, daher durch den Druck des in das Zellinnere aufgenommenen Wassers leicht gedehnt werden können. Eine ganze Summe von Eigenschaften wirkt also zusammen, um dieses Phänomen der Vergeilung, das lange Zeit für Krankheit galt, zu einem höchst nutzbringenden zu machen; es fördert und sichert das Bestreben der Pflanze, ans Tageslicht zu gelangen. Wie leistungsfähig Keimpflanzen in dieser Beziehung sind, aus welcher Tiefe sie sich emporzuarbeiten vermögen, das haben directe Versuche gezeigt. Die Samen der überall cultivirten Stangenbohnen (Phaseolus vulgaris) wurden vier Centimeter tief in den Boden gesteckt und über eine Anzahl derselben Drainröhren von fünfundzwanzig und fünfzig Centimeter Höhe gestellt, die man oben mit Brettern bedeckt hatte. Sobald die Spitze eines Pflänzchens sich innerhalb einer Drainröhre über dem Boden zeigte, wurden mehrere Centimeter Erde auf dieselbe geschüttet und damit fortgefahren, so oft diese Spitze wieder zum Vorschein kam. Da zeigte sich denn deutlich, wie sparsam die Keimpflanzen ihr Material im Boden verwenden; sie konnten selbst fünfzig Centimeter lang werden, ohne wesentlich zu leiden, und gelangten weiterhin zu normaler Entwicklung; nur blieben die betreffenden Pflanzen längere Zeit schwach und kamen etwas verspätet zum Blühen und Fruchten. Da normalerweise eine Keimpflanze der Stangenbohne nur fünf Centimeter Boden zu durchsetzen hat, so stellten fünfzig Centimeter in der That eine beachtenswerthe Leistung dar. — Die Keimpflanzen pflegen außer anderen Eigenschaften in ihren oberen Theilen mit sehr starkem positiven Heliotropismus begabt zu sein. Sie wachsen daher im Boden denjenigen Stellen zu, von welchen aus das meiste Licht bis zu ihnen dringt. Ihr Heliotropismus wird sie also veranlassen, die lockersten Partien im Boden auszuwählen und somit auch den kürzesten Weg einzuschlagen, um über die Erde zu gelangen. Die lichtempfindlichsten Sämlinge, die man bis jetzt kennen gelernt hat, sind diejenigen einer Grasart, der stellenweise auch bei uns angebauten Kanarienhirse (Phalaris canariensis). Sie krümmen sich in einem dunklen Zimmer, auf sechs Meter Entfernung einem kleinen Lämpchen zu, das so schwach leuchtet, daß man die Sämlinge nicht einmal sehen kann.

Sehr merkwürdige Wechselbeziehungen sind bei gewissen beweglichen Elementen, welche der Vermehrung der niederen Gewächse dienen, zu beobachten. Ich gehe auf dieselben ein, weil sie zeigen, in wie vollkommener Weise selbst bei sehr einfachen Lebewesen, verwickelte Auslösungen sich vollziehen. Wenn man grüne Wasserfäden, wie sie unsere Flüsse, Seen und Tümpel bewohnen, sammelt und in Gefäße mit Wasser setzt, so bilden viele derselben schon am nächsten Morgen Schwärmsporen. Der Inhalt ihrer Zellen ist dann in mehrere birnenförmige Körper zerfallen, welche durch eine in der Zellwand zur rechten Zeit sich bildende Oeffnung entweichen, um in das umgebende Wasser zu gelangen. Sie bewegen sich in demselben mit Hülfe feiner Fäden, die gegen das Wasser schlagen. Das Licht übt einen richtenden Einfluß auf sie aus, so daß sie sich im Zimmer an der dem Fenster zugekehrten oder von ihm abgekehrten Seite der Gefäße sammeln. Vielfach verändern sie ihre Lichtstimmung mit fortschreitendem Entwicklungszustand, so zwar, daß sie lichthold in der Jugend sind, lichtscheu im Alter werden. Daß sie das Licht in höherem Alter fliehen, kommt ihnen entschieden zu gute. Denn

Digitized by Google

sie gelangen auf solche Weise tiefer in das Wasser und treffen dort leichter auf einen fremden Gegenstand, an dem sie sich festsetzen können. Daß sie zu tief in das umgebende Medium eindringen, ist ausgeschlossen, da sie zur Umkehr gezwungen werden, sobald die Helligkeit unter ein bestimmtes Maß sinkt. Ist es ihnen gelungen, sich zu befestigen, so beginnen sie alsbald zu einem neuen Pflänzchen auszuwachsen. Die Bewegungszeit der Schwärmsporen ist im Allgemeinen kurz, und es muß daher als eine merkwürdige Correlationserscheinung gelten, daß sie im Dunklen überhaupt nicht zur Ruhe kommen. Diese Wirkung des Lichtmangels ist für das spätere Pflänzchen von entscheidendem Vortheil. Könnten die Schwärmsporen sich im Dunklen festsetzen, so würden sie es oft an Orten thun, an welchen das spätere Pflänzchen nicht zu gedeihen vermöchte. Das ist nun durch die gegebenen Eigenschaften der Schwärmsporen ausgeschlossen. Sie können sich nur an Orten befestigen, welche genau die für die Fortentwicklung des Pflänzchens nothwendige Lichtstärke aufweisen. Geräth eine Schwärmspore unter einen undurchsichtigen Körper, so bewegt sie sich dort so lange, bis sie wieder ans Tageslicht gelangt. Wird eine Schwärmspore durch die einbrechende Nacht überrascht, so schwärmt sie bis zum nächsten Morgen. Schwärmsporen, die ich ins Dunkel brachte, schwärmten tagelang fort und gingen schließlich zu Grunde, ohne sich festsetzen zu können. Am auffälligsten war das Verhalten der Schwärmsporen einer rothen Alge (Haematococcus pluvialis), welche oft Steine in Bächen und Wassertümpeln überzieht, und deren nächste Verwandte: Haematococcus nivalis, den sogenannten rothen Schnee in den Alpen bildet. Zwei Wochen lang war es möglich, solche Schwärmsporen in Bewegung zu erhalten. Da sie dabei Kraft verbrauchten und diese durch Verathmung ihrer Körpersubstanz gewinnen mußten, so wurden sie schließlich so mager und durchsichtig, daß es Mitleid erregte, sie anzusehen. Die schönen dunkelrothen, mit einer zarten, abstehenden Haut umgebenen birnenförmigen Schwärmsporen wurden ganz schlank, fast fadenförmig, und nur ihre zarte, jetzt weit von ihrem Körper abstehende Hülle konnte an ihre einstige Körperfülle erinnern.

Ganz den Eindruck einer überlegten Handlung machen die correlativen Bewegungen, die man an geköpften Blüthenständen unserer Orchideen beobachten kann. An den aufrecht stehenden Blüthenähren eines Knabenkrautes muß jede Blüthe eine Drehung von 180 Grad ausführen, um in die für die Bestäubungsvorgänge erwünschte Lage zu kommen. Durch diese Drehung wird die zu oberst angelegte Blumenlippe nach unten gekehrt. So erst kann das ansliegende, die Bestäubung vermittelnde Insekt sich bequem auf dieselbe niederlassen. Wird von einem jungen Blüthenstande, an welchem die Drehung der Blüthenknospen sich noch nicht vollzogen hat, die Spitze abgeschnitten, so ziehen diejenigen Blüthenknospen, welche, in Folge dieser Operation, zu den obersten geworden sind, es vor, sich im Bogen aufwärts zu bewegen, sich über die obere Schnittfläche zu legen und also ihre Lippen in die gewünschte Stellung zu bringen. Was sonst durch umständliche Drehung, wird hier durch einfache Veränderung der Lage erreicht. Auch in diesem Falle sind es correlative Vorgänge, welche die Bewegung auslösen; die Anpassung dieser Bewegung an einen neu geschaffenen Zustand ruft aber den Schein einer überlegten Handlung hervor.

Digitized by Google

Die Korkbildung, mit welcher eine Pflanze auf Verwundung antwortet, ist auch als Folge von Wechselbeziehungen aufzufassen. Die der Wunde nächsten Zellen reagiren auf den erfolgten Eingriff durch Theilungen. So entsteht eine Zellschicht, deren Elemente für Flüssigkeiten und Gase kaum durchlässig sind und welche demgemäß die inneren Gewebe wirksam gegen den Eingriff der umgebenden Atmosphäre schützt. Greift die Wunde tiefer, bis ins Holz hinein, so ist die correlative Gegenwirkung entsprechend verändert. Dann gilt es, die Wunde von den Seiten her zu verschließen, und es wuchern Gewebewulste hervor, die im Schutze erzeugter Korklagen diese Ueberwallung vollziehen. Die Eigenschaft, ihre Wunden mit Kork zu verschließen, haben erst die höher organisirten Pflanzen erlangt. Selbst den farnähnlichen Gewächsen geht diese Fähigkeit ab, und hier gewähren Schutz der Wunde nur die veränderten Inhaltsmassen und Wände der absterbenden Zellen.

Ein abgeschnittener Zweig, den man mit seinem unteren, entsprechend zugeschärften Ende zwischen Holz und Rinde eines anderen, nahverwandten Zweiges einschiebt, verwächst mit demselben, ohne Wurzeln zu schlagen. Für die Zufuhr von Wasser und Salzen sorgt der andere Zweig, und es ist nur nöthig, die Leitungsbahnen der beiden thunlichst zu vereinigen. Derselbe Zweig, der auf solche Weise mit seinem Tragzweige verwächst, bildet Wurzeln, wenn man ihn in den Boden steckt; denn dort braucht er sie zu seiner Ernährung und Befestigung. So machen sich in beiden Fällen correlative Einflüsse geltend, welche solche Vorgänge auslösen, wie sie die gegebenen Bedingungen eben fordern.

Correlativer Art sind endlich die Regenerationserscheinungen, durch welche verloren gegangene Glieder oder Gliedertheile am Organismus ersetzt werden. Am instructivsten spielen sich diese Vorgänge im Thierreich ab. Eduard Pflüger hat in geistvoller Weise entwickelt, wie für diese Regeneration eine von der lebendigen Substanz des Stumpfes aus sich geltend machende, ordnende Molekularkraft maßgebend sei. Sie bewirke es, daß beim Salamander an Stelle eines abgeschnittenen Fingers sich ein neuer Finger, an Stelle einer Hand eine neue Hand, an Stelle eines Armes, Beines, eines Unterkiefers oder einer Kieme sich die entsprechenden Glieder bilden. Auch der Schwanz beim Salamander wird ersetzt, ungeachtet er ein Stück des Rückenmarkes enthält, und selbst der Ersatz eines verloren gegangenen Auges ist möglich.

Bei höher organisirten Pflanzen findet ein derartiger Ersatz einzelner Glieder oder Gliedertheile am fertigen Körper nicht statt. Eine abgeschnittene Blatthälfte bildet sich nicht wieder, ebensowenig wie ein abgeschnittener Stammtheil oder Wurzeltheil ergänzt werden kann. Tritt für abgeschnittene Blätter, Stämme und Wurzeln Ersatz ein, so handelt es sich bei demselben stets um eine völlig neue Bildung. Solche Neubildungen sind nur *ganze* Sprossen und *ganze* Wurzeln. Hier kommt der Pflanze die Fähigkeit zu statten, überall, wo noch entwicklungsfähige Zellen vorhanden sind, in den embryonalen Zustand zurückkehren zu können. Sie bildet durch Theilung ihrer Zellen ein Gewebe, welches demjenigen der Vegetationspunkte entspricht, und aus diesem nehmen die neuen Sprosse und neuen Wurzeln ihren Ursprung. Bei den einfachsten einzelligen und nichtzelligen Pflanzen ist noch jedes Protoplasmastück, so weit es einen Zell-

Digitized by Google

kern enthält, unmittelbar befähigt, zum ganzen Organismus wieder auszuwachsen. Selbst bei Moosen vermag sich noch jede Zelle zu strecken und einen Schlauch zu bilden, an dem neue Knospen entstehen. Weiter hinauf im Pflanzenreiche bleibt zwar jede Zelle befähigt, den ganzen Organismus zu reproduciren, doch nur indem sie zuvor embryonales Gewebe erzeugt. So gehen beispielsweise aus einzelnen Oberhautzellen, welche sich durch Theilung vermehrt haben, die Vegetationspunkte hervor, die an Begonienblättern, wenn man sie auf feuchte Erde legt, neuen Pflanzen den Ursprung geben. Die unmittelbare Ergänzungsfähigkeit verloren gegangener Organtheile reicht im Pflanzenreich nicht über die Moose hinaus. Bei den höchst organisirten Gewächsen sind solche unmittelbare Ergänzungen nur für die Wurzel erwiesen und schränken sich auch dort nur auf die jugendlichsten, noch in lebhafter Entwicklung begiffenen Theile ein. Sobald aber eine Wurzel bis zu der Stelle entfernt wird, an welcher die Sonderung der Gewebe bereits begonnen hat, kann sie als solche nicht mehr ersetzt werden; es entsteht vielmehr ein provisorischer Abschluß durch undifferencirtes Gewebe, der sogenannte Callus, in welchem nun Wurzelanlagen sich bilden. Bei solcher Neubildung der Sprosse und Wurzeln macht sich bei den Pflanzen, wie Wöchting eingehend begründete, eine Polarität geltend, der zufolge am Sproßende jedes Stammstückes neue Sprosse, am Wurzelende desselben neue Wurzelanlagen hervorbrechen. Aus den Blättern der gesteckten Begonienblätter, die wir schon ins Auge faßten, werden neue Sprosse und Wurzeln neben einander, am basalen Ende angelegt. Diese erblich fixirten Polaritäten kommen den Pflanzen vielfach zu gute; so, wenn Wurzeln im Boden austreiben oder wenn einzelne Aeste im Boden sich bewurzeln. Soweit die Erfahrung reicht, läßt sich diese Polarität bei den höchst organisirten Pflanzen nicht umkehren, wohl hingegen gelang dies Noll bei gewissen Schlauchalgen, welche, in umgekehrter Lage fixirt, gezwungen werden konnten, an ihrem Scheitel wurzelartige Fortsätze, aus ihrer Basis sproßähnliche Gebilde zu treiben.

Eine ähnliche Polarität wie im Pflanzenkörper besteht auch im Thierkörper, und ähnlich wie Noll bei Schlauchalgen unter dem Einfluß bestimmter Agentien diese Polarität umzukehren vermochte, gelang dies Loeb bei Hydroidpolypen. Er konnte Individuen mit je einem Kopf an beiden Enden und auch andere, in zwei Fußenden auslaufende erziehen.

Doch damit sind wir auf dem schwierigsten Gebiete der Correlationen im lebenden Organismus angelangt, einem Gebiet, welches wir hier nur streifen können, ohne in dasselbe tiefer einzudringen.

Die Correlationserscheinungen greifen, wie wir gesehen haben, so ineinander, wie es die Wohlfahrt des Organismus verlangt. Solche Einrichtungen müssen wir auch von unserem menschlichen Standpunkte aus als höchst zweckmäßige bezeichnen. Das darf uns aber nicht verleiten, unsere eigenen Zweckbegriffe in die Natur zu übertragen. Denn das hieße Ursache und Wirkung verwechseln. Wir fassen bei unseren Handlungen zunächst das Ziel ins Auge und richten danach unser Thun ein; der Zweck ist für uns das Primäre. In der Natur folgten hingegen die Wirkungen ohne Absicht auf die Ursachen, und wenn sie sich als vortheilhaft bewährten, so wurden ihre Ursachen erblich fixirt. Daß unsere Begriffe von Zweckmäßigkeit als solche nicht auf die Erscheinungen in der Natur

Digitized by Google

passen, das lehren die Fälle, in welchen das Endergebniß durch Mittel erreicht wird, die, vom menschlichen Standpunkte aus, für entschieden unzweckmäßig gelten müßten. Denn wir suchen auf möglichst kurzem Wege und in möglichst einfacher Weise zu dem erstrebten Ziele zu gelangen, während die Natur oft ganz anders verfährt. Bringt das Endergebniß Vortheil, so kann eine umständliche Summe von Ursachen und Wirkungen, welche zu demselben führt, in langer Entwicklungsfolge fortgeerbt werden. Der so verfolgte Weg ist sicher nicht der bestmögliche, sondern der beste nur unter denjenigen, die von der Natur eingeschlagen wurden. Ja, es braucht selbst diese letztere Bedingung für ihn nicht zuzutreffen; denn sein Fortbestehen kann besseren Einrichtungen gegenüber durch andere gleichzeitig erworbene, besonders vortheilhafte Eigenschaften bestimmt worden sein. So hat in jedem gegebenen Augenblick die Summe der einem Organismus zukommenden Eigenschaften über sein Fortbestehen entschieden. Daher mag es kommen, daß die Nadelhölzer nicht nur von weit entlegenen Zeiten her sich auf unserem Erdball erhalten haben, sondern daß sie in großen Massen auch heut noch denselben bedecken, ungeachtet bei ihnen, nach unseren Begriffen, eine ganz ungeheure Verschwendung mit Blüthenstaub getrieben wird. Nothwendig für die Samenbildung ist, daß ein Pollenkorn auf jede Samenknospe gelange. Bei zweckmäßiger Einrichtung würde das schon mit einer geringen Menge von Blüthenstaub zu erreichen sein. Die Einrichtung ist aber so unvollkommen, daß diesem Uebelstand nur durch Erzeugung einer Unmenge von Blüthenstaub nachgeholfen werden kann. Der Wind verweht den Blüthenstaub in allen Richtungen, und da treffen auch wohl einige Pollenkörner auf ihren Bestimmungsort. Millionen gehen aber zu Grunde, bevor einige wenige ihre Function verrichten. Was würde man von einem Menschen sagen, der statt auf einen Hasen direct anzulegen, mehrere Millionen Mal im Umkreis ziellos schießen wollte. In einer sehr hasenreichen Gegend würde er allenfalls ein solches Thier erlegen; als zweckmäßig könnte man sein Verfahren aber durchaus nicht bezeichnen. Eine Unmenge von Schrot würde er so durch die Welt streuen, und man müßte Schrotkörner dann ebenso häufig in jeder Handvoll Erde finden, als man Pollenkörner der Strandkiefer im Wasser des Mittelmeeres begegnet. Denn es läßt sich thatsächlich an manchen Orten der Riviera kaum ein Glas Wasser am Meeresufer schöpfen, ohne daß Kieferpollen in demselben enthalten seien. Daß trotz dieser Substanzvergeudung die Nadelhölzer fortbestehen und in so stattlicher Anzahl gedeihen, hängt mit ihren sonstigen vortheilhaften Eigenschaften zusammen; letztere heben den vorhandenen Nachtheil bei der Bestäubung nicht nur auf, sie verschaffen den Nadelhölzern sogar die Oberhand über zahlreiche sonstige, mit weit besseren Bestäubungseinrichtungen ausgestattete Gewächse.

Eine andere Einrichtung, die wir, trotz ihrer ganz allgemeinen Verbreitung, kaum vom menschlichen Standpunkte aus als vollkommen zweckmäßig gelten lassen können, ist das Abwerfen des Laubes im Herbste. Ungeheure Mengen von Material gehen auf diese Weise alljährlich zu Grunde, um im nächsten Frühjahr mit großem Aufwand an Kraft und Arbeit wieder ersetzt zu werden. In welchem Lichte würde uns nun wohl ein Mensch erscheinen, der seine Sommerkleider im Herbst auf die Straße werfen wollte, um sich dieselben im kommenden

Digitized by Google

Frühjahr neu wieder anzuschaffen? Das im Frühjahr an der Pflanze frisch erzeugte Laub wird zunächst in der That besser functioniren; sparsam können wir trotzdem das Verfahren nicht nennen, welches die Pflanze einschlägt, um sich mit besserem Werkzeug zu versorgen. Und daß auch andre Mittel und Wege für eine Lösung dieser Aufgabe offen standen, das zeigen uns klar die immergrünen Gewächse, so etwa die Nadelhölzer, die auch in unserem Klima ihr Laub während des Winters behalten.

Eine große Vergeudung an Pflanzensubstanz findet ebenso bei der Gallenbildung statt und zwar in diesem Falle, ohne irgend welchen Ersatz für die Pflanze. Die Gallenbildung beruht auf einer merkwürdigen Correlation, welche bedingt, daß die Pflanze durch Wachsthumsvorgänge auf einen durch den Parasiten ausgeübten Reiz antwortet. Aus dieser Reaction zieht nur der Parasit den Nutzen; er mißbraucht gewissermaßen eine gegebene Eigenschaft der Pflanze zu seinem, oder vielmehr zu seiner Species Vortheil. Wie traurig sehen im Frühjahr vielfach unsere Weidenbäume aus, wenn ihre Blätter verkrümmt, angeschwollen und mit allerhand abenteuerlichen Auswüchsen bedeckt sind. Eine kleine Sägewespe, eine Nematus-Art, hat die jungen Blätter verwundet, ihre Eier in dieselben gelegt und dadurch diese Mißbildungen veranlaßt. Die Gewebewucherung beginnt in der Nähe der Wundöffnung, und alles lebende Blattgewebe tritt weiterhin in das abnorme Wachsthum ein. Sobald die Larve aber ihre Eischale verläßt, beginnt sie die grüne dicke Innenwandung der Gallen abzunagen. Ist ihre Entwicklung vollendet, so lüftet sie ihre Kammer, verläßt sie bald durch das erzeugte Loch, fällt zu Boden und spinnt sich dort ein. Die beschädigte Pflanze sucht durch Entfaltung neuer Triebe die verlorenen Blätter zu ersetzen. — Wie die Weiden, so sind Pappeln und Erlen, Rüster, Linde, Rothbuche und Eiche der Gallenbildung gleichfalls stark unterworfen. Auch bei der Fichte sieht man die Triebe oft zu erdbeerartigen Gallen anschwellen, unter dem Einfluß einer Rindenlaus (Chermes abietis), welche die Winterknospe ansticht. Wie die Rosen von Schildläusen, Gallwespen, Cicaden und ähnlichem Gethier zu leiden haben, ist jedem Rosenzüchter bekannt. Dabei sind die sich einstellenden Wachsthums-Correlationen in jedem Einzelfall so charakteristisch, daß man die Thierart nach den erzeugten Gallen bestimmen kann. Gallwespenarten, die derselben Gattung angehören und nur in Behaarung und Färbung unbedeutend von einander abweichen, verursachen die Ausbildung sehr verschieden beschaffener Gallen. So wissenschaftlich interessant aber solche Wachsthums-Correlationen auch sind, als zweckmäßig für die Pflanze können sie nicht gelten. Ueber manche rothbäckigen, von Gallwespen erzeugten Gallen der Eiche, wenn dieselben in Gestalt zierlicher Aepfelchen der Blattfläche aufsitzen, vermögen wir uns allenfalls zu freuen, für die Pflanze ist ihre Bildung nur mit Substanzverlust, ohne Vortheil, das heißt, nur mit Nachtheil verbunden.

Trotz der weitgehenden Anpassung an die gegebenen Lebensbedingungen, welche die Organismen aufweisen, dürfen wir somit die Welt dieser Organismen nicht für die denkbar beste erklären; sie ist nur die beste unter denjenigen, welche möglich waren. Auch ist diese Bezeichnung keinesfalls im idealen Sinne zu

Digitized by Google

nehmen; sie bezieht sich nur auf die materielle Existenzbefähigung der einzelnen Wesen. Die relative Vollkommenheit derselben beruht darauf, daß sie für die gegebenen Existenzbedingungen die bestausgerüsteten waren: jede einzelne Art ist sich aber Selbstzweck und ihre relative Vollkommenheit nur ihr eigener Vortheil, welcher ihr Fortbestehen sichert. Daher unsere Ableitung der bestmöglichen Welt in ihrer Einschränkung auf die bestehende Welt der lebenden Wesen durchaus abweicht von dem Leibniz'schen Optimismus. Zwischen den kosmologischen Beweisgründen, welche Leibniz zu dem Ergebniß führten, daß die wirkliche Welt unter allen möglichen die beste sei, und der Beweisführung der heutigen Naturwissenschaft herrscht trotzdem eine eigenthümliche Analogie. Die Welt bildet nach Leibniz den Inbegriff aller wirklichen Dinge. Von den wirklichen Dingen habe aber keines den Grund seines Daseins in sich selbst, es existire daher nicht mit absoluter, sondern mit relativer Nothwendigkeit. Was von jedem einzelnen Dinge gilt, müsse aber auch von allen Dingen, welche den Inbegriff der Welt ausmachen, gelten, daher auch das Dasein der wirklichen Welt ein zufälliges sei. Von jedem Dinge, welches zufällig ist, erscheint auch das Gegentheil möglich, daher auch andere Welten als die bestehende möglich sind. Da von zahllosen Möglichkeiten eine verwirklicht wurde, so mußte dies durch Wahl geschehen. Diese Wahl konnte nur dadurch bestimmt werden, daß diese eine Welt besser als alle anderen möglichen, somit im Vergleich mit jenen die beste war. Sie mußte auch diesen Vorzug verdienen, weil sonst ihre Wahl nicht einen zureichenden Grund gehabt hätte, was dem Axiom der Causalität widerspräche. Die Schöpfung der Welt muß einen zureichenden Grund haben, daher die bestehende Welt unter allen möglichen die beste ist.

So sind zu verschiedenen Zeiten dieselben Gedanken in derselben logischen Verkettung gedacht worden, und wenn das Endergebniß derselben in verschiedener Weise für verschiedene Weltanschauungen verwerthet wurde, so lag das darin, daß der Ausgangspunkt für die Beweisführung ein verschiedener war.

Voltaire hat im „Candide" den Leibniz'schen Optimismus verspottet. Rousseau wollte den Begriff der besten Welt auf die reine Natur eingeschränkt wissen, die Cultur hingegen von demselben ausschließen. So war dieser ganze Begriff auf das ethische Gebiet hinübergespielt und seines ursprünglichen Sinnes entkleidet. Auf das Gebiet der unbewußten Vorgänge in der organischen Natur dürfen unsere ethischen Begriffe noch weniger als unsere Zweckbegriffe übertragen werden. Dinge, die mit Nothwendigkeit geschehen, sind an sich weder gut noch böse, unsere bewußte Vorstellung macht sie erst dazu. In der bewußtlosen Welt der Erscheinungen lebt thatsächlich jeder Organismus nur seiner Erhaltung, beziehungsweise derjenigen seiner Progenitur, und sogar sein Leben ist meist nur durch Zerstörung von anderem Leben möglich. Oft sind es gerade die wunderbarsten Einrichtungen bei dem einen Organismus, die der Zerstörung eines anderen dienen. Selbst die scheinbar so harmlosen Pflanzen haben kunstvolle Fangapparate aufzuweisen, in welchen kleine Thiere in der grausamsten Weise um ihr Leben kommen. Als verhältnißmäßig mild geartet kann das Sonnenthaupflänzchen (Drosera) oder die Venus-Fliegenfalle (Dionaea) gelten, da beide ihre Opfer rasch tödten: in den fischreusenförmigen Fangapparaten der im Wasser lebenden Utricularia gehen hingegen die gefangenen

Digitized by Google

stecknadelkopfgroßen Krebse langsam dem Hungertod entgegen. Das Gefühl des Mitleids existirt nicht in dem unbewußten Weltgetriebe, erst in der Sphäre bewußter Handlungen tritt es in Erscheinung, um in dem menschlichen Gemüthe schließlich zu edelster Entfaltung zu gelangen. Es stellt sich in Gegensatz zum stärksten Naturtriebe: dem Triebe der Selbsterhaltung und darf daher im vollem Maße als ein Triumph der Natur über die Natur innerhalb des menschlichen Bewußtseins gefeiert werden. Daher preisen wir das Gefühl des Mitleids als eine der höchsten Zierden des Menschen, als die Blüthe der Menschlichkeit. Im Mitleid wurzelt die Nächstenliebe; diese kann sich in einem edlen Gemüth bis zur Opferwilligkeit, ja zur Aufopferung erheben. Und endlich ist es auch das Gefühl des Gemeinsinnes und der Vaterlandsliebe, welches aus dieser ethischen Quelle fließt.

Die Fähigkeit, sein eigenes Sein bewußt für Andere hinzugeben, stellt jedenfalls die höchste Leistung dar, die von der Natur erreicht werden konnte. Mit Recht sind daher die Namen Derer, welche diese höchsten Opfer gebracht, mit goldenen Lettern in die Geschichtsbücher der menschlichen Geschlechter eingetragen.

Digitized by Google

Die Begriffe ein Spiegel der Zeit[1]).

Von

Rudolf Eucken.

Den großen Gegensatz von Schicksal und Freiheit empfindet der moderne Mensch vornehmlich an dem Verhältniß zu seiner Zeit. Ihm gilt die Zeit mit ihrer Art als sein Schicksal. Sie umfängt ihn mit überlegener Macht vom ersten Punkt seines Werdens; sie bildet ihn mit stillem Zwange zu dem, was im Ergebniß ein Werk eigener Arbeit und freier Wahl dünkt; sie hält ihn auch da in ihrem Bann, wo er sich in seinem Bewußtsein von ihr losreißt und leidenschaftlich gegen sie kehrt. Denn auch dieser Kampf liegt schließlich innerhalb der Zeit; aus ihren Bedürfnissen ist er erwachsen, mit ihren Mitteln wird er geführt. So können wir unserer Zeit nicht entfliehen; ihr entspringt alles Streben, und zu ihr muß es zurückkehren.

Aber zugleich verhält der moderne Mensch sich viel zu reflektirend und kritisch zur Zeit, um ein bloßes Stück von ihr zu werden. Er kann sich unmöglich willen- und gedankenlos von dem forttreiben lassen, was ihn gerade berührt, nicht ohne Urtheil und Wahl annehmen, was sich gerade bietet. Für ihn heißt es, den Kern der Zeit, ja die Zeit selbst erst suchen. Denn so wenig Alles, was je geschehen ist, zur Geschichte gehört, ebenso wenig gehört alle bunte Fülle um uns zur Zeit. Wie aber die Zeit finden, wie sie aus der Unermeßlichkeit der einzelnen Vorgänge herausfinden? Dazu gibt sich die Zeit mit ihrem Inhalt nicht als Eines neben Anderem, sondern als das Ganze, nicht als eine bloße Thatsache, sondern als Wahrheit, als volle und letzte Wahrheit. Was sie bringt, soll Alle fördern und Allen gefallen. Wie aber läßt sich ein solcher Anspruch irgend begründen, ohne daß wir uns aus der Zeit hinaus in eine zeitlose Betrachtung der Dinge versetzen, und dieses wiederum fordert die Entfaltung eines ursprünglichen, in sich selbst gegründeten Lebensprocesses. Dort angelangt aber müssen wir erkennen, daß alles geistige Schaffen eine Ueberlegen-

[1]) Die folgende Abhandlung ist die neue Einleitung zur demnächst erscheinenden zweiten, völlig umgearbeiteten Auflage meiner „Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart". Leipzig, Veit & Co.

Digitized by Google

heit gegen die Zeit hat und den Menschen von ihrem Drucke befreit, ja daß es einen unablässigen Kampf gegen Alles führt, was den Dingen der bloßen Zeit angehört.

So können wir auf die Freiheit nicht verzichten und zugleich die Nothwendigkeit nicht leugnen: es ergibt sich ein zunächst ungeklärtes Doppelverhältniß des Menschen zur Zeit. Wie immer aber solche Verwicklung sich löse, willkommen muß uns Alles sein, was diese zwiefache Beziehung zu deutlicherem Ausdruck bringt, was uns zugleich in den Thatbestand der Zeit einführt und unsere Selbständigkeit ihr gegenüber stärkt. — Einen eigenthümlichen Weg in die Zeit hinein und über die Zeit hinaus bieten aber die Begriffe, in denen sich das allgemeine Denken und Leben einer Zeit bewegt. Das allgemeine sagen wir. Denn nicht die Begriffe sind gemeint, welche die einzelnen Wissenschaften für ihre besonderen Zwecke schaffen, sondern die, welche das gemeinsame Culturleben für das Ganze des menschlichen Thuns und Befindens entwickelt.

Den Individuen sind diese Begriffe zunächst gegenwärtig in zahlreichen Ausdrücken, die ihnen aus der Umgebung zufließen und willige Aufnahme finden. Man müßte außerhalb der Zeitbewegung stehen, um nicht täglich Ausdrücke zu verwenden, wie Entwicklung, Anpassung, Kampf ums Dasein, Milieu, Gesellschaft, Bewußtsein, Erfahrung, subjectiv, objectiv u. s. w. Nichts scheint gleichgültiger, nichts unverbindlicher, als solche Ausdrücke, solche Wörter. Aber es sind keineswegs bloße Wörter. Das Wort hat einen Hintergrund; es ist ein Niederschlag der Gedankenarbeit, die Erscheinung eines Begriffes, und der Inhalt dieses Begriffes wirkt aus ihm. Mag bei Aufnahme des Wortes der Einzelne gewöhnlich mehr einen dunklen Gesammteindruck, als eine deutliche Vorstellung empfangen: soweit das eigene Denken in Fluß geräth, findet es in den Ausdrücken und Begriffen leichteste Bahnen bereit; wie selbstverständlich lenkt es in sie ein, und vollzieht doch mit diesem Einlenken eine Anerkennung von Zielen, die keineswegs selbstverständlich sind; unvermerkt hat es ein Handgeld genommen, das ins Unabsehbare verpflichtet. Denn in Wahrheit sind die Begriffe, die hinter den Ausdrücken stehen, nicht gleichgültige Werkzeuge, nicht bloße Umschreibungen eines Thatbestandes. Sie geben eigenthümliche Zusammenfassungen und stellen die Dinge in eigenthümliche Beleuchtungen. Sie können nicht Gewisses als Hauptsache erklären, ohne Anderes zur Nebensache herabzusetzen; sie wirken damit zu einer Abstufung und Gruppirung des Gedankenkreises. Sie bezeichnen Aufgaben und Angriffspunkte; sie scheinen bloß zu fragen und ertheilen durch die Art der Frage zugleich eine Antwort. Sie verleihen dem, was sie fixiren, eine unvergleichlich größere Macht und leichtere Wirksamkeit, als es in der Zerstreuung besaß. Sind nicht in Begriffen, wie sociale Frage, Wille zum Leben, Kampf ums Dasein u. s. w., alte Erfahrungen durch die Verbindung zu ungeahnter Macht und Eindringlichkeit gelangt? Kurz, in den Begriffen stecken Behauptungen und Theorien, Ziele und Wegweisungen. Man muß z. B. bei dem Lieblingsausdruck der Gegenwart „Milieu“ über dem Wort den Begriff ganz vergessen, um nicht zu empfinden, daß er eine eigenthümliche, vielleicht recht angreifbare Bestimmung des Verhältnisses von Individuum und gesellschaftlicher Umgebung enthält. Vollziehen wir nicht durch den alltäglichen Gebrauch von „Standpunkt“ und

Digitized by Google

„Gesichtspunkt" eine recht problematische Anerkennung eines gleichen Rechtes jeder beliebigen Individualität? Läßt sich so viel wie heute von „Werth" und „Werthurtheil" reden, ohne den eigenen Gehalt der Dinge vor der Wirkung auf das empfindende und schätzende Subject zurückzustellen?

Von solchen Begriffen findet sich aber das ganze Dasein des Culturmenschen in dichtem Netz umsponnen. Mögen wir uns selbst zu verstehen suchen, mögen wir das Verhältniß zu unseren Mitmenschen ordnen, mögen wir über Welt und letzte Dinge grübeln, immer bringt uns die Zeit in den Begriffen ein eigenthümliches Bild entgegen, immer zieht sie uns durch sie unvermerkt in ihre Bahnen, immer steht unsere Arbeit unter dem bestimmenden Einfluß verborgener Voraussetzungen, fertiger Urtheile. Im einzelnen Fall scheint und ist das unerheblich, im Gesammtergebniß aber berührt es die Grundbedingungen unserer geistigen Existenz, daß uns die Zeit einen ausgebildeten Gedankenkreis, ein fertiges Schema von Welt und Leben zuführt und mit unmerklichem Zwange einflößt. Wo wir selbst zu denken meinen, denkt die Zeit in uns als bloßen Werkzeugen ihres Strebens. Die Begriffe aber sind die Fangarme, mit denen sie uns in ihren Machtbereich zieht und zu ihren Diensten zwingt. Die Socialwissenschaft hat überzeugend gelehrt, daß wir moralisch an den Stand der gesellschaftlichen Umgebung gebunden sind; daß wir es auch intellectuell sind, zeigt nicht minder anschaulich die Begriffsforschung.

Aber nun und nimmer wäre die überwältigende Eindringlichkeit der Zeitbegriffe zu erklären, wenn es sich dabei um rein intellectuelle Processe handelte. In Wahrheit legt die Zeit in die Begriffe ihre Liebe und ihren Haß hinein; sie spricht aus ihnen zu uns in mächtigem Affect. Was sie bejaht, das gibt sie als unbestreitbar, unvergleichlich werthvoll und schlechthin vernünftig; was sie verneint, als kaum denkbar, verwerflich und thöricht. Sie empfiehlt oder verdammt; sie behandelt von vornherein als ausgemacht, was nur mit Mühe, wenn überhaupt, zu beweisen wäre; was ihr nicht selbstverständlich, das gilt leicht als unsinnig. Mit Adleraugen bemerkt sie auch das Kleinste, was in der Richtung ihres Strebens liegt; für das Andere ist sie blind, und sei es in aufdringlicher Nähe. Was nach jener Richtung wirkt, dünkt von vornherein hochbedeutsam; es wird gefeiert in seinen Vorzügen, entschuldigt in seinen Fehlern, zum mindesten beschäftigt es die Gedanken als „interessant". Am Andern hingegen sucht der Blick nur die Fehler; hier scheint alles Unternehmen ohne Weiteres als unerheblich und der Beachtung unwerth. So die höchste Unbill eines eben so summarischen wie parteiischen Verfahrens, ein doppeltes Maß und doppeltes Gewicht, nicht anders als bei dogmatischen Glaubenskämpfen. Und in der That aus einem ähnlichen Grunde. Denn auch die Zeit glaubt an sich selbst, nur an sich selbst, und aus solchem Glauben kann sie nichts dulden, was ihr widerspricht. Die Zeit bejaht in dem Ganzen aller jener Behauptungen nichts Anderes, als ihr eigenes Schaffen und Streben, den Hauptzug ihrer Arbeit, ihre eigenthümliche geistige Substanz. Es ist in Wahrheit ein Kampf ums Dasein, und aus der Art eines solchen Kampfes wird vollbegreiflich alle jene Leidenschaft der Affecte, alle Selbstverständlichkeit der Begriffe, der tyrannische Druck auf die Individuen. Nie können wir verstehen, weshalb heute gerade diesen Begriffen die Macht ge-

Digitized by Google

geben, den andern aber genommen ist, ohne eine Anerkennung der Thatsache, daß hinter den Begriffen die Erfahrungen und die Ideen stehen, welche der Arbeit der Zeit gerade diesen Charakter geben. — Aber bei solcher Aufnahme in weitere Zusammenhänge behalten die Begriffe eine eigenthümliche Bedeutung. In ihnen erfolgt ein Eingehen der Bestrebungen auf den näheren Inhalt der Wirklichkeit; mittels ihrer suchen sich die leitenden Ideen der gegenständlichen Welt zu bemächtigen und in volle Arbeit umzusetzen; hier eben ist der Punkt, wo das unsichtbare und oft sich selbst verborgene Ringen und Schaffen zu einem sichtbaren Ausdruck kommt und aller weiteren Gestaltung feste Bahnen vorschreibt. Was bei diesem ersten Punkt gewonnen oder verfehlt wird, das ist kaum je wieder aufzuheben. Daß aber das Streben an dieser Stelle, wo es sich zuerst fassen läßt, sofort zur Rechenschaft angehalten werde, das ist um so nothwendiger, als gerade in der Wendung zum Begriff das Zeitstreben seinen Anspruch auf volle und ausschließliche Wahrheit mit besonderem Nachdruck geltend macht. Denn der Begriff mit seiner Richtung auf den Gegenstand, seinem Versuche, eine objective Wahrheit festzulegen, kann nun und nimmer sich und seinen Inhalt zu einer vorübergehenden Erscheinung oder einer subjectiven Ansicht herabsetzen lassen; was er bringt, das soll für Alle und für immer gelten. So erreicht in der Entwicklung zu einer Welt der Begriffe der Anspruch des Zeitlebens seinen höchsten Gipfel.

Aber dieser Höhepunkt wird zugleich ein Wendepunkt; mit ihm kommt das Drama an seine Peripetie. Gerade jenes Bestehen der Begriffe auf einer allgemein gültigen Wahrheit, jenes Erschöpfenwollen des Gegenstandes, es versetzt hinaus über alles Meinen und Gefallen der Zeit, es vollzieht eine Berufung von der Zeit an eine Wahrheit der Dinge und verwandelt damit die ganze Art des Lebensprocesses wie auch die Stellung des Menschen. Seine Vernunft erwacht und erweist eine überzeitliche Art; es erhellt, daß sie wohl vom Strom der Zeit eine Strecke mit fortgerissen werden, nicht aber in ihm untergehen kann; die innere Selbständigkeit, jenes Erbtheil ihrer Natur, kann sie wohl eine Zeit lang außer Uebung lassen, aber auch jeden Augenblick wieder aufnehmen. Alsdann aber wird sie der Zeit gegenüber zum Richter und vermag an ihr Wahres und Falsches zu scheiden. Bei solcher Wendung erhält der Mensch einen starken Gegenhalt gegen alle jene Mächte, die auf ihn eindrangen; eine neue, ursprünglichere, wir möchten sagen: eigenere Art von Leben und Arbeit geht auf, ganze Welten stoßen in ihm zusammen, und es entbrennt ein heißer, in seinen einzelnen Phasen oft recht ungewisser Kampf. Aber die innere Ueberlegenheit über die Zeit kann nicht wieder verloren gehen und ebenso wenig jene Vertiefung des Lebensprocesses. Die Begriffe aber, zunächst ein Hauptmachtmittel der Zeit, werden auf dem neuen Boden ein Weg zur Befreiung von der Zeit.

Solche Verknüpfung der Begriffe mit den letzten Problemen des Geisteslebens macht eine ausführliche Erörterung der Vortheile überflüssig, welche die Entwerfung eines Bildes der Zeit von ihren Hauptbegriffen her bietet. Diese Begriffe geben sichere Anhaltspunkte; sie verkünden unwidersprechlich, nach welchen Richtungen eine Befestigung der Zeitarbeit, eine Summirung der Einzelleistungen erfolgt. Aber zugleich weisen sie in das Innere des Zeitlebens mit all den un-

Digitized by Google

ausgesprochenen Voraussetzungen und Grundtrieben, die lange vor der bewußten Ueberlegung dem Denken und Streben eine Bahn vorzeichnen. Namentlich aber sind die Begriffe geeignet, aus allen Wirren und Gegensätzen einen gemeinsamen Bestand der Zeit herauszuheben. Wir streiten oft hart über die Ergebnisse und verwenden dieselben Begriffe. Wir entzweien uns auch wohl an dem Begriff selbst, z. B. dem der Entwicklung, behaupten aber vor dem Zwiespalt einen gemeinsamen Grundstock. Selbst wo der Eine einen Begriff völlig verwirft, etwa solche wie Metaphysik, Philosophie der Geschichte u. s. w., der Andere sich dafür einsetzt, müßte man flüchtig beobachten, um nicht bald zu gewahren, daß auch der Freund den Begriff verändert, insbesondere abschwächt, daß Freund und Feind gegen frühere Zeiten zusammenhalten. Nirgends ein Kampf ohne Berührung und eine Berührung ohne irgend welche Gemeinschaft. Das gilt auch für den Hauptgegensatz, der alle Zeitarbeit durchdringt, für die Hauptlinie des Kampfes, die alle einzelnen nur scheinbar zerstreuten Gefechte verbindet. Keine Zeit ausgeprägter Art ohne solche Unterordnung aller Mannigfaltigkeit unter ein großes Entweder — Oder. Die Analyse der Begriffe kann zunächst diese Hauptlinie des Zusammenstoßes aus dem Wirrwarr der alltäglichen Ansicht deutlich herausheben. Weiter aber wird sie in und über dem Kampf eine Gemeinschaft von Ueberzeugungen und Vorstellungsbildern aufweisen und somit darthun, daß wir in aller Entzweiung Kinder einer Zeit bleiben und gleichen Bedingungen der Arbeit unterliegen. Solche Aufdeckung eines inneren Zusammenhanges der Zeit könnte nur einem blassen Synkretismus in ein einförmiges Bild der Zeit ausarten. In Wahrheit beharrt die Mannigfaltigkeit, und es beharren die Gegensätze; sie mögen sich sogar jetzt schärfer ausnehmen als zuvor. Aber gewonnen ist, daß alle Vielheit sich Einem mächtigen Getriebe einfügt und selbst der Kampf von ihm umspannt wird. Je mehr die Begriffsforschung große Hauptlinien festlegt und einen Zug zur Gestaltung in das anfängliche Chaos bringt, desto mehr läßt sich die Zeit als ein Ganzes überblicken, desto mehr die Zeit aus der Zeit herausfehen.

Die Ermittelung der Besonderheit der Zeit bringt uns aber zugleich in ein freieres Verhältniß zur Zeit. Die genaue Umgrenzung des Bildes vollzieht unmittelbar eine Zerstörung jener dumpfen Selbstverständlichkeit, mit der die Zeit den Menschen zunächst umfängt. Wer deutlich weiß, wo und wie er abhängig ist, befindet sich schon auf bestem Wege zur Freiheit.

Alle diese Aufgaben aber finden eine wichtige, ja fast unentbehrliche Hülfe an der Geschichte der Begriffe. Daß die Begriffe nicht Kinder des Augenblicks sind, sondern in der Vergangenheit wurzeln, ja daß sie ein von der Gesammtheit der Geschichte erarbeitetes Capital übermitteln, das beweisen schon die Ausdrücke mit ihrer bunten, den verschiedensten Zeiten und Völkern entlehnten Gewandung. Die Arbeit von Jahrtausenden lebt im alltäglichen Sprachgebrauch wieder auf, auch sonst vergessene Zeiten bleiben hier in Wirkung. Von der mittelalterlichen Scholastik kann man recht gering denken, nicht aber darauf verzichten, bei jeder wissenschaftlichen Untersuchung, ja in jeder gebildeten Unterhaltung Ausdrücke zu verwenden, welche ihre mühsame Arbeit fixirt hat, Ausdrücke z. B. wie subjectiv — objectiv, ideal — real, quantitativ — qualitativ, immanent — transscendent, a priori — a posteriori, Individualität, Maxime, Motiv u. s. w.

Digitized by Google

Die Geschichte der einzelnen Ausdrücke wird für unsere Aufgabe nicht oft, aber doch bisweilen von Nutzen sein. Wenn die Hauptphasen der geschichtlichen Bewegung eines Wortes noch im heutigen Sprachgebrauch fortleben, so kann der Rückblick auf die Geschichte zur Scheidung und Klärung dienen. Die mannigfache Verzweigung z. B., welche heute die Ausdrücke „Idee“ und „ideal“ haben, ist nicht wohl verständlich ohne eine Erinnerung daran, daß Idee bei Plato ein aller Zerstreuung und Bewegung des Stoffes überlegenes urbildliches Sein, bei Descartes (nach dem Vorgang älterer französischer Schriftsteller) subjective Vorstellung, bei Kant einen „nothwendigen Vernunftbegriff, dem kein congruirender Gegenstand in den Sinnen gegeben werden kann“, bedeutete. In anderen Fällen können merkwürdige Schicksale des Wortes Probleme im Begriff selbst verrathen. Ganz gleichgültig wird z. B. auch für die Behandlung der Begriffe „subjectiv“ und „objectiv“ die Thatsache nicht sein, daß die Wörter in den letzten zwei Jahrhunderten ihre Bedeutung einfach umgetauscht haben. Seit Duns Scotus († 1308) aus ihnen feste Termini schuf, bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts bezeichnete „subjectiv“ was dem Substrat (dem sujet der Franzosen, subject der Engländer), dem Gegenstand angehört, also nach heutigem Sprachgebrauch das Objective an den Dingen; „objectiv“ hingegen das im Entgegenstellen (objicere) der Dinge, in der bloßen Vorstellung Befindliche, also das Subjective. Von Deutschland aus und zwar durch Anhänger Christian Wolff's, hat sich die Umkehrung angebahnt; dem allgemeinen Gebrauch dürfte sie namentlich durch die Philosophie Kant's zugeführt sein.

Aber die Geschichte der Wörter ist nicht die der Begriffe. Der Begriff kann unverändert bleiben bei einem Wechsel der Ausdrücke; er kann in Wirkung stehen, ohne sich an ein festes Wort zu binden. Die Erlebnisse eines Begriffes lassen schon tiefer in die Gedankenbewegung blicken. Unter welchen Bedingungen und Umgebungen ein Begriff aufkam (z. B. „dogmatisch“ vom Skepticismus her), wann und wie er in den Vordergrund der Arbeit rückte, welche Hauptphasen er bis zur Gegenwart durchlief, das alles kann anregend und aufhellend wirken. Von einer Geschichte des Begriffes kann nicht wohl die Rede sein, sofern nicht ein Hauptelement, ein leitender Grundgedanke von allem Wandel unberührt bleibt. Dieses Feste von den im Verlauf der Zeit wechselnden Elementen scharf abzuheben und damit das Ganze sowohl durchsichtiger als beweglicher zu machen, das dürfte ein Hauptergebniß der Zurückverfolgung der Begriffe in ihre Geschichte sein. Leicht verschmilzt uns sonst das Besondere der heutigen Fassung mit dem allgemeinen Gedanken, z. B. der sociale Utilitarismus, der uns heute beschäftigt, wird zum Utilitarismus überhaupt, während die Geschichte auch einer Theorie des religiösen Utilitarismus, z. B. bei den lateinischen Kirchenvätern, sowie des politischen, z. B. in der Renaissance, aufweist.

Bei einer Zusammenfassung größerer Reihen wirft die Geschichte der Begriffe Licht auf das Verhältniß der eigenen Zeit zu den früheren Epochen. Sie zeigt unsere Schuld an die Vergangenheit, sie zeigt aber auch, wo sich ihr gegenüber unsere Selbständigkeit entfaltet. Wo wir Begriffe mit besonderem Nachdruck betonen, erwehren und entledigen wir uns gewöhnlich des Einflusses der Tradition. So widersteht unsere Zeit der speculativ-ästhetischen Epoche in Be-

Digitized by Google

griffen wie Thatsache, Erfahrung, real, kritisch u. s. w., der Aufklärung in Monismus, Gesellschaft und der Abweisung aller Teleologie, der Scholastik in Entwicklung, Immanenz, mechanischer Naturerklärung u. s. w. Die Hauptrichtungen der geistigen Bewegung erhalten hier bis in die einzelnen Angriffspunkte eine geschichtliche Beziehung. Auch verräth der Affect, den die Zeit dabei aufbietet, daß die anderen Epochen ihr nicht ganz erstorben sind, sondern ihre Gedanken auch heute noch beschäftigen, ja aufregen. Wir erfahren, was von der Vergangenheit der Gegenwart mehr ist als bloße Vergangenheit. Das Mittelalter ist in diesem Sinne noch heute lebendig, das Alterthum nicht mehr.

Aber mit Allem, was hier zu gewinnen ist, bleibt uns die Vergangenheit etwas Aeußeres und steht der eigenen Arbeit fremd gegenüber. Aendern kann das nur eine Weiterführung und Vertiefung der gesammten Behandlung. Die Geschichte der Begriffe könnte sich mit dem eignen Streben nach Wahrheit nie verbinden, zeigte sie uns nur ein Vorbeiziehen wechselnder Meinungen, eine Sammlung individueller Deutungen der Wirklichkeit. Daß sie in Wahrheit mehr enthält, bekundet schon die elementare Gewalt, mit der die großen Wandlungen der Begriffe die Menschen fortreißen und den Geist der Arbeit verändern. Wenn sich im Lauf der Geschichte in Grundbegriffen wie Seele, Innerlichkeit, Glück, subjectiv — objectiv u. s. w. durchgreifende Verschiebungen vollziehen, und zwar für das Ganze des Culturlebens, erklärt sich das daraus, daß besonders geweckte Individuen glückliche Einfälle hatten und damit Anklang fanden? Oder weist es nicht vielmehr darauf hin, daß das Ringen und Mühen der Einzelnen ein Mittel und Werkzeug war zur Entwicklung einer tiefer gegründeten Geisteswelt, und daß die Wandlungen der Begriffe Weiterbildungen und Vertiefungen des geistigen Lebensprocesses selbst anzeigen und festlegen? Spiegelt aber die Geschichte der Begriffe das allmälige Erwachsen einer geistigen Wirklichkeit auf dem Boden der Menschheit, so erhalten ihre Hauptergebnisse eine mehr als vorübergehende Bedeutung. Denn was sich einmal als ein Element jener Wirklichkeit bewährt hat, das bleibt von innen her ein Factor aller weiteren Bewegung; mag es sich dem Bewußtsein der Menschen und Zeiten noch so verdunkeln, es erhält sich in Wirkung, wo immer die weltgeschichtliche Arbeit aufgenommen und fortgeleitet wird. Mit der Einführung in die unser geistiges Dasein begründenden Zusammenhänge vermag daher die Geschichte der Begriffe uns zum Inhalt der Zeiten in ein innerlicheres und fruchtbareres Verhältniß zu bringen; sie entdeckt hinter den erstorbenen Formen unvergängliche Kräfte; sie vermag uns aus der flüchtigen Gegenwart des bloßen Augenblicks in eine überzeitliche Gegenwart gemeinsamen geistigen Schaffens zu erheben.

Von daher erwächst aber nothwendig eine kritische Behandlung des unmittelbaren Befundes der eignen Zeit. Jener Inhalt der weltgeschichtlichen Arbeit wird ein Maßstab dafür, wie weit die besondere Zeit ihre Aufgabe erfüllt oder wenigstens erkennt. Die weltgeschichtliche Arbeit umfängt uns freilich nicht wie die Natur als eine gegebene Wirklichkeit. Aber sie spricht zu uns aus den Werken der Menschheit, aus Kunst und Literatur, aus Recht und Religion, sie spricht, wennschon leiser, auch aus der seelischen Innerlichkeit des Einzelnen. Aber solche unsichtbare Gegenwart ist auch eine Gegenwart, ja schließlich eine mäch-

Digitized by Google

tigere als die des sinnlichen Eindruckes. Nur das von der Leistung der Zeit wird in die Tiefe und für die Dauer wirken, was den Forderungen jenes weltgeschichtlichen Standes entspricht oder doch entgegenkommt; was hingegen widerspricht, mag noch so sehr den Tag aufregen und die Menschen beschäftigen, innerlich bleibt es machtlos und verweht schließlich ohne Spur. So erhebt sich hinter der sichtbaren Zeit eine unsichtbare und wird zu ihrem Richter, ihrem Gewissen. Die tiefe Unzufriedenheit, das Mißbehagen, die innere Verstimmung, die auf gewissen Zeiten bei aller Thatfülle lasten, sie entspringen dem dunklen Empfinden eines weiten Abstandes zwischen dem, was innerlich nothwendig ist, und dem, was thatsächlich geleistet wird, ja, eines vollen Widerspruches zwischen dem wahren Bedürfniß der Zeit und dem, was das Tagestreiben dafür ausruft.

Muß die Begriffsforschung mit allen Kräften jenem wahren Bedürfniß der Zeit zur Anerkennung verhelfen, so kann sie solche Aufgabe nicht nur im allgemeinen Ueberblick, sondern auch von einzelnen Hauptpunkten aus angreifen. Jeder einzelne Hauptbegriff kann und muß sich darauf prüfen lassen, ob die Fassung der Gegenwart jener weltgeschichtlichen Entwicklung entspricht; ob sie die in dieser steckenden Erfahrungen und Ideen in sich aufnimmt, oder ob sie untergeschichtlich dahinter zurückbleibt. Dieses ist gerade heute oft der Fall. So begnügt sich der Hauptzug der Gegenwart mit einem Begriff des Glückes, für den die schweren Erschütterungen der Menschheit beim Uebergange von der alten zur neuen Welt und das gewaltige Aufstreben der Neuzeit mit ihrem wissenschaftlichen Höhepunkte in Spinoza und Kant verloren scheinen. Den Begriff der Thatsache nimmt die Zeit oft so handgreiflich, als sei die tiefe Kluft zwischen Denken und Sein, zwischen dem Subject und der Welt, wie sie sich einem Descartes aufthat und einem Kant noch erweiterte, plötzlich überwunden und ein naiver Unschuldszustand wiederhergestellt. Hier und sonst muß die Begriffsforschung in ihrer Wendung zur Geschichte dazu mitwirken, das Streben der Zeit auf die Höhe der weltgeschichtlichen Lage zu führen. Wie sich aber ein Kern der Geschichte nicht einmal suchen läßt, ohne eine unmittelbare Gedankenarbeit und ein selbständiges Urtheil über den Werth der Dinge, so kann die Vertiefung in die Geschichte ihrerseits dazu beitragen, die Vernunftarbeit mit ihrer zeitlosen Art zum Befunde der Wirklichkeit in engere Beziehung zu setzen. Je mehr sich beide Seiten der Aufgabe verbinden, desto unmittelbarer wird die Begriffsforschung der Klärung der letzten Ueberzeugungen Dienste leisten.

Alle solche Anregungen, sich mit den Begriffen näher zu befassen, wachsen zu einer dringlichen Aufforderung mit der Wendung zu unsrer eignen Zeit. Hier gilt es unser eignes geistiges Befinden: welchen Inhalt und welche Richtung empfängt unser Denken durch die Begriffe der Zeit, und wie weit dürfen wir uns gefallen lassen was sie uns damit zuführt? Augenscheinlich übt das Zeitalter der Tagesblätter und der Maschinen einen besonders starken Druck auf die Individuen; die Massenhaftigkeit seiner Einflüsse erstickt von vornherein die eigne Regung; keine andere Epoche hat so sehr die Menschen zu bloßen Rädern eines großen Getriebes gemacht als die unsere. Bei den Begriffen selbst aber durchkreuzen sich förderliche Antriebe und schwere Hemmungen. Eine unermeßliche Fülle neuer Erfahrungen hat mit den alten Formen auch die alten Begriffe

Digitized by Google

zersprengt. Neue Gedankenmassen streben auf und schaffen sich Raum; von anderer Seite wird Widerstand geleistet; der ganze Umkreis des Daseins geräth in Unruhe und Bewegung. Dabei ein waches Bewußtsein, eine geschäftige Reflexion; man will formuliren, was man ergreift, und den Ideen bequeme Handhaben bereiten. Kein Wunder, daß heute so viel über Begriffe verhandelt und gestritten wird! Aber zugleich ein rasches Abschleifen der Begriffe durch das Umlaufen in einem viel größeren Kreise, ein hastiges Hinwegeilen über die Mittel und Wege der Arbeit zu fertigen Ergebnissen, ein Zurücktreten, ja Verschwinden der allgemeinen Fragen des menschlichen Seins vor den Specialproblemen der einzelnen Gebiete. In Folge dessen viel Unklarheit und Unreife in den allgemeinen Begriffen, die uns hier angehen. Gerade die Begriffe, in welche die Zeit ihren Affect hineinlegt, bleiben inhaltlich meist in ungewissem Dämmerlicht. Wie viele von Denen, die sich heute für „Cultur", „Entwicklung", „Charakter und Charakterbildung" erwärmen, machen auch nur den Versuch, vom Wort zum Begriff vorzudringen? Ferner sehen wir die Begriffsbildung oft widerstandslos von einzelnen Gedankenmassen fortgerissen, deren Kraft und deren Recht einem besonderen Gebiete angehört. So werden z. B. heute die Begriffe der mechanischen Entwicklungslehre, Begriffe wie Selbsterhaltung, Kampf ums Dasein, Anpassung, Vererbung u. s. w. ohne Weiteres nach allen Richtungen ausgedehnt. Solche Nachgiebigkeit gegen besondere Impulse führt die Begriffe aber leicht unter entgegengesetzte Einflüsse und in widersprechende Fassungen. Das „Ideale" gilt als Illusion in der Weltanschauung, als Gut und Nothwendigkeit für das Handeln; die Gesellschaft ist uns von der Natur her eine bloße Zusammenfügung einzelner Elemente, von den praktischen Aufgaben her ein Organismus, dem die Einzelnen als dienstbare Glieder verpflichtet sind; Freiheit wird im Weltall und auch für das Innere der Seele ebenso entschieden abgelehnt wie für das staatliche und wirthschaftliche Leben behauptet, als bestünde zwischen diesen Dingen gar kein Zusammenhang. — Alles in Allem ein großer Mangel innerer Durchbildung, ein weites Zurückbleiben der formellen Bearbeitung hinter den Forderungen des zuströmenden Stoffes. Auch ein schroffer Contrast zwischen den hochentwickelten Begriffssystemen der besonderen Gebiete und solchem unfertigen Stande der Begriffe des allgemeinen Lebens.

Aber alle diese Mängel verhindern nicht, daß in den Begriffen der Gegenwart die Hauptrichtungen ihres Strebens zu deutlichem Ausdruck kommen, daß sie hier sowohl ihr Vermögen an den Dingen erweisen, als auch einer Kritik zugänglich werden. Vor Allem wird an den Begriffen sichtbar die unserer Zeit eigenthümliche Gestaltung des Hauptgegensatzes, wie ihn jede kräftig bewegte Zeit, jede aber in ihrer Weise enthält. Es ist von Bedeutung für alles Thun und Streben, daß heute dieser Gegensatz höchst allgemeiner Art ist; kämpfen doch augenscheinlich durch die ganze Weite und Breite der Existenz Gedankenrichtungen, für die hier der Kürze halber die Schlagwörter des Realismus und des Idealismus dienen mögen. Dort ein Aufgehen des Menschen mit seinem ganzen Denken und Handeln in eine gegebene, uns unmittelbar umfangende Wirklichkeit, der Mensch auch in seinem gesellschaftlichen Leben ein Stück einer weiteren Natur. Hier die Entwicklung der Hauptwirklichkeit aus ursprünglicher Thätigkeit des

Digitized by Google

Geistes, ein Versuch, in diese Wirklichkeit alles übrige Dasein hineinzuziehen oder doch es ihr unterzuordnen.

Dieser Gegensatz ist uralt, aber gerade die Kämpfe an den Begriffen zeigen, daß er jetzt in eine völlig neue Phase getreten ist. Früher beschränkte sich die realistische Bewegung auf große Hauptzüge und fand ihre Aufgabe mehr in der Opposition gegen den Idealismus, als in eigenem positiven Schaffen. Heute ist dieses zur Hauptsache geworden; der Realismus will als Naturalismus sich die Wirklichkeit in ihrer ganzen Ausdehnung unterwerfen und sowohl nach der theoretischen als der praktischen Seite hin mit strenger Ausschließlichkeit alle Bedürfnisse befriedigen, für die sonst der Idealismus unentbehrlich schien. Er könnte solches Unternehmen nicht wohl angreifen, wäre nicht die unmittelbare Wirklichkeit durch die Erschließung weiter Gruppen, ja ganzer Reiche von Thatsachen, sowie die Entwicklung großer lebenumspannender Aufgaben dem Menschen unvergleichlich bedeutsamer geworden. Aber diese thatsächliche Leistung überschreitet der Anspruch des Naturalismus weit, indem er seine Ziele als alleingültig und seinen Daseinsraum als allumfassend erklärt. Um diesen Anspruch durchzusetzen, muß er die Naturbegriffe zu Weltbegriffen erweitern und nicht nur das Gesammtbild des Seins, sondern auch das Seelenleben seinen Maßen einfügen. Bei solchem Unternehmen aber stößt er aufs Härteste zusammen mit dem Idealismus, der sich von der Geschichte her im Besitz befindet und diesen Besitz natürlich vertheidigt; auf der ganzen Linie entbrennt ein heißer Kampf um Sein oder Nichtsein.

Es rückt aber dabei die neuaufstrebende Macht nicht in einer, sondern in zwei Gedankenmassen vor, einer von weiterer und einer von engerer Art. Einmal ist es das im Gesammteindruck erwachsende, unbestimmtere Bild der sinnlichen Wirklichkeit, dessen Anschaulichkeit der Naturalismus dem Idealismus entgegenhält; sodann aber concentrirt er sich zu einem präciseren Weltbilde gemäß den Vorstellungen der mechanischen Naturlehre mit ihren Massen und Bewegungen. Beides mag sich oft gegeneinander verwickeln, bei der Gesammtwirkung geht es unzweifelhaft Hand in Hand. Gerade die Verschmelzung einer weiterangelegten, mit scheinbarer Selbstverständlichkeit auftretenden Anschauung und der Zuspitzung zu einer bestimmteren Behauptung gibt dem Ganzen jene elementare Gewalt, mit der es auch heute noch gegen alle Widerstände unaufhaltsam vordringt.

Es wirkt aber die vereinte Macht beider auf die Begriffswelt sowohl unmittelbar als mittelbar. Jenes geschieht, wenn Begriffe oder Begriffsfassungen aus der sichtbaren Welt, besonders aber dem seelenlosen Naturgetriebe, nach allen Seiten vordringen und die ganze Wirklichkeit umspannen. So gilt z. B. die Natur als gleichbedeutend mit dem All, und Wirklichsein scheint nichts Anderes als Draußenvorhandensein. Begriffe wie Gegenstand, Thatsache, Gesetz, Entwicklung u. s. w. erhalten überall die besondere Fassung, welche sich an der Natur bewährt hat. Dabei dient oft der bildliche Ausdruck als eine Brücke von der Außenwelt zur Seele. Von einem Mechanismus der Seele sprach man zunächst in bloßem Bilde, aber das Bild hat nicht selten das Denken überwältigt und die Begriffe in den Vorstellungskreis des Naturalismus gezogen. Umgekehrt erscheinen Begriffe als endgültig abgethan, weil die sinnliche Wirklichkeit für sie keinen Platz hat. Die Ablehnung der Metaphysik, der Zweckbetrachtung u. s. w.

Digitized by Google

erklärt sich zum guten Theil daraus; ferner auch dieses, wie geradezu ein intellectueller Makel den trifft, der irgend welchen Begriff des Uebernatürlichen wagt, auch wenn er ihn nicht als Anhänger eines Thomas von Aquino, sondern als Freund eines Plato oder Kant wagen sollte.

Je genauer wir die heutige Fassung der einzelnen Begriffe ansehen, desto mehr wird sich von solchem Einfluß des Naturalismus finden. Aber jener dürfte trotzdem überwogen werden von dem indirecten Einfluß, womit uns der Naturalismus umspinnt, indem er uns das der Arbeit am sinnlichen Dasein entsprungene Gesammtbild von Welt und Leben mit seinen großen Richtlinien als das einzige und abschließende aufdrängt, und zwar unvermerkt aufdrängt. Hier umstrickt uns ein enggeflochtenes Gedankengewebe von innen her, und wir mögen uns oft auch da immer weiter darin verfangen, wo unser Bewußtsein völlig entgegengesetzte Richtungen einschlägt. Wenn es z. B. überall aussieht, als ob eine in der Hauptsache fertige Welt, eine „gegebene" Welt neben dem Menschen liege und sich ihm von draußen her mittheile, wenn in möglichst vielfacher Berührung und enger Verflechtung mit jener Welt der Kern des Lebens besteht, und dabei das, was vom Gegenstande kommt, weit mächtiger und wichtiger dünkt, als was der Mensch mit seinem Geist aufbringt; wenn überall die Leistung als die Hauptsache und die Kraftentwicklung als das höchste Gut erscheint; wenn ferner der ganze Lebensproceß in der einen Fläche des unmittelbaren Bewußtseins verlaufen, und was sich hier darbietet, die letzte Erklärung enthalten soll; wenn das Seelenleben als eine bloße Nebenwelt behandelt und die ihm eigenthümlichen Größen vom Gesammtbild des Alls sorgfältig ferngehalten werden; ist in dem allen — und es wäre noch viel der Art anzuführen — nicht unverkennbar der Einfluß der besonderen Vorstellung von der Wirklichkeit, welche die mechanische Naturlehre entwickelt und unablässig in ihrer Arbeit bethätigt? Und erhellt nicht zugleich, daß damit die ganze Begriffsbildung von innen her aufs Mächtigste gepackt und zu ihr selbst unbewußten Zielen hingelenkt wird? In Wahrheit entfaltet nach dieser Richtung vornehmlich die Zeit ihre Affecte und jenen Anspruch auf Selbstverständlichkeit, wie wir sie oben schilderten. Auch wo wir uns auf dem Boden der Zeit entzweien und in feindliche Lager spalten, da besteht oft die Differenz in nichts Anderem, als daß hier der Naturalismus unmittelbarer und offener, dort vermittelter und versteckter seinen Einfluß übt. Die kritische Begriffsforschung hat das nicht nur genauer ins Einzelne zu verfolgen, sie muß auch ermitteln, was von dem Realgehalt unserer Arbeit und unseres Schaffens dem Naturalismus solche Macht verleiht; sie muß weiter prüfen, ob diese Leistung der Zeit den Forderungen sowohl des weltgeschichtlichen Standes von Leben und Arbeit als der vernünftigen Natur des Menschen entspricht.

Eine Kritik des Naturalismus auf dem eignen Boden der Zeit übt der Idealismus mit seiner Verfechtung einer selbständigen Geisteswelt und seinem Streben, aus ihrem näheren Befunde der ganzen Wirklichkeit einen Inhalt und Sinn zu geben. Aber daß dies Streben seine Kraft mehr aus den Ergebnissen der Vergangenheit als aus den Leistungen der Gegenwart zieht, das zeigen eben die Begriffe; nicht minder zeigen sie, daß die geschichtlichen Mächte weit weniger in dem Besonderen und Charakterhaften ihrer Art, als in einzelnen Umrissen und

Digitized by Google

Anregungen höchst unbestimmter Natur fortwirken. Das gilt gleichermaßen von den überkommenen drei Hauptformen des Idealismus: dem ethisch-religiösen innerer Umwandlung, dem ästhetischen künstlerischer Bildung, dem intellectuellen reiner Denkarbeit. Aus der ethisch-religiösen Lebensrichtung erhalten sich Begriffe wie Gesinnung, Gewissen, Charakter, Pflicht, an sich Gutes u. s. w., Begriffe, die der Naturalismus nur mit jämmerlicher Künstelei auf seinen eignen Boden verpflanzen kann; es behauptet sich ferner gegenüber aller flachen Geistreichheit eines „Immoralismus" eine moralische Werthschätzung der Dinge mit sicherer Ueberlegenheit. Die ästhetische Lebensanschauung wirkt fort in Begriffen wie Bildung (harmonische Bildung), Cultur u. s. w., ferner aber in einer durchgehenden Schätzung von Ordnung, Form und Gestalt. Auch die Anhänger der mechanischen Naturlehre ergänzen und beleben oft dadurch ihr Weltbild. „Entwicklung" würde sich nicht mit solchem Wohllaut den Zeitgenossen einschmeicheln, klänge nicht darin die ältere Fassung des Begriffes nach mit ihrer Vorstellung eines ebenmäßigen Fortschreitens und einer sicheren Formgebung aus der Kraft und nach dem Gesetz eines Ganzen.

Den Intellectualismus mit seiner Umsetzung aller Wirklichkeit in einen welterzeugenden Denkproceß verräth nicht nur die beharrliche Neigung, Intellect und Geist, intellectuelle und geistige Bildung, Begriff und Wesen der Dinge einander gleichzusetzen: auf seiner Hinaushebung der Denkarbeit über die bloß seelischen Zustände ruhen auch unverlierbare Begriffe wie die der sachlichen Wahrheit, der sachlichen Nothwendigkeit, der objectiven Vernunft u. s. w. Besonders stark aber ist sein Einfluß auf die Form unserer Arbeit. Hier liegen die stärksten Wurzeln des Strebens, alle Mannigfaltigkeit des Wirklichen auf Begriffe, ja auf Principien zu bringen und diese Principien gegeneinander ins Feld zu führen. Was mehr gibt heute in Staat und Gesellschaft, in Wissenschaft, Kunst und Religion dem Kampf seine Schärfe und seine Leidenschaft als der Zusammenstoß solcher Principien? Auch der Naturalismus kann sich zu Weltbegriffen nur entwickeln mit Hülfe jenes intellectuellen Factors; selbst die Leugnung aller Principien kleidet sich heute als Opportunismus in das Gewand eines Principes. So ist die Zeit nicht arm an Bewegungen, welche dem Naturalismus widerstehen und ihn auch von innen her zersetzen. Aber nicht nur sind diese Bewegungen unter einander unausgeglichen, keine von ihnen erreicht auf dem Boden der Zeit eine zusammenhängende positive Wirkung; die vereinzelten Gegenströmungen aber mögen dem Naturalismus manchen Abbruch thun, überwinden können sie ihn nicht.

Kein Wunder, wenn sich in der Zeit ein Streben entwickelt nach einem Idealismus neuer und eigener Art, einer universelleren Form des Idealismus, die zugleich im Stande sei, die durch die realistische Bewegung erschlossenen Thatsachen und Wahrheiten zu würdigen und sich anzueignen. Das Ziel dieses Strebens scheint uns unanfechtbar, und die hervorragende Bedeutung einzelner Leistungen nach dieser Richtung sei unverkannt. Aber das Durchschnittsniveau dieser Bewegung, mit dem wir hier zu thun haben, erscheint eben in den Begriffen als unzulänglich gegenüber den Forderungen der Sache. Die Hauptbegriffe haben oft eine höchst abstracte Fassung ohne alle zwingende und bindende

Digitized by Google

Kraft. Es ist wenig gewonnen, wenn so vieldeutige Größen, wie Geist, Vernunft, Moral, Zweck u. s. w. mit aller Mühe aufrecht gehalten werden. Ferner sind oft die den Begriffen innewohnenden Behauptungen so abgeschwächt, daß freilich der Widerspruch mit der Durchschnittsmeinung verringert, aber zugleich auch alle charakteristische Art und Wirkung preisgegeben wird. Die Anhänger der Metaphysik verstehen diesen Begriff oft so bescheiden, daß mit jener der übrigen Erkenntniß nur eine nachträgliche hypothetische Betrachtungsweise hinzugefügt, nicht eine wesentliche Erhöhung des Ganzen aus ursprünglichem Vermögen erzielt wird. Nicht minder schwebt der Begriff der Religion in der Luft, wenn sie ein bloß subjectives Gefühl des Unendlichen bedeuten soll. Bei solcher Abschwächung aber wird die Position erst recht unhaltbar, denn nun entfällt alles Zwingende innerer Nothwendigkeit, nun wird das Ganze auf eine entgegenkommende zufällige Stimmung angewiesen. Leicht wird das Wenige, das dann noch bleibt, erst recht ein Zuviel. Einer ähnlichen Mattheit des Idealismus entspringen Versuche, große und in Wahrheit unversöhnliche Gegensätze durch ein Ineinanderschieben der Begriffe auszugleichen. So hören wir viel von inductiver Philosophie, von einem Realidealismus, von immanenter oder gar natürlicher Religion u. s. w. sprechen; alles das vergebliche Versuche, dem großen Entweder — Oder auszuweichen, das einmal durch das menschliche Dasein geht. Ueberhaupt gewahren wir hier die Neigung, die Schärfe der Probleme abzustumpfen, als Erscheinung festzuhalten, was im Wesen aufgegeben wird, zugleich die Consequenzen anzunehmen und die Principien zu verwerfen. Lauter Zeichen der Einschüchterung des Idealismus durch die Zeit, ein Bekenntniß seines Unglaubens an sich selbst. Den Idealismus stellt einmal seine eigene Natur in einen Widerspruch wie zu der Durchschnittslage, so auch zu der abgeschliffenen Durchschnittsmeinung. Den Versuch, sie durch eine gefällige Anpassung und schüchterne Rechtfertigung sich geneigter zu machen, bezahlt er zu theuer mit dem Verzicht auf Alles, was an ihm kräftig und werthvoll ist. In diesen Dingen kann das Größere leichter sein als das Kleinere. Hier gilt es Muth und Kraft ursprünglichen Schaffens; wir müssen sie wiederfinden und werden sie finden, aber vielleicht werden wir sie erst in der Noth, am Rande der Verzweiflung wiederfinden.

So bleibt es dabei, daß dem Naturalismus im Zeitbewußtsein kein geschlossener Gedankenbau idealistischer Art entgegenwirkt. Aber er findet hier einen anderen vollgewachsenen Gegner, den freilich Niemand dem Idealismus zurechnen kann, der aber unverkennbar mit einer seiner Hauptformen: dem Intellectualismus, eng zusammenhängt. Wir meinen den Subjectivismus, jene freie Entfaltung des Individuums, die es von allen geschlossenen Gedankenmassen emancipirt, es der Welt gegenüberstellt und dann fordert, daß sich dem Einzelnen alle Wirklichkeit darstelle und von ihm aus aller Lebensinhalt entwickle. Zugleich verlegt sich das Dasein des Einzelnen ganz in sein unmittelbares Vorstellen und Empfinden. Im Besonderen ist es die Vorstellung, die sich zwischen den Menschen und die Sache schiebt, mit ihrem Weiterspiegeln den Gegenstand immer wieder in ein Bild verwandelt und schließlich alle Wirklichkeit in lauter Phänomene, in bloße Schattenbilder zu verflüchtigen droht. Bei der endlosen Mannigfaltigkeit der Einzelnen und ihrer Lagen spalten sich dabei die Wege nach allen Richtungen;

Digitized by Google

es entwickelt sich nebeneinander eine bunte, kaleidoskopisch wechselnde Fülle von Ansichten, und da eine jede über den bloßen Punkt hinaus gelten will, so muß nothwendig ein unablässiger Streit Jedes gegen Alle und Aller gegen Jeden entbrennen. In diesem Streit aber leicht ein gegenseitiges Sichüberbieten, ein Haschen nach Auffallendem, Frappirendem, Paradoxem, ein immer weiteres Zurückweichen einer objectiven Natur der Dinge, ein Erlöschen des Gefühls für das Gesunde und Wahre, eine Steigerung des Paradoxen zum Perversen, kurz, ein unaufhörliches Sinken bis zur vollen Auflösung.

Den mannigfachen Abstufungen dieses Auflösungsprocesses entsprechen aber Abstufungen in der Gestaltung der Begriffe. Zunächst zeigt das gesammte Culturleben eine stärkere Entwicklung von Begriffen, welche die subjective Seite des Lebensprocesses und die Beziehung des Geschehens darauf nachdrücklich vorhalten. Nur daraus erklärt sich die Vorliebe für Begriffe wie Erscheinung, Werth, Erkenntnißtheorie, kritisch, Optimismus, Pessimismus u. a. m., nur daraus die unaufhörliche Sorge um eine rechte Abgrenzung von Subjectivem und Objectivem, nur daraus das Streben, die geistigen Grundprocesse, z. B. der Kunst, der Moral, der Religion, sammt ihren Begriffen vom Subject her „psychologisch", abzuleiten. Schärfer zugespitzt erscheint dieser subjectivistische Zug in der Bekräftigung der Verschiedenheit der einzelnen Menschen und des gleichen Rechtes Aller. Die Richtung der Zeit dahin läßt uns alltäglich Begriffe wie Standpunkt, Gesichtspunkt, Ansicht u. s. w. verwenden. Auch nöthigt sie uns Modernen, selbst die wohlerwogensten Lehren und Begriffe nicht sowohl als Erzeugnisse eines uns mit überlegener Nothwendigkeit umfangenden Denkprocesses, sondern als subjective Versuche eines grübelnden und tastenden Verstandes zu geben. Wir können einmal beim Schaffen nicht von uns selbst absehen, mit aller Mühe das Subject nicht loswerden. Wie groß ist hier der Unterschied zwischen den Systemen eines Kant und Hegel mit ihren bezwingenden und zusammenhaltenden Ideen und dem eines Lotze, das uns in allem reinen Streben zur Sache und aller zähen Energie des Denkens keinen Augenblick jene subjective Art vergessen läßt!

Mit solcher Subjectivität heutigen Verfahrens ist freilich auch gegeben eine erstaunliche Beweglichkeit in der Behandlung der Begriffe, ein unerschöpfliches Vermögen, verschiedene Seiten an ihnen hervorzukehren und sie in immer neue Beziehungen zu setzen, kurz, alle Vortheile einer hoch entwickelten freischwebenden Reflexion. Aber je mehr solche Reflexion die Sache aus dem Auge verliert, desto mehr verläuft die Freiheit in Willkür, desto mehr löst sich die Gemeinschaft geistigen Schaffens in lauter Secten auf, desto wehrloser müssen die Begriffe allem Wechsel von Lage und Laune folgen, desto unwiderstehlicher wird die Versuchung, ihren natürlichen und einfachen Sinn gerade umzukehren. Ja, ein solches Ueberwuchern subjectiver Willkür muß schließlich alle Begriffe, als geschlossene und gemeinsame Gedankengebilde, von innen her zerstören und uns wieder auf die wechselnde und schwankende Vorstellung zurückwerfen. So ein voller Rückfall in die Sophistik, wenn auch unter der Verbrämung schönklingender Namen. Das alles aber neben strengster wissenschaftlicher und technischer Arbeit auf den Specialgebieten.

Digitized by Google

Dieser Subjectivismus verschlingt sich in unserer Zeit mit dem Naturalismus in wunderlichster Weise; aus gleichzeitiger Anziehung und Abstoßung erwächst eine schier unauflösliche Verwicklung. Subjectivismus und Naturalismus gehen ein gutes Stück Weges Hand in Hand. Beide sind einig in der Ablehnung eines substantiellen Idealismus; beide verlegen den ganzen Lebensproceß in die eine Fläche des unmittelbaren Bewußtseins; beide spalten die Wirklichkeit in lauter einzelne Elemente. Wenn ferner dem Naturalismus alles Geistesleben eine bloße Begleiterscheinung des Naturprocesses ist, so kann er es inhaltlich kaum anders verstehen, als ein bloßes Vorstellen, ein Abspiegeln dessen, was draußen in Wirklichkeit geschieht. Die Gleichsetzung von Seele und Bewußtsein, die Voranstellung des Begriffs „Erscheinung" bei Natur und Seele, u. a. m., zeigen deutlich solche innere Uebereinstimmung.

Aber gerade diese Uebereinstimmung macht um so unerträglicher den Widerspruch, den alle nähere Ausführung hervortreibt. Beider Ausgangspunkt und beider Gedankenrichtung steht sich hier völlig entgegen, und es wird damit der Inhalt der Wirklichkeit hier und dort grundverschieden. Dort die Natur das Feste, alles Umfassende, alles Erzeugende, hier die Vorstellung das einzig Gewisse und für uns nichts wirklich, was nicht in ihr enthalten; dort die Seele ein Niederschlag des Naturprocesses, hier die Natur eine bloße Erscheinung im Seelenleben. Dort das Gegenständliche, hier das Zuständliche voran; dort eine ungeheure Schwere des Reiches der Massen, hier eine flatterhafte Leichtigkeit des Reiches luftiger Gedanken. Eine gegenseitige Verständigung ist dabei völlig ausgeschlossen, da jedwedes das Ganze sein will und es sein wollen muß, alsdann aber das Andere eine Bedeutung erhält, die es schlechterdings nicht annehmen kann. Trotzdem vollzieht die Zeit eine gewisse Ausgleichung der unversöhnlichen Gegner: beim Stofflichen folgt sie dem Bilde der Natur mit seinem Reichthum und seiner Anschaulichkeit, in der Form des Lebens aber herrscht der Subjectivismus mit seiner Unmittelbarkeit und seiner Beweglichkeit. Aber so gerathen wir nicht nur unter den Einfluß widerstreitender Gedankenmassen, werden bald hierher, bald dorthin gezogen und müssen bekämpfen, was wir nicht entbehren können; sondern auch jede einzelne der Seiten erfährt die schwerste Beeinträchtigung. Den Naturalismus macht die Alles durchdringende und zersetzende Reflexion matt und greisenhaft, er verliert für das geistige Schaffen eben die stürmische Jugendkraft, welche den Haupttitel seines Rechtes bildet; der bewegliche Gedanke aber wird gelähmt und zu Boden gedrückt, soll ihm ausschließlich der Naturproceß seinen Inhalt geben.

So trägt das Zeitleben in dem Eigensten seiner Art einen zerstörenden Widerspruch; unmöglich kann es bei sich selbst zur Ruhe kommen. Auch der Idealismus als Zeiterscheinung führt über solche Lage nicht hinaus, sowohl wegen seiner inneren Spaltung, als wegen des Mangels an kräftiger Ausprägung. Wenn also heute die Zeit das Individuum mittels der Begriffe an sich zieht, so versetzt sie es damit nicht in sichere Bahnen und ruhige Arbeit, sondern sie führt es in die ärgste Verwicklung, die unerträglich werden muß, sobald ein klares Bewußtsein darüber aufgeht. Für ein Streben darüber hinaus kann es aber offenbar bei einem so widersprechenden und verworrenen Stande

Digitized by Google

unmöglich genügen, hier und da herumzufeilen, dies und jenes zu verschieben, sondern offenbar wird das Ganze zum Problem; eine durchgreifende Erneuerung unseres intellectuellen Daseins und damit auch unseres Begriffsstandes (d. h. jenes Standes der allgemeinen Begriffe, von denen allein hier die Rede ist) erweist sich als ein dringendes Bedürfniß, eine unabweisbare Forderung.

Näheres von unseren Ueberzeugungen hinsichtlich dieser Dinge zu entwickeln, ist Sache der Untersuchung selbst, nicht der Einleitung. Nur eins sei hier noch bemerkt. Jenes der Zeit besonders charakteristische Vordringen des Naturalismus stützt sich sicherlich auf große Erfahrungen und enthält fruchtbare Keime zur Weiterbildung des gesammten Lebens. Aber der letzte Sinn dessen, was hier aufstrebt, seine wahre geistige Bedeutung ergibt sich nicht im unmittelbaren Eindruck und von draußen her, nur ein es von innen her umfassender und aufhellender Lebensproceß kann darüber entscheiden. Ein solches überlegenes Thun aber, das die Arbeit der einzelnen Gebiete in sich aufnähme und ihren Ergebnissen ein ursprüngliches Schaffen aus dem Ganzen entgegensetzte, fehlt der Gegenwart. Jener Siegeszug des Naturalismus zeigt, daß das Gegenständliche, so sehr es in der geistigen Arbeit wurzelt, sich von ihr abgelöst hat und ihr, wie in sich selbst gegründet, fremd entgegentritt. Die Werke und Geschöpfe haben sich losgerissen von der schaffenden Kraft; sie werden ihr gegenüber riesengroß und wenden sich mit titanenhaftem Trotz gegen sie; sie wollen sie schließlich ganz erdrücken. Aber je weiter diese Bewegung fortschreitet, desto stärker muß zur Empfindung kommen, daß jene Werke des Geistes doch nur aus übertragener Kraft leben; diese Kraft muß sich mit wachsender Entfremdung vom mütterlichen Boden immer weiter von ihnen zurückziehen, und so wird ihr Inhalt immer mehr verblassen, das menschliche Dasein in aller Aufregung immer leerer werden. Um so mehr aber drängt es zugleich nach einer Concentration und Neuentfaltung des Geisteslebens, damit seine lebendige Einheit den Werken gewachsen werde, es sich gegenüber der Zerstreuung als ein Ganzes behaupte und das Entfremdete, soweit es nicht endgültig verfeindet, wieder zu sich zurückziehe. Wenn für eine so ungeheure, vom nächsten Zeitanblick geradezu unmögliche Aufgabe die Wissenschaft nur mit und neben anderen Mächten arbeiten kann, so hat hier die Begriffsforschung erst recht eine bescheidene Rolle. Daß sie aber bei rechter Behandlung doch Einiges beizutragen vermag, das sollte diese Einleitung zeigen. So sei denn das Werk in gutem Glauben ergriffen und alle Kraft dafür aufgeboten, daß die Leistung nicht zu weit hinter den Forderungen der Sache zurückbleibe.

Digitized by Google

Die Jubiläumsfeier der Universität Dublin.

Ich will den Eindruck beschreiben, welchen das große Julifest der Universität Dublin auf die fremden Besucher gemacht hat, und muß mit dem Geständniß anfangen, daß bis auf sechs Wochen vorher die wenigsten von diesen Fremden gewußt haben mögen, daß in Dublin überhaupt eine Universität existirt. Sie hatten wohl von einigen berühmten Irländern, aber nie von einer Universität in Dublin gehört. Als indeß der Empfang der Einladungskarte an dieser Thatsache keinen Zweifel mehr zuließ, schlossen die meisten wahrscheinlich aus dem Namen der Hochschule und dem Rufe des Inselvolkes, daß man im Collegium der heiligen Dreifaltigkeit irisch rede, die Messe lese, für den Papst bete und den heiligen Patrick anrufe. Andere mögen sich an den großen Mord im Phönixpark erinnert, noch Andere an O'Connell gedacht und Reden über Home-Rule und die Botmäßigkeit der Iren in Bezug auf England erwartet haben. Von all Diesem ist nichts der Wahrheit nahe gekommen. Das Dubliner Fest ist gerade so ruhig und friedlich verlaufen wie die entsprechenden Jubiläen der Universitäten Bologna, Leyden und Edinburgh, und wenn wir den Gesammteindruck in ein paar Worte fassen sollen, so würden wir sagen, daß eine reiche Körperschaft anglo-irischer Provinzialgelehrter die ihnen bekannt gewordenen Fremden aus Ost, West und Süd zusammenberufen hat, und Dublin die Verbrüderung der gelehrten Welt zum Heil und Fortschritt der Wissenschaft mit ihnen festlich feierte. Die Politik hat allerdings zufälligerweise einen leichten Schatten auf das Fest geworfen, weil gleichzeitig die Wahl für das künftige Parlament stattfand. Sonst trug das Fest keinen politischen, viel eher noch einen kosmopolitischen Charakter; denn es war wohl das besuchteste, das großartigste Welt- und Gelehrtenfest, das man bis jetzt auf der Erde gesehen hat. Die Universität, welche diese Feier veranstaltete, ist eine entschieden protestantische und beherbergt fast nur loyale Unterthanen der englischen Krone. Sie vertritt die Intelligenz eines kleinen, aber wichtigen Mischlingsvolkes, nämlich jenes anglo-celtischen Ansiedlerstammes, der sich seit der englischen Eroberung Irlands am östlichen Küstensaume und im Norden der grünen Insel aus den englischen und schottischen Einwanderern gebildet hat. Nichts kann falscher sein, als diesen Volksstamm mit den Autochthonen Irlands zu verwechseln. Mit den eigentlichen katholischen Celten hat Trinity College ungefähr so viel zu thun wie eine afrikanische Missionsstation mit den Sudanesen oder ähnlichen Bewohnern der Tropenländer. Indessen hat sich doch im Laufe der Jahrhunderte, durch den beinahe völligen Untergang der irischen Volkssprache und das allmälige Erlöschen des irischen Nationalitätsgefühls, eine gewisse Annäherung zwischen dem Urvolk und seinen Nachbarn gebildet, wenngleich in Bezug auf Religion, politische Gesinnung und Intelligenz die Kluft noch immer die alte bleibt und von Zeit zu Zeit sich sogar zu erweitern droht.

Wo nur immer eine reiche und zugleich von fremdartigen Elementen umgebene Gesellschaft mit mißlichen Umständen in ihrer nächsten Nachbarschaft zu kämpfen hat,

Digitized by Google

wird immer eine stärkere Sehnsucht nach entfernteren Fremden entstehen, mit denen man freundschaftliche Verbindungen anknüpfen kann, ohne offene Feindseligkeit fürchten zu müssen. Dies fühlte man seit lange in der Universität Dublin. Man empfindet dort seit Jahrhunderten den Nachtheil einer insularen und allzu entfernten Lage in Bezug auf das gebildete Europa. Man sieht wenige Fremde, und die, welche man sieht, scheinen uns kaum zu kennen. Daher erklärt es sich, daß die Dubliner Hochschule mit Freuden die Gelegenheit der dritten Wiederkehr ihres Stiftungsfestes ergriff, um der mangelnden Bekanntschaft mit der auswärtigen Gelehrtenwelt durch ein großes Fest abzuhelfen. Man wollte einmal recht handgreiflich beweisen, daß man noch lebe, lehre, wirke und mit Unrecht vergessen sei. Man wollte überall von sich reden machen, man wollte den Rang einer tonangebenden Hochschule in Europa entweder behaupten oder neu gewinnen. Zu diesem Ende wurden drei- bis vierhundert Gelehrte aus allen Ländern der Welt nach Dublin eingeladen. Das Fest sollte auch für Einheimische — Engländer, Schotten und englische Colonisten — ein großes Volks- und Nationalfest werden. Kosten wurden nicht gespart und die Vorbereitungen im allergrößten Maßstabe getroffen. Das Fest begann am 5. Juli. Es dauerte vier Tage. Processionen, Gartenfeste, Bankette, Bälle, Theatervorstellungen folgten einander unaufhörlich und wechselten mit Abhaltungen des Gottesdienstes und Vorträgen berühmter Professoren ab. Der heiterste Frohsinn herrschte mitten zwischen den Beweisen der Frömmigkeit und der höchsten Intelligenz. Die Spitzen der Gesellschaft kamen den Vorstehern der Universität zu Hülfe. Der Kanzler der Hochschule (Lord Rosse, Sohn des Astronomen) lud die Gesellschaft ein, ihn in einem Extraeisenbahnzuge in Portarlington zur Besichtigung seiner Sternwarte zu besuchen. Der Vicekönig von Irland, der Commandant der englischen Truppen, der Lord Mayor von Dublin, der oberste Richter (Lord Ashbourne) öffneten den Gelehrten ihre Säle oder ihre Parks zu festlichen Zusammenkünften, und sogar die Gunst des Himmels fehlte nicht, denn die Feier verlief bei ganz vortrefflichem Wetter.

Es ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes, und würde jetzt auch zu spät dafür sein, den Reportern ins Amt zu greifen und eine detaillirte Angabe der einzelnen Vorgänge zu liefern. Nur den Totaleindruck wünschen wir zu zeichnen und einige nothwendig daraus hervorgehende Betrachtungen daran zu knüpfen. Wir begnügen uns also damit, zu constatiren, daß sich unter den versammelten Gelehrten auch die zwanzig bis fünfundzwanzig Deutschen — sie waren die am stärksten vertretene auswärtige Nation — wahrhaft königlich zu amüsiren schienen. Sie glänzten zwar nicht durch bunte Kleider, wie es vorzüglich die französischen Gelehrten thaten, aber sie zeichneten sich vortheilhaft aus durch ihren europäischen Ruf, durch ihre große Anzahl, hie und da auch durch ihre Kenntniß des Englischen. Wo Vertreter der Geistesbildung wie Max Müller, Gusserow, Adolf Wagner, Waldeyer, Roscher, Bolymann, Richthofen und Kielhorn erscheinen, braucht sich kein Land seiner Söhne zu schämen. An wirklicher Beredtsamkeit hat es während der ganzen Feier gefehlt. Die besten Festredner waren der Provost der Universität, Doctor G. Salomon, ein tüchtiger Mathematiker, und das Parlamentsmitglied David Plunkett. Von den Fremden erhielt Professor Vambery aus Budapest den größten Beifall. Er sprach ziemlich gut Englisch, schien seine Zuhörer zu verstehen und wußte ihren politischen Leidenschaften geschickt entgegen zu kommen, indem er auf die Rassenkämpfe im inneren Hochasien und die Fortschritte der Russen hinwies. Ganz am Ende des Festes hat sich ein leiser Mißton vernehmen lassen in dem Ausgange des parlamentarischen Wahlkampfes, der, obwohl ohne allen Zusammenhang mit dem Feste, doch die Gäste zu erinnern schien, daß der Boden, auf dem man eben stand, zitterte und ins Wanken gerieth. Was wird aus Trinity College werden, so fragte man sich, wenn Gladstone wiederkommt? Was wird aus uns werden, wenn eine Majorität von Homerulern und die daraus hervorgehende siegreiche Partei der Katholiken Irlands zum Sturm auf das Bollwerk des Protestantismus schreitet? Viele Gäste, die am folgenden Montag mit schlärigem Auge die Zeitung lasen, dachten an das Gastmahl Belsatzar's und die Handschrift an der Wand.

Digitized by Google

Als ein aufrichtiger Freund und Beamter der Universität scheue ich mich, das Andenken unseres schönsten, unseres größten Festes durch trübe Betrachtungen über die Zukunft unserer Hochschule zu verbittern, und doch kann ich nicht umhin, den Festeindrücken, die ich im Vorhergehenden geschildert habe, einige weitere Reflexionen anzuhängen, welche die politische Situation und die daraus entstehenden Befürchtungen erklären werden.

Vor Allem sollte der Leser nicht vergessen, daß Trinity College seinen Ursprung dem Zeitalter verdankt, welches auf die Reformation gefolgt ist. In dieser Zeit, in der Mitte und am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, wetteiferten Kirche und Staat mit den Mönchsorden, um für die Verbreitung oder Erhaltung bestimmter religiöser Bekenntnisse gelehrte Anstalten, wo nur immer es möglich war, zu gründen und mit Existenzmitteln auszustatten. Päpste, Dominicaner und Jesuiten bemühten sich unter Anderen, in der Hauptstadt Irlands eine katholische Landesuniversität zu stiften. Es war aber umsonst, denn die Regierung arbeitete ihnen entgegen. Endlich entschloß sich diese selbst, in der Zeit der Königin Elisabeth, den Wünschen ihrer loyalen anglo-celtischen Unterthanen zu willfahren, durch Stiftung einer protestantischen Universität, deren ausdrücklicher Zweck die Bekehrung der katholischen Iren und ihre Hinüberführung in den Schoß der englischen Staatskirche sein sollte. Der Gedanke ging vorzüglich vom Erzbischof Loftus, einem englischen Prälaten in Irland, aus. Unter den Irländern jenes Zeitalters waren immerhin einige, die eine akademische Bildung suchten. Diese mußten sie bis dahin im Auslande holen. Einige gingen nach Oxford oder Cambridge; die Mehrzahl nach Salamanka, Sevilla, Lissabon, Douay oder Rom, von wo sie zurückkamen, bestärkt im Hasse gegen England und geschult im Kampfe gegen protestantische Irrlehren. Diesem Uebel beschloß man jetzt zu begegnen und Gelegenheit zu gelehrter Ausbildung in Dublin zu bieten. In der Nähe der Hauptstadt Irlands lag ein halbverfallenes Augustinerkloster, mit Namen All Hallows. Capelle, Glockenthurm und Refectorium standen noch, aber alles Klostergut war fünfzig Jahre früher der Habsucht Heinrich's VIII., des großen Kirchenräubers, zum Opfer gefallen. Man restaurirte dieses Kloster, gab ihm den Namen Trinity College nach dem gleichnamigen Stifte zu Cambridge, dotirte es mit neuen Ländereien und erließ eine charter oder Stiftungsurkunde, wodurch etwa zwölf Stiftsbrüder, genannt fellows, und fünfzig Studenten, genannt scholars, in den Besitz ziemlich ansehnlicher Pachtgüter im Süden und Norden Irlands gesetzt wurden. Die Lehrer waren meistens Engländer, der Provost, die ersten achtzig Jahre, immer ein Fellow von Cambridge, und die Schüler entweder Anglo-Celten von der protestantischen Colonie oder sonst neu bekehrte arme Katholiken, welche sich gern bereit fanden, das book of common prayer abzusagen und viermal im Jahre zum Abendmahl zu kommen, als Gegenleistung für Kost, Wohnung und Unterricht, die man ihnen unentgeltlich verabreichte. Der Leser wird also verstehen, daß Trinity College ursprünglich eine Bekehrungsanstalt gewesen ist. Eins seiner ältesten Hauptgeschäfte war Proselytenmacherei, und der Geist der Anstalt abwechselnd puritanisch oder hochkirchlich.

In einem Punkte unterschied sich Dublin von Cambridge, nach dessen Muster es im Ganzen eingerichtet war. Cambridge hat, gerade wie Oxford, eine ganze Masse von Colleges oder Stiftsschulen; es hat deren über zwanzig. Dublin hat nur ein einziges, nämlich Trinity College, so daß letzteres Wort gleichbedeutend ist mit der Universität Dublin. Hieraus entsteht ein wesentlicher Unterschied im Unterrichtssystem. Die beiden englischen Hochschulen, welche mehr als zwanzig Colleges zu einer einzigen Gesammtuniversität vereinigen, stacheln und spornen das Geschäft des Lehrens und Lernens durch einen höheren Grad von Concurrenz, indem alle Colleges mit einander und gegen einander wetteifern. In der irischen Universität dagegen, wo es nur ein einziges College gibt, fällt dieser intercollegialische Wetteifer, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz fort, und die Concurrenz — das Princip alles englischen Universitätsunterrichts — bleibt auf die Zöglinge einer einzigen Anstalt eingeschränkt. In dieser Hinsicht gleicht Dublin den Universitäten des Continents, die ebenfalls keine ver-

Digitized by Google

schiedenen Colleges kennen. Die Abwesenheit anderer Colleges in Dublin ist oft ein Gegenstand ernstlicher Berathungen gewesen. Sie ist vorzüglich der Besorgniß zuzuschreiben, daß bei der großen Verschiedenheit der Confessionen in Irland eine andere Auffassung der Kirchenlehre oder gar eine gewisse Neigung zum Katholicismus entstehen möchte, wenn außer dem einen protestantischen Bildungscentrum Trinity College noch ein zweites neben demselben errichtet würde.

Wir wollen nichts weiter über die schweren Verfolgungen erzählen, welche Trinity College in der Regierungszeit Jakob's II., des katholischen Stuartkönigs, erduldet hat. Die große Julischlacht am Boyne (1690) bereitete dem Siege des Katholicismus ein jähes Ende; es ist das große Ereigniß, welches die socialen Zustände Irlands ein für allemal auf seine jetzige Basis brachte. Ganz mit Recht feiert das protestantische Irland den 12. Juli als den Tag seiner Rettung, als den Tag, der Irland zu dem gemacht hat, was es ist.

Kurz nach diesem Ereigniß begann die literarische Blüthezeit der Universität Dublin. Swift und Berkeley studirten dort zwischen 1690 und 1700; der Letztere war Fellow gewesen, ehe er Bischof wurde. Dann kamen um 1745 zuerst Goldsmith, dann Lawrence Sterne, dann Edmund Burke, zuletzt Thomas Moore, Schriftsteller, die sich für immer in die Geschichte der englischen, ja der Weltliteratur eingezeichnet haben. Von allen diesen war nur der Letzte ein Katholik, und auch Moore hat Zeitlebens unter Engländern gewohnt, mit Engländern verkehrt und seine katholische Abkunft und Ueberzeugung so gut er konnte verschwiegen oder gar verleugnet. Nichts kann besser beweisen, wie vollständig Trinity College seinen Zweck als Protestantisirungsanstalt erreichte bei allen denjenigen seiner Zöglinge, die sich dort in den Bereich akademischer Wirksamkeit begaben.

Der einzige große Irländer, der, unabhängig von Trinity College, sich europäischen Ruhm, zwar nicht als Schriftsteller, aber doch als Redner erworben hat, war Daniel O'Connell. Er war in Frankreich ausgebildet, zu St. Omer und Douay, hat aber die Londoner Rechtsschulen besucht, und im Großen und Ganzen wohl gegen England, aber nie gegen die anglo-celtische Mischlingsrasse seiner Heimath gekämpft. Es war sein Lieblingswunsch, sich mit den Protestanten Irlands zu einem irischen Nationalbunde gegen England zu vereinigen.

Dies führt mich auf den letzten Punkt, worauf es in jeder Besprechung irischer Verhältnisse ankommt.

Seit dem Zeitalter der Reformation, seit der Schlacht am Boyne, hat sich in Irland gerade wie im übrigen Europa ein mächtiger Umschwung in der öffentlichen Stimmung vollzogen. Die alten confessionellen Gegensätze sind abgestumpft; die Bekehrungssucht hat aufgehört; die starre Sprödigkeit der Puritaner ist verschwunden; der Protestantismus ist tolerant geworden. Nirgends zeigen sich die Folgen dieses Umschwunges stärker als in der Dubliner Universität, eben weil sie eine englische Geistesfestung im Kampfe der Parteien gewesen ist. Der alte Glaubenshaß ist auch hier ganz geschwunden oder doch im Schwinden. Die Universität hat ihrem protestantischen Typus großentheils entsagt, sie hat sich zu dem höheren Princip einer irischen Nationaluniversität erhoben. Seit etwa zwanzig Jahren, seit dem Durchgehen der Fawcett'schen Parlamentsacte, ist die Universität ihres confessionellen Charakters entkleidet. Katholiken, welche früher keinen Universitätsgrad, noch viel weniger Amt und Würden in Trinity College erhalten konnten, werden jetzt zu allen Stellungen, ja sogar zu der der Provostwürde, gesetzlich zugelassen. Unter den jetzigen Fellows und Professoren befinden sich factisch Bekenner der einst so angefeindeten Religion. Unter den siebzehnhundert Studenten mögen etwa zweihundert Katholiken sein; Niemand kann es aber genau wissen, weil sogar die Nachforschung nach der Confession eines Individuums nicht mehr Sitte ist.

Eine kurze Darlegung der organischen Einrichtungen der Universität muß trotzdem einen Jeden überzeugen, daß die völlige Gleichstellung der beiden Confessionen, wenn auch im Princip durch das Fawcett'sche Gesetz zugestanden, in Wirklichkeit illusorisch,

Digitized by Google

sagen wir lieber eine Unmöglichkeit, ist. Universitätsbildung läßt sich freilich allen Studenten gleichmäßig ertheilen, aber die werthvollen Lehrerposten und Aemter der Anstalt müssen, nach den jetzt obwaltenden Gesetzen, auf noch mindestens hundert Jahre in den Händen von Protestanten bleiben. Daß dies so ist, folgt nicht aus dem Mangel an Freisinn oder Toleranz, sondern aus dem Mangel an literarisch oder wissenschaftlich gebildeten Irländern katholischer Confession. Katholische Gelehrte und katholische Schriftsteller von Bedeutung gibt es in Irland nicht, es sei denn, daß man unter diesen die in Maynooth, Paris oder Rom ausgebildeten Prälaten der römisch-katholischen Kirche verstände. Es steht freilich jedem geborenen Irländer frei, sich um eine der in Trinity College existirenden Professuren — es gibt deren etwa fünfundzwanzig, mit Gehältern von 300 bis etwa 900 £ — oder um eine noch besser dotirte Fellowship zu bewerben, die von 300 bis 1500 £ jährliches Gehalt beträgt; aber er würde als Candidat wegen mangelnder Befähigung den protestantischen Mitbewerbern immer unterliegen. Die irischen Katholiken sind im Wettstreite um den Besitz der höheren Intelligenz nicht überflügelt von den Protestanten, sie sind nie in die Schranken getreten. Es wird deshalb voraussichtlich noch ein Jahrhundert dauern, bis das Fawcett'sche Gesetz wirken kann, so daß eine beträchtliche Anzahl von Katholiken in die höheren Aemter der Universität einrückt. In jedem Jahre kann nur ein Fellow gewählt werden, von den fünf bis acht Candidaten ist höchstens einer katholisch, und von diesen könnte alle sechs Jahre höchstens ein Katholik das Examen glücklich bestehen. Deshalb müssen die Beamten und Fellows, ihrer Mehrzahl nach, Protestanten sein, und mit ihnen der Geist der leitenden Behörde und der Geist der Anstalt protestantisch bleiben.

Es ist nun freilich denkbar, daß zur größeren Beschleunigung des ausgleichenden Processes eine neue Anzahl von Professoren und Fellows ohne Rücksicht auf Verdienst oder Intelligenz, bloß weil sie Katholiken sind, neben die höher gebildeten Protestanten als gleichberechtigt gestellt würde. So machte es die Regierung zur Zeit Jacob's II. Ein solcher Gewaltschritt würde aber den Tod der Universität zur Folge haben.

Eben so möglich ist es, daß die auf etwa 75 000 £ jährlich sich belaufenden Einkünfte der Universität angetastet werden, um eine katholische Oppositions-Hochschule in Irland zu dotiren. Dies wäre eben so gehässig, wie ungerecht. Das Eigenthum der Universität Dublin besteht aus 15 000 £, die sie selbst verdient — durch Collegiengelder und Gebühren für ertheilte Diplome — und 60 000 £, die sie durch die in Irland zerstreut liegenden Ländereien an Pachtzins bezieht. Trinity College ist der größte Landbesitzer Irlands; ein Sechstel des irischen Bodens gehört der Universität Dublin. Jedoch ist dies großartige Vermögen fast gänzlich aus Schenkungen, Vermächtnissen und guter Verwerthung des Landbesitzes hervorgegangen; diese stammen zumeist aus dem gegenwärtigen Jahrhundert; nur ein sehr geringer Theil stammt aus der ursprünglichen Dotation des Jahres 1592. Eine Wiederholung des Gladstone'schen Entpfründungs-Recepts vom Jahre 1869 wäre doch ein allzu schreiender Gewaltstreich. Eine Erziehungsanstalt, welche jedem confessionellen Parteiprincip entsagt hat, läßt sich nicht behandeln, als ob sie eine veralteten Parteizwecken dienende Staatskirche wäre.

Komme aber was da will, die Anglo-Iren Irlands blicken mit Zuversicht dem kommenden Sturme entgegen. Im Kampfe der Parteien werden sie immer obenan stehen, denn sie repräsentiren die Intelligenz und müssen darum die Erziehung vornehmlich in ihren Händen behalten.

Albert M. Selß.

Digitized by Google

Die Musik- und Theaterausstellung in Wien.

I.

Die Musik- und Theaterausstellung ist nicht nur, ihrem Schauplatze nach, eine Wiener Ausstellung, sondern trotz ihres internationalen Inhaltes eine speciell wienerische durch die Eigenthümlichkeiten ihrer Anlage und ihrer Durchführung, die sich wohl nirgends gerade so gestaltet hätten. Denn allerdings hat noch keine Ausstellung der Welt, mochte sie noch so hohe Zwecke ins Auge fassen und noch so ernstpraktische Bedeutung beanspruchen, der „leichten Reizungen" entbehren können, um ihrem Anziehungsvermögen mannigfachere Impulse zu geben — des Lebens gold'ne Bäume strecken ihre Wipfel überall zwischen den Ausstellungsbauten empor; der grüne Rasen breitet sich, zum Genusse fröhlichen Ausruhens einladend, dicht vor die Maschinenhallen hin; die Geigen und die Hörner der Ausstellungsorchester fiedeln und blasen lustig in das Gesurre der Maschinenräder und der Dampfmotoren hinein und muntere, buntfarbige Wasserkünste lassen ihre Sprüh- und Leuchtkraft um die Wette mit den Lichtern der elektrischen Apparate spielen — kaum jemals aber ist der eigentliche Kern des Ausstellungsinhaltes in ein so starkes Mißverhältniß zu der ihm umziehenden „Weltlust", wenn man so sagen darf, gerathen, hat sich das Nebensächliche so häufig an die Stelle des Zweckes selbst gedrängt wie hier. Dem Klarblickenden mußte das wohl von vorneherein unvermeidlich erscheinen durch den Unterschied zwischen einer so ganz speciellen und den sonstigen Ausstellungen. Diese haben ein vielzweigiges, in mannigfaltigste Gebiete parcellirtes Terrain, zwischen denen sich die zerstreuende Vergnüglichkeit beliebig hindurchschlängeln kann, ohne aus ihrem Gerinne zu treten und ihr nicht zugewiesenen Boden zu occupiren; auch ist der Gehalt solcher Ausstellungen so voll lebendigen Getriebes, so mitten in die Gegenwart hinein und auf die Zukunft zielend, daß der Sinn des Besuchers keine allzu empfindliche Störung erfährt, wenn er zwischen ernster und heiterer Lebensbetriebsamkeit umherwandelt und den Schritt bald zu der einen, bald zu der anderen lenkt. Die Musik- und Theater-Ausstellung aber konnte absolut keine andere sein, als sie eben ist, eine Museums-Ausstellung, wohl sich mit der Gegenwart befassend, doch aber zumeist der Vergangenheit zugekehrt und für diese concentrirt sinniges Beschauen und eine Andächtigkeit der Stimmung fordernd, mit welcher das, was vorhin als „Weltlust" bezeichnet wurde, in schroffem Contraste stehen muß. Von dem ehrfürchtigen Beschauen des Schillerzimmers, der Goethe- und Lessing-Reliquien, von dem Umherwandeln zwischen den Büsten der französischen „Unsterblichen", von dem Hinhorchen auf das Wiedererklingen der Accorde großer Tonmeister oder auch nur von dem theaterwissenschaftlich prüfenden Betrachten und Vergleichen des Bühnenmaterials der Gegenwart hinweg mit dem nächsten Schritte schon plötzlich hineingerathen in das Drängen und Tollen eines „italienischen Nachtfestes" mit dem Confetti-Bombardement schlecht nachgemachter welscher Jünglinge und zweifelhafter südlicher Schönheiten — das ist denn doch ein allzu hartes Aneinanderstoßen gegensätzlicher Dinge im Raume. Man hat eben zu viel, oder richtiger zu

Digitized by Google

Verschiedenes gewollt, man hat sich mit einem zu großen Arbeits- und wohl auch Geldbudget belastet, das zu erschwingen alsdann nach Mitteln jeder Art gegriffen werden mußte, und man hat in Folge dessen die bewunderungswürdig gelungene Ansammlung eines geradezu unvergleichlichen Völkerschatzes durch zweifelhafte Zuthaten beeinträchtigt.

Der Gedanke war ja doch wirklich ein origineller und frappirender, wie er dem originellen und frappirenden Geiste der eigenartigen Frau entspricht, die ihren Autornamen darauf gesetzt hat. Von ihrem Vater, dem Grafen Sándor, dessen Reitertollheiten ihn in den dreißiger Jahren zum dualistischen Tageshelden für Wien und Pest machten, hat Fürstin Pauline Metternich den Trieb zu Extravaganzen des Sports, von ihrem Großvater, der zugleich ihr Schwiegervater war, dem Leiter der alten, österreichischen Hegemonie, einen starken Zug führenden, diplomatischen Talents geerbt; dazu kommt eine gewisse Neigung zum Phantastischen und eine tüchtige Portion gesunden Mutterwitzes, der sich gern über Alles, sogar über seine eigene Besitzerin lustig macht — sagte man ihr doch in Paris nach, daß sie sich selbst als „le singe à la mode“ bezeichnet habe — und so hat es die Fürstin zu Wege gebracht, daß die ganz entschiedene Unpopularität, welche sich von der Zeit ihrer Beziehungen zu den Tuilerien her an ihren Namen geknüpft hatte, sich hier in Wien zu völliger Popularität umgewandelt hat. Dieser weibliche Alcibiades mit dem nicht rastenden Drange, sich vor der Welt in Sicht zu stellen, hat nämlich auch das Talent des Alcibiades, sich den jeweiligen Verhältnissen und Besonderheiten des Schauplatzes anzupassen. In Paris hatte sie von den Appartements der Tuilerien heraus und von der Bühne des Schloßtheaters im Compiègne herab die Stadt mit dem Echo ihrer Einfälle und ihrer Improvisationen gefüllt; dazu war der Wiener Hof mit seiner fast bürgerlichen Einfachheit und häuslichen Stille nicht das geeignete Terrain, sie mußte sich also für den Actionsbetrieb ihrer Phantasie ein anderes suchen, und sie suchte es — auf dem Volksboden. Sie sann auf gleichzeitige Anregung und Beschäftigung für das Wiener Gemüth, für das Erwerbsbedürfniß und für die Lust an dem, was der Wiener „a Hetz“ nennt, und sie fand all das vereint in dem Wohlthätigkeitssport. Sie umgab sich mit einem Generalstab und einem kleinen Heer von Hülfsarbeitern, die sie aus ihren Standesgenossen, wie aus den gewöhnlichsten Sterblichen rekrutirte, sie hielt Jahr für Jahr Wien in Athem mit der gespannten Erwartung, was „heuer“ wieder kommen würde, bis, als das Neueste und noch nicht Dagewesene, die Musik- und Theater-Ausstellung kam. Nicht in seiner ganzen Höhe schoß der ganze Gedanke sogleich vor dem Blicke der Fürstin auf; nur eine Mozart-Ausstellung, allenfalls die ganze Culturperiode umfassend, hatte sie geplant zur Centenarfeier dieses liebenswürdigsten aller großen Musikschöpfer, und offenbar hatte sie dabei der überraschende Erfolg der vorjährigen, im Umfang so kleinen und in ihren Ergebnissen unerwartet wirkungsvollen Grillparzer-Ausstellung geleitet. In den Berathungen darüber aber erweiterte sich der Plan allmälig, und eines Tages stand die Theater-Ausstellung auf dem Programme. Wohin aber damit? Wien ist nicht reich an Ausstellungsräumen von nur einigermaßen mächtigem Umfange. Man dachte anfänglich an eine Combination vom Künstlerhaus und dem dicht daran gelegenen, nur durch einen grünen Intervall davon geschiedenen Palaste der „Gesellschaft der Musikfreunde“. Der Director der Stadtbibliothek, Dr. Glossy, der Organisator und Ordner der Wiener und Mitorganisator der deutschen Abtheilung, wies auf das Belvedere hin, welches, seitdem es seinen kostbaren Bilderinhalt an die Hofmuseen abgegeben hat, einer anderen Bestimmung harrt und für so hohen künstlerischen Zweck wohl zu erlangen gewesen wäre. Alle diese Vorschläge hatten eben den Charakter einer Museumsausstellung im Auge, der ein Abseits von dem allzu nahen Geräusche des Lebens bedingt. Mit einem Male aber flog das Schlagwort in den Kreis der Berathenden: „Die Rotunde“ — und damit war über die Ausdehnung der Ausstellung entschieden, über die Höhe des Kostenaufwandes und über die Nothwendigkeit, auf alle erdenklichen Mittel zur Deckung desselben bedacht zu sein. Das internationale Musik- und

Digitized by Google

Theater-Museum sollte von einer lebendigen Illustration umrahmt und umfaßt werden, der darinnen sich bergende stumme Inhalt draußen auf der Bühne des Ausstellungstheaters gewissermaßen in laute Action treten, und sich auch in der Musikhalle und in mannigfachem kleineren Beiwerke belebt darstellen. Zur ewig heiteren Kunst sollte sich das, nach altem Rufe, ewig heitere Wiener Leben gesellen zur gegenseitigen Unterstützung und einander in Anziehungskraft helfend und verstärkend.

Ein weitausgreifender Plan, der aber in diesem Entwurf und mit diesem Ziel keine Inconsequenz, keine Disharmonie und keine Stilwidrigkeit in sich trug, sondern im Gegentheil, wenn er dem Umrisse getreu ausgeführt wurde, einen Complex von ganz eigener, äußerlich liebenswürdiger und innerlich bedeutsamer Harmonie darstellen mußte, eine ideal-wienerische Schöpfung, wie man sie wirklich noch nirgends gesehen und wie sie eben nur hier ins Leben gerufen werden konnte. Nur war das nicht mehr eine Specialausstellung, sondern ein Collectivbegriff von Unternehmungen, deren jede für sich ihren wohlerwogenen und vorbereiteten Plan brauchte, um sodann zum Einklang aller zu gelangen. Die Ausstellungsbühne allein, wenn sie wirklich das werden sollte, wozu sie bestimmt sein mußte, erforderte ein systematisch durchgearbeitetes, genau zusammenhängendes Programm. Ein Werk der Improvisation konnte das nicht sein. Darum machten sich auch sofort im Rathe bedächtige Stimmen hörbar, welche den Aufschub der Ausstellung bis zum Jahre 1893 wünschten, um mit einem nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich festgestellten Werke vor die Welt treten zu können. Der sehr berechtigte Vertagungsantrag aber stieß auf widerstrebende Ungeduld, die den Ausschlag gab. Die Ausstellungsbauten stiegen wie über Nacht aus dem Boden, die Architekten arbeiteten mit der Märchengeschwindigkeit der Gnomen und der Heinzelmännchen — sie wurden fertig — warum sollte man also nicht anfangen können? Man fing denn auch wirklich an.

II.

In dem „stummen Museum" der Rotunde war das bald gethan; man brauchte nur die Thore zu öffnen und die Beschauer einzulassen, denn, ob auch noch Lücken klafften und mancherlei Unordnung herrschte, der sehenswerthen Kostbarkeiten aus den Schatzkammern des alten und des neuen Theaters waren schon genug da angesammelt, um Genuß und Anregung edelster Art bieten zu können. Das ermöglicht und durchgesetzt, Wien zum Sammelpunkt von künstlerischen Reliquien gemacht zu haben, zu denen sonst nach allen vier Windrichtungen gepilgert werden muß, das ist wohl das glänzendste Moment in der Thätigkeit der fürstlichen Unternehmerin, die hier das diplomatische Erbe des Großvaters zu staunenswerther Geltung brachte. Man muß nur die deutschen Theaterdirectoren erzählen hören von den Mitteln der Ueberredungskunst, welche in Anwendung gebracht wurden, um die anfänglich entschieden Abwehrenden für die Ausstellung zu gewinnen. Sogar das Schwierigste gelang der nicht abzuschreckenden noch abzuweisenden Dame, nicht in weitester Ferne bloß, sondern in nächster Nähe sich Theilnahme und Unterstützung zu erringen, was bekanntlich mitunter am wenigsten gelingt — bei den Wiener Hoftheatern nämlich, deren Directionen bereits mittelst ausdrücklichen Rescripts angewiesen worden waren, sich in keiner Weise an der Ausstellung zu betheiligen. Indessen vermochte die zäh ausdauernde Dame, daß mündlich revocirt wurde, was schriftlich angeordnet war, und die Hoftheater erschienen wirklich mit einer Separatcollection von Bildern und Probestücken ihrer bühnentechnischen und decorativen Kunst. So war, wie gesagt, das Rotunden-Museum gleich am ersten Tage wenigstens einigermaßen in der Verfassung, sich sehen lassen zu können, wenn auch die Gäste keinen rechten Bescheid darüber fanden, was sie eigentlich sahen. Denn Wochen und Monate vergingen, ehe die Kataloge mühsam und stückweise zum Vorschein kamen, so daß bei einer Unzahl von Objecten die angebrachten Nummern dem suchenden Auge wie Fragen ohne Antwort entgegenstarrten. Erst Ende Juli, also drei Monate nach der Eröffnung, wurden die Kataloge der Wiener und der österreichisch-deutschen Theater-Abtheilung fertig, und auch das hatte schon

Digitized by Google

dem Redacteur und den Mitarbeitern Arbeit genug gekostet, was nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß vom 20. Mai, um welche Zeit erst mit der Arbeit begonnen werden konnte, bis zu dem genannten Zeitpunkte, innerhalb zehn Wochen dreiundfünfzig Druckbogen hergestellt werden mußten. Schließlich aber war doch etwas zu sehen da, Vieles sogar, Schönes und Bedeutsames, und man konnte getrost hier zur Eröffnungsfeier einladen.

Womit aber das andere Museum, das Ausstellungstheater eröffnen? Hier zeigte sich am ersten Tage gleich, und viel früher noch, alle Mißlichkeit der programmlosen Improvisation. Erst wenige Wochen vorher war man überhaupt dahin gelangt, sich über die Persönlichkeit eines artistischen Directors zu einigen, dem es dann in der kurzen Spanne Zeit allerdings nicht einmal möglich gewesen wäre, leitende Gesichtspunkte festzustellen, eine überschauende und für die ganze Ausstellungsperiode reichende Organisation des Repertoires vorzunehmen und in dasselbe einen einheitlichen Gedanken zu bringen. Der einstige Director des Carltheaters und der Hofoper, derzeit Mitdirector des Wiedner Theaters, Franz Jauner, übernahm zu solch äußerstem Termin die mäßig lockende Aufgabe und sah sich in einer Zwangslage, die wenig Aussicht auf freie Bewegung ließ. Theils fand er fertige Abmachungen vor, theils war es zu spät, deren überhaupt zu treffen, und man sah die Tage kommen, an welchen das Theater gewissermaßen von der Hand in den Mund werde leben müssen. Herrn Jauner drohte nicht die Gefahr und winkte nicht die ehrgeizige Hoffnung, erproben zu können, wie weit er der Mann sei, außer einem hervorragenden Regietalente auch den weiten Blick für die Gliederung eines literatur- und kunsthistorischen Unternehmens zu bethätigen — denn er hatte ganz einfach gar nicht die Zeit dazu. Das erwies sich unmittelbar bei dem ersten Schritte, den er als Director versuchte. Daß Berlin als die Theater-Concurrenzstadt Wiens in der Wandelreihe der auswärtigen Bühnenvorstellungen den Vortritt haben müsse, das war ein Ergebniß des natürlichen Empfindens und zugleich richtigen Erwägens; aber Jauner dachte zunächst an das Berliner Hoftheater, das sich schauspielerisch und decorativ den Wienern mit Wildenbruch's „das heilige Lachen" präsentieren sollte. Graf Hochberg zeigte sich auch dem Plane geneigt — aber die Zeit war zu kurz, um die nöthige Verständigung mit den Künstlern zu treffen, deren einige auf ihren Urlaub verzichten und ihre Urlaubspläne hätten abändern müssen. So wurde das Uebereinkommen mit dem Deutschen Theater getroffen, welches den Reigen der Vorstellungen beginnen sollte — aber nicht gleich am ersten Eröffnungsabend, wie es dennoch geschah, sondern am zweiten. Und hier tritt zum Unterschied von der classischen Bühne der Alten, auf welcher das Satyrspiel den Schluß bildete, dieses gleich an den Anfang in Form einer ganz exquisiten, kleinen Coulissen- und Boudoircomödie, die eben wieder echt „wienerisches", allerdings nicht ideal-wienerisches Gepräge trug.

Man hatte es als etwas Selstverständliches erwartet, daß das „Burgtheater", die anerkannt erste und officielle Repräsentanz der Wiener Schauspielkunst, bei der Eröffnung eines Ausstellungstheaters die Honneurs machen müsse, und der erste Abend war den Hofschauspielern reservirt gewesen. Diese jedoch hatten sich von vornherein gegen die Ausstellungsidee schroff ablehnend verhalten, und die Zumuthung vollends, daß sie „im Prater spielen sollten", wurde, dem traditionell aristokratischen Charakter der „Burg" entsprechend, überhaupt nicht zur Discussion gestellt, sondern kurzweg abgewiesen. Darauf kam ein Festspiel nach dem Entwurfe einer aristokratischen Dame in Vorschlag, welches aber auf den Widerstand der „Ausstellungsfürstin" stieß — und darüber entspann sich nun ein Coulissen-, Salon- und Zeitungskrieg, mit so burlesker Wichtigthuerei geführt, wie derlei eben in Wien gerade so gerne behandelt wird. Haben wir doch ein paar Wochen darauf wieder einen ähnlichen Froschmäusekrieg, der zu einer förmlichen Ausstellungskrise führte, erlebt über die Frage, ob ein Blumencorso mit elektrischer Beleuchtung arrangirt werden könne oder nicht! Genug, man mußte schließlich froh sein, daß Herr L'Arronge mit dem „Deutschen Theater" sich für den Eröffnungsabend opferte. Es war auch leider ein Opfer und eine

Digitized by Google

Opferung. Mit Goethe's „Stella" sich bei einem Publicum von dem fast südlichen Temperament des Wieners einführen zu wollen und daran die Kunst der mitgebrachten Schauspieler messen zu lassen, war eine mißrathene und unbegreifliche Idee des Berliner Directors, der doch in Wien wahrhaftig kein Fremdling ist und das Terrain hätte besser kennen müssen. Noch gefehlter aber war's von dem Director und seinem ersten tragischen Schauspieler, von Kainz, das Drama sofort aufzugeben, sich schmollend in die tragischen Gezelte zurückzuziehen und den schauspielerischen Ruf Berlins und speciell des „Deutschen Theaters" ausschließlich durch die Comödie mit Engels an der Spitze vertreten zu lassen, die das allerdings mit durchschlagendem Erfolge that. In raschem Tempo stießen nun Deutsche, Franzosen, Czechen und Italiener mit wirklich interessanten, internationalen Bühnenwettspielen aneinander. Dabei gab es eine Seperatconcurrenz, welche die Franzosen sich selber machten: der classische Stil der „Comédie Française" hatte mit dem fin de siècle-Stil des verwegensten Pariser Lebens und Bühnenrealismus zu kämpfen, den die sicherste Virtuosin desselben, Mme. Réjane vertrat. Man kann leider nicht sagen, daß es der Classicismus war, der aus diesem Kampfe als Sieger hervorging und noch weniger behaupten, daß nur die „Geschmacksfrivolität" unserer „verderbten Zeit" die Schuld daran trug. Die Verehrer des „Théâtre français" mochten wohl auch heute von der unvergleichlich gebliebenen Darstellung des großen, alten Repertoires entzückt sein, und die Molière'schen Lustspielkleinode desselben bewährten auch diesmal ihren Glanz — aber kein Mensch konnte sich verhehlen, daß im Großen und Ganzen der Ruhm der „Comédie" etwas verstaubt erschien, daß nicht bloß in den Gesichtern manches ersten Mitgliedes, sondern in der Gesammtphysiognomie leisere oder deutlichere Spuren des Alters bemerkbar wurden, wie dies ja schließlich das kaum abwendbar scheinende Schicksal aller officiellen „ersten Theater" ist, ob sie nun den Titel des Hofs oder den der Nation führen. Wie war das gleich ein anderes Leben — mochte man's nun bedauerlich oder erfreulich finden — als hinter der künstlerischen Grandezza mit keckem Cancansprunge die Muse der jüngsten „Comédie parisienne" auf die Bühne setzte. Nicht das Publikum nur jubelte, die ernsthaftesten Kritiker analysirten in gründlichen Artikeln die Kunst der Réjane, auf das Sopha zurückgelehnt mit den dramatisch beseelten Füßchen die Polster einen halben Act lang zu mitspielenden Factoren zu machen oder im tollenden Tanze dem Zuschauer die angenehme Emotion zu bereiten, wie die Grenze immer überschritten zu werden droht und doch nicht überschritten wird. Die nie erloschene Liebhaberei der Wiener für das französische Theater, welche durch die „Comédie française" eine empfindliche Abdämpfung erlitten hatte, flammte, gleich einer alten Liebe, durch das Funkensprühen dieses kecken Pariserthums wieder auf. Zwischen die beiden Franzosen-Abtheilungen hatte sich, gewissermaßen die allerjüngste „Allianz der Nationen", die czechisch-französische, symbolisirend, das Prager Nationaltheater geschoben — als eine wahrhaft freudig überraschende Erscheinung aber, und zwar in jeder Richtung, der künstlerischen sowohl, wie in Bezug auf das Verhältniß der Rassen und Völkerstämme zu einander. Hier gewann die oft genug, ja zumeist sich als hohl erweisende Phrase von dem ausgleichenden und versöhnenden Einflusse der Kunst wirklichen Gehalt, Augenblicksgehalt wenigstens, und Wien zeigte sich einmal wieder in seiner ganzen Liebenswürdigkeit. Eine geradezu enthusiastische Bewegung hatte das Publikum erfaßt, man drängte sich förmlich zu den Czechen, man schien es gewissermaßen wie eine innere Erlösung, wie ein erleichterndes Aufathmen zu empfinden, daß man sich einmal mit dem Czechenthum anders befassen konnte, als in dem widerwärtigen Gezänke von Alt- und Jungczechen. Es war in der That ein culturgeschichtlicher Moment, dessen Aufleuchten nicht dadurch an klärender Kraft verlor, daß er blitzartig vorüberzuckte. Dabei hatte, um den künstlerischen Punkt zu berühren, die czechische Musik das entschiedene Uebergewicht über das Schauspiel und wurde auch, wohl in richtiger Erkenntniß dessen, von dem Prager Director, dem tüchtigen und einsichtsvollen Subert, in den Vordergrund gerückt. „Die verlorene Braut", die komische Musteroper Smetana's speciell, hat sich damit die

Wiener und voraussichtlich wohl auch die deutsche Bühne überhaupt erobert. Das Schauspiel zeigte, wenn auch nur vereinzelt Hervorragendes, im Ganzen doch die gelenke und bewegliche, impulsiv-dramatische Veranlagung, welche die slavische Volksnatur in verwandtem Grade mit der romanischen besitzt, und in welcher sie beide, das ist nicht zu leugnen, der deutschen überlegen sind, sowie ja auch die Magyaren dramatisches Blut in den Adern haben.

Auch die Ungarn sind bereits, indirect wenigstens, auf der Ausstellungsbühne zum Worte gekommen, nicht schauspielerisch, sondern dichterisch. Es ist mittelst einer sinnreichen deutsch-wienerisch-magyarischen Coalition, die das persönliche Werk Director Jauner's war, gelungen, jenes eigenartige Stück in Scene zu setzen, welches die Ungarn als die Höheleistung ihrer gegenwärtigen dramatischen Dichtung bezeichnen — der „Tragödie des Menschen" von dem in der Tragödie seines eigenen Lebens vereinsamten Dichterphilosophen Madách. Seit Jahren schon hatte Herr Jauner dieses Stück in der Uebersetzung von Ludwig Dóczi, dem dichterischen Vermittler zwischen Cis- und Transleithanien, als sein Eigenthum an sich gebracht und versucht, das Werk des ungarischen Poeten in die außerungarische Bühnenwelt zu bringen. Aber in Wien klopfte er überall vergebens an. Der hiesige Theaterboden ist gerade derzeit kein günstiger für dergleichen Experimente, und Pollini in Hamburg war der erste deutsche Director, der es mit dem „unsicheren" Stücke wagte und das Wagniß nicht zu den verlorenen zu zählen hatte. Nun wurde Jauner Director des Ausstellungstheaters, und sein erster Gedanke war natürlich „die Tragödie des Menschen". Aber woher das Geld für die Inscenirung nehmen? Das Ausstellungscomité wollte so wenig davon hören, wie bisher jede andere Wiener Direction; da fand Jauner's ruhelos suchender Kopf den Ausweg. Im großen, das heißt im kostspieligen Style einstiger aristokratischer Mäcene betreibt einer der ersten Cavaliere Ungarns, Graf Nikolaus Esterhazy, seit Jahren den Theatersport — merkwürdiger Weise neben dem Rennsport — er unterhält sein eigenes Schloßtheater, und bedrängte Theaterdirectoren in der Residenz selbst haben wiederholt, und nicht ohne Erfolg, bei ihm Hülfe gesucht. Das war der Mann, wie er zu einem solchen Unternehmen nöthig. Nicht die theatralische Fiber allein, sondern mehr noch die nationale wußte Jauner in ihm zu erregen, und eines Tages saßen die beiden Herren im Eisenbahncoupé und fuhren gen Hamburg, wo der Graf sich von der Bühnenwirkung der „Tragödie des Menschen" überzeugen sollte. Er kam, sah — und Jauner hatte gesiegt. Der Dreibund wurde in Hamburg geschlossen, Pollini unternahm mit seinen Schauspielern die Expedition nach Wien, und der Graf trug das ganze Geldrisico für Gagen und Decorationen. Länger als zwei Wochen hindurch ist die „Tragödie des Menschen" in Wien bei vollen Häusern, trotz der größtentheils recht mittelmäßigen Darstellung, gespielt worden. Sie hat einen starken Curiositätserfolg gehabt, nicht der oberflächlichen, äußerlichen, sondern der inneren, geistigen Neugier und des Reizes an ungewöhnlich, wenn man will, dilettantisch Geformtem, aus welchem scenenweise die ganze Kraft einer eigenthümlichen Dichternatur spricht. Mit dem kritischen Schlagworte der „Faustcopie", das sich ja doch nur auf Aeußerlichkeiten beziehen kann, ist dieses Werk nicht abzuthun, dessen eingehendere Erörterung allerdings nicht in den Rahmen dieser Skizze gehört. Jedenfalls waren diese Aufführung und die Vermittlung der näheren Bekanntschaft mit den Czechen wirkliche Verdienste um die Erweiterung der internationalen Theaterkenntniß. Auch die darauf folgenden Vorstellungen der „Compagnia comica Goldoniana" mit ihrem nicht künstlich und theoretisch großgezogenen, sondern gesundem und aus dem Leben selbst quellendem Naturalismus würden in weit intensiverem Maße gerade nach dieser Richtung haben wirken können, wenn nicht die dem ganzen Ausstellungsunternehmen aufgezwungenen kleinlichen Bedenken und Sorgen sich hier ebenfalls hemmend und schädigend erwiesen hätten. Die Italiener konnten ihr eigentliches Goldoni'sches Repertoire deshalb nicht spielen, weil die Stücke den ganzen Abend in Anspruch genommen hätten und man, um eine vermeintliche Mehreinnahme zu erzielen, durchaus höchst fragwürdige

Digitized by Google

Balletdivertissements daran hängen wollte. Wirklich wurde die Reihe der internationalen Spiele auf Wochen hin durch ein einheimisches Ballet unterbrochen, von dem man sich Wunder versprach, materielle nämlich, ohne daß dasselbe für die eigentliche Aufgabe des Theaters auch nur das Mindeste zu bedeuten haben konnte. Der ohnedem nur fragmentarisch zusammengeknüpfte Programmfaden erschien damit vollends durchrissen, und wenn auch am ferneren und fernsten Ausstellungshorizonte die italienische Oper unter Mascagni's Leitung, eine polnische Oper, oder eigentlich ein Gesammtgastspiel von Allerweltssängern polnischer Geburt, das kroatische und das ungarische Nationaltheater in Sicht waren, so wurde doch damit an der Thatsache nichts geändert, daß das Ausstellungstheater nicht zur Klarheit über seine Aufgabe gelangt ist, daß es bei all dem Interessanten, das es unbestreitbar darbot, des leitenden Gedankens entbehrte und sich darauf beschränken mußte, nach Einzelerfolgen zu haschen und ihrer habhaft zu werden. Die Wiener Bühnen vollends widerstrebten der Theilnahme an dem dramatischen Wettkampfe, die Hoftheater hielten sich in vornehmer Exclusivität gänzlich ferne, die Privattheater begnügten sich, episodenhaft verschwindend, an einigen wenigen Abenden vorüberzugleiten.

III.

Es gab nur eine natürliche, selbstverständliche und von aller Welt erwartete Programmidee — der Gedanke, welcher die Ausstellung in der Rotunde veranstaltet hatte, mußte in dem ad hoc erbauten Gelegenheitstheater seine lebendige Illustration finden. In großen Zügen und in den markantesten Phasen seines Werdens mußte die Entwicklung des Theaterwesens verkörpert, nicht bloß greifbar, sondern auch hörbar vors Auge treten. Die griechische, die römische Bühne konnten gezeigt werden, die Spiele des Mittelalters, die Shakespeare-Bühne, die höfischen Schauspiele, Alles, was eine Hauptetappe in dem Werdegang unseres Theaters bezeichnet. Das wäre in einen geschlossenen Cyclus zusammenzufassen gewesen, der sich zu mehrmaliger Wiederholung hätte bringen lassen; denn derartige Cyclen, wenn sie nur einigermaßen bedeutsamen Inhaltes und die Spannung von dem einen zu dem anderen Abend rege zu erhalten geeignet sind, finden immer ihr aufmerksames und getreues Publikum. Man hat es an den Shakespeare-Cyklus Dingelstedt's erfahren, welchem die „Theaterpraktiker" der vorgesetzten Behörden alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg legten und jedes erdenkliche Deficit prophezeiten. Dingelstedt ließ sich dadurch nicht irre machen, arbeitete getrost weiter, und der Cyklus, der doch gewiß schwersten Kalibers war, gewiß doch ohne jedwede „leichte Pikanterie", hatte sofort seine anhängliche und zahlreiche Gemeinde gesammelt und die mächtige Sanction der Mode errungen. Es gehörte alsbald zum guten Ton, die Königsdramen ganz und insgesammt gesehen zu haben, und der Cyklus wurde und blieb eine Repertoirestütze, bis nach dem Tode Dingelstedt's die regelmäßige Wiederholung unterbrochen wurde, was beim Theater immer einen vollständigen Abbruch der Wirkung bedeutet, da diese auf Continuität beruht. Unzweifelhaft hätte auch ein solcher dramatischer Spaziergang durch die verschiedenen Theaterzeiten seine lebhaft bereite und eifrig daran theilnehmende Gesellschaft gefunden. Erschien aber dieses Programm zu umfangreich und zu weit auslangend, so konnte man sich speciell auf das Wiener Theater beschränken und die Geschichte desselben in einer Reihe von acht oder zehn Vorstellungen in den prägnantesten Gestaltungen, mit den bezeichnendsten und populärsten Persönlichkeiten als ein zusammengehöriges Ganze vorführen. Das wäre nicht bloß für die Einheimischen, sondern auch für die Fremden von anziehendem Interesse gewesen, man hätte den Cyklus ein paar Male wiederholen und dazwischen immer ein charakteristisches und bedeutsames Gastspiel auswärtiger Bühnengesellschaften einschieben können. Es hätten genau die nämlichen Gäste kommen können, welche man jetzt gesehen, aber durch einen derartigen stabilen Stützpunkt hätte das ganze Repertoire einen dauernden Rückhalt gewonnen, und das Theater wäre als ein von der Ausstellung untrennbares und in ihr functionirendes Organ derselben erschienen, während es jetzt außerhalb stand und ebensogut

Digitized by Google

ganz weggedacht werden konnte. Aber das Vorbereiten eines solchen Planes, das Durchdenken und Gliedern desselben, die Ausarbeitung der einzelnen dramatischen Theile, die Heranziehung der dazu nöthigen Kräfte, das Alles hätte von lange her schon in Angriff genommen sein müssen und war in der knappen, eben nur für die Improvisation ausreichenden Frist nicht zu bewerkstelligen. Ja wie es scheint, hatte man nicht einmal die Zeit, auch nur die Idee zu discutiren, denn es ist doch wirklich kaum zu erklären, daß auch nicht einmal der Versuch gemacht wurde, das, was in der Rotunde von der Vergangenheit des Theaters in schriftlicher und bildlicher Darstellung gezeigt wird, nun auch in lebendiger Gestalt vorzuführen.

Doch nein, wir begehen ein Unrecht; der Versuch ist gemacht worden — steht denn nicht die Hanswurstbühne da aufgeschlagen, das kleine, roh gezimmerte Theaterchen mit dem primitiven rothen Vorhang, den „Bratelgeigern" im spärlichen Orchester, den ungehobelten Zuschauerbänken, getreulich nachgebildet den Traditionen der alten Zeit, mitten auf dem durch die Phantasie des Architekten und die Kunst des Häuserbildners wieder emporgestiegenen Wiener Stadtplatze, auf dem Hohenmarkt! Und jetzt fliegt auch schon das rothe Vorhänglein auseinander, und Hanswurst erscheint in bewußtester Leibhaftigkeit, die Peitsche schwingend — einer unserer derbsten Volkskomiker ist's, eine Art Miniaturausgabe des seligen Wenzel Scholz, nur noch corpulenter und kurzathmiger als dieser im Tone und grobkörniger im Spaße, der kleine, wohlbeleibte Gottsleben — brausendes Gelächter begrüßt ihn, begleitet jedes seiner Worte, ja jeden seiner gurgelnden, unartikulirten Laute. Hanswurst lebt, Hanswurst ist da, der Versuch einer Belebung der theatergeschichtlichen Ausstellungsidee ist also doch gemacht worden, und Hanswurst-Gottsleben ist der einzige sichtbar gewordene Träger dieser Idee. Allen Ernstes, es ist so, es liegt ein wirklicher Gedanke in dieser Copie der Hanswurstbühne mit ihrer Reconstruirung des alten Repertoires und der Heranziehung noch weiterer, späterer Typen der alten Wiener Volkspoße, wie des Rathsdieners „Klapperl" und des reise-abenteuerlichen „Staberl", dessen Tradition sich noch bis an den Rand der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts erstreckt. Wie aus der Hanswurstbühne die Theaterkunst emporkeimte, so war in dem Einfall, dieses Hanswursttheaterchen hinzustellen, der ganze Plan enthalten, der in dem Vorangegangenen angedeutet worden ist; es blieb indessen beim Hanswurst. Daß in diesem aber ein unzerstörbar populärer Kern steckt, gibt sich instinctiv dadurch zu erkennen, daß an allen Straßenecken die Hanswurstfigur uns mit breitem Lachen entgegen blinzelt, um zum Besuche der Ausstellung einzuladen, deren stärkste Lockung für die Masse wirklich doch von Alt-Wien, vom Hohenmarkte her winkt.

Alt-Wien! Ja, wahrhaftig, da ist es, da lebt es! Nicht die wunderlichen, den historischen Sinn traulich anheimelnden Häuser mit den Fensterchen und Erkerchen und den kleinen, niedrigen Kaufläden, die nur leider, wieder um des lieben Geldes willen, der Geschäftsreclame zum Ausgebot modernsten Tandes preisgegeben wurden; nicht der wieder erstandene Nachtwächter, der die Stunden ausruft und ausbläst, und der „Harfenist", der, wie zur Zeit der Voreltern, unter dem kleinen Thorbogen hockend, die Saiten „zupft" — nein, nicht Alt-Wien ist zu den Menschen von heute herüber-, sondern diese erscheinen nach Alt-Wien zurückversetzt. Man tritt aus der, zwischen Rotunde und Theater sich dehnenden, vom hellen und grellen Lichte der Neuzeit überflutheten Avenue, dem Corso der Gesichts- und Herzenseitelkeiten, nach der Seite einlenkend, durch das dunkelgewölbte Stadtthor auf den, in der Mittagssonne selbst mit einem leisen Schatten überzogenen Platz, und Alles draußen ringsum, die ganze Ausstellung mit sammt der ganzen Gegenwart, liegt hinter dem Rücken, und man ist nicht bloß in Alt-Wien, sondern unter dem von Schiller besungenen Alt-Wiener Völkchen der Phäaken, dem sich heute noch immer der Bratspieß dreht, wenn auch mitunter kein Braten daran ist. Da sitzt es unter dem lauschigen Gemisch von Baumwipfeln und Dachgiebeln bei den „Schrammeln" und den „Grinzingern", den, gleich verzogenen Salonvirtuosen, gehätschelten Volksvirtuosen auf der „Winsel" und dem „pickfüßen Hölzl" — Geige und Clarinette — da wird in die Hände gepatscht und mit den Füßen

Digitized by Google

unterm Tisch der Takt dazu getreten, da wird selig die just beliebte Weise mitgesummt und das Auge schwimmt in Verzückung, und in der Bierfluth alles Uebrige. Höchstgeborene Herren, Prinzen von Geblüt, und vornehme Damen, deren Stammbäume weit über Alt-Wien hinausragen, konnte man da ohne alle Unterschiedlichkeit neben dem „Ungeborensten" sitzen sehen, was allerdings eigentlich wieder mehr „demokratisches Jahrhundert" war — aber es geschah doch nur im gemeinsamen Alt-Wien-Taumel. Man konnte hier Abend für Abend Leute finden, die noch keinen Blick in die Rotunde geworfen hatten. Entlegene Vorortler, die draußen gewöhnt waren, ihre Abende bei den „Schrammeln" zuzubringen, kamen herüber in die Ausstellung und zahlten ihr Entrée, nicht um die Ausstellung zu besuchen, sondern um gewohnter Weise ihr Bier bei den „Schrammeln" zu trinken. Sie sind's noch immer, sie können's wenigstens noch immer sein, zum Wohle, zum Uebel, das Phäakenvölklein an der schönen blauen Donau! Da wenigstens handelten die Ausstellungsleiter klug, als sie den Vorschlägen des jungen Architekten Marmorek Gehör gaben, der sich erbot, in Wien zu versuchen, was bei der Pariser Ausstellung mit dem Aufbau des alten Bastillenplatzes geschehen war, und der mit der Schaffung des Hohenmarktes die Wiener von der Gemüthsseite faßte und sie dadurch mit solcher Macht herzog, daß er sie von der Ausstellung zum Theile förmlich abzog.

„Helfe, was helfen kann." Die Ausstellung mußte erhalten werden, mochte es selbst auf Kosten der Ausstellung geschehen. Und dabei war zwischen Alt-Wien und ihr doch wenigstens ein loser Zusammenhang, den die kleine Hanswurstbühne repräsentirte, es war ein geschichtliches und ein künstlerisches Moment in dieser anmuthenden und interessanten Reconstruction der Vergangenheit. Und wenn das Ausstellungsganze dadurch eben jenen individuellen Zug bekam, der sie, bei aller Internationalität, zu einer speciell „wienerischen" machte, so war's doch ein sympathisch gewinnender und nicht schrill von dem Ganzen abstechender Zug. Es wurde aber noch gar mancherlei Anderes versucht und ausgeführt, was das Unternehmen mitunter bis zur Unkenntlichkeit entstellte und ihm das Aussehen eines einzigen großen Vergnügungsetablissements, von zuweilen sogar sehr gemischtem Charakter, gab. Die Zeitungen mußten sich tagtäglich mit spaltenlangen officiellen und nicht-officiellen Bulletins, Schilderungen und Personenverzeichnissen der diversen Lustbarkeiten füllen, welche sich in ununterbrochener Reihe auf die Fersen traten, so daß dieser Theil der Berichterstattung unfreiwillig in den Vordergrund gedrängt wurde und der eigentliche Gegenstand ernster Besprechung für das flüchtige Zeitungspublicum in den Hintergrund rückte. Einer der wissenschaftlichen Organisatoren der Ausstellung klagte ganz unumwunden, daß, nach den Artikeln der auswärtigen, zumeist der deutschen, Zeitungen zu urtheilen, die Ausstellung draußen viel ernster genommen und viel eingehender behandelt werde, als hier in Wien. Aber wie gesagt, nicht den Wiener Zeitungen darf dieser Vorwurf gemacht werden, sondern den Umständen und Verhältnissen und den dieselben in erster Linie beeinflussenden Persönlichkeiten. Damencorsos, Blumenpromenaden, „Rendezvous der Strohwittwer", „italienische Nachtfeste", Feuerwerke, Trabrennen und Radwettfahren, denen sogar das der Musik geweihte Terrain der Tonhalle überantwortet wurde — ja, das Unglaubliche kam vor, ein Kunstwettfahren in der Musikhalle! Freilich hätte gerade sie am wenigsten solche Preisgebung verdient, denn sie hat ihre Aufgabe erfüllt und in ihr ist der Ausstellungsgedanke, so weit er die Musik betraf, am lebendigsten geworden.

IV.

Zwei Erscheinungen in der Musikhalle vor allen haben etwas Tiefgehendes und Bewegendes gehabt: die niederländischen Sänger und der Newyorker „Arion". Die Niederländer wirkten, gleich den Czechen im Ausstellungstheater, überraschend wie eine Offenbarung, während die amerikanischen Sänger sich sofort von einer ungeheuren Popularität umbraust fanden, denn das Völkervereinigende der Kunst kam durch ihre Fahrt über den Ocean und die Verwandtheit der Töne überwältigend zum Ausdruck. Beides war, was Alles außerhalb der Rotunde hätte sein sollen, der in lebendige

Digitized by Google

Action getretene Ausstellungsgedanke. Fürs Ohr lebendig aber blieb es immer in der Musikhalle, und jeder Tag brachte etwas Neues, was entweder ein Moment culturgeschichtlichen Interesses ergab, wie beispielsweise das historische Concert der sechshundert Waisenkinder, oder des internationalen Vergleiches, wie die vorüberziehende Reihe auswärtiger Dirigenten. Ein Wogen von Musik war's, das keine Ebbe kannte, in der Halle drinnen, wie außerhalb derselben, denn auch da, bei den Musikproductionen im Freien, lösten die verschiedenen Kapellen einander ab — daß Wien in überragend und unbestreitbar höherem Maße, als eine erste Theaterstadt, eine erste Musikstadt geblieben, dieser eindringlichen Ueberzeugung mochte sich wohl Niemand entziehen können. Eine zugleich sinnige und pompöse Idee, für Wien die führende Repräsentanz in der Musikausstellung in Anspruch nehmen zu dürfen, war es denn auch, sie durch keine geringer gestellten Leute eröffnen zu lassen, als durch das regierende Fürstenhaus, durch die Musiker aus der kaiserlichen Familie. Den durch das Hauptportal der Rotunde Eintretenden grüßt und empfängt sofort das „Intérieur Habsburg-Lothringen," der Hofpavillon mit der Gruppe der fürstlichen Tonschöpfer oder ausübenden Musiker und ihrer künstlerischen Helfer und Genossen. Sie haben hier den Vortritt und den ersten Platz genommen, gemäß ihrer Würde und in vornehmer Bescheidenheit, als wollten sie nichts wegnehmen von dem weiteren Raume, der den eigentlichen Fürsten der Tonkunst gehört, und keinen Eingriff thun in die Weihe der Pietät, mit welcher an die Mozart-, die Beethoven-, die Schubert-, die Liszt- und Chopin-Zimmer, an die Reliquien Sebastian Bach's, Haendel's, Haydn's, Gluck's und Wagner's herangetreten wird. Wagner vermittelt den Uebergang zu den Musikern der Neuzeit, in systematischer Anfügung an die vorangegangenen Epochen vereinigen sie sich mit diesen zu einem Ganzen, welches die Musikabtheilung der Rotunde als eine wirklich musterhafte Organisation erscheinen läßt.

Wenn die Theaterabtheilung und speciell der Haupttheil derselben, die deutsch-österreichische minder planvoll geordnet erschien und dadurch an Uebersichtlichkeit nicht wenig eingebüßt hat, so hat der Redacteur der Cataloge für die deutsch-österreichische und die Wiener Sammlung, der schon erwähnte Director der Wiener Stadtbibliothek, Dr. Glossy, in den Vorreden zu den beiden Katalogen mit sachter Redewendung, aber doch ohne Beschönigung, die Ursache dieses selbstempfundenen Mangels angegeben. In dem Vorwort zum Wiener Cataloge heißt es nämlich: „Es lag Anfangs nicht im Plane der Fachabtheilung für deutsches Drama und Theater, in der Ausstellung eine örtliche Trennung Wiens von den übrigen Gruppen vorzunehmen, vielmehr sollte die Stadt, welche in der deutschen Theatergeschichte eine hervorragende Stellung einnimmt, im Gesammtbilde des deutschen Bühnenwesens auch den Mittelpunkt der Theaterausstellung bilden. Der Ausführung stand aber eine Reihe von Hindernissen entgegen . . . ." Und dann wird, wo von dem Specialplane für den Wiener Separatraum die Rede, weiter gesagt: „Nachdem die kaiserl. und königl. Generalintendanz der kaiserl. königl. Hoftheater sich die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der ihr unterstehenden Bühnen vorbehalten hatte und daher ein gemeinsames Zusammenwirken ausgeschlossen war . . . ." In dem Vorwort zu dem deutsch-österreichischen Katalog ist ferner zu lesen, daß nach den Beschlüssen einer im Januar in Wien versammelt gewesenen Conferenz hervorragender Fachmänner, welche den von Dr. Glossy entwickelten Plan für die Gemeinsamkeit der österreichischen und der deutschen Abtheilung angenommen hatte, zwei „Wunschlisten" in sechshundert Exemplaren an die in Betracht kommenden Persönlichkeiten und öffentlichen Sammlungen versendet wurden, durch deren würdigende und hülfreiche Beachtung der Grund gelegt werden solle „zu einer künftigen umfassenden Katalogisirung der auf das Drama und Theater Bezug habenden Werke." Diese Wunschlisten hätten aber nur theilweise den erwarteten Erfolg gehabt, und so sei die Wiener Arbeit überaus erschwert worden, und man habe sich mit dem Erreichbaren und factisch Erreichten bescheiden müssen. Das ist allerdings nicht wenig gewesen und, was auf der einen Seite als Hinderniß erschien, hat anderseits manches Treffliche zu Tage gefördert. Die Separatausstellung der beiden Wiener Hoftheater hat ein in sich

Digitized by Google

geschlossenes Ganzes von ernster Bedeutung für die Theatergeschichte geliefert, wozu sich der, von der Generalintendanz herausgegebene Katalog der gesammten in ihrem Besitz befindlichen Bilder und Personalnotizen ein werthvolles dramaturgisches Beiwerk bildet. Dieser Katalog, mit den erwähnten beiden anderen, mit dem vom Prager Professor Guido Adler redigirten Musikkatalog und den Specialregistern der einzelnen fremdländischen Abtheilungen zusammengenommen, liefert für die zukünftige Arbeit der Theatergeschichte ein Material, das hinterlassen zu können die Ausstellung wohl als eine ihrer schätzbarsten Leistungen betrachten darf. Den einheitlichen Ueberblick aber, wie gesagt, haben der Separatismus und die lückenhafte Unterstützung vereitelt. Organisch gegliedert erscheint nur noch die Wiener Specialabtheilung, insoweit dies der Ausschluß der Hoftheater möglich machte, und die literaturgeschichtlich in Druck und Bild gezeigte Entwicklung des deutschen Theaters bis zur Neuzeit. Diese selbst dagegen ließ sich wohl kaum anders, als sehr fragmentarisch darstellen, und fragmentarisch mußten auch die ausländischen Abtheilungen sein, unter denen neben der russischen die französische sich des stärksten Zuspruchs zu erfreuen hatte, nicht nur wegen der Präponderanz, die das Theater der Franzosen nun einmal unbestritten ausübt, sondern auch wegen der überaus geschmackvollen Anordnung. Mit einem eigenthümlichen Gefühl von Vertrautheit zugleich und Respect betrat man diesen merkwürdig stylisirten und drapirten Raum, aus dessen Nischen die Büsten Corneille's, Racine's, Molière's, Voltaire's, Rousseau's hervorschauten, während von den Wänden her die jüngeren Bekannten, Dumas und Sardou, Alfred de Musset und Georges Sand, Victor Hugo und Alphonse Daudet, Rachel, Sarah Bernhardt, Got und Coquelin grüßten.

Von dem russischen Theater hatte man etwas Fremdartiges und volksthümlich Individuelles erwartet; in Wahrheit aber erwies es sich nach dem allgemeinen europäischen Zuschnitt geformt, in Nüancen höchstens unterschieden und in Aeußerlichkeiten vielleicht reicher, das heißt strotzender ornamentirt. Aus dem Nebeneinander dieser nach Ländern und Völkern getheilten Einzelausstellungen ergab sich überhaupt für den Beschauer, was ihm auf andrem Wege vielleicht niemals so deutlich geworden wäre, daß nämlich in das moderne Theaterwesen immer mehr ein einheitlicher, allgemein gültiger Zug gekommen ist, daß nicht nur die Bühnentechnik gewissen einheitlichen Regeln folgt, und Decorationen, Maschinerien und Kostüme in dem einen Lande genau so aussehen, wie in dem anderen, sondern daß auch das Schauspielerthum und selbst die dramatische Dichtung der Nationen gleichsam nur eine und dieselbe, allen verständliche Sprache spricht, ein Proceß, der noch nicht abgeschlossen scheint — vorausgesetzt, daß nicht etwa der jüngste dramatische Realismus, welchem der Dialect und Jargon als ein unbedingtes Erforderniß von Kunst und Natur gilt, störend dazwischen fährt und nicht jeder Nation bloß, sondern jeder Stadt ihr eigenes Drama gibt.

Wird die Wiener Theaterausstellung Resultate haben? Unmittelbare gewiß nicht, und solche waren von ihr auch nicht zu erwarten, weil sie nicht, wie eine Gewerbeausstellung etwa, mit praktischen Fingerzeigen und neuen Erfindungen in die Zukunft zu deuten vermochte. Nur zeigen konnte sie, was war, was ist, was erreicht wurde, wie man's erreichte, und darauf allein mußte sie sich beschränken. Welcherlei Zukunftsanregungen sie dennoch gegeben haben mag, entzieht sich der Berechnung. Allenfalls läßt sich jetzt schon mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß ihr eine Pariser Theaterausstellung folgen wird, welche, wie man sagt, der ehemalige Director der großen Oper, M. Gailhard, schon fertig im Kopfe hat. Jede nachfolgende wird natürlich von den Fehlern der vorangegangenen profitiren; aber trotz all' ihrer Fehler war es doch ein origineller und merkwürdiger Gedanke, diese wienerisch internationale Musik- und Theaterausstellung.

Sigmund Schlesinger.

Digitized by Google

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Vor einiger Zeit verlautete bereits in zuverlässiger Weise, daß die russische Regierung die Anregung zu handelspolitischen Verhandlungen mit Deutschland gegeben habe. Diese Initiative Rußlands war jedoch so wenig mit annehmbaren positiven Vorschlägen verknüpft, daß die deutsche Reichsregierung nur in der Lage war, über ihre principielle Geneigtheit zu derartigen Verhandlungen keinen Zweifel bestehen zu lassen. In jüngster Zeit ist diese Angelegenheit nun durch weitere Schritte Rußlands in eine Phase getreten, die, auch wenn man keineswegs hochgespannte Erwartungen hinsichtlich des zu erzielenden Erfolges hegen darf, doch immerhin den Schluß gestattet, daß sich auf handelspolitischem Gebiete ein wesentlich freundlicheres Verhältniß zwischen den beiden Nachbarstaaten anbahnen wird. Sehr bemerkenswerth ist vor Allem, daß die russische Regierung in dem Memorandum, das ihr Botschafter in Berlin, Graf Schuwalow, dem deutschen Staatssecretär des Auswärtigen überreichte, in aller Form erklärt, sie könne nunmehr ihre bisherige Zollpolitik ändern und erachte den Zeitpunkt für gekommen, wirthschaftliche Vereinbarungen mit Deutschland zu treffen. Es wird sich aber zeigen müssen, welches Aequivalent Rußland zu bieten bereit ist, sobald Deutschland die ihre Spitze gegen den östlichen Nachbarstaat richtenden Differentialzölle aufheben sollte. In dem erwähnten Memorandum wird an die deutsche Regierung zugleich die Aufforderung gerichtet, anzugeben, für welche Waaren und in welchem Umfange ihr eine Herabsetzung der russischen Zölle erwünscht wäre.

Wie Rußland hauptsächlich ein Interesse hat, in Zukunft, sobald erst das durch die Hungersnoth im eigenen Lande nothwendig gewordene Getreideausfuhrverbot wieder aufgehoben werden kann, seinen Bodenproducten das deutsche Absatzgebiet von Neuem zu erschließen, unterliegt andererseits keinem Zweifel, daß insbesondere die deutsche Eisenindustrie darauf Gewicht legen muß, für ihre Erzeugnisse die hohen Eingangszölle nach Rußland wesentlich ermäßigt zu sehen. Wenn nun in glaubhafter Weise versichert wird, daß von hoher Stelle den russischen Eisenindustriellen in Aussicht gestellt worden sei, die ihnen gewährten Schutzzölle würden eine Reihe von Jahren hindurch aufrecht erhalten werden, so werden sich doch wohl Mittel und Wege finden lassen, um einen modus vivendi herbeizuführen, bei dem auch die russischen Interessen keinen Schaden erleiden. Sicherlich ist die Initiative Rußlands nicht pour les beaux yeux Deutschlands erfolgt, muß vielmehr jedenfalls auf sehr reale eigene Bedürfnisse zurückgeführt werden. So wird es eben darauf ankommen, sorgfältig abzuwägen, welche Zugeständnisse auf der einen Seite gegen solche auf der anderen gemacht werden können. Wenn es irgend ein Gebiet gibt, auf dem das bekannte Wort: do ut des in vollem Maße berechtigt erscheint, so ist es unzweifelhaft dasjenige handelspolitischer Vereinbarungen. Nur wird man in Deutschland gut daran thun, bei der Abwägung der eigenen Zugeständnisse die Ergebnisse nicht zu überschätzen, die von einem wirthschaftlichen Ab-

Digitized by Google

kommen mit Rußland erwartet werden dürfen. Nicht minder verfehlt wäre es, hochpolitische Conjecturen an das Entgegenkommen Rußlands zu knüpfen. Allerdings darf daran festgehalten werden, daß der Zar nach wie vor friedliche Gesinnungen hegt; eine Auffassung, die auch aus Anlaß der Begegnung Kaiser Alexander's III. mit dem deutschen Kaiser in Kiel sich mit Fug geltend machte. Wenn damals sogar betont wurde, daß bei dieser Kaiser-Zusammenkunft von russischer Seite erklärt worden wäre, der Zar würde Elsaß-Lothringens wegen keinen Krieg führen, so braucht man nicht gerade an eine solche formelle Erklärung zu glauben, um im Hinblick auf die friedliche Gesinnung des Kaisers Alexander III. zu wissen, daß die Eventualität eines derartigen russischen Krieges ohnehin ausgeschlossen ist. Zugleich darf hervorgehoben werden, daß, wie die Begegnung der beiden Souveräne in Kiel eine neue Friedensbürgschaft war, auch die gegenwärtigen Verhandlungen zwischen den beiden Nachbarstaaten über eine handelspolitische Vereinbarung demselben friedlichen Zwecke dienen.

In Frankreich wird man von gewisser Seite nicht ermangeln, das Mißtrauen Italiens und Oesterreich-Ungarns durch die Legende erregen zu wollen, daß Deutschland eine Annäherung an Rußland versuche und selbst an der Tripelallianz rüttle. Der wirkliche Thatbestand liegt jedoch nach den von russischer Seite gewährten Aufklärungen so deutlich vor Aller Augen, daß die Absicht solcher Ausstreuungen sofort erkannt werden muß. Dagegen läßt sich sehr wohl eine Verstimmung derjenigen Elemente in Frankreich begreifen, welche bereits seit geraumer Zeit das Bündniß mit Rußland escomptirt haben. Der Ungeduld dieser Elemente, mit denen auch die Panslavisten in Rußland und anderwärts sympathisiren, entsprach wohl am meisten der vor einiger Zeit vom Pariser „Figaro" veröffentlichte Artikel: Alliance ou Flirt?, in dem nicht ohne eine gewisse melancholische Resignation ausgeführt wurde, daß seit der Flottenzusammenkunft in Kronstadt der Worte genug gewechselt wären, und daß man nun endlich Thaten sehen wollte. Falls jedoch nicht alle Anzeichen trügen, werden sich die französischen Chauvinisten ebenso wie die Panslavisten auch in absehbarer Zukunft mit dem „flirt" begnügen müssen. Als ein eigenthümlicher Vorgang darf bezeichnet werden, daß, wenn im Hinblick auf das europäische Friedensbündniß Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und Italiens von einer aus Frankreich, Rußland und dem Papste bestehenden „zweiten Tripel-Allianz" die Rede ist, Leo XIII. in der That eifrig genug für eine solche Combination zu wirken scheint. War bereits die Gemeinschaft der radikalen französischen Republik und des autokratischen Zarenreichs, vom Gesichtspunkte der Geschichtsphilosophie aus betrachtet, ein merkwürdiges Phänomen, so bedeutete der unvermittelt jähe Anschluß des Papstthums an Frankreich eine noch größere Ueberraschung. Während die französischen Radikalen in der Budgetcommission der Deputirtenkammer unablässig dahin wirken, daß das auf dem Concordat beruhende Cultusbudget beseitigt werde, ist der Papst nicht minder rastlos bemüht, für dieselben republikanischen Einrichtungen Propaganda zu machen, unter denen der Ausspruch: le cléricalisme, voilà l'ennemi! zum geflügelten Worte geworden ist. Wie Leo XIII. in seinen Kundgebungen an die französischen Cardinäle und Bischöfe stets von Neuem an diese die Aufforderung richtet, sie möchten ihren Anschluß an die republikanischen Einrichtungen, an die von Gott eingesetzte Regierung vollziehen, erachtete er auch für geboten, denselben Standpunkt bei einer Unterredung zu betonen, die er unlängst mit einer französischen Socialistin, Madame Séverine, hatte. Diese Unterredung ist aber vor allem deshalb charakteristisch, weil sie beachtenswerthe Rückschlüsse auf die Absichten gestattet, von denen der Papst sich bei seinem Verhalten gegenüber der französischen Republik leiten läßt. Anknüpfend an die deutschfreundlichen Kundgebungen des lothringischen Pfarrers Jacot, der die Grundsätze Leo's XIII. in Bezug auf die französische Republik als die von Gott eingesetzte Regierung auch auf das Verhältniß der Elsaß-Lothringer zum Deutschen Reich übertragen wissen will, fragte Madame Séverine, ob der lothringische Priester sich in der That auf die päpstliche Autorität berufen dürfte. Es mag nun dahingestellt bleiben, ob der Pariser „Figaro" die Antwort Leo's XIII. mit diplomatischer Treue wiedergegeben hat. Da jedoch diese Aeußerungen, die von

Digitized by Google

der gesammten französischen Presse abgedruckt wurden, keine authentische Wiederlegung gefunden haben, darf angenommen werden, daß Leo XIII., wie versichert wird, das Verhalten des lothringischen Pfarrers Jacot beklagt, obgleich dieser doch lediglich die Nutzanwendung der päpstlichen Vorschriften für die französischen Katholiken hinsichtlich Deutschlands gezogen hat.

Wie kann es nun aber geschehen, daß der Papst seine eigenen Grundsätze in Bezug auf Deutschland verleugnet? „Ich liebe Frankreich," soll der Papst hinzugefügt haben, „ihm wenden sich meine Augen stets zu, wenn meine Stimme sich tief aus dem Hintergrunde meiner Gemächer erhebt, in denen ich seit fünfzehn Jahren umherirre, ohne sie je verlassen zu können." Hier liegt allem Anschein nach der Schlüssel für das Verhalten Leo's XIII. Frankreich gegenüber; die Liebe für Frankreich wird mit der Legende von der Gefangenschaft des Papstes, mit dem Verluste der weltlichen Macht und den Hoffnungen auf ihre Wiedergewinnung in unmittelbaren Zusammenhang gebracht. Im Vatican weiß man aber sehr wohl, daß von den Mächten des Dreibundes nicht das Geringste für diese Wiederherstellung erwartet werden darf. Wie das geeinte Italien an Roma capitale! als dem hauptsächlichsten Bindegliede seiner nationalen Wiedererstehung festhält, haben Deutschland und Oesterreich-Ungarn ihrem Bundesgenossen für alle Eventualitäten mit der Unverfehrtheit des Landesgebietes auch den dauernden Besitz der Hauptstadt selbst gewährleistet. So erklärt sich der Anschluß der römischen Curie an die französische Republik, die einzige Macht, die im Falle internationaler Verwicklungen das Ideal des Clerikalismus verwirklichen könnte.

Frankreich hegt allerdings andere Phantasien, deren Realisirung es gerade so von Rußland erhofft, wie die russischen Panslavisten das Project eines Bündnisses mit Frankreich vor Allem von dem Gesichtspunkte aus betrachten, daß ihre Orientpolitik dadurch zu einem glücklichen Ziele geführt werden soll. Dieser circulus vitiosus, in dem sich die dem europäischen Friedensbündnisse entgegengestellte neue „Tripelallianz" bewegen würde, genügt vollständig, um deren gesammte Tendenz zu kennzeichnen. Jeder dieser Alliirten ließe sich durch egoistische Bestrebungen leiten, die ohne schwere kriegerische Verwicklungen niemals durchgeführt werden könnten, so daß es mit voller Genugthuung begrüßt werden darf, wenn der Zar, seiner persönlichen friedlichen Anschauung gemäß, gegenüber allen diesen Stimmen maßvolle Zurückhaltung beobachtet.

Wie leicht gerade in Frankreich die öffentliche Meinung sich zu leidenschaftlichen Aufwallungen hinreißen läßt, und zwar auch dann, wenn es sich nicht um Deutschland handelt, zeigte sich erst in diesen Tagen wieder, als die Meldungen über einen Conflict mit dem unabhängigen Congostaate eintrafen. Obgleich auf Grund der Mittheilungen der belgischen Presse jetzt bereits als feststehend gelten kann, daß die Tödtung einiger Franzosen durchaus nicht der Regierung des Congostaates zur Last gelegt werden darf, vielmehr durch Eingeborene in einem Gebiete herbeigeführt worden ist, das nicht zur unmittelbaren Machtsphäre des erwähnten Staates gehört, ergehen sich zahlreiche französische Blätter doch bereits in den heftigsten Schmähungen gegen den König der Belgier selbst. Daß König Leopold II. im unabhängigen Congostaate mit den größten eigenen Opfern ein hervorragendes Werk der Civilisation anstrebt und zum Theil schon verwirklicht hat, daß es seiner Initiative zu verdanken ist, wenn die auf die Beseitigung der Sklaverei im dunklen Erdtheile abzielenden Bemühungen vielfach große Förderung gefunden haben, wird in den Betrachtungen dieser Blätter geflissentlich verschwiegen. Allerdings darf zur Ehre der französischen Regierung angenommen werden, daß diese selbst die Sprache der Presse mißbilligen wird. Daß der Minister des Auswärtigen, Ribot, von der Regierung des unabhängigen Congostaates Aufklärungen erbeten hat, kann nicht überraschen; weniger wahrscheinlich ist, daß er bereits eine bestimmte Genugthuung fordert; muß doch eben erst die Verantwortlichkeit für die Tödtung französischer Unterthanen festgestellt werden, insofern überhaupt von einer solchen Verantwortlichkeit unter den obwaltenden Verhältnissen die Rede sein kann. Die maßlosen Aeußerungen französischer Blätter rechtfertigen es jedenfalls, wenn ihnen Nebenabsichten in dem Sinne zugeschrieben werden, daß Frankreich, längst schon auf den unabhängigen

Digitized by Google

Congostaat eifersüchtig, diesem Schwierigkeiten bereiten möchte, in der Hoffnung, früher oder später selbst den werthvollen Besitz jener ausgedehnten, trotz der jüngsten Zusammenstöße mit den Arabern zukunftreichen Gebiete erlangen zu können.

Erfreuliche Lichtblicke gegenüber solchen Begehrlichkeiten, die schlecht im Einklange mit den Versicherungen von der fortschreitenden Civilisation stehen, bilden die Columbus-Feierlichkeiten, die gegenwärtig in verschiedenen Ländern stattfinden oder vorbereitet werden. Wie Spanien und Italien gewissermaßen den Auftakt gegeben haben, rüsten sich insbesondere die Vereinigten Staaten von Amerika für diesen friedlichen Wettbewerb, bei dem es gilt, das Andenken eines der kühnsten Forscher, eines der größten Männer aller Zeiten zu feiern. So universal ist die epochemachende Bedeutung des Columbus, daß sogar der Papst und der König von Italien, die im Uebrigen die schroffsten Gegensätze repräsentiren, sich einig in dem Gedanken fanden, dem Entdecker Amerika's ihre Huldigung darzubringen. Könnte man doch sogar behaupten, daß dieser Zug der am meisten charakteristische für die nunmehr begonnenen Jubiläumsfeierlichkeiten ist. Allerdings wird Columbus von dem Papste in dessen an die italienischen, spanischen und amerikanischen Bischöfe gerichteten Rundschreiben für die katholische Kirche in Anspruch genommen, wie denn auch nicht bestritten werden kann, daß Jener, gemäß der damals herrschenden Zeitströmung, das religiöse Moment gewissermaßen in den Vordergrund rückte, indem er dem Könige Ferdinand und der Königin Isabella von Spanien versicherte, daß ihr eigener Ruhm sich zur Unsterblichkeit erheben würde, wenn sie der katholischen Lehre in so fernen Ländern eine Stätte bereiteten. Papst Leo XIII. führt daher in seinem Schreiben an den Episkopat Italiens, Spaniens und Amerikas unter Anderem aus, daß eine ganz eigenartige Veranlassung vorliege, zu Ehren der „unsterblichen That" eine Erinnerungsfeier zu begehen. „Columbus ist nämlich," heißt es dann weiter, „einer der Unsrigen. Man braucht nur ganz kurz sein Augenmerk darauf zu richten, aus welcher Ursache er sich hauptsächlich entschlossen hat, das dunkle Meer zu erforschen, und auf welche Weise er an die Ausführung seines Entschlusses gegangen ist, so kann man nicht im Zweifel darüber sein, daß die Haupttriebfeder bei seiner Unternehmung und deren Durchführung sein katholischer Glaube war, und so verdankt auch in dieser Hinsicht die Menschheit der Kirche viel." Man wird jedoch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß Columbus, indem er insbesondere kirchliche Rücksichten für seine großartigen Pläne geltend machte, eben klar erkannte, daß auf diese Weise am besten gewisse Bedenken zerstreut werden könnten. Ohne Gewicht darauf zu legen, daß der Entdecker Amerika's auch sehr weltliche Vortheile ins Auge faßte, darf man doch bei der Beurtheilung dieser welthistorischen Persönlichkeit nicht außer Betracht lassen, daß das Genie des Forschers sicherlich eine ganz andere entscheidende Wirkung ausgeübt hat, als der Wunsch, das Christenthum inmitten der Heiden zu tragen. Lediglich einen solchen Wunsch zu verwirklichen, hätte Columbus auch in den bereits entdeckten Ländern ausreichende Gelegenheit gefunden. Jedoch soll mit der katholischen Kirche nicht gerechtet werden, wenn sie den Columbus für sich in Anspruch nimmt; nur ist das Eine sicher, daß seine unsterbliche That mittelbar zur Befreiung der Geister von jedem Joche beigetragen hat. Deshalb sind alle Diejenigen in vollem Maße berechtigt, das Andenken des Entdeckers von Amerika festlich zu begehen, die von dem Jahre 1492 an den Beginn einer neuen Zeit, einer Culturentwicklung datiren, deren segensreiche Wirkungen auch in absehbarer Zukunft nicht erschöpft werden können.

Als ob die Ironie der Weltgeschichte diejenigen ad absurdum führen sollte, die einen Columbus, welcher der ganzen Menschheit angehört, für eine bestimmte Partei eingeschworen bezeichnen möchten, hat sich gerade beim Beginne der Jubiläumsfeierlichkeiten in Spanien ein charakteristischer Vorgang abgespielt. Da Columbus am 3. August 1492 mit seinen drei Karavellen „Santa Maria", „Pinta" und „Niña" von dem Hafen von Palos absegelte, war seit geraumer Zeit in Aussicht genommen, das vierhundertjährige Jubiläum mit der Feier dieses Tages zu beginnen. Eine nach altem Muster erbaute Karavelle sollte beim Morgengrauen, von den aus Anlaß der Festlichkeiten versammelten spanischen und ausländischen Kriegsschiffen

Digitized by Google

salutirt, die Mündung des Rio Tinto verlassen und wie seiner Zeit die „Flotte" des Columbus in den Atlantischen Ocean hinaussegeln. Dieser weltliche Theil der Feier vollzog sich auch mit einiger Verspätung gemäß dem festgestellten Programme. Dagegen erfuhr gerade der kirchliche Theil dieses Programmes eine unliebsame Störung. Mit dem spanischen Marineminister hatten sich die Vertreter und Schiffscommandanten fremder Regierungen in der Kirche von Palos eingefunden, um daselbst der angekündigten feierlichen Messe beizuwohnen. Das vom Papste an die spanischen Bischöfe gerichtete Schreiben gestattete den Schluß, daß dieser religiöse Theil sich besonders glänzend gestalten würde. Daher es denn allgemeines Erstaunen erregen mußte, als der mit dem Lesen der Messe betraute Priester ausblieb, so daß die Erschienenen nach mehrstündigem vergeblichen Harren sich zurückzogen. Spanische Blätter berichten, daß über diesen eigenthümlichen Vorgang zwischen dem Marine- und dem Cultusminister lebhafte Erörterungen stattgefunden haben: sicherlich wird aber auch im Vatican Verstimmung darüber herrschen, daß die päpstliche Kundgebung an den Episkopat gerade in Spanien im entscheidenden Augenblicke sich unwirksam erwiesen hat. Dieser Zwischenfall wird vom Papste um so übler empfunden werden, als alle Anzeichen dafür sprechen, daß die weltliche Columbus-Feier in Genua, die durch die Anwesenheit des italienischen Königspaares einen besonderen Glanz erhalten wird, sich voraussichtlich zu einem bedeutsamen Erfolge für das geeinte Königreich Italien gestaltet.

Die meisten Nationen werden durch ganze Geschwader oder einzelne Kriegsschiffe repräsentirt sein, und es ist besonders bezeichnend, daß neben der deutschen auch die französische Flagge bei diesem zu Ehren des Genuesen Columbus veranstalteten friedlichen Feste wehen wird. Mag immerhin hervorgehoben werden, daß die französische Regierung nur ein Gebot der internationalen Courtoisie erfüllt, wenn sie bei Gelegenheit des Besuches König Umberto's in Genua in die benachbarten Gewässer einen Theil des Mittelmeergeschwaders entsendet, zumal bei der Anwesenheit des Präsidenten der Republik Carnot in Toulon daselbst auch ein italienisches Geschwader zur Begrüßung erschienen ist; Thatsache bleibt doch, daß das Gouvernement der Republik den Drohungen der radicalen französischen Organe nicht gewichen ist. Diese betonen nämlich, daß das Eintreffen eines französischen Geschwaders auf der Rhede von Genua und das Zusammentreffen mit den Kriegsschiffen der Mächte der Tripelallianz mittelbar eine „Huldigung" für diese bedeuten würde. Präsident Carnot bewies aber auch hier wieder seinen Takt und staatsmännischen Blick, indem er sich durch die „Verwarnungen" eines Theils der Presse keineswegs einschüchtern ließ. Sind es doch gerade französische Blätter gewesen, die, ehe festgestellt war, daß ein Theil des Mittelmeergeschwaders zur Begrüßung des Königs von Italien vor Genua erscheinen würde, geflissentlich verbreiteten, Crispi und seine Anhänger, die in der gegenwärtigen Regierung wieder maßgebenden Einfluß ausübten, wären bemüht, um sich Deutschland gefällig zu erweisen, das Eintreffen französischer Kriegsschiffe zu hintertreiben. Auch diese Organe werden nunmehr durch die Ereignisse widerlegt. Ueberdies braucht kaum besonders erwähnt zu werden, daß die öffentliche Meinung in Deutschland es nur mit Genugthuung begrüßt, wenn ein französisches Geschwader den friedlichen Gesinnungen der eigenen Regierung bei einer solchen Gelegenheit Ausdruck verleiht.

Stets von Neuem betont werden muß, daß die Regierung in Frankreich für die Auswüchse der öffentlichen Meinung, wie sie sich auch soeben aus Anlaß der Columbus-Feierlichkeiten in Italien zeigen, durchaus nicht verantwortlich gemacht werden darf. Allerdings glauben die französischen Radicalen eine Art Neben- oder Zukunftsregierung darzustellen, welche sich für berufen erachtet, der officiellen ihr Verhalten vorzuschreiben. Dies äußert sich auch mit Rücksicht auf die durch die jüngsten Wahlen in England hervorgerufene Umgestaltung der dortigen politischen Verhältnisse. Die Mehrheit von vierzig Stimmen, die dem liberalen Parteiführer Gladstone zugefallen ist, gilt den französischen Radicalen als ein von ihnen selbst errungener Erfolg, der nicht bloß eine Schwächung der Tripelallianz, sondern auch die Beseitigung des englischen Einflusses in Aegypten und anderwärts im Orient herbeiführen würde. Hierbei wird nur über-

Digitized by Google

ſehen, daß Gladſtone, abgeſehen von ſeinen liberalen Anhängern, auch auf die Unterſtützung der Irländer und der Arbeiterdeputirten angewieſen iſt. Wie die Letzteren ihren ſocialiſtiſchen Wählern weitgehende Verſprechungen gemacht haben, werden auch die Irländer in demſelben Augenblicke abſchwenken, in dem die Verwirklichung von Home-rule ihnen verweigert werden würde. Die Adreßdebatte im engliſchen Parlamente hat bereits gezeigt, wie wenig geklärt die Anſchauungen gerade mit Beziehung auf die iriſche „Heimathsregierung“ ſind. Der Schatzkanzler im Cabinet Salisbury, Goſchen, durfte mit Fug hervorheben, daß die Mehrheit der Bevölkerung von Großbritannien bei den Wahlen ſich von Neuem gegen die iriſchen Forderungen ausgeſprochen habe und daß Gladſtone nicht über eine geſchloſſene Regierungsmehrheit verfüge, da er ſich keineswegs der Zuſtimmung aller unabhängigen iriſchen Nationaliſten oder der Arbeiterpartei verſichert halten dürfte. Durchaus zutreffend betonte der bisherige Schatzkanzler zugleich, daß, falls Home-rule vom Parlamente angenommen werden ſollte, die iriſche Partei der Mehrheit des Königreiches ihren Willen aufgezwungen haben würde. Eine bedeutſame Rolle wird bei dieſen parlamentariſchen Kämpfen das Oberhaus ſpielen, ſo daß dort Lord Salisbury bei der Adreßdebatte geltend machen konnte, wie der Antheil des House of Lords an der Geſetzgebung hinter demjenigen des Unterhauſes nicht zurückſtände. Lord Salisbury gab dann noch der Hoffnung Ausdruck, das Oberhaus werde der ihm obliegenden ernſten Aufgabe die gewohnte Weisheit und Entſchloſſenheit entgegenbringen und „keinen neu erfundenen Theorien und eingebildeten ſpeculativen Lehren“ geſtatten, es den großen Grundſätzen abtrünnig zu machen, auf denen das Reich begründet ſei, und durch die allein es erhalten werden könne. An Deutlichkeit ließ dieſe Aufforderung, die Home-rule-Bill abzulehnen, jedenfalls nichts zu wünſchen übrig. Inzwiſchen hat ſich das Cabinet am 16. Auguſt conſtituirt; Gladſtone ſelbſt leitet es als Erſter Lord des Schatzes und Großſiegelbewahrer. Das hauptſächliche Intereſſe mußte ſich auf die Frage concentriren, wer als Staatsſecretär des Auswärtigen in das neue Miniſterium eintreten würde. Da nun Lord Roſebery das wichtige Amt übernommen hat, darf im Hinblick auf die ganze Vergangenheit dieſes Staatsmannes angenommen werden, daß Englands auswärtige Politik im Weſentlichen dieſelbe bleiben wird wie unter Lord Salisbury. Insbeſondere wird Lord Roſebery Sorge dafür tragen, daß die gegenwärtige bewährte Verwaltung Aegyptens in ihren Grundzügen aufrechterhalten bleiben wird.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Brehm's Thierleben.

Brehm's Thierleben. Dritte, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. Pechuel-Loesche. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1890—1892.

Die neue Auflage von Brehm's Thierleben hat mit dem eben erschienenen sechsten Bande, welcher die Darstellung der Vögel abschließt, die erste Hälfte des berühmten Werkes zum dritten Male in die Hände der Leser geliefert. Das ist ein Ereigniß von nicht nur bibliographischer Bedeutung. Der „große Brehm" ist ein Volksbuch, das Jeder kennt, Jeder liebt und schätzt, aus dem wir Jüngeren alle in der Schule schon unsere ersten zoologischen Kenntnisse uns erwarben, das uns dann im Leben weiter geleitet und gefördert hat und zur selbständigen Beobachtung des Thierlebens dergestalt anregte, daß viele von uns selber die eine oder andere neue Thatsache dem Herausgeber zur weiteren Verwerthung mittheilen konnten. Und in dem letzteren Umstand zeigt sich so recht die Wirkung des Buches auf die weitesten Kreise. Es ist für sie ein Mittelpunkt für alle zoologischen Interessen geworden. Freilich der Weg, den es eingeschlagen hat, um zum Herzen des Volkes zu dringen, ist ein von dem üblichen grundverschiedener gewesen. Die Vertreter der zoologischen Wissenschaft auf den Hochschulen, an den Instituten und Sammlungen haben fein säuberlich die Thiere zergliedert, präparirt, ausgestopft, beschrieben, classificirt und vieles Hochverdienstliche für die Thierkunde gethan. Aber all' das, so nothwendig und ersprießlich es war, blieb doch in gewissem Sinne todt. Fördert die Anatomie die Menschenkenntniß? Lassen sich aus ihr die Triebfedern menschlicher Handlungen erschließen? Eben so wenig lehrt uns die zünftige Zoologie das Thierleben verstehen und in der Mannigfaltigkeit thierischer Lebensäußerungen ordnende Gesetze auffinden. Und doch stehen uns die Thiere nicht so fern, als daß wir nicht ein besonderes Interesse daran hätten, ihre Lebensäußerungen zu erforschen und mit den unsrigen zu vergleichen. Wissen doch, wie unser Brehm richtig betont, alle mit den Ergebnissen der zeitgenössischen Thierkunde vertrauten Männer, daß in der Thierreihe obenan als erste Ordnung, erste Familie, einzige Gattung der Mensch steht und daß es in unserer Zeit als selbstverständlich gilt: unmittelbar hinter dem Homo sapiens folgt der Gorilla oder der Orang Utang. „Denn der Mensch ist nichts mehr und nichts minder als ein Säugethier oder ein Thier mit rothem eigenwarmen Blute, dessen Junge von ihrer Mutter gesäugt werden, und jede Mutter, welche mit namenloser Wonne ihrem Kinde sich hingibt und so das schönste Bild des Menschen darstellt, beweist, daß sie der ersten Classe des Thierreiches angehört; ja auch jeder, selbst der unwissenschaftlichste Beobachter gesteht zu, daß zwischen dem Menschen und dem Schimpansen die Aehnlichkeit größer ist, als zwischen dem Affen und dem Pferde oder Rinde." Wollen wir erkennen, so müssen wir vergleichen können. Und dazu ist in unserem Falle die erste Bedingung, daß

Digitized by Google

wir auch eine genaue Kunde von den Lebensäußerungen der Thiere uns erwerben. Aber unsere Zeit hat noch einen anderen wichtigen Gesichtspunkt geschaffen. Die Form aller lebendigen Wesen ist für uns nicht mehr eine von vornherein gegebene, sondern eine im Laufe der Zeit erst gewordene. Ob eine Thierspecies bestehen, sich fortpflanzen und sich weiter entwickeln konnte, hing von den Mitteln ab, die sie im Kampfe ums Dasein aufzuwenden im Stande war, im Kampfe ums persönliche Dasein und ums Dasein der Art. Dieser Kampf ist aber nicht nur in früheren Zeiten geführt worden, er wird noch täglich ausgefochten, und seine Siege und Niederlagen sind in dem Bestande der Lebewesen mit untrüglicher Wahrheit verzeichnet. Wen sollte es nicht locken, diesem Kampfe zuzusehen oder wenigstens sich von ihm erzählen zu lassen? Die Zeitungen berichten ihren Lesern täglich, wie „weit hinten in der Türkei" oder irgendwo im Innern Afrikas die Völker aufeinanderschlagen. Was ihre häufig verständigeren Genossen und Stammesbrüder, die Thiere, unternehmen, dürften jene Leser mit größerem Genuß und nicht geringerem Nutzen aus dem einzigen Brehm erlernen. Und dabei werden sie sehen, daß sie am meisten über diejenigen Thiere Neues erfahren, welche sie am Besten zu kennen glauben. Sie sollen nur Artikel wie die über das Pferd, den Hund, die Katze, die Maus, das Eichhorn, ja über Gans und Ente lesen: und sie werden staunen über die Fülle des Neuen und Wissenswerthen, das ihnen da geboten wird. Ganz zu schweigen von den großen Aufsätzen, durch welche uns wichtige, uns nicht durch tägliche Beobachtung nahestehende Thierarten vor Augen geführt werden. Was wüßten wir, trotz unserer zoologischen Gärten, vom Affen, Löwen, Tiger, Elephanten, von Geiern, Adlern und unzähligen anderen vielgenannten Thieren ohne Brehm's classische Schilderung? Denn es ist hinlänglich bekannt, daß Brehm ein Meister des Wortes ist und daß er es wie Wenige versteht, mit geradezu körperlicher Anschaulichkeit zu beschreiben. Und er hat in seinem Styl Etwas, das für unser Gedächtniß gleichsam wie ein Widerhaken wirkt, so daß sich die gewonnene Erkenntniß unserem Erinnerungsschatze nicht mehr entziehen läßt. Wenn er z. B. die verbreitete Meinung als irrig zurückweist, daß der Geier sich wesentlich durch den Geruchsinn zur Auffindung des Aases leiten ließe, wenn er vielmehr zeigt, wie dieser Vogel erst durch das Gewimmel der Raben auf seine Nahrung aufmerksam gemacht wird, und dann schließt, das Gesicht sei der vorzüglichste und wichtigste Sinn des Geiers, es sei allein das *Auge*, das ihm das *Leben* ermögliche, so hat er eine bedeutungsvolle Thatsache auf eine ebenso einfache als unverlierbare Weise ausgesprochen. „Die von Plinius erwähnte Sage", läßt er den Grafen von der Mühle bemerken, „daß Aeschylos durch eine von einem Adler auf seinen kahlen Kopf geworfene Schildkröte erschlagen worden sei, entbehrt durchaus nicht der Wahrscheinlichkeit. Denn häufig ergreift dieser Adler eine Landschildkröte, erhebt sich mit ihr in die Luft, läßt sie auf einen Felsen fallen und wiederholt dies so oft, bis sie zerschellt, worauf er sich daneben hinsetzt und sie verzehrt." Wer vergißt durch das geschickte Citat je, wie kühn und gewandt der Adler seine Beute bewältigt, jener königliche Vogel, vor dessen Angriff nicht einmal die eisenharte Schale der Schildkröte schützt. Es ist müßig, solche Beispiele zu häufen. Jede Seite bringt sie in großer Zahl. Der Schatz von Kenntnissen, welcher durch Brehm spielend vermittelt wird, der Genuß, den die Lectüre des Werkes gewährt, die Erquickung, welche das Auge durch die mit seltener Kunst gezeichneten und mit meisterhafter Technik wiedergegebenen Abbildungen erfährt, stehen in ihrer Vereinigung sicher unübertroffen da. Der neue Herausgeber, Herr Pechuel-Lösche, hat uns den alten Brehm erhalten, und durch Hinwegräumung mancher Irrthümer, durch Hinzufügung neuen Wissens ihn doch im guten Sinne modern gemacht. Die Verlagshandlung hat das Werk mit so solider Pracht in die Welt gehen lassen, daß es auch, rein äußerlich betrachtet, Achtung und Anerkennung in hohem Maße verdient. Mit froher Zuversicht darf man ihm zurufen: Habeat suum fatum!

W. F.

Digitized by Google

β. **Geschichte der Philosophie** von W. Windelband, Professor an der Universität Straßburg. Erste bis dritte Lieferung. Freiburg i. B. 1890. 1891. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr.

„Das Lehrbuch, welches ich hier dem Publicum und in erster Reihe der akademischen Jugend biete, will ausdrücklich eine Geschichte nicht der Philosophen, sondern der Philosophie sein. Diese Aufgabe hat auch die Form des Buches bestimmt. Ich habe nicht nur das biographische, literargeschichtliche und bibliographische Material auf den denkbar knappsten Raum beschränkt, sondern ich habe mich auch von dem üblichen Schema, wonach die Geschichte der Lehren an die Reihenfolge der philosophirenden Personen geknüpft zu werden pflegt, frei zu machen gesucht, um in der Hauptsache nur eine Geschichte der Probleme und der zu ihrer Lösung erzeugten Begriffe zu geben." In diesen Worten seiner Vorrede hat der Verfasser den obersten Gesichtspunkt, der ihn bei Abfassung seines Werkes geleitet hat und damit die eigenartige Bedeutung dieses letzteren treffend charakterisirt. Was besonders anzieht, ist die souveräne Sicherheit in der Beherrschung des Gegenstandes, die ruhige Objectivität der Darstellung und die lichtvolle Klarheit in der Auseinandersetzung des inneren und äußeren Entwickelungsganges und der philosophischen wie culturgeschichtlichen Bedeutung der Probleme. Wir kommen nach Vollendung des Werkes darauf zurück.

κγλ. **Die Geisterhypothese des Spiritismus und seine Phantome.** Von Eduard von Hartmann. Leipzig, Wartig. 1891.

Denker, denen die Welt aus unbewußtem Urgründe vorblüht, haben stets eine gewisse Neigung zur Mystik in sich getragen. So Schopenhauer und sein Schüler Hartmann. Letzterer schrieb bereits im Jahre 1885 ein kleines Buch über den Spiritismus, dessen Hauptgedanken folgende waren: Es sei unwissenschaftlich und feig zugleich, vor den „mediumistischen" Erscheinungen die Augen sich zuzuhalten; es lägen da zweifellos Thatsachen vor, die näher untersucht werden müßten; im Einzelnen lasse sich bei der Unglaubwürdigkeit der meisten Berichte nur Weniges sicher feststellen; doch gesetzt, alle Angaben der Mystiker wären in Ordnung, so müsse auch eine physikalisch-philosophische Erklärung dafür möglich sein. Hartmann unterscheidet nun bei jedem Menschen zwischen einem wahren Bewußtsein, das in der Hirnrinde seinen Sitz habe, und einem somnambulen Bewußtsein des „Mittelhirns", das unter Umständen neben das kortikale oder an dessen Stelle treten könne. Eine etwas plumpe Auffassung vom cerebralen Mechanismus, die wenigstens heute nicht mehr leicht ein Physiolog unterschreiben wird. Gleichwohl, das träumende Medium thut Dinge, von denen das wache nichts weiß; seine Träume projicirt es in die Außenwelt und pflanzt diese Hallucinationen auf andere Menschen über. Das sind die „Geistererscheinungen" im Cirkel. Die Phänomene der Gedankenübertragung machen physiologisch keine unübersteiglichen Schwierigkeiten; „Gedankenlesen" ist daher ohne Hülfe aus dem Jenseits möglich. Manche Fälle des „Hellsehens" sind verständlich durch Hyperästhesie des somnambulen Gedächtnisses: bei anderen muß man, wie Hartmann meint, an eine Verbindung des Einzel-Ich mit dem absoluten Weltgrund denken; eine Annahme, die wohl bloß die unbedingtesten Anhänger des Philosophen befriedigen dürfte. — Die reinphysikalischen Thatsachen, die der Spiritismus auf Geister zurückführt, müssen naturwissenschaftlich erklärt werden; da ist an Ladung von Körpern durch Nervenkraft zu denken. Die Geisterhypothese macht das Undeutliche nicht deutlicher und wird als überflüssig und gedankenlos verworfen.

Gegen diese Hartmann'sche Schrift hatte sich eine Reihe gebildeter Mystiker gewendet, am nachdrücklichsten, wie es scheint, Professor Aksakow. Dessen Einwürfe widerlegt nun der Philosoph in vorliegender Broschüre. Die Medien offenbaren hier und da Dinge, die über ihren Horizont hinauszugehen scheinen. Aber wer kennt den Inhalt ihres „somnambulen" Bewußtseins? — Die „Geister" sollen ihre Identität nachgewiesen haben, z. B. auf photographischem Wege; aber damit ist es eine böse Sache, ebenso wie aus ihren Fußspuren und Handabdrücken. Daß aber dem Cirkel so oft der Doppelgänger des Mediums erscheint, ist durch die erwähnte Hallucinations-Hypothese verständlich. Das träumende Medium sieht sich selber im Traum, objectivirt seine Vision und theilt sie den Beisitzern durch Uebertragung mit. — Hartmann's Schrift ist, wie von dem berühmten Denker zu erwarten, scharfsinnig und elegant. Die erklärten Thatsachen werden nicht behauptet, sondern nur als wahr gesetzt: das ist bei dem Stand unserer Forschung vorsichtig; indessen an Interesse verliert die Abhandlung dadurch immerhin; wir fragen uns beständig: wozu all die feinen Erläuterungen, wenn vielleicht die Facta gar nicht wahr sind? Daß der Verfasser einigen Humbug mit für Ernst nimmt, den Eindruck wird man doch entschieden haben.

γ. **Badische Biographien,** herausgegeben von Dr. Friedrich v. Weech. Vierter Theil. Karlsruhe, J. Braun. 1891.

Es ist 1891 zehn Jahre her gewesen, seit der Archivdirector v. Weech den dritten Theil der badischen Biographien herausgegeben hat; in diesen zehn Jahren sind so viele ansehnliche und tüchtige Männer aus dem Leben geschieden, daß die Verpflichtung dringlich wurde, auch ihnen ein schriftstellerisches Denkmal zu errichten. Weech ist nur Herausgeber; die Zahl der Mitarbeiter an diesem Bande beträgt, wenn wir recht gezählt haben, nicht weniger als einundfünfzig. Unter den etwa einhundertundsechzig Männern, deren Leben und Wirken vollständig oder in Nachträgen geschildert wird, nennen wir den Germanisten und Romanisten Karl Bartsch, die Generale der Infanterie Beyer und Werder, die Juristen Schulz-Gävernitz, Bulmerincq und Renaud, den Geheimrath Dusch, den Landtagsabgeordneten Feder, den Ministerialpräsidenten

Digitized by Google

Freydorf, die evangelischen Theologen Gaß, Riehm, Plitt und Schenkel, den Buchhändler B. Herder, den Physiker Kirchhoff, den Erzbisthumsverweser Lothar Kübel, die Pfarrer Lobdershofe und Zimmermann, den Geh. Rath Freiherrn Marschall von Bieberstein, den Hofschauspieler Rebe, den Erzbischof Orbin, den Oberbürgermeister Schuster, den Buchhändler A. Trübner, den Historiker Weber, den Orientalisten Weil. So verschieden diese Männer selbst sind, so verschieden sind ihre Biographen: Protestanten und Katholiken, Liberale und Ultramontane haben ihr Scherflein beigesteuert, und Jedem läßt Weech das Wort uneingeschränkt, aber in der Regel unter der Bedingung, daß jeder Artikel mit dem Namen des Verfassers gezeichnet werde. So kommt es freilich, daß die markanten Persönlichkeiten in der Regel von Anhängern ihres Standpunktes geschildert sind, wie die katholischen Kirchenmänner Kübel und Orsin, der Vorkämpfer des Protestantenvereins Daniel Schenkel u. a. Gleichwohl bemerkt man an den meisten auch dieser Aufsätze ein gewisses Streben nach Objectivität, welche bemüht ist, Licht und Schatten gerecht zu vertheilen. Jedenfalls darf man das badische Land dazu beglückwünschen, daß es in diesen Biographieen ein Werk besitzt, welches der Landesgeschichte in bemerkenswerther Weise dient und Rechenschaft darüber gibt, welche hervorragende (sei es nun in Baden geborene oder dorthin in amtliche Stellung berufene) Männer daselbst gewirkt haben.

γ. **Mémoires du général Baron de Marbot.** Trois volumes. Paris, Plon. 1891.

Der General Marcellin Baron de Marbot stammt aus einer Familie, welche Frankreich in weniger als fünfzig Jahren drei Generäle geliefert hat. Sein Vater starb als Divisionär unter Massena bei der Vertheidigung von Genua im Jahr 1800. Marcellin (geboren 1782, gestorben 1854), nahm an den Kriegen der Republik und des Kaiserreiches Theil, zeichnete sich als Reiterführer namentlich bei Regensburg und Mölkaus, diente im Stab Bernadotte's, Augereau's, Murat's, Lannes' und Masséna's, ward 1815 verbannt, und wurde nach 1830 zwölf Jahre lang Adjutant des prince royal, des Herzogs von Orléans. Nach dessen Tode widmete er seine Dienste dem Grafen von Paris. Auf den Wunsch seiner Gattin und seiner beiden Söhne schrieb er von 1844 an seine Denkwürdigkeiten nieder, welche von 1782 bis Waterloo reichen: die afrikanischen Feldzüge hat er leider nicht mehr geschildert. Die Familie hat sich erst siebenunddreißig Jahre nach dem Tode des Generals entschlossen, der Welt seine äußerst lebendigen und anschaulichen Berichte zugänglich zu machen. Marbot hat nicht bloß die meisten Kriege zu Anfang des Jahrhunderts persönlich mitgemacht: er hat auch sehr viele von den hervorragenden Männern jener Zeit kennen gelernt und gibt mancherlei interessante Beiträge zu ihrer Würdigung. Daß er das Herz auf dem rechten Fleck hatte, sieht man u. A. daraus, daß er nach der Schlacht von Austerlitz einen verwundeten russischen Unteroffizier, welcher auf einer Eisscholle in einem der Seen des Schlachtfeldes schwamm und kläglich um Hülfe rief, mit eigener Lebensgefahr ans Ufer rettete. Marbot besitzt auch unverkennbare schriftstellerische Begabung: die Schilderung vom Rückzug der Franzosen über die Beresina ist mit Recht von mehreren Kritikern als ein Meisterstück anschaulicher Darstellung gerühmt worden. Auch sein Urtheil ist stets gesund und treffend; auf die Frage, weshalb Napoleon 1814 trotz seiner glänzenden Strategie Frankreich nicht habe retten können, antwortet er: „Die Centralisation war daran schuld: sie hat Frankreich zu Grunde gerichtet. In Spanien bildete jede Provinz ein kleines Reich für sich, das sich bewaffnen und ein Heer aufstellen konnte, auch wenn Madrid von uns besetzt war; Frankreich aber hat Paris einen zu großen Einfluß gewinnen lassen und vermag nichts, wenn Paris nicht an die Spitze tritt." Ein sehr wesentlicher Vorzug der Marbot'schen Aufzeichnungen liegt in dem Umstand, daß sie mit aller Offenherzigkeit und ohne eine andere Absicht geschrieben sind, als der Familie das Leben ihres Hauptes zu erzählen. An mancherlei Verstößen in Bezug auf allgemeine Dinge fehlt es dem Buche zwar nicht: der Kenner wird sie jedoch ohne Mühe berichtigen.

ε. **Meyer's Reisebücher. Schweiz.** Dreizehnte Auflage. Mit 21 Karten, 9 Plänen und 27 Panoramen. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1892.

Wenn wir zur Empfehlung dieses Schweizer-Führers, der schon in der dreizehnten Auflage vorliegt und Tausenden von Reisenden gute Dienste geleistet hat, noch Etwas sagen könnten, so wäre es nur, daß er in seinem gegenwärtigen überaus handlichen Taschenformat einer der nützlichsten nicht nur, sondern bequemsten Begleiter ist. Doch ist die rührige Redaktion und Verlagshandlung dabei keineswegs stehen geblieben: bemüht, ihr Werk auf der Höhe der Zeit zu halten, finden wir in dieser neuen Auflage bereits alle mit Beginn der gegenwärtigen Reisezeit eingetretenen Aenderungen in den Verkehrsmitteln und Wegen sorgfältig nachgetragen. Ein Vorzug dieses Reisebuchs ist ferner die Knappheit des Textes, welcher sich auf das Nothwendige beschränkt und alles Ueberflüssige der Description vermeidet, während ein Material an Karten, Plänen und Panoramen in solcher Vortrefflichkeit und Fülle vorhanden ist, daß jeder Anforderung Genüge gethan wird, sowohl des Bergbesteigers, als desjenigen, der der Schönheit der Alpennatur sich nur im Thal erfreuen will: beiden wird Meyer's „Schweiz" ein zuverlässiger Freund und Berather sein.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Barinkay. — Buch der Rosen. Gedichte von S. Barinkay. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1892.

Beiträge zu einer Volkskunst. Herausgegeben von O. Schwindratzheim. 2. Jahrgang, Heft 1. Hamburg, Druck und Verlag von Carl Grieße.

Berliner Neudrucke. Dritte Serie. Band I: Ludwig Achim von Arnim. Unbekannte Aufsätze und Gedichte. Mit einem Anhang von Clemens Brentano. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1892.

Bruno. — Erträumte Liebe. Jugendlieder von Rudolf Bruno. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1892.

Cassel. — Exitvros, der Philosoph vertheidigt und erklärt. Von Dr. Paulus Cassel. Berlin, Verlag von R. Boll. 1892.

Combe. — Chez nous. Nouvelles Jurassiennes par T. Combe. Avec Illustrations de A. Bachelin, O. Huguenin et F. Huguenin. Lausanne, Henri Mignot. 1890.

Conrad-Hamlo. — Heißblutel. Von Marie Conrad-Hamlo. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1892.

Crusius. — Des Lebens Zweck und Ziel. Concept einer aristokratischen Philosophie, Religion und Ethik. Von Gustav Crusius. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1892.

Das Kunstverständniß von Heute. München, Verlag von Caesar Fritsch. 1892.

Die ethische Bewegung in Deutschland. Vorbereitende Mittheilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin. (Frühjahr 1892.) Berlin, Ferdinand Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1892.

Die Suggestion und die Dichtung. Gutachten über Suggestion und Hypnose. Herausgegeben von Karl Emil Franzos. Mit Beiträgen von Prof. Dr. Otto Binswanger-Jena u. a. Berlin, F. Fontane & Co. 1892.

Ebner-Eschenbach. — Drei Novellen von Marie von Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1892.

Ebner-Eschenbach. Parabeln, Märchen und Gedichte von Marie von Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1892.

Ein Tag in socialistisch Utopien. Schauspiel in fünf Akten von X., Verfasser der „Weltuntergangsdämmerung an der Ruhr". Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1892.

Erfurth. — Auf buntbewegten Gassen. Novellen und Bilder von Richard Erfurth. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1892.

Euling. — Hildesheimer Land und Leute bei sechzehnter Jahrhunderts in der Chronik des Dechanten Johan Oldecop. Bilder aus Hildesheims Vergangenheit von Dr. Karl Euling. Hildesheim, Druck und Verlag von Franz Borgmeyer. 1892.

Faber. — Das System der Künste von Friedrich Faber, Professor. Guhrau, Verlag von Max Lemke. 1892.

Faber. — Deutschthum und Turnen. An alle Deutschen ein Ruf zu deutscher That. Von Martin Faber. Guhrau, Verlag von Max Lemke. 1892.

Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. Neue Folge der „Märkischen Forschungen" des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. In Verbindung mit Fr. Holtze, G. Schmoller, A. Stölzel, A. v. Taylen u. H. v. Treitschke herausgegeben von Albert Naudé. Fünfter Band, erste Hälfte. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1892.

Freund. — Die Treue im Spiegel der Spruchweisheit von Dr. Leonhard Freund. I. Deutsche Sprüche und Sprichwörter. Zweite durch „Nachträge" vermehrte Ausgabe. Leipzig, Verlag der Kösslingschen Buchhandlung (H. Graf). 1892.

Gréville. — Chenerol. Par Henry Gréville. Paris, Librairie Plon: E. Plon, Nourrit & Cie.

Hausegger. — Richard Wagner und Schopenhauer von Dr. Friedrich v. Hausegger, Privatdocent für Geschichte und Theorie der Musik in Graz. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Feodor Reinboth.

Heine. — Guglielmo Ratcliff. Tragedia in un Atto di Enrico Heine. Tradotta in Versi italiani da Camillo Castellini. Perugia, Tipografia Umbra. 1892.

Heise. — Reisebilder — Schizzi di Viaggio — di Enrico Heine. Tradotti dal Tedesco dall' Avv. Antonino Cimino. Parte I: Il Viaggio sul Harz — Il Libro Legrand. Reggio di Calabria, Stab. Tip. Ditta Luigi Ceruso fu Gius. 1892.

Herder. — Der Cid. Geschichte des Don Ruy Diaz, Grafen von Bivar. Nach spanischen Romanzen von Joh. Gottfr. v. Herder. Schulausgabe, besorgt von Dr. W. Buchner. Essen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker. 1892.

Hoenigsberger. — Professor Georg von Below's „Detailpolemik". Ein Nachwort zu dessen Arbeiten über städtische Verfassungsgeschichte von K. Hoenigsberger. Berlin, Hermann Walther (Walther & Apolant's Verlagsbuchhandlung). 1892.

Hohmann von Hallersleben's Gesammelte Werke. Herausgegeben von Dr. Heinrich Gerstenberg (Hamburg). Sechster Band: Gelegenheitsgedichte u. Trinksprüche. Berlin, F. Fontane & Co. 1892.

Houston Stewart Chambelain. — Das Drama Richard Wagner's. Eine Anregung von Houston Stewart Chambelain. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1892.

Hössli. — Eros. Die Männerliebe der Griechen, ihre Beziehungen zur Geschichte, Literatur und Gesetzgebung aller Zeiten. Oder: Forschungen über platonische Liebe, ihre Würdigung und Entwürdigung für Sitten-, Natur- und Völkerkunde. Von H. Hössli. Zweite Auflage. Leipzig, H. Barsdorf.

Kaiser. — Neue Bahnen in der Weltanschauung und Naturanschauung, naturgesetzlich begründet von Dr. F. C. Albert Kaiser. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1892.

Kannglesser. — Geschichte des Krieges von 1866. Nebst einem Vorbericht: „Die deutsche Frage in den 1850er Jahren." Von Otto Kannglesser. Erster Band. Basel, Verlag der Schweiz. Verlags-Druckerei. 1892.

Kardorff-Wabnitz. — Die Forderungen der deutschen Landwirthschaft in Konsequenz der jüngsten wirthschaftspolitischen Maßnahmen. Referate gehalten in der XVII. Generalversammlung der Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer am 24. Februar 1892 von Landrath von Kardorff-Wabnitz, Mitglied des Reichstages und des Abgeordnetenhauses, und Graf von Schwerin-Löwitz, Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer. Berlin, Hermann Walther (Walther & Apolant's Verlagsbuchhandlung). 1892.

Kerz. — Die Schalablagerungstheorie. II. Eine Erweiterung der Laplace'schen Nebularhypothese von Ferdinand Kerz. Leipzig und Berlin, Verlag und Druck von Otto Spamer. 1892.

Kleinpaul. — Poetik. Die Lehre von der deutschen Dichtkunst. Entworfen von Rud. Kleinpaul. Ausgeführt für Dichter und alle Freunde der Poesie von Wilhelm Langewiesche. Neunte umgearbeitete und vermehrte Auflage. In drei Theilen. Bremen, Verlag und Druck von W. Heinsius Nachfolger. 1892.

Knortz. — Kulturhistorisches aus dem Dollar-Lande. Von Karl Knortz. Basel, Druck und Verlag der Schweiz. Verlags-Druckerei. 1892.

Köhler. — Handwörterbuch der englischen und deutschen Sprache von Dr. Friedrich Köhler. Gänzlich umgearbeitet und vermehrt von Professor Dr. Hermann Lambeck, erstem Oberlehrer am Herzogl. Ludwigs-Gymnasium zu Coethen. Dreißigste Auflage. Erste Lieferung. (Dictionary of the English and German Languages.) Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. 1892.

Kraus. — Luca Signorelli's Illustrationen zu Dante's Divina Commedia. Zum erstenmal herausgegeben von Franz Xaver Kraus. Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1892.

Kunz. — Der Bürgerkrieg in Chile. Von Hugo Kunz. Mit Porträts, Karten und Plänen. Leipzig, In Commission bei F. A. Brockhaus. 1892.

Kürnberger. — Löwenblut. Novelle von Ferdinand Kürnberger. Aus dem Nachlaß des Dichters herausgegeben von Wilhelm Lauser. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Le Coin du Feu. — Revue illustrée pour la Famille, paraissant le 15. de chaque Mois. Lausanne, Henry Mignot Éditeur. 1891.

Lemaitre. — Impressions de Théâtre. Sixième Serie: Euripide — Térence et Molière — Ibsen — Shakespeare — Sarcey — Mistral — J.-J. Rousseau et le Théâtre — Balzac — A. Dumas — Labiche — A. Dumas fils — V. Sardou — Théâtre Libre — Jean Jullien — Porto-Riche — Le Chat Noir — P. Desjardins — M. Bonchor. Deuxième Edition. Paris, Lecène, Oudin & Cie., Éditeurs. 1892.

Luchaire. — Manuel des Institutions françaises. Période des Capétiens directs. Par Achille Lu-

Digitized by Google

chaire, Professeur d'Histoire du moyen âge à la Faculté des lettres de Paris. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1892.

Mario. — Silhouettes Romandes par Mario. Illustrations dans le texte. Paris. Grassart, Éditeur. 1891.

Mario. — Nouvelles silhouettes par Mario. Avec un portrait de l'auteur et dix dessins de Mme. M. B. Paris, Librairie Grassart. 1892.

Meinck. — Die sagenwissenschaftlichen Grundlagen der Nibelungendichtung Richard Wagners. Von Dr. Ernst Meinck. Berlin, Verlag von Emil Felber. 1892.

Meyer's Konversations-Lexikon. Vierte Auflage. Neunzehnter Band. Jahres-Supplement. 1891—1892. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1892.

Meyers Reisebücher. — Schweiz. Dreizehnte Auflage. Mit 21 Karten, 9 Plänen und 27 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1892.

Meyers Reisebücher. — Türkei und Griechenland, untere Donauländer und Kleinasien. Vierte Auflage. Erster Band: Untere Donauländer und Türkei. Mit 8 Karten, 16 Plänen und Grundrissen und 2 bildlichen Darstellungen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1892.

Meyer's Sprachführer. Neugriechischer Sprachführer. Konversations-Wörterbuch von Prof. Joh. K. Mitsotakis, Lehrer des Neugriechischen am Orientalischen Seminar der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Meyer-Markau. — Der Lehrer Leumund. Urschriftliche Worte zeitbürtiger deutscher Schriftsteller, Dichter und Gelehrten über Lehrer und Schule, eingeholt und herausgegeben von W^m. Meyer-Markau. 1. Tausend. Duisburg a. Rh. Zu beziehen vom Herausgeber. 1892.

Mismer. — Souvenirs du Monde Musulman par Charles Mismer. Deuxième Édition. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1892.

Molinari. — Religion. Par G. de Molinari, Correspondent de l'Institut, Rédacteur en Chef du Journal des Économistes. Deuxième Édition, augmentée d'un Aperçu de l'Avenir des Religions. Paris, Guillaumin et Cie.

Mollat. — Lesebuch zur Geschichte der deutschen Staatswissenschaft von Kant bis Bluntschli. Von Dr. Georg Mollat. Osterwieck (Harz), Druck und Verlag von A. W. Zickfeldt. 1891.

Mollat. — Lesebuch zur Geschichte der Staatswissenschaft des Auslandes. Von Dr. Georg Mollat. Osterwieck (Harz), Druck und Verlag von A. W. Zickfeldt. 1891.

Monceaux. — Racine Par Paul Monceaux, ancien élève de l'école normale supérieure, professeur de rhétorique au lycée Henry IV., docteur ès lettres. Un volume orné de deux portraits et de plusieurs reproductions d'après Gravelot. (Collection des Classiques Populaires.) Paris, Lecène, Oudin & Cie. 1892.

Mühlhausen. — Goethe ein Sozialist? Von Aug. Mühlhausen. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1892.

Nagel von Brawe. — In schwerer Bö. Novelle von Nagel von Brawe. Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1892.

Neukomm. — Les Hohenzollern. Par Edmond Neukomm et Paul d'Estrée. Paris, Librairie Académique Didier, Perrin & Cie. 1892.

Noelbechen. — Ausstand. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von B. Noelbechen. Torgau, Verlag von Friedrich Jakob. 1892.

Nöldeke. — Orientalische Skizzen. Von Theodor Nöldeke. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1892.

Normand. — Les Mémorialistes. Moniuc. Par Ch. Normand, professeur agrégé d'histoire au lycée Michelet, docteur ès lettres. Un volume orné d'un portrait et de plusieurs reproductions du musée de Versailles. (Nouvelle Collection des Classiques Populaires.) Paris, Lecène, Oudin & Cie. 1892.

Olafs. — Novellen von Edmund Olafs. Berlin, Verlag von A. Alber & Co. 1892.

Panorama der Berliner Weltausstellung, mit erläuterndem Text von Adolph Braun. Im Auftrag des Comités für den Weltausstellungs-Termin im Norden Berlins. Berlin, Commissions-Verlag von Cassirer & Danziger.

Petersdorff. — Die sozialen Gegensätze und ihre Ziele für die Schule und Familie beleuchtet von Dr. H. Petersdorff, Königl. Gymnasialdirektor. Strelitz. Verlag von G. Alter. 1892.

Philipp. — Der Naturalismus in kritischer Beleuchtung. Von Peter Philipp. Leipzig, Literarische Anstalt (August Schulze). 1892.

Philipp. — Eine verfinkende Welt. Dramatische Dichtung von Peter Philipp. Zweite Auflage. Leipzig, Literarische Anstalt (August Schulze). 1892.

Philipp. — Im Strome der Zeit. Dramatische Dichtung in 5 Akten von Peter Philipp. Zweite Auflage. Leipzig, Literarische Anstalt (August Schulze). 1892.

Philosophische Vorträge, herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge. 21. Heft: Die Philosophie und die sociale Frage. Vortrag gehalten in der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin am 31. Mai 1890. Von Gustav Engel. — 22./23. Heft: Akademische Abhandlungen, Herrn Professor Dr. Karl Ludwig Michelet zum 90. Geburtstag als Festgruss dargereicht von Mitgliedern der Philosophischen Gesellschaft. Leipzig, Verlag von C. E. M. Pfeffer. 1892.

Pichler. — Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit von Adolf Pichler. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind. 1892.

Pilling. — Bibliography of the Algonquian Languages. By James Constantine Pilling. Washington, Government Printing Office. 1891.

Pland. — Schulreden von Dr. Max Pland, Rektor des Karlsgymnasiums in Stuttgart. Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe. 1892.

Praeger. — Wagner, wie ich ihn kannte. Von Ferdinand Praeger. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1892.

Preuß. — Briefe Thomas Carlyle's an Barnhagen von Ense aus den Jahren 1837—1857. Uebersetzt und herausgegeben von Richard Preuß. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1892.

Priebatsch. — Die Hohenzollern und die Städte der Mark im 15. Jahrhundert von Felix Priebatsch. (Die deutschen Städte im Kampfe mit der Fürstengewalt. Erster Band.) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1892.

Pudor. — Liebe und Leben. Dichtungen von Heinrich Pudor. Dresden-N., Verlag von Oscar Damm. 1892.

Rasmussen. — Studier over Hafiz. Med Sideblik Til Andre Persiske Lyrikere. Af Harald Rasmussen. Kjøbenhagen, P. Michelsens Buchhandlung. 1892.

Redlich. — Lessing's Briefe. Neue Nachträge und Berichtigungen. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Carl Chr. Redlich. Hamburg. Gedruckt bei Lütcke & Wulff. 1892.

Remy. — Das jüdische Weib. Von Nahida Remy. Mit einer Vorrede von Prof. Dr. M. Lazarus. Zweite unveränderte Auflage. Leipzig, Verlag von W. Malende.

Reusche. — Chicago und Berlin. Alte und neue Bahnen im Ausstellungswesen von Friedrich Reusche. (Deutsche Weltausstellungs-Bibliothek. Heft 1.) Berlin, Verlag von Carl Ulrich & Co. 1892.

Reyer. — Ursachen und Reformationen und der Gehirgsbildung. Von Dr. Ed. Reyer, Professor an der Universität in Wien. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1892.

Ribaux. — La Vocation de Samuel. Nouvelle neuchâteloise avec illustrations de l'auteur. Par Adolphe Ribaux. Paris, Librairie Grassart. 1891.

Robert. — Zur Herrschaft der Seele. Freie Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Von Paul Robert. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1892.

Rodenberg. — Bilder aus dem Berliner Leben. In einer Auswahl von Julius Rodenberg. (Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes Nr. 583, 584.) Halle a. d. Saale, Verlag von Otto Hendel.

Roeber. — Antike Lustspiele: Die Philosophin. — Die Satire. — Malermodelle. Von Friedrich Roeber. Leipzig, Verlag von Jul. Baedeker. 1892.

Roskoschny. — Die Todsünden Russlands. Bilder aus dem Cholera-Gebiet. Von Dr. Hermann Roskoschny. Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1892.

Roth. — Lose Blätter. Stizzen von L. Roth. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1892.

Rubinstein. — Aus dunklem Grunde von Dr. phil. Susanna Rubinstein. Leipzig, Druck und Verlag von Alexander Edelmann. 1892.

Rueberer. — Geopfert! Eine Episode aus dem Leben eines Offiziers. In Briefen erzählt von Josef Rueberer. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Digitized by Google

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Neue Folge. Sechste Serie. Heft 141: Prisenrecht und Flugschiffahrt. Eine völkerrechtliche Studie von Dr. Heinrich Rettich in Stuttgart. — Heft 142: Ueber den Antheil der mathematischen Wissenschaften an der Kultur der Renaissance. Von Dr. F. Rudio, Professor in Zürich. — Heft 143: Europäische Ansiedler in Niederländisch Ost-Indien. Von Ingenieur Emil Metzger, früher in Indien, † in Stuttgart. — Heft 144: Amos Komenius. Von Dr. Jechtin, Direktor in Stade. — Heft 145: Auf welche Weise äußert sich der Mensch mit Parasiten. Von Professor Dr. M. Braun, Professor und Direktor in Königsberg i. Pr. Mit 10 Abbildungen. — Heft 146: Die Kunst in der Gesellschaft. Von Dr. A. Reißmann in Berlin. — Heft 147: Cesare Lombroso und die Naturgeschichte des Verbrechens. Von Dr. H. Kurella, Arzt an der Provinzial-Irren-Anstalt in Kreuzburg, O.-Schl. — Heft 148: Schutzimpfung und die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht. Von Dr. W. Weise in Hannover — Heft 149/150: Der alte und der neue Kongostaat. Von R. Raab, weil. Postdirektor in Neukettin. — Siebente Serie. Heft 151: Die Bekämpfung parasitischer Pflanzenkrankheiten. Von Dr. P. Sorauer. — Heft 152: Die Berechtigung und gesundheitliche Bedeutung des Bergsteigens. Von Dr. J. Buchheister in Hamburg. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm J. F. Richter). 1892.

Sanzgrio, — I Tedeschi. Altro Frammento di Storia Moderna del Commercio di Gaetano Sanziorgio, Perugia, Tipografia Umbra. 1892.

Schaffheitlin. — Mahomet. Religiöses Drama in fünf Akten von Adolf Schaffheitlin. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1892.

Scheffel. — Epitetin von Joseph Viktor von Scheffel. Mit dem Porträt des Verfassers. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co. 1892.

Schiefert. — Jod. Knac. Eisenmenger's, weiland Professors der Orient. Sprachen an der Universität Heidelberg, Entdeckter Judentum. Das ist: Wortgetreue Verdeutschung der wichtigsten Stellen des Talmud und der sonstigen, den Christen zu einem großen Theile noch ganz unbekannten, heimlichen jüdischen Literatur, welche einen sicheren Einblick in die jüdische Religions- und Sittenlehre gewähren. Zeitgemäß überarbeitet und herausgegeben von Dr. Franz Xaver Schiefert. Lieferung 1. 2. Dresden, Verlag von Otto Brandner. 1892.

Schmid. — Kaiser Wilhelm I. und sein christlich-ethisches Eingreifen bei entscheidenden Fragen und Abschnitten seiner Zeit. Von Dr. Maximilian Schmid. Neumied, Heuser's Verlag (Louis Heuser). 1892.

Schroeder. — Worte der Wahrheit — Dhammapadam. Eine zum buchbhikischen Canon gehörige Spruchsammlung. In deutscher Uebersetzung herausgegeben von Leopold v. Schroeder. Leipzig, Verlag von H. Haessel. 1892.

Schultz. — Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert. Von Dr. Alwin Schultz, Professor der Kunstgeschichte an der deutschen Karl-Ferdinands-Universität in Prag. Familienausgabe. Zweiter Halbband. Mit XVIII farbigen Tafeln, sowie 404 Voll- und Textbildern in Schwarzdruck. Wien, F. Tempsky. 1892.

Schulze. — Das rollende Rad des Lebens und der feste Ruhestand. Eine Fortsetzung des Votums über das Christenthum Christi und die Religion der Liebe in Sachen der Zukunftsreligion von Th. Schulze, Oberpräsidialrath a. D. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Schulze. — Diesseits und Jenseits. Confessionslose Gedanken über die höhere Bestimmung des Menschen. Von Dr. phil. Berthold Schulze. Berlin, Richard Heinrich. 1892.

Schwarz. — Montesquieu und die Verantwortlichkeit der Räthe des Monarchen in England, Aragonien, Ungarn, Siebenbürgen und Schweden (1189—1748). Von Julius Schwarz. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. 1892.

Seiten. — Die Revolution in der Litteratur durch H. Sudermann! Eine Enquête von Kurt Seiten. Dresden, Druck und Verlag von Boldemar Ulrich. 1892.

Settegast. — Die deutsche Freimaurerei, ihr Wesen, ihre Ziele und Zukunft im Hinblick auf den freimaurerischen Nothstand in Preußen. Von Prof. Dr. H. Settegast, Geh. Regierungs-Rath. Der Ertrag ist zum Besten der Stiftung einer Bauhütte in Berlin bestimmt. Berlin, Verlag von Emil Goldschmidt. 1892.

Seydlitz. — Goldfliege. Roman von R. v. Seydlitz. Mit 61 Illustrationen von F. Wahle. München, Elchhos, Druck und Verlag der Münchener Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert & Co. 1892.

Sibyllinus. — An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Eine Familienchronik von David Sibyllinus. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1892.

Siebeck. — Ueber die Lehre vom genetischen Fortschritte der Menschheit. Rektorats-Rede gehalten zur Jahresfeier der Universität Gießen von Dr. Hermann Siebeck, Professor der Philosophie. Gießen, Curt von Münchow, Universitäts-, Buch- und Steindruckerei. 1892.

Simmel. — Die Probleme der Geschichtsphilosophie. Eine erkenntnisstheoretische Studie von Georg Simmel, Privatdocent an der Berliner Universität. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1892.

Sittard. — Kritische Briefe über die Wiener internationale Musik- und Theater-Ausstellung von Prof. J. Sittard. Hamburg, Verlag von C. Boysen. 1892.

Souvenirs du Général Jarras, Chef d'Etat, Major Général de l'Armée du Rhin (1870). Publiés par Madame Jarras. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1892.

Specht. — Sündentraum. Von Richard Specht. Wien, Verlag von Leopold Weiss. 1892.

Spitta. — Zur Musik. Sechzehn Aufsätze von Philipp Spitta. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1892.

Spitteler. — Literarische Gleichnisse. Von Carl Spitteler. Zürich, Albert Müller's Verlag. 1892.

Stern. — Nebensonnen. Neue Gedichte von Maurice Reinhold von Stern. Illustriert von Ernst Schlemo und Willy Oertel. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Strüfing. — Arnold von Brescia. Trauerspiel in fünf Akten von Ernst Strüfing. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1892.

Stucken. — Die Flammenbraut. Blutrache. Zwei Dichtungen von Eduard Stucken. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei (A. Schwartz).

Suchsland. — Verbände ländlicher Arbeitgeber. Referate gehalten in der XVII. Generalversammlung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer am 24. Februar 1892 von Verbandsdirektor Dr. H. Suchsland, Halle a. S., und Obersamtmann A. Saeuberlich, Gröbzig (Anhalt). Berlin, Hermann Walther (Walther & Apolants Verlagsbuchhandlung). 1892.

Suess. — Die Zukunft des Silbers von Eduard Suess. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1892.

Tanera. — Durch ein Jahrhundert. Drei kriegsgeschichtliche Romane von Tanera. I. Aus schwerer Zeit. Ratsbonow, Verlag von Max Babenzien.

Trinius. — Durch Unstrutthal. Meine Wanderung von Naumburg a. d. Saale bis zum Kyffhäuser. Von August Trinius. Mit 40 Bildern nach Zeichnungen von Fr. Holbein. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1892.

Trut. — Die Zigeunerin. Episch-lyrisch-dramatisches Gedicht von W. Trute in Kloster Michaelstein b. Blankenburg a. Harz. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1892.

Türck. — Fr. Nietzsche und seine philosophischen Irrwege. Von Dr. Hermann Türck. Druck und Verlag der Druckerei Glöß. Dresden 1891.

Ungarische Volkslieder und Balladen. Deutsch von B. Carneri. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1892.

Unewitter. — Xavier de Maistre. Sein Leben und seine Werke. Von Wilhelm Ungewitter. Berlin, Verlag von Wilhelm Gronau. 1892.

Universal-Bibliothek Nr. 2915, 2916: Kurze Darlegung des Evangeliums. Von Graf Leo Tolstoj. Aus dem Russischen von Paul Lauterbach. — Nr. 2927: Musiker-Biographien. Vierzehnter Band: Rossini. Von Dr. Adolph Kohut. — Nr. 2943: Aus dem Paris der dritten Republik. Bilder und Skizzen von Paul Lindenberg. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

Urbka. — Leben und Schicksale des Johann Amos Comenius. Mit Benutzung der besten Quellen dargestellt von Anton Urbka. Mit einem Verzeichniss der neueren Comenius-Literatur und 17 Abbildungen. Znaim 1892. Fournier & Haberler (Karl Bornemann).

Valentin. — Alfred Rethel. Eine Charakteristik von Veit Valentin. (Aesthetische Schriften von Veit Valentin, erster Band). Berlin, Verlag von Emil Felber. 1892.

Digitized by Google

Verdier. — Die Rémerin. Trauerspiel in fünf Aufzügen von M. F. Verdier. Dresden und Leipzig, C. Pierson's Verlag. 1892.

Verdy du Vernois. — Studien über den Krieg. Auf Grundlage des deutsch-französischen Krieges 1870/71 von J. von Verdy du Vernois, General der Infanterie, Chef d. Infanterie-Regiments Graf Schwerin (3. Pommersches) Nr. 14. Erster Theil: Ereignisse in den Grenzbezirken. (Vom 15. Juli bis 2. Aug. 1870.) Drittes Heft. (Schluß des ersten Theils.) Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1892.

Verhandlungen des X. internationalen medicinischen Congresses. Berlin, 4.—9. August 1890. Herausgegeben von dem Redactions-Comité. Band I: Allgemeiner Theil. Band II V: Specieller Theil. — General-Register. Berlin, Verlag von August Hirschwald. 1891/1892.

Villari. — Ist die Geschichte eine Wissenschaft? Von Pasquale Villari, Minister des öffentlichen Unterrichts. Autorisirte Uebersetzung von Dr. Hermann Loerinser. Hilfsarbeiter am Kgl. Ital. Staatsarchiv in Rom. Berlin 1892. R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder).

Volk. — Auf der Ebenhart. Erzählungen in Oberwälder Mundart von Georg Volk. Mit einem Wörterverzeichniß. Ebenhart a. M., Th. Steinmetz'sche Hofbuchhandlung (Karl Seyb). 1892.

Volksbote. — Ein gemeinnütziger Volks-Kalender auf das Jahr 1892. Mit einem Notizkalender als Zugabe. 50. reich illustrirter Jahrgang. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hof-Buchhandlung & Hof-Buchdruckerei (A. Schwartz).

Vollbrecht. — Wolfsee. Roman von C. Vollbrecht. Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1892.

Von der Naturnothwendigkeit der Unterschiede menschlichen Handelns. Eine Untersuchung der Ursachen von Verbrechen und abnormen Geisteszuständen. Von „*". Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1892.

Vrchlický. — Hippodamia. Dramatisches Gedicht in drei Theilen von Jarvslav Vrchlický. Autorisirte Uebersetzung von Edmund Grün. Mit durchwegs musikalischer Begleitung von Zdenko Fibich. Prag, Fr. A. Urbanek.

Walder. — Grundriß der Weltgeschichte und der Quellenkunde für Historiker, Lehrer, Examinanden und andere Gebildete. Von Dr. Karl Walder, Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig. Karlsruhe, Macklot'sche Buchhandlung und Buchdruckerei. 1892.

Waltershausen. — An des Wahnes Faden. Sechs Novellen von L. von Waltershausen. Dresden und Leipzig, C. Pierson's Verlag. 1892.

Warsberg. — Die Kunstwerke Athens. Auf den Spuren des Glaubenseifers Ferdinand I. Ein Sommernachtstraum in der Walhalla. Nachgelassene Schriften von Alexander Freiherrn von Warsberg. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1892.

Was erwarten die Hessen von ihrem Großherzog Ernst Ludwig? Von einem ehrlichen, aber nicht blinden Hessen. Mit einem Vollbild nach einer Röthelzeichnung von Heinz Heim. München, Münchener Kunst- und Verlags-Anstalt Dr. E. Albert & Co. 1892.

Weber. — Hans Waldmann. Trauerspiel von L. M. Weber. Zürich, Druck von David Bürkli. 1892.

Wedel. — Gedichte von Heinrich von Wedel. Leipzig, Verlag von Bernhard Hermann. 1891.

Weill. — Les Théories sur le Pouvoir Royal en France pendant les Guerres de Religion. Par Georges Weill, ancien Elève de l'Ecole normale supérieure, Professeur d'Histoire au Lycée de Dijon. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1892.

Weisengrün. — Das Problem. Grundzüge einer Analyse des Realen von Paul Weisengrün. Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann. 1892.

Weitbrecht. — Phaëna. Die Leiden eines Buches. Von Carl Weitbrecht. Zürich, Th. Schröter. 1892.

Werner. — Zur sozialen Bewegung im heutigen England. Von Julius Werner. (Kirchliche Zeit- und Streitfragen. Jahrgang I. Heft 6. Herausgegeben und redigiert von Dr. Otto Pohl.) Habersleben, Verlag von Johannes Treesen. 1892.

Werner. — Verschollen, doch nicht vergessen! Eine Erzählung aus vergangener Zeit. Von Julie Werner. Basel, Druck und Verlag der Schweiz. Verlagsdruckerei. 1892.

Wildorf. — Die Erziehung. Pädagogische Aussprüche aus den Werken großer Denker und Dichter für die Familie zusammengestellt und herausgegeben von Oskar Wildorf, Schuldirektor in Dresden-Plauen. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Wimpffen. — Kampf und Tatein und Affectation. Von Dr. Max Freiherr von Wimpffen. Wien. Verlag von Carl Konegen. 1892.

Wlislocki. — Aus dem inneren Leben der Zigeuner. Ethnologische Mittheilungen von Dr. Heinrich von Wlislocki. Mit 28 Abbildungen. Berlin, Verlag von Emil Felber. 1892.

Wohlbrück. — Carriere. Roman von Olga Wohlbrück. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1892.

Wohlbrück. — Unauslöschlich und andere Novellen von Olga Wohlbrück. Berlin, Schweiger & Mohr. 1892.

Wolff. — Gedichte von Franz Wolff. Mit fünf Bildern nach Zeichnungen von Leopold Burger. Leipzig, Verlag von Oswald Muze. 1892.

Wolff. — Roderich. Trauerspiel von Gustav Wolff. Berlin, Eduard Bloch's Theater-Buchhandlung. 1892.

Wundt. — Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele von Wilhelm Wundt. Zweite umgearbeitete Auflage. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voss. 1892.

Wurm. — Waldgeheimnisse. Von Dr. B. Wurm. Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe. 1892.

Wyzewa. — Contes Chrétiens: Le Baptême de Jésus ou: Les quatre Degrés du Scepticisme. Par T. de Wyzewa. Paris, Librairie Académique Didier, Perrin & Cie. 1892.

Wyzewa. — Die Socialistische Bewegung in Europa. Ihre Träger und ihre Ideen. Von T. de Wyzewa. Deutsche, autorisirte Uebersetzung von Dr. Hans Altona. Braunschweig, Verlag von Otto Salle. 1892.

Zacharias. — Die Bevölkerungsfrage in ihrer Beziehung zu den socialen Nothständen der Gegenwart. Von Dr. Otto Zacharias. Fünfte, vom Verfasser revidirte Auflage. Jena 1892. Friedr. Mauke's Verlag (A. Schenk).

Zaeslin. — Samuel Henzi. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ed. Zaeslin. Basel, Bruno Schwabe, Verlagsbuchhandlung. 1892.

Zanetti. — La Medicina delle nostre Donne. Studio folk-lorico. Premiato dalla Soc. Ital. di Antropologia. La Psicologia delle Superazioni, Lettera de Senatore Paolo Mantegazza. Di Dott. Zeno Zanetti. Citta di Castello, S. Lapi Tipografo-Editore. 1892.

Zeichen-Unterricht durch mich selbst und andere. Verlag: Creil Füßli & Cie. in Zürich.

Zeiß. — Natur- und Lebensbilder. Ein Spätherbststrauß von Heinrich Zeiß. Hamburg, Otto Meißner. 1892.

Zerbst. — Nein und Ja! Antwort auf Dr. Hermann Türck's „Friedrich Nietzsche und seine philosophischen Irrwege" von Dr. Max Zerbst. Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann. 1892.

Zevort. — Thiers. Par Edgar Zevort, ancien élève de l'Ecole normale supérieure, recteur de l'académie de Caen. Ce volume est orné de deux portraits de Thiers. (Nouvelle Collection des Classiques Populaires.) Paris, Lecène, Oudin & Cie. 1892.

Zimmermann. — Geschichte der preußisch-deutschen Handelspolitik aktenmäßig dargestellt von Dr. Alfred Zimmermann. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei (A. Schwartz). 1892.

Zimmermann. — Deutsch in Amerika. Beiträge zur Geschichte der deutsch-amerikanischen Literatur von Dr. G. A. Zimmermann, Superintendent der deutschen Abtheilung der öffentlichen Schulen von Chicago. Biographien der deutsch-amerikanischen Dichter nebst Auswahl ihrer Dichtungen, mit 10 Portraits. Herausgegeben vom „Germania Männerchor" in Chicago. Chicago, Ackermann & Culler. 1892.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Rudolf Schwartz in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Im

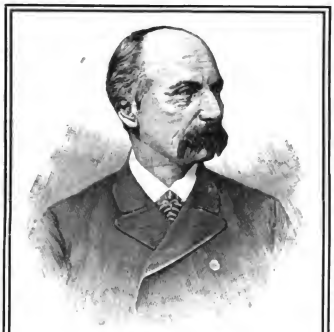
Berliner Tageblatt

beginnt zu Anfang des kommenden vierten Quartals [247]

der neueste dreibändige Roman aus der Gegenwart

von

Friedrich Spielhagen



Friedrich Spielhagen.

betitelt:

„Sonntagskind".

Der Meister der deutschen Roman-Dichtung bietet in dieser zünften großen Schöpfung ein Werk von brennender Aktualität und hinreißendem poetischen Zauber. Dort an der russischen Grenze, wo die adeligen Großgrundbesitzer das Dasein kleiner Souveräne führen, setzt die kräftig und spannend geführte Handlung ein. Die Gestalten springen plastisch aus dem glänzend detaillirten Milieu heraus und zwingen uns, mit ihnen zu leiden, mit ihnen zu jubeln. Jener verwirrende und doch unfaßbar keusche Liebeszauber, der alle Werke Spielhagens auszeichnet, verklärt auch die Handlung dieses neuen Romans. Dabei lagert über der ganzen Darstellung der goldige Schimmer des Romantischen, der auch da noch nicht ganz weicht, wo die Vorgänge von den wuchtigen Grundfesten in die Hauptstadt verlegt werden. Spielhagen bewährt sich auch hier wieder als feinsinniger Kenner der Menschenseele und als interessanter Erzähler, der die höchste Spannung im Leser wachzurufen versteht. Im Ganzen kann man dies neue Werk als eine Dichtung von echter deutscher Art bezeichnen, groß gedacht, großartig durchgeführt, ein Weihgeschenk des Genius an die deutsche Nation.

5 Mk. 15 Pf. vierteljährlich beträgt das Abonnement auf das **täglich 2mal** in einer **Morgen-** und **Abend-Ausgabe** erscheinende

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

mit **Effecten-Verloosungsliste** nebst seinen werthvollen Separat-Beiblättern: Illustrirtes Witzblatt **„ULK"**, belletristisches Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle"**, feuilletonistisches Beiblatt **„Der Zeitgeist"**, **„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft"** bei allen Postämtern des Deutschen Reiches.

Das **Berliner Tageblatt** besitzt die

weiteste Verbreitung aller deutschen Zeitungen

im In- und Auslande, so daß **Annoncen** in demselben von besonderer Wirksamkeit sein müssen.

Durch seinen reichen, alle Gebiete des öffentlichen Lebens umfassenden, gediegenen Inhalt sowie durch **rascheste** und **zuverlässige** Berichterstattung hat sich das **„Berliner Tageblatt"** die besondere Gunst der

gebildeten Gesellschaftskreise

erworben. Unter **Mitarbeiterschaft hervorragender Fachautoritäten** auf allen Hauptgebieten, als **Theater, Musik, Litteratur, Kunst, Astronomie, Chemie, Technologie** und **Medizin**, erscheinen regelmäßig

werthvolle Original-Feuilletons,

welche vom **gebildeten Publikum** besonders geschätzt werden. Bei dem ausgedehnten Leserkreise in Deutschland und im Auslande ist das **„Berliner Tageblatt"** die am weitesten verbreitete

große deutsche Zeitung

geworden; das „Berliner Tageblatt" entspricht aber auch **allen Anforderungen**, welche man an eine solche zu stellen berechtigt ist, in vollem Maaße.

Digitized by Google

Demnächst erscheinen in unserem Verlage:

Landsturm.

Erzählung von **Hans Hoffmann.**

Octav.

Geheftet M. 5.—. Elegant gebunden M. 6.50.

Diese neue Erzählung **Hans Hoffmann's** reiht sich den früheren Schöpfungen des allgemein beliebten Verfassers, dessen Anhänger und Verehrerkreis von Tag zu Tag wächst, würdig an.

Wie Hoffmann's vor zwei Jahren in unserem Verlag erschienener grosser Roman,

„Der eiserne Rittmeister“, so spielt sich auch **„Landsturm“**

wieder auf ostpreussischem Boden ab und hat zum düstern historischen Hintergrunde den unglücklichen Ausgang des Napoleonischen Feldzuges gegen Russland.

Auf diesem Hintergrunde, der uns den ganzen Jammer und das namenlose Elend der vernichteten und zersprengten, fliehenden französischen Armee zeigt, entrollt sich eine fesselnde Handlung voll Spannung und voll der tiefsten seelischen Conflicte, deren furchtbare Tragik und Schärfe aber durch die bekannten humordurchwehten Episoden des Erzählers wohlthuend gemildet werden.

Drei Novellen.

Von

Marie v. Ebner-Eschenbach.

Zweite Auflage.

8°. Geheftet M. 3.—.
Elegant gebunden M. 4.—.

Parabeln, Märchen und Gedichte

von

Marie v. Ebner-Eschenbach.

Zweite Auflage.

8°. Elegant geheftet M. 4.—.
Elegant gebunden M. 5.—.

Das Erscheinen neuer Auflagen der beiden vorstehend angekündigten Werke, welche der sofort vergriffenen ersten Auflage fast auf dem Fusse folgen, liefert einen deutlichen Beweis dafür, wie **Marie von Ebner-Eschenbach** immer mehr als erste und vornehmste deutsche Schriftstellerin der Gegenwart anerkannt und geschätzt wird; der feine ästhetische Sinn der Verfasserin, ihr Seelenadel und ihre reiche, herzgewinnende Gemüthstiefe, die in allen ihren Werken zur schönsten, herrlichsten Entfaltung gelangen, müssen ihr aber auch wahre Freunde und warme Verehrer erwerben.

Berlin, im August 1892.
W. Lützowstrasse 7.

Gebrüder Paetel.

Digitized by Google

Vom October 1892 an wird erscheinen:

Einiges Christenthum.

Volksschrift [236]

zur Förderung der Bestrebungen

M. von Egidy's

und unter dessen Mitwirkung vierteljährlich herausgegeben von

Lehmann-Hohenberg,

Professor a. d. Universität Kiel.

Prospecte sind schon jetzt zu beziehen und bittet man, solche zu verlangen. Probehefte sind vom September an in allen Buchhandlungen zu haben.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften M. 2.—, Einzelheft M. —.50.

Abonnements durch **jede Buchhandlung** und **Postanstalt**, sowie direct bei dem unterzeichneten Verlage.

Verlag der Volksschrift „Einiges Christenthum",
Kiel, Falckstrasse 9.

Der Verein d. Bücherfreunde

hat soeben den 7. Band seiner Veröffentlichungen ausgegeben:

Zwei reiche Frauen. Roman v. M. von Eschen. Einzelpreis für Nichtmitgl. M. 3,—; geb. M. 3,75.

Der Verein der Bücherfreunde liefert seinen Mitgliedern jährlich 6—8 in sich abgeschlossene Werke: Romane, Novellen, allgemeinverständlich-wissenschaftliche Litteratur, zusammen etwa 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3,75; für geb. Bde. M. 4,50.

Bisher erschienen: **Todsünden,** Roman von H. Heiberg. — **Aus Mittelb. Des Kaisers fünf u. s. w.** Novellen v. R. Baron v. Roberts. **Seelen-Analysen.** Novellen von Max Nordau. **Aus Urbas Born.** Schilderungen und Betrachtungen im Lichte der heutigen Lebenserfahrung, mit vielen Abbildgn. von Dr. Th. Jaensch. **Carriere.** Roman von O. Wohlbrück. **Fliegender Sommer.** Novelletten von L. Ganghofer.

Die Mitglieder verpflichten sich für ein ganzes Jahr. Das Vereinsjahr beginnt jeweilen im Oktober. Eintritt zu jeder Zeit des Jahres. — Bereits erschienene Bände werden nachgel.

Die Geschäftsstelle: [245]
Verlagsbuchhandlung
Friedrich Pfeilstücker,
Berlin W., Bayreutherstr. 1.

Verlag von **Leopold Voss in Hamburg,** Hohe Bleichen 18.

Soeben erschien:

Vorlesungen

über die

Menschen- und Thierseele.

Von

Wilhelm Wundt. [243]

Zweite umgearbeitete Auflage.

M. 10.—, eleg. gebunden M. 12.50.

Die neue Auflage ist eine völlige Neubearbeitung des Werkes, wie sie durch die Fortschritte der Wissenschaft, deren Entwickelung wir in erster Linie gerade den Arbeiten Wundts verdanken, geboten war.

Wertvollster Beitrag eines Gliedes Bismarcks zur Zeitgeschichte seiner Heimat und

(Siehe Juliheft der Deutsch. Rundschau.)

Erinnerungen alter und neuer Zeit von **Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim.**

Metzlerscher Verlag, Stuttgart. **3. Aufl.** 2 Bände eleg. geb. M. 12.—.

Frankreich, zur Kenntnis ihrer gegenwärtigen Bestrebungen und ihrer Zustände. Ein lesenswürdiges Buch. [234]

Elegante Einbanddecken zur Deutschen Rundschau

liefert jede Buchhandlung zum Preise von M. 1.50. Ausgegeben wurden bisher solche für Band I—LXXI.

Im Verlage von **G. Pierson, Dresden** und **Leipzig,** ist soeben erschienen: [235]

Neue Märchen

von

Königsbrun-Schaup.

Preis broch. 2 Mark, eleg. geb. 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlgn.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Praeger, Ferd.,

Wagner, wie ich ihn kannte.

X, 366 S. 8°. Geh. M. 5.—, fein geb. M. 6.—.

Ein vertrauter Freund des Meisters giebt aus seinen Erinnerungen Neues und Interessantes über die Lebensschicksale Richard Wagner's und über die Entstehungsgeschichte seiner Werke.

Das Werk erscheint gleichzeitig auch in französischer und englischer Ausgabe. [239]

Soeben erschienen: [232]

Der ewige Jude in Monte Carlo.

Broch. 2 M., geb. 3 M.

Dresden u. Leipzig. Pierson's Verlag.

Demnächst erscheint:

Vor Zeiten.

Novellen

von **Theodor Storm.**

Zweite Auflage.

Geheftet M. 6.—.

Elegant gebunden M. 7.50.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Digitized by Google

In unserem Verlage erscheint im Laufe des Septembers:

Deutsch' See-Gras.

Ein Stück Reichsgeschichte

von

Vice-Admiral Batsch.

Gross-Octav. Elegant geheftet 10 Mark. Elegant gebunden 12 Mark.

INHALT:

I. Seemacht und Flottenfrage.

1. Marine-Literatur.
2. Maritime Politik.
3. Seegeltung.
4. Colonial-Schutz.
5. Deutsche See-Lust.
6. Vorgeschichte.
7. Allerhand Vorspiel.
   a. Longé und Mark.
   b. Der Schifffahrtsbund.
   c. Die Atlantische Post.

II. Die „Deutsche Flotte".

1. Von Frankfurt bis Malmö.
2. Von Malmö nach Helgoland.
   1 a. Politische Nothlage.
   2 a. Irrlichter.
   3 a. Die Schiffe.
   4 a. Lebenszeichen.
3. Die „Gefion".
4. An den Ufern der Weser.
5. Die Aera Jochmus.
6. Der Blockadebruch von Helgoland.
7. Eintretende Ebbe.
8. Die Flotte von Olmütz.
9. Wachsende Krisis
10. Zerfall der Flotten-Leitung.
11. Oldenburg und die Flotte.
12. Deutsche Flotten-Politik in Eckernförde.
13. Der „Gefion" nächster Akt.
14. Interessen-Conflikte auf der Weser.
15. Dresden, Hannover, und Ende.

Dies neue und ausserordentlich hervorragende Werk des durch seine maritim-wissenschaftlichen Arbeiten rühmlichst bekannten Vice-Admirals Batsch darf als Fortsetzung und Ergänzung zu seinem, im vergangenen Jahre bei uns erschienenen Werke: „Nautische Rückblicke" freudig begrüsst werden. Der Verfasser gibt auf Grund vorhandenen, zum Theil noch nicht bekannten Aktenmaterials eine Geschichte der deutschen Flottenbewegung. „Es soll erzählt werden" — so lauten seine eigenen Worte —, „wie und auf welch' schwierigem, dornenvollen Wege Deutschland zu seiner Flotte kam, wie ein hohenzollernscher Fürst sein Leben daran gesetzt hat, die Keime zu stärken, zu pflegen und zu erhalten, wie die Mächte des Widerstandes auch die Hilfe der Besten des Volkes zu vernichten drohten, und wie es schliesslich doch gelungen ist, auch in diesen Bestrebungen dem wahren Besten zu seinem Rechte, ja sogar — verhältnissmässig — zu recht leidlichem Gedeihen zu verhelfen."

Im ersten Abschnitte demonstrirt der Vice-Admiral die Unentbehrlichkeit einer Kriegsflotte in Deutschland und ihre hohe Bedeutung im Kriege, bricht dann warm und beherzt eine Lanze für unsere colonialen Bestrebungen und berichtet endlich die geschichtlichen Ereignisse von 1848, soweit sie auf die Gründung einer deutschen Flotte Bezug haben. Der zweite Abschnitt entrollt dann ein fesselnd geschriebenes Bild der ganzen Flottenbewegung, ihre Gründung im Revolutionsjahre 1848 nach langem, erbittertem Widerstande und ihrer bereits vier Jahre später erfolgten traurigen Auflösung und schmachvollen Verstelgerung. Das Werk darf als ein werthvoller Beitrag, nicht nur zur Marine-Literatur, sondern auch zur gesammten politischen Geschichte betrachtet werden und begegnet gewiss in weitesten Kreisen lebhafter Beachtung und Anerkennung.

Berlin, August 1892.
W. Lützowstrasse 7.

Gebrüder Paetel.

Aus einer längeren Besprechung der „Nautischen Rückblicke" in Nr. 145 des laufenden Jahrganges der illustr. Wochenschrift „Prometheus" seien, **um auf die hohe Bedeutung der Werke des Vice-Admirals Batsch** aufmerksam zu machen, hier nur folgende Stellen angeführt:

. . . . . Nun ist in den letzten Jahren in Deutschland ein Marinehistoriker und Seestratege mit seinen Werken „Admiral Prinz Adalbert von Preussen" und Nautische Rückblicke" an die Oeffentlichkeit getreten, die von einer so grossartigen Meisterschaft sind, dass das Ausland und insbesondere die sachkundigen Engländer und Franzosen uns um den Verfasser beneiden werden, noch ehe man im grossen deutschen Publikum . . . . . die ganze Tragweite der seemännischen Lehren dieses hervorragenden Manns überhaupt verstehen wird. Admiral Batsch war stets das Ideal jedes ernststrebenden Seeofficiers; die Spuren seines thatkräftigen Wirkens sind noch heute, nachdem er selbst beinahe ein Jahrzehnt aus dem Dienst getreten, in fast allen Zweigen des Marinebetriebs zu sehen. . . . . .

In seinem neuesten Werke ist jedes Wort eines Admirals würdig. Batsch's streng sachlige Behandlung der wichtigsten strategischen Probleme und nautischen Streitfragen ist von einer heutzutage recht seltenen Ueberzeugungskraft, wie sie nur eine vertiefte Kenntniss der Berufswissenschaft im Verein mit ausgeprägter Wahrhaftigkeit zu geben vermag. Er schreibt dabei keineswegs allein für den Fachmann, vielmehr für jeden denkenden Deutschen, welcher den guten Willen hat, sich über die Bedeutung einer Seestreitkraft und der zahlreichen damit verknüpften Fragen sachlich aufklären zu lassen. . . . . .

Im Interesse der deutschen Nation kann das Studium von Batsch's Werk jedem ernsten Manne, insbesondere unseren Volksvertretern, nicht dringend genug angerathen werden. Mancher Missgriff, der nur eine Folge mangelnder Sachkenntniss gewesen, würde dann in Zukunft vermieden werden. . . . . .

Digitized by Google

***Lebens- und Pensions-Versicherungs-Gesellschaft „Janus" in Hamburg.** Dem Bericht der Direktion an den Verwaltungsrath über das Geschäftsjahr 1891 entnehmen wir das Folgende: „Die Ergebnisse des Jahres 1891 haben sich wiederum in ganz befriedigender Weise gestaltet. Wenn der Zugang an neuen Anträgen die Ziffer des Vorjahres nicht voll erreichte, so stellte dagegen die Gesammtsumme der zum definitiven Abschluss gelangten Versicherungen sich höher. — Der Verlauf der Sterblichkeit wurde wiederum ungünstig beeinflusst durch die auch in 1891 andauernde Influenza-Epidemie, welche für sich und ihren Folgekrankheiten allein uns in 35 Sterbefällen eine Ausgabe von 74250 Mk. verursachte. Die Todesursachen waren in 17 Fällen auf acutes und chronisches Lungenleiden, in 3 Fällen auf Nierenleiden, in 4 Fällen auf Herzschlag und in 11 Fällen auf Altersschwäche zurückzuführen.

Die geschäftliche Bewegung ergab folgendes summarische Resultat: Lebensversicherungs-Branche: Es gingen ein an neuen Anträgen 3492 über 10839475 Mk. Versicherungssumme, von denen 3043 auf 9264840 Mk. lautend Annahme fanden. Nach Abzug der durch Sterbefälle, Versicherungsablauf, Rückkauf und Nichtprolongation ausfallenden Versicherungen verblieb am Schlusse des Rechnungsjahres 1891 ein Bestand von 86420545 Mk. Versicherungssumme. Pensions-(Renten-)Versicherungsbranche: Der Zugang an neuen Kapitaleinlagen bezifferte sich auf 667151 Mk. 12 Pf. für sofort beginnende Renten, der Betrag der später zahlbaren Pensionen stieg auf 34998 Mk. Zinsen-Einnahme: Dieselbe hob sich auf 1071848 Mk. 3 Pfg. Die Sterblichkeit, bei der im Allgemeinen ein höherer Durchschnitt in der Versicherungssumme sich herausgestellt, ergab folgende Zahlen: Dieselbe betrug 500 Personen mit einer Versicherungssumme von 1456040 Mk., während rechnungsmässig zu erwarten waren 509,001 und 1402259 Mk. 46,8 Pfg. Summe; sie blieb demnach mit 9,001 Personen unter der Erwartung, überstieg diese dagegen in der Summe um 53780 Mk. 53,7 Pfg. An den zur Deckung der Sterbefallzahlungen verfügbaren Mitteln ergab sich eine Ersparniss von 25277 Mk. Das Gewinn- und Verlust-conto ergiebt pro 1891 einen Ueberschuss von 313045 Mk. 77 Pfg., dementsprechend wir die Vertheilung einer Dividende von a) 20% auf die reine Prämie der am Schlusse des Jahres 1889 mit Anspruch auf Gewinnantheil bestandenen Versicherungen, b) 350 Mk. pro Aktie auf den Baareinschuss in Vorschlag bringen, während restliche 33257 Mk. 71 Pfg. der Extrareserve zu überweisen wären.

Die Gesammt-Reserven sind von 1250060 Mk. 55 Pfg. auf 25159923 Mk. 79 Pfg. gestiegen. — Von denselben kommen 18690423 Mk. 72 Pfg. auf Prämienreserve der Lebensversicherung, 5020753 Mk. 98 Pfg. auf Reserve der Pensionsversicherung, 997738 Mk. 38 Pfg. auf Gewinn-, 91014 Mk. 71 Pfg. auf Extra-Reserve und 360000 Mk. auf Kapital-Reserve.

Die **echte Trossinger Konzert-Mundharmonika** hat auf dem Gebiete der Musikinstrumente eine unglaublich schnelle Verbreitung gefunden. Der verhältnißmäßig billige Preis ermöglicht es auch dem weniger Bemittelten, sich eine **echte Trossinger Konzert-Mundharmonika** anzuschaffen, an der er unbezahlbares, dauerndes Vergnügen haben wird. — Wir verweisen auf die Firma **C. F. Miether**, Musikwerke, **Hannover**, als Bezugsquelle dieses reizenden Instruments.

Demnächst erscheint:

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht."

Novellen

von **Ossip Schubin.**

Dritte Auflage.

Geheftet M. 4.—. Elegant gebunden M. 5.50.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

La livraison d'*août* de la **Bibliothèque Universelle** contient les articles suivants:

I. **La langue russe et l'expansion des langues slaves**, par M. *Louis Leger.*
II. **Cœurs lassés.** Nouvelle, par M. *T. Combe.*
III. **A travers la littérature anglaise contemporaine. Les romans**, par M. *Auguste Glardon.* (Troisième partie.)
IV. **Noëlle.** Roman, par M. *Henri Warnery.* (Quatrième partie.)
V. **Au cœur du Caucase.** Notes et impressions d'un botaniste, par M. *Emile Levier.* (Troisième partie.)
VI. **Scènes de la vie russe. Méprise** de M. *Nemirovitch Dontchenko.*
VII. **Chronique parisienne**
Le prince d'Auvec, comédie, par M. Henri Lavedan. — La noblesse et l'opinion publique. — Les attaques contre l'aristocratie, en France et hors de France. — La franc-maçonnerie en 1892. — Livres nouveaux. — Réconciliation du darwinisme et de la religion.
VIII. **Chronique italienne.**
En villégiature. — Cavour journaliste et écrivain. — La politique de Léon X. — De San Martino à Mentana. — Une leçon de gymnastique donnée aux jeunes filles. — Les livres.
IX. **Chronique allemande.**
Une réforme sociale. — L'exposition universelle allemande, ses adversaires et ses partisans. — Une cause célèbre: le procès de Cleves et les meurtres rituels des juifs.
X. **Chronique anglaise.**
Catastrophe du *Mont-Blanc.* — Les élections générales. — Nos théâtres. — La sculpture à l'exposition de l'Académie royale. — *Chantsjacobites.*
XI. **Chronique suisse.**
L'*Utopie* de M. Charles Secrétan. — T. Combe: *Aux femmes riches.* — Le père de Vinet. — La question du théâtre. — *Autour des Alpes.* — *Conte d'amour.* — La saison des fêtes: le tir fédéral, les fêtes de Bâle.
XII. **Chronique scientifique.**
Les trépidations des bateaux à vapeur. — Navigation électrique. — Les moteurs à vent. — Suppression du roulis. — Nouvelle victoire du canon. — La torpille Sime. — Les tramways électriques. — Soudure des rails. — Locomotive électrique. — Les voies ferrées du globe. — Transport de la force. — Eclairage des voies ferrées. — Le cryptophone. — Le piano électrique. — Concentration de l'éther. — Photochromographie. — Le labo rage à la vapeur. — Alpenstock-aucre.
XIII. **Chronique politique.**
La température. — Catastrophes et épidémies. — Les élections anglaises et leurs conséquences. — Le tir fédéral à Glaris. — La fin des négociations commerciales.
XIV. **Bulletin littéraire et bibliographique.**

Digitized by Google

HANS BLUM'S

neuester socialer Roman

aus der Gegenwart

„JUVALTA“

Zwei Bände.

Geheftet M. 12.—. Eleg. geb. M. 15.—.

gelangt Anfang October bei uns zur Ausgabe.

Auf persönliche Anregung Conrad Ferdinand Meyer's, seines Freundes und Gönners, bringt Hans Blum, der viel gelesene und hochgeschätzte Kriminal-Schriftsteller, einen neuen Roman, betitelt »Juvalta«, der sich auf der Grundlage eines ergreifenden Vorfalles aus der eigenen Praxis des Verfassers aufbaut. Der Roman behandelt die socialen Probleme der Gegenwart auf dem historisch-politischen Hintergrunde der durch die gewaltigen, glorreichen Siege der siebziger Jahre errungenen und gefestigten deutschen Einheit. Juvalta ist der rhätisch-bündnische Name der Heldin, einer schönen, leuchtenden Frauengestalt, welche im Mittelpunkte der Geschehnisse steht. Plastische Gestaltungskraft, psychologische Vertiefung und eine musterhafte Eleganz der Sprache zeichnen auch dieses Werk des bewährten Autors in hohem Grade aus; ein reicher Leserkreis wird ihm daher nicht fehlen.

Berlin W., im August 1892. **Gebrüder Paetel.**
Lützowstrasse 7.

Digitized by Google

Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung.
Alle Freunde und Consumenten echter Hunyadi János Quelle werden gebeten, in den Depôts stets ausdrücklich

Saxlehner's Bitterwasser

zu verlangen und darauf zu sehen, ob Etiquette und Kork die Firma **„Andreas Saxlehner"** tragen. [231]

Meister's 1887er Fronsac Rm. 250
Meister's 1887er St. Emilion Rm. 350
Meister's 1887er Pomerol Rm. 450
per Oxhoft, 300 Flaschen haltend, franco Transport und Zoll in ganz Deutschland. Aufträge an **Wilhelm Meister** in **Libourne** bei **Bordeaux.** Proben gratis und franco. [242]

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen- und Steinleiden,** bei **Magen- und Darmkatarrhen,** sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht** u. s. w. Wasser genannter Quellen kommt stets in frischer Füllung zur Versendung; in 1891 waren es über 671,000 Flaschen. Anfragen über das **Bad,** über Wohnungen im **Badelogierhause** und **Europäischen Hofe** erledigt: **Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft.** [237]

Rheinau, **Wasserheilanstalt bei Bendorf-Coblenz** am Rhein. Aeltestes und bestrenommirtes **Sanatorium** für **Nervenleidende.** Auch verwöhnten Ansprüchen genügend. [241]
Dirig. Arzt: **Dr. Albrecht Erlenmeyer.**

Demnächst erscheint:

Verdorben zu Paris.

Roman in 2 Bänden
von
Hans Hopfen.
Zweite Auflage.
Geheftet M. 9.—.
Elegant in 2 Bände gebunden M. 12.—.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in **Berlin** W.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [230]

Neu! **Echte Trossinger Konzert-Mundharmonika** (gesetzlich geschützt) mit feinsten unzerbrechlichen **Patent-Stimmen,** 96 Töne, 4 Messingplatten, 4 Nickeldecken, rein und leicht spielend. Musik wunderbar schön (Ladenpreis Mk. 4.—). Vers. franko f. Mk. 2.80 (auch Marken). **O. C. F. Miether,** Musikwerke, **Hannover.** Wiederverkäufer überall gesucht. [238]

Verlag v. Gebr. Paetel in Berlin.
Grübeleien
eines Malers
über seine Kunst.
Von **Otto Knille.**
Octav. Preis geheftet 3 Mark.

Digitized by Google

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Demnächst erscheinen bei uns:

Die Stunde kommt!
Eine Erzählung
von
Georg Bormann.
Geheftet M. 4.—. Elegant gebunden M. 5.50.

Das blaue Buch.
Novellen
von
Adalbert Meinhardt.
Geheftet circa M. 3.—. Eleg. gebunden circa M. 4.50.

„Ueberall Dasselbe."
Novellen
von
Villamaria.
Geheftet M. 4.—. Elegant gebunden M. 5.50.

Obige Werke dreier bewährter Autoren werden gewiss rasch in den weitesten Leserkreisen freundliche, herzliche Aufnahme finden. — Georg Bormann's Erzählung: »Die Stunde kommt!« schildert in ergreifenden Tönen das alte Lied von verlorener und wiedergefundener Liebe, die mit elementarer Macht doch endlich alle Schranken siegreich überwindet. Die Handlung ist eine im höchsten Grade spannende und fesselnde; die Charaktere sind mit scharfen Umrissen gezeichnet, ihre psychologische Durcharbeitung darf geradezu vortrefflich genannt werden. Sind Adalbert Meinhardt's, des hochgeschätzten und vielgelesenen Autors, Novellen in Bezug auf Form und Inhalt gleich musterhaft, so wirken die Erzählungen von Villamaria besonders durch zarte Empfindung und stimmungsvolles Colorit.

Berlin W., im August 1892.
Lützowstrasse 7.

Gebrüder Paetel.

Litterarisches Preisausschreiben.

Wiederholte und dringende Aufforderungen aus schriftstellerischen Kreisen veranlassen uns, im Einverständnis mit den Herren Preisrichtern und dem Herausgeber der biographischen Bibliothek „Führende Geister", Herrn Dr. A. Bettelheim, für unser Preisausschreiben vom Juli 1891 [244]

den Einsendungstermin auf den 1. April 1893

und dem entsprechend den Termin für die Verkündigung der Preise auf den **1. Oktober 1893** hinauszuschieben.

Da uns wiederholt ausgesprochen worden ist, daß der von uns angesetzte Zeitraum von $1^1/_4$ Jahr, insbesondere für die Bearbeitung einer Goethe-Biographie, zu kurz bemessen sei, so glaubten wir, im Interesse der Sache uns zu einer Verlängerung dieses Zeitraums entschließen zu sollen.

Indem wir zugleich für das außerordentlich rege Interesse, welches unserem Preisausschreiben von allen Seiten entgegengebracht worden ist, verbindlichst danken, sind wir zu jeder weiteren Auskunft jederzeit gern bereit.

Dresden, im Juli 1892.
Grunaerstr. 1.

L. Ehlermann.

Meyer's Conversations-Lexicon, neueste Auflage. 16 elegante Halbfrzbde. 85 Mark statt 160 Mark.

Brockhaus' Conversations-Lexicon, neueste complette Aufl. 16 eleg. Halbfrzbde. 60 Mark statt 152 Mark.

Schlosser's Weltgeschichte, 19 elegante Bände mit vielen Karten und Abbildungen. 65 Mark statt 102 Mark, und andere grössere Werke, wie Brehm's Thierleben, allgem. Naturkunde (Fortsetz. zu Brehm) etc. in billigen Gelegenheitsexemplaren stets vorräthig. [233]

Einrichtung u. Vervollständ. v. wissenschaftl. u. and. Bibliotheken.

Lederer (Franz Seeliger), Berlin, Kurstr. 37 (gegr. 1851).

Antiquar.-Kataloge verschiedener Wissenschaften gratis und franco.

Für Schriftsteller

u. s. w.

Wir übernehmen Werke und Zeitschriften jeder Art für eigene Rechnung oder commissionsweise. [240]

Schweiz, Verlags-Druckerei BASEL.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in **Berlin**.

Der Kanzler von Florenz.

Von

Hans Blum.

Octav-Format. Geh. M. 6,—. Eleg. geb. M. 7,50.

Kein Geringerer wie Conrad Ferdinand Meyer hat diesem Roman, dessen Widmung er angenommen, bereitet Lob gespendet, und derselbe verdient dies in vollem Maße, denn auf farbig gezeichneter historischer Grundlage baut sich ein fesselndes Zeit- und Culturbild auf, in dessen Mitte die beherrschende Gestalt Niccolo Machiavelli's steht, des geistesgewaltigen Florentiners, in welchem sich die seltsamsten Gegensätze paarten: unbeugsamer Freiheitsstolz mit scheinbar verwerflichster Tyrannendienerei, höchster und edelster Aufschwung der Seele mit frechem Spott über die heiligsten Dinge.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Hochwichtige Neuigkeit!

Im Verlage von
Gebrüder Paetel in Berlin erscheint binnen Kurzem:

1688—1840 BERLIN 1688—1840

Geschichte des geistigen Lebens der preussischen Hauptstadt.

Von **Ludwig Geiger.**

Erster Halbband.

INHALT:

I. Die Begründung. (1688—1713.)
1. Friedrich d. Erste und Sophie Charlotte.
2. Hofdichter und Hoffeste.
3. Religiöse Bewegung.
4. Entwickelung der Wissenschaft.
5. Blick auf die Entwickelung der Kunst.

II. Die eiserne Zeit. (1713—1740.)
6. Der neue Herr.
7. Religiöse Zustände.
8. Wissenschaft und Litteratur. Theater und Kunst.
9. Sittlich-ökonomische Zustände.

Gross-Octav. Subscriptionspreis: Geheftet Mark 6,—. (Eine Preiserhöhung nach Vollendung des auf 2 Bände berechneten Werkes bleibt vorbehalten!)

Das ganze Werk ist auf 2 Bände = ca. 75—80 Druckbogen Umfang berechnet.
Der zweite Halbband erscheint im November dieses Jahres, der zweite (Schluss-)Band im Laufe des Jahres 1893.

Mit hoher Freude muss das angekündigte Werk des weithin rühmlichst bekannten Litteraturhistorikers Ludwig Geiger begrüsst werden, das, vollständig aus den Quellen gearbeitet, eine Darstellung der Geschichte des geistigen Lebens der preussischen Hauptstadt Berlin in den Jahren 1688—1840 geben soll und wohl geeignet ist, für die unergründlichen, durch und durch parteiischen Werke über Berlins litterar- und culturgeschichtliche Entwickelung, die wir bisher besitzen, trefflichen Ersatz zu bieten. Der demnächst erscheinende erste Halbband schildert die Zeit von der Gründung unserer jetzigen Reichshauptstadt bis zum Regierungsantritte Friedrichs des Grossen. In geistvoller Weise und anregender Form macht uns der Verfasser mit den Resultaten seiner umfassenden und tiefgehenden Forschungen auf dem Gebiete des gesammten geistigen Lebens der alten Hauptstadt jener Jahre bekannt. Litteratur- und Culturgeschichte finden naturgemäss in erster Reihe Berücksichtigung, und es ist ein wahrer Genuss, den hochgelehrten Verfasser über Literatur, Theater und Schulen, über öffentliche Anstalten, das Wachsthum der Stadt, Fabriken und Handelsthätigkeit fesselnd und anziehend berichten zu hören. Der deutschen Litteratur- und Culturgeschichte erwächst in dem Werke Geiger's, dessen Abschluss im nächsten Jahre erfolgen wird, ein glänzender und höchst schätzenswerther Beitrag.

Berlin W., im August 1892.
Lützowstr. 7.

Gebrüder Paetel.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. — Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg. — Für den Inseratentheil verantwortlich: Albert Vidal in Berlin.

Digitized by Google

An unſere Leſer.

Mit dem vorliegenden Hefte für September ſchließt der achtzehnte Jahrgang, und mit dem Octoberhefte werden wir den neunzehnten Jahrgang der „Deutſchen Rundſchau“ beginnen. Unverändert, wie bisher, bleiben die Grundſätze, nach denen dieſe Zeitſchrift während ſo vieler Jahre geleitet worden iſt, und unaufhörlich werden wir beſtrebt ſein, das Programm, welches für ihre Begründung maßgebend war, einer immer größeren Vollendung entgegenzuführen. In gleichmäßiger Berückſichtigung der ſchönen Literatur und der Wiſſenſchaften, unterſtützt von deren vornehmſten Vertretern, unternimmt es dieſe Zeitſchrift, das geiſtige Leben unſerer Nation in ſeinem geſammten Umfang zum Ausdruck zu bringen. Sie vermeidet es, ſich in den Streit der Parteien zu miſchen; aber dennoch bilden die großen Fragen, von denen die Gegenwart bewegt wird, ihren eigentlichen Gegenſtand, nur daß ſie verſucht, in ruhiger Erörterung den feſten Punkt nachzuweiſen und zu behaupten, der in politiſcher Hinſicht durch den Reichsgedanken, in äſthetiſcher durch die Ueberlieferungen unſerer Claſſiker unverrückbar gegeben iſt. Was dem Frieden der Völker dient und die Wohlfahrt aller Claſſen unſeres Vaterlandes, die ſittliche wie die materielle, zu fördern geeignet ſcheint, wird in dieſen Blättern ſtets eine gute Statt finden; und eben ſo ſtreng von ihnen ausgeſchloſſen ſein, was den entſtellenden Zug der Uebertreibung, der Gehäſſigkeit und Verfolgungsſucht trägt. Die ſchöne Humanität und reiche Bildung unſerer Nation iſt ein Schatz, in deſſen Beſitz ihre edelſten Geiſter ſich einig wiſſen; in Gemeinſchaft mit dieſen ihn wahren und mehren zu helfen, das iſt jederzeit Aufgabe der „Deutſchen Rundſchau“ geweſen, und iſt es heute mehr, als je.

Digitized by Google

Wir eröffnen den neuen Jahrgang mit der Erzählung:

Das edle Blut. Von Ernst von Wildenbruch.

Hieran schließt sich die Novelle:

In der Geisterstunde. Von Paul Heyse,

und die Erzählung

Glaubenslos von Marie von Ebner-Eschenbach.

Von den weiter vorliegenden Beiträgen zur wissenschaftlichen, Memoiren- und Reiseliteratur erwähnen wir:

Zur amerikanischen Jubelfeier. Von Prof. Dr. Karl von den Steinen.

Chicago. Von Prof. Dr. E. Reyer.

Der Montblanc. Von Prof. Dr. Paul Güßfeldt.

Botanische Streifzüge an der Riviera. Von Prof. Dr. Eduard Strasburger.

Französische Colonialpolitik sonst und jetzt. Von ***

Aus Karl Friedrich Reinhard's Leben: Am Hofe König Jerome's (1808—1813). Von Dr. W. Lang.

Florenz und Dante. Von Dr. Otto Hartwig.

Inschriften als Quellen für die griechische Geschichte. Von Prof. Dr. G. Busolt.

Neue Schiller-Briefe. Aus Ernst und Charlotte Schimmelmann's Briefwechsel mit Schiller und dessen Gattin. Mitgetheilt von Louis Bobé.

Robert Schumann's Schriften. Von Prof. Dr. Philipp Spitta.

Ferner erhält jedes Heft eine literarische Rundschau (mit Beiträgen von Prof. Dr. Herman Grimm, Prof. Dr. A. Hausrath, Prof. Dr. F. X. Kraus, Prof. Dr. Erich Schmidt, Prof. Dr. Ant. E. Schönbach u. A.), in welcher die wichtigeren Neuigkeiten der deutschen und auswärtigen Literatur besprochen werden; und eine politische Rundschau, welche die gedrängte Chronik des Monats giebt. Eine Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau faßt die Bewegungen auf diesem Gebiet in vierteljährlichen Ueberblicken zusammen. Den Berliner Theatern endlich und der dramatischen Production im Allgemeinen widmet Karl Frenzel regelmäßige Berichte.

Möge dieser Jahrgang die Bande befestigen, welche zwischen unseren Lesern und der „Deutschen Rundschau" längst bestehen und ihr in den weiten Kreisen derer, die den gleichen Anschauungen huldigen, neue Freunde gewinnen.

Berlin, im August 1892.

Die Verlagsbuchhandlung: Gebrüder Paetel.

Der Herausgeber: Dr. Julius Rodenberg.

Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Achtzehnter Jahrgang. Heft 12. September 1892.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam,** Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen,** Karl Wilberg. — **Basel,** Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston,** Carl Schoenhof. — **Budapest,** C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires,** Jacobsen Libreria. — **Bukarest,** Sotschek & Co. — **Chicago,** Koelling & Klappenbach. — **Christiania,** Cammermeyers Boghandel. — **Cincinnati,** The A. E. Wilde Co. — **Dorpat,** Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt,** Herm. Michaelis. — **Konstantinopel,** Otto Keil. — **Kopenhagen,** Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool,** Charles Scholl. — **London,** Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan). Trench, Trübner & Co. Limited. Williams & Norgate. — **Luzern,** Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon,** H. Georg. — **Mailand,** U. Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo,** L. Jacobsen & Co. — **Moskau,** J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel,** Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. — F. Furchheim. — **New-York,** Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa,** Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris,** G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Lieweg. — **Petersburg,** Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia,** E. Schaefer & Koradi. — **Pisa,** Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre,** A. Mazeron. — **Reval,** Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga,** J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro,** Lammert & Co. — **Rom,** Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam,** W. J. van Hengel. — **San Francisco,** Jr. Wilh. Barthaus. — **Santiago,** Carlos Brandt. — **Stockholm,** Samson & Wallin. — **Tannuba** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis,** G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso,** C. F. Niemeyer. — **Warschau,** E. Wende & Co. — **Wien,** Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- & Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Univ.-Buchh. — **Yokohama,** H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich,** C. M. Ebell. — Meyer & Zeller. — Albert Müller (Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment).

Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben von Julius Rodenberg. — Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Erscheint in Monatsheften von 10 Bogen = 160 Seiten gr. 8° am Ersten eines jeden Monats; der Eintritt in das Abonnement kann mit jedem Hefte erfolgen.

Abonnements-Aufträge übernehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie jedes Postamt und die unterzeichnete Expedition.

Probe-Hefte sendet jede Buchhandlung zur Ansicht; dieselben sind auch gegen Einsendung von 20 Pfennig in Briefmarken gratis von der Expedition zu erhalten.

Insertions-Aufträge werden von den bekannten Annoncen-Expeditionen zum Originalpreise, sowie von der unterzeichneten Expedition entgegengenommen.

Abonnementspreis:

Vierteljährlich 6 Mark.
(Preisliste des Kaiserlichen Postzeitungsamtes pro 1892 Nr. 1667.)
Von der Expedition direkt unter Kreuzband bezogen:
Vierteljährlich 6 Mark 60 Pfennig in Deutschland und Oesterreich-Ungarn, im Weltpostverein 7 Mark 20 Pfennig.

Insertionspreis:

40 Pfennig für die 3-gespaltene Nonpareille-Zeile.

1/12	Seite	10 Mark.
1/6	„	18 „
1/4	„	25 „
1/3	„	34 „
1/2	„	50 „
1	„	80 „

Die Expedition der „Deutschen Rundschau“
(Gebrüder Paetel)
in Berlin W., Lützowstraße 7.

Inhalts-Verzeichniß.

September 1892.

		Seite
I.	Frauenrecht. Novelle von Karl Frenzel. VII/IX. (Schluß.)	321
II.	Von unserm Historischen Institut in Rom. Von Max Lenz	361
III.	Die neueren Phasen der türkischen Politik. Von einem Freunde des Orients. II.	380
IV.	Ueber Wechselwirkungen im lebendigen Organismus. Von Eduard Strasburger	415
V.	Die Begriffe ein Spiegel der Zeit. Von Rudolf Eucken	435
VI.	Die Jubiläumsfeier der Universität Dublin. Von Albert M. Zeltz	451
VII.	Die Musik- und Theaterausstellung in Wien. Von Sigmund Schlesinger	456
VIII.	Politische Rundschau	467
IX.	Brehm's Thierleben	473
X.	Literarische Notizen	475
XI.	Literarische Neuigkeiten	477
XII.	Inserate.	

Dringend

wird ersucht, alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke **nicht** an den Herausgeber persönlich, oder in dessen Privatwohnung zu senden, sondern **ausschließlich und allein:**

An die Redaction der „Deutschen Rundschau“,
Berlin W., Lützowstr. 7.

Eine Besprechung kann nicht gewährleistet werden, doch wird jede Neuigkeit ihrem vollen Titel nach — unter Hinzufügung der Verlagsfirma, des Verlagsortes ꝛc. — nach Eingang in der monatlichen Biographie aufgeführt.

Digitized by Google

VERLAG VON GEBRÜDER PAETEL IN BERLIN.

Vor Kurzem erschienen:

Orientalische Skizzen.

Von

Theodor Nöldeke.

Gr. 8vo. Geheftet 7 Mark. Elegant gebunden 9 Mark.

Inhalt: 1. Zur Charakteristik der Semiten. 2. Der Korân. 3. Der Islâm. 4. Der Chalif Mansûr. 5. Ein Sklavenkrieg im Orient. 6. Jakûb, der Kupferschmied, und seine Dynastie. 7. Syrische Heilige. 8. Barhebraeus. 9. Theodorus, König von Abessinien.

Zur Musik.

Sechzehn Aufsätze

von

Philipp Spitta.

Gr. 8vo. Geheftet 9 Mark. Elegant gebunden 11 Mark.

Inhalt: 1. Kunstwissenschaft und Kunst. 2. Vom Mittleramt der Poesie. 3. Die Wiederbelebung protestantischer Kirchenmusik auf geschichtlicher Grundlage. 4. Händel, Bach und Schütz. 5. Mariane von Ziegler und Joh. Sebastian Bach. 6. „Paris und Helena". 7. Joseph Haydn in der Darstellung C. F. Pohl's. 8. „Beethoveniana". 9. Die älteste Faust-Oper und Goethe's Stellung zur Musik. 10. Jessonda. 11. Carl Maria von Weber. 12. Spontini in Berlin. 13. Niels W. Gade. 14. Johannes Brahms. 15. Musikalische Seelenmessen. 16. Oskar von Riesemann.

In seinen „Orientalischen Skizzen" entrollt uns Theodor Nöldeke auf Grund tiefgehender Studien und Forschungen eine Anzahl reizvoll und fesselnd geschriebener Bilder aus dem Geschichts- und Culturleben der Völker des Orients, wobei er besonders zur Kenntniss der Religion und ihrer Gebräuche ein reiches, hochwichtiges Material veröffentlicht. Der hohe wissenschaftliche Werth und die vollendete Form, in der es geschrieben, sichern dem Buche des bekannten Strassburger Professors jedenfalls das allgemeinste Interesse.

In seinem Werke „Zur Musik" erfreut uns der Vorsteher der Königlichen Hochschule für Musik zu Berlin, Philipp Spitta, nachdem er in den einleitenden Capiteln in geistvoller Weise über Kunstwissenschaft und Kunst, sowie über die Mittlerrolle der Poesie zwischen Musik und bildender Kunst geplaudert, durch eine reiche Fülle hochinteressanter Mittheilungen aus dem Leben und Wirken unserer grössten und berühmtesten Tondichter. Das Buch darf wohl als ein ganz hervorragender Beitrag zur Geschichte der deutschen Musikwissenschaft betrachtet werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie durch:

Gebrüder Paetel,
Berlin W., Lützowstrasse 7.

Digitized by Google

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und Krügen :—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

"Die Beliebtheit des Apollinaris-Wassers ist begründet durch den tadellosen Character desselben."

THE TIMES, 20. *September* 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON. und REMAGEN a. RHEIN.

Pieter'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03505 2854

Digitized by Google

Digitized by Google